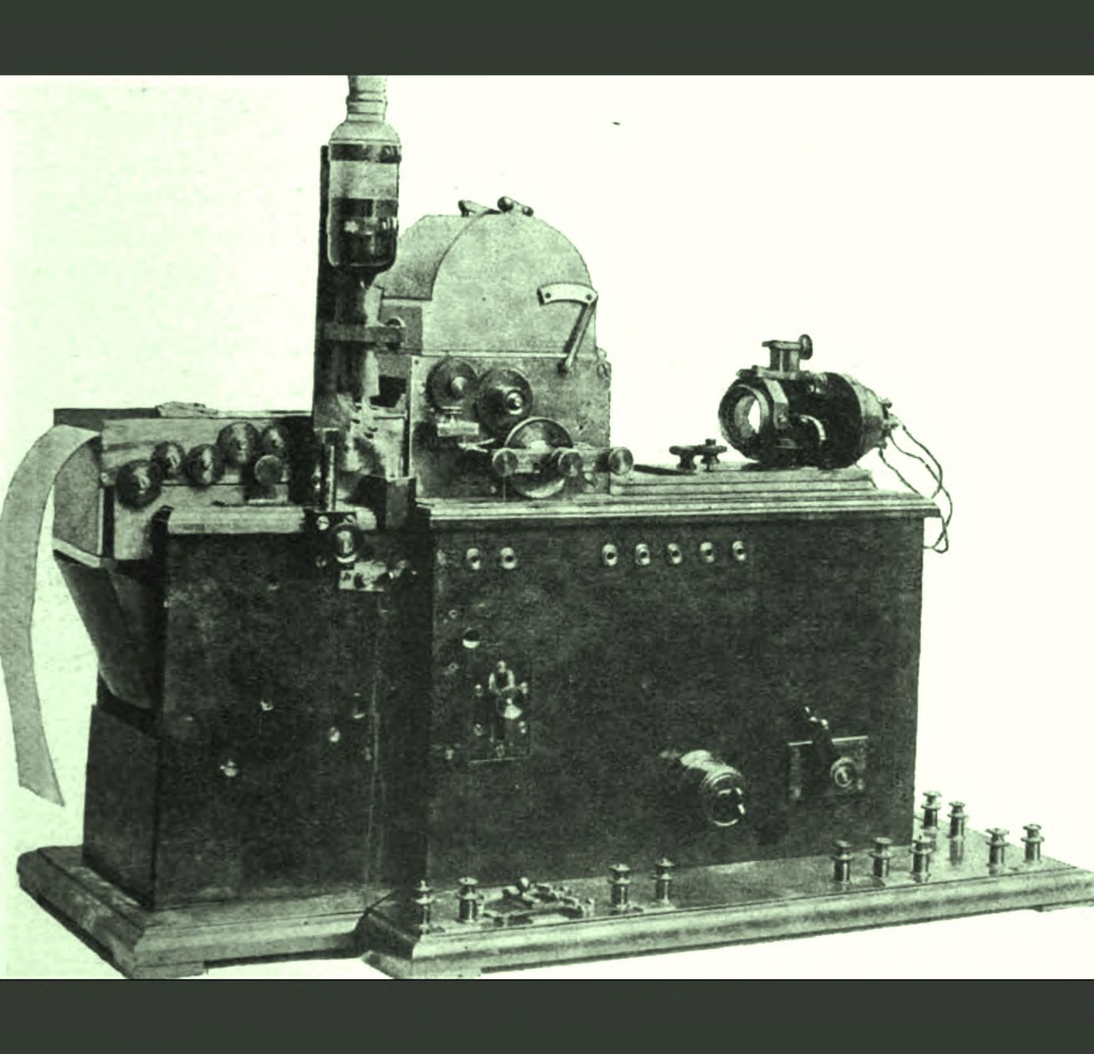
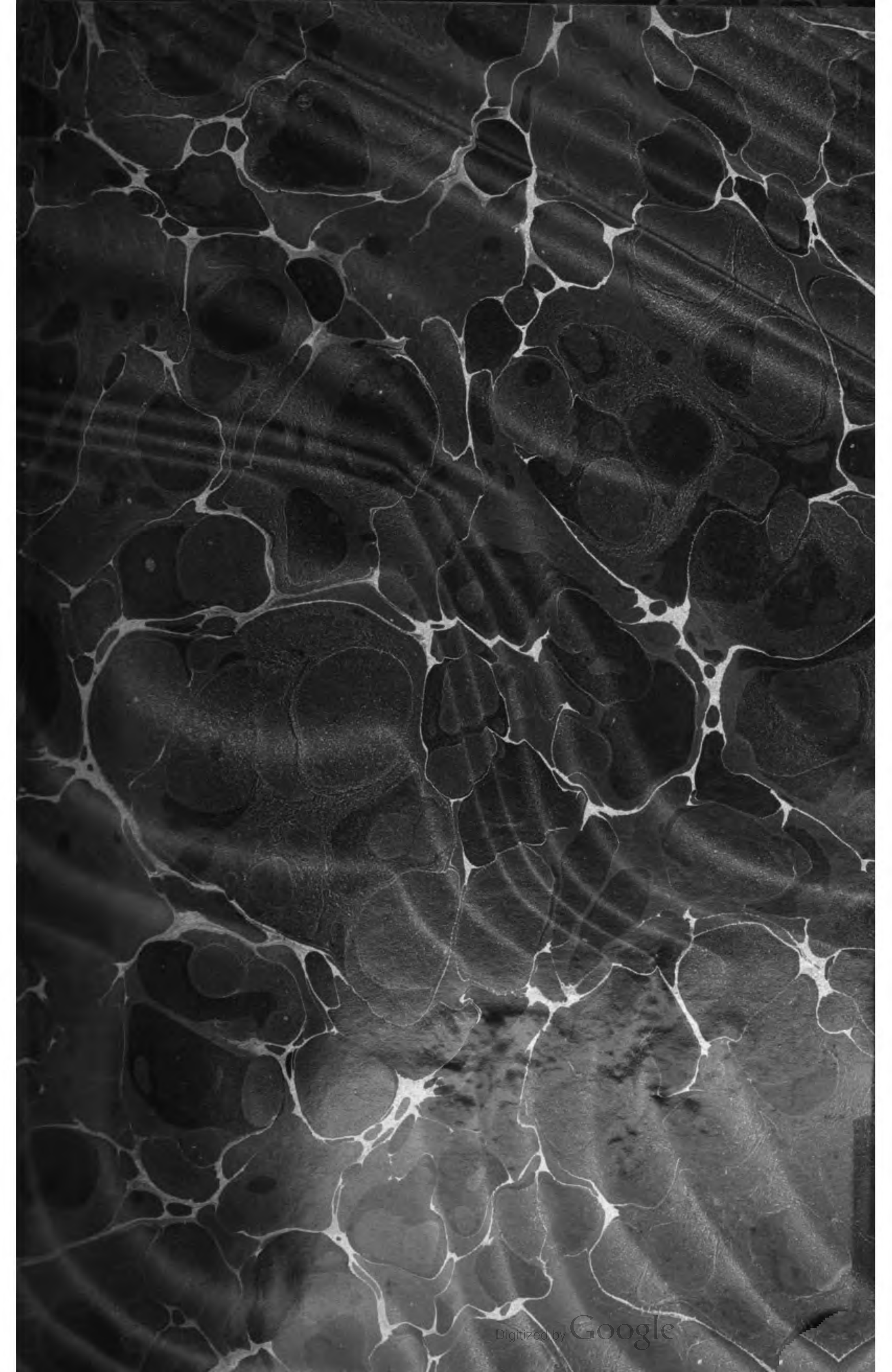


Die Kultur

Österreichische Leo-Gesellschaft


P Germ
260.2


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Zeitschrift

für

Wissenschaft, Literatur und Kunst.



IV. Jahrgang.

1902/1903.

Herausgegeben

von der

Österreichischen  Leo-Gesellschaft.

Wien und München.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

1903.

Inhalt des vierten Jahrganges.

Aufsätze.

Erzählungen.

Gedichte.

Rundschau.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Franz Schnürer.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Die trennenden und einigenden Bestrebungen in der modernen Gesellschaft.

Vortrag, gehalten in der öffentlichen feierlichen Sitzung der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Bregenz am 25. September 1902.

Von Prof. Dr. M. Straszewski.

Der aus Akragas in Sizilien stammende große hellenische Weltweise Empedokles hat bereits vor 24 Jahrhunderten den Ausspruch getan, daß der ganze Weltprozeß auf einer Verbindung und Trennung der Elemente beruhe und daß es zwei Kräfte gebe, die Liebe und den Haß, welche im ewigen Wandel diese Verbindung und Trennung bewirken. Ich beabsichtige gar nicht, mich hier in die Erörterung eines tieferen symbolischen Sinnes dieses Spruches einzulassen oder auf dessen naturphilosophische Bedeutung einzugehen, ich möchte nur andeuten, daß, was die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft anbelangt, die Worte des Empedokles wirklich eine wichtige Wahrheit zu enthalten scheinen. Betrachten wir nämlich die Entwicklung des Menschengeschlechtes, wie sich uns dieselbe im Lichte vergleichender Forschungsmethoden darstellt, so ist es nicht schwer zu entdecken, daß der ganze gesellschaftliche und kulturelle Fortschritt sich in stetem Kampfe zweier einander entgegenwirkender Gefühlsströmungen so wie zweier denselben entsprechender Bestrebungen vollzieht.

Die eine von diesen Strömungen trennt sowohl einzelne Menschen wie ganze Völker und andere Gesellschaftsgruppen, verfeindet sie unter einander und reißt sie zum gegenseitigen Vernichtungskampfe hin, während die andere sie einander nähert, mit den Banden eines gemeinsamen Mitgefühls umschlingt und zum gemeinsamen Streben hinführt. Bereits auf den Stufen niedrigster Gesittung kann man bei den Menschen Spuren gegenseitiger Annäherung beobachten. Es ist nicht wahr, was eine seit Hobbes so populäre Theorie behauptet, daß der Urzustand der Menschheit ein Kampf Aller gegen Alle gewesen. Ein derartiger Zustand, wenn er irgendwo auf Erden aufgetreten ist, war überall eine Folge des Verfalls und der Entartung, ein Urzustand

konnte er unmöglich gewesen sein. Damit der Mensch sich überhaupt als Mensch fühle, mußten hiebei bereits gewisse soziale Gefühle mitwirken.

Die auch in den Naturgesetzen begründeten Familienbande, die Sprache als gemeinsames Verständigungsmittel, der religiöse Glaube endlich, dank welchem manche Sitten und Gebräuche den Charakter der Heiligkeit gewannen, das alles verband die Menschen untereinander auch auf jenen Stufen, welche von einzelnen Forschern unrichtig als Stufen ursprünglicher Wildheit bezeichnet werden. Würden wir auf den Gedanken einiger Soziologen neuester Sorte, — die aber, beiläufig gesagt, in letzter Zeit durch Heinrich Schurtz' Arbeiten einen kräftigen Stoß erhalten haben, — eingehen, welche zu beweisen trachten, daß die sogenannte „Horde" die ursprünglichste Form menschlicher Gesellschaft gewesen, so wären wir doch gezwungen, auch im Schoße dieser Horde das Wirken gewisser die Menschen zusammenhaltender Kräfte, die ihre Existenz ermöglichten, anzuerkennen. Andererseits ist es aber auch wahr, daß, wo uns nur der Mensch in gemeinsamen Gruppen entgegentritt, sich dort auch sofort Spuren der Trennung zeigen. Im Kampfe um die Lebensbedingungen, im Kampfe ums Licht und um die Luft, um das Wasser und um die Nahrung entwickelt sich der Egoismus, die Habsucht und das Streben, dem Schwächeren die eigene Übermacht fühlen zu lassen. Infolge des Ringens mit der Natur und mit anderen Menschen steigern sich in den Seelen die Leidenschaften, so daß schließlich Alles, was die Menschen trennt und zum gegenseitigen Hasse antreibt, zu überwiegen beginnt. Erst unter solchen Bedingungen kommt dann der Kampf Aller gegen Alle zum Vorschein, überall ist er ein Zeichen des Verfalls und der Auflösung.

Hier erlaube ich mir die Überzeugung auszusprechen, daß das Geheimnis des geschichtlichen Fortschrittes gerade im größtmöglichen Gleichgewichte jener soeben erwähnten entgegengesetzten Strömungen zu suchen ist. Es wäre sogar, wie ich glaube, möglich, eine Art soziologischen Gesetzes aufzustellen und zu behaupten, daß jeder echte gesellschaftliche und kulturelle Fortschritt nur dort zum Vorscheine kommt, wo sich die Mächte der Trennung und der Einigung gegenseitig die Wage halten. — Sobald nur eine von ihnen die andere bewältigt oder gar vernichtet, ist es mit dem Fortschritt und mit weiterer Entwicklung zu Ende. Überwiegt die Trennung, siegt der Egoismus, wird jedwede Verschiedenheit auf die Spitze getrieben, dann erscheint sofort das Gespenst einer allgemeinen Anarchie, das Zusammenleben der Menschen wird unerträglich, der Verfall und die Auflösung werden zur Notwendigkeit. Von derartiger Krankheit ergriffene soziale Gruppen fallen gewöhnlich fremden Eroberern zum Opfer, die Überbleibsel werden von anderen, lebensfähigeren Organismen aufgesaugt. Nehmen dagegen die einigenden Bestrebungen end-

giltig überhand, dann kommt es allmählich zum Aussterben des Verschiedenen. Alle Seelen sinken unter ein Durchschnittsmaß, die menschliche Persönlichkeit wird immer kleiner und unter solchen Bedingungen beginnt die Erstarrung. Sie ist überall ein Merkmal alternder und zur Neige gehender Kulturen. Bis ins alltäglichste reichende und gewöhnlich ins kleinlichste ausgestaltete gesellschaftliche Formen werden hier zu einer harten, unerbittlichen Notwendigkeit und umfassen jedes Individuum wie mit eisernen Schlingen. Zerreißt derartige Bande keine von außen stammende Macht, dann können solche beinahe erstarrte soziale Gruppen sogar tausende von Jahren vegetieren. Oftmals geschah es aber, daß auch äußere Mächte die Erstarrung nicht zu überwinden vermochten, daß die Sieger der passiven Kraft der Besiegten unterlagen und selbst in Erstarrung verfielen. In solcher Weise erstarrten vor Jahrtausenden jene steinalt gewordenen Kulturen wie z. B. die ägyptische oder die chaldäische und gingen endgiltig infolge verschiedenartigster Umwälzungen zugrunde, andere wiederum wie z. B. die indische und chinesische fristen ihr Dasein bis auf den heutigen Tag. In ihren erstarrten Formen steckt eine gewaltige, zähen Widerstand leistende Riesenkraft. Ungezählte Menschenmassen scheinen zum Leben unter anderen Bedingungen gar nicht befähigt zu sein und so können jene Kulturen weder sich entwickeln noch sterben. — Nur wo das Verschiedene und das Gemeinsame, wo die Mächte der Trennung und Einigung sich gegenseitig förderud aufwiegen, nur dort gedeiht und blüht das gesellschaftliche Leben. Leider gehören Zeiten, in denen ein solch ideelles Gleichgewicht in voller Kraft zum Vorschein käme, zu den allerseltensten weltgeschichtlichen Momenten. Großer Reichtum, der eine Gesellschaft differenzierender Strömungen zu einer kraftvollen Einheit und Harmonie verbunden, — ja, das ist ein götterwürdiges Schauspiel; kommt derlei wirklich zustande, dann bietet die Weltgeschichte einen herrlichen Anblick. Auch der starrste Pessimist kann bei dessen Betrachtung den Glauben an die Menschheit wiedergewinnen!

In der gemeinsamen Erhebung aller hellenischen Stände zum Kampfe gegen die persische Übermacht haben wir ein Beispiel eines solchen geschichtlichen Dramas. Seine Majestät wird gerade von dem Umstande am prachtvollsten umstrahlt, daß eben damals unter den Griechen so viele Unterschiede bestanden, die sich alle zu einer Harmonie verbinden ließen und daß die Verschiedenheit nicht nur nicht schadete, sondern im Gegenteile die Leistungsfähigkeit noch steigerte.

Als ein zweites Beispiel könnte man die Kreuzzüge nennen. Rohe, zur Hälfte noch barbarische und sich unter einander heftig befehdende Völkerschaften des damaligen feudalen Europa haben doch, dank der Innigkeit der

religiösen Gefühle, Anstrengungen von solcher Idealität gemeinsam unternommen und dieselben auch mit solcher Hingebung für die Sache betrieben, daß der Eindruck auch trotz der Erfolglosigkeit der Kämpfe unverwischt bleibt. Kommt nun eine so beschaffene Harmonisierung menschlicher Verschiedenheiten zustande, dann erntet auch die Menschheit hiefür einen wunderbaren Lohn. Es stellt sich nämlich als Folge in solchen Fällen ein Aufblühen der Kultur, ein Aufschwung des geistigen Lebens zu nie geahnten Höhen ein. Die Kultur des fünften Jahrhundertes v. Chr. war der den Griechen zuerkannte Lohn für Alles, was sie im Kampfe mit den Persern geleistet haben, das geistige Leben des 13. Jahrhunderts war wiederum für die Völker Europas der Lohn für das, was sie in den Kreuzzügen gewollt und erstrebt hatten.

Wenden wir uns nun jetzt der Gegenwart zu und betrachten wir aus einer solchen weltgeschichtlichen Perspektive unsere heutigen Zustände, so drängt sich uns sofort die Frage auf: wie steht es denn jetzt mit diesen doppelten, sich in menschlichen Seelen bekämpfenden Strömungen? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht und zwar aus doppelten Gründen: erstens bietet unsere Gesellschaft noch ein sehr verschwommenes Bild, zweitens leben wir ja darinnen und gehören selbst dieser Gesellschaft an; es muß also das Herausheben charakteristischer Züge mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Ich will jedoch eine kurze — und freilich eben deshalb oberflächliche — Analyse versuchen, vielleicht glückt es mir dann zu einer wenigstens annähernd richtigen Synthese zu gelangen.

Die Anfänge unserer modernen europäischen Gesellschaft können bis gegen das Ende des 15. Jahrhundertes verlegt werden; zu einer vielseitigen Ausgestaltung kam es jedoch infolge der französischen Revolution erst im 19. Jahrhunderte. Die Organisation der mittelalterlichen Gesellschaft beruhte auf einer Vereinigung der noch ganz der patriarchalischen Entwicklungsstufe angehörenden Formen des germanischen Feudalismus mit christlichen Idealen. Die feudale Hierarchie umfaßte alle sozialen Gruppen, die Kirche dagegen besorgte die Funktionen eines allgemeinen, alle, sowohl differenzierende als integrierende Bestrebungen umfassenden Regulators. Alle Verhältnisse, von dem Lohne des Arbeiters angefangen bis zu den Beziehungen der Könige und Fürsten, umfaßte der alles beruhigende und belebende Einfluß der Kirche. Allmählich begannen jedoch zentrifugale Bestrebungen zu überwiegen; am allerersten trat dies in der großen Politik zu Tage. Bereits gegen Ende der Kreuzzüge sehen wir die weltlichen Machthaber, rein egoistischen Trieben folgend, antichristliche Tendenzen in der Politik zur Anwendung bringen. Im 15. Jahrhunderte kommt es endlich zu einem vollständigen Bruche zwischen der Politik und den christlichen Grundsätzen. Machiavellis Theorien

sind eben der treueste Ausdruck eines derartigen Sachverhaltes. Ein egoistischer, nur seine eigenen Machtinteressen im Auge behaltender Staat, ein Herrscher, welcher über seinem Willen nichts Höheres anerkennt, das sind die ersten modernen Formationen.

Nach der Politik kam die Reihe an die Religion. Die Politik versucht die Religion zu ihrem gefügigen Werkzeuge herabzudrücken. Es kam zur Reformation, die Anarchie in den politischen Zuständen erreichte ihren Höhepunkt und drang allmählich auch in die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Es zeigen sich an der festgefügten mittelalterlichen Organisation immer mehr Risse. Der Mittelstand und die Städte entwickeln sich zu einer mächtigen sozialen Gruppe. Die Herrscher, die immer Geld brauchten, halfen den Städtern, in der Meinung, daß es ihnen leichter werden würde zu herrschen, sobald soziale Unterschiede verwischt würden. Seit den Anfängen des 16. Jahrhundertes vollzieht sich nun in der europäischen Gesellschaft nachfolgender Prozeß: die Freiheit des Individuums wächst allmählich, dagegen verringert sich die Vorsorge gesellschaftlicher Gruppen, — das Individuum wird freier, allein das Leben auf Erden wird ihm immer schwieriger gemacht. Die Folge ist, daß der wirtschaftliche Egoismus und das Streben nach Anhäufung von Reichtümern ohne Rücksicht auf Mittel und Wege immer mächtiger auftreten. Wie in der Politik, so beginnt auch im Erwerbsleben jener Grundsatz zu gelten, welcher besagt, daß „der Zweck die Mittel heiligt". Die Theorie des Egoismus in Anwendung auf die Politik begründete, wie ich schon früher angedeutet habe, Macchiavelli; im 17. Jahrhunderte waren es Hobbes und Spinoza, welche dieselbe Theorie auf die Grundsätze der Ethik und des gesellschaftlichen Lebens überhaupt erweiterten, bis endlich Adam Smith im 18. Jahrhunderte auf derselben Grundlage sein großes System der sozialen Wirtschaft ausbaute. In solcher Weise wuchsen allmählich zentrifugale Bestrebungen sowohl in der Praxis wie in der Theorie. Nun kam die französische Revolution und befreite die menschliche Persönlichkeit von allen Banden früherer Organisationen mit alleiniger Ausnahme der staatlichen Organisation, überließ aber auch gleichzeitig das Individuum seinen eigenen Schicksalen. Die Gesellschaft wurde zu einem in dem Rahmen des Staates gestaltlosen Gemenge von „freien Atomen", denen es wohl frei stand, sich nach Belieben zu bewegen, die jedoch sofort zum furchtbaren Kampfe ums Dasein gedrängt wurden.

Als am Anfange des 19. Jahrhunderts der große wirtschaftliche Aufschwung noch in den Keimen lag und die Zahl der Menschen auf Erden noch viel geringer war, ging es noch leichter, allein das Leben begann immer schwieriger zu werden, die Bedürfnisse wuchsen rasch, das Beispiel

Anderer steigerte die Genußsucht, so daß endlich der leidenschaftliche Egoismus sich aller Gesellschaftsschichten bemächtigte. In unseren Zeiten denkt die große, die weitaus überwiegende Mehrheit der Menschen nur an sich selbst und überlegt, woher sie das Alles nehmen soll, was ihr zum Leben notwendig scheint. Die Menschen wenden sich von einander ab, da sie in ihren Mitmenschen zumeist nur Gegner sehen. Wird einem der Kampf ums Leben schwieriger, so scheint es ihm, daß, wenn andere nicht da wären, es ihm besser ginge. Derartiger Wahn wird bei vielen heutigen Menschen so mächtig, daß er die edelsten Bande lockert. Mancher, dessen Gemüt ein harter Lebenskampf verbittert, betrachtet sogar die Mitglieder seiner eigenen Familie als seine ärgsten Gegner, er muß ja um dieselben sorgen und kann nicht in Allem seiner Genußsucht fröhnen. Tag für Tag lesen wir von Beispielen gräßlicher Verrohung, hauptsächlich aus großen Städten, wo der Kampf ums Leben am schwierigsten wird. In allernächster Verbindung damit steht auch eine zweite, die Menschen trennende Macht, der Klassenhaß und der Klassenneid. Ihre Ursachen sind doppelter Natur: die Einen sind in den ungemein traurigen Erwerbsverhältnissen einer weitaus überwiegenden Zahl der Bevölkerung zu suchen, während die anderen in der Verschwendung und in der Genußsucht der Reichen liegen, die ihre oft ungeheueren wirtschaftlichen Vorräthe in unsinnigster Weise vergeuden. Wenn ein armer Taglöhner oder ein noch ärmerer Diurnist, dessen Lohn kaum zur Ernährung seiner Kinder ausreicht, die in ihren prächtigen Wagen dahin rollenden Reichen bemerkt, wenn er von dem in ihren Wohnungen und bei ihren Gelagen herrschenden Luxus hört — ist es da zu wundern, wenn das Gefühl des Neides bei ihm endgiltig die Oberhand gewinnt und er ganze Gesellschaftsschichten zu hassen beginnt? Und zwar nicht aus dem Grunde, als ob ihm Einzelne Schlimmes zugefügt hätten. Nein, er haßt sie, weil es ihm schlecht geht.

Allein es kommt heute nicht nur der Haß der Armen gegen die Reichen zum Vorschein. Auch die Reichen und die Besitzenden hassen sich untereinander. Jeder möchte noch mehr besitzen, noch mehr genießen. Damit in Verbindung stehen auch staatliche Interessen: da nämlich die Bevölkerung durch Vermittlung der von ihr gewählten Abgeordneten an der Regierung Anteil nimmt, so wird die Rivalität der produzierenden und der konsumierenden Klassen auch auf die Regierungen und Staaten überwälzt. Jeder Staat möchte für seine eigene Bevölkerung so viel als möglich zum Schaden eines anderen Staates gewinnen. Die Regierenden trachten ihre Gebiete zu erweitern, da sie dem falschen Wahne huldigen, daß mit der Erweiterung des Gebietes sich auch ihre Macht steigern und die Bevölkerung neue Erwerbsquellen finden werde. Einer der neuesten Soziologen hat diese sich immer steigernde Ländergier

der modernen Staaten als eine sehr gefährliche soziale Krankheit bezeichnet und derselben sehr sinnreich den Namen „Kilometritis" gegeben. Mag ein Staat, was sein Gebiet anbelangt, noch so groß sein, es ist ihm immer noch zu wenig, er möchte noch mehr haben. Ist in Europa nichts mehr zu erwerben, so geht man in andere Weltteile und trachtet fremde, noch wenig zivilisierte Völkerschaften zum Gegenstand einer gewinnbringenden Ausbeutung zu machen. Ein derartiger Sachverhalt steigert natürlich den Neid und den Wetteifer der Staaten untereinander, die sich mit Argusaugen beobachten. Der Neid teilt sich durch Vermittlung der Tagesblätter auch der Bevölkerung mit, so daß die Bevölkerung des einen Staates oft heftige Abneigung gegen die des anderen hegt, ohne eigentlich zu wissen warum. Diese Bemerkung führt uns zur Erörterung einer der heftigsten und traurigsten Leidenschaften unserer Zeit, die sich sonderbarer Weise von Tag zu Tag steigert und zur Entfremdung der gesellschaftlichen Gruppen das meiste beiträgt, das ist zum Nationalitätendünkel und zur nationalen Überreizung.

Unter den vielen kostbaren Eigenschaften, mit denen der allmächtige Schöpfer die menschliche Seele ausgestattet hat, gibt es keine, die, was Adel anbelangt, das Nationalgefühl übertreffen würde; sich mit einer großen Menschengruppe, mit der man die gemeinsame Abstammung, eine gemeinsame Sprache, dieselben geschichtlichen Traditionen, dieselben Sitten und Bräuche teilt, in innigster Einheit zu fühlen, Alles, was in tausenden von Erinnerungen die Vergangenheit übermittelt hat, uneigennützig zu pflegen, das Stück heimischer Erde sammt Allem, was darauf lebt und webt, mag es schön oder einförmig, fröhlich oder traurig sein, zu lieben, die heimatlichen Fluren und Wälder, die Gewässer und Berge für sein eigen zu halten — kann man sich denn ein den Menschen noch mehr veredelndes Gefühl denken? Allein dieses schönste aller Gefühle wird, wenn es ausartet, zur häßlichsten Karikatur und zum gräßlichsten Irrtum. Sobald die Mitglieder eines Volkes, statt das eigene nationale Banner hochzuhalten, sich zu dem Wahne versteigen, daß ihr Volkstum besser und edler wäre als jedes andere und einen ganz besonderen absoluten Wert besäße, daß andere Völker nur zu dem Zwecke da seien, um der stärkeren Nation im Kampfe ums Dasein als Beute zu dienen, wenn es Alles, was es selbst liebt und ehrt, einem anderen Volke wegnimmt und noch zürnt, daß der Verfolgte seine heiligsten Güter nicht freiwillig hergeben will, wenn ein Mensch auf seinen Nächsten mit Haß und Verachtung herabschaut, trotzdem ihm dieser nichts Übles getan hat, nur aus dem einen Grunde, weil er einem verhaßten Volke angehört, ja dann bilden sich wahrhaftig schreckliche Zustände heraus. Der Mensch wird einem Raubtiere ähnlich, ich wage sogar zu behaupten, daß er noch

schlechter werde — ein Raubtier stürzt sich in den meisten Fällen auf seine Beute nur dann, wenn es hungrig ist, indes von nationaler Wut ergriffene Menschen ihre Opfer überfallen, ohne selbst irgend einen Nutzen davon zu haben, oft sogar mit eigenem Schaden, da der Widerstand immer kräftiger wird. Allein den Verfolgern scheint es, daß dies ihr heiliges Recht sei, ja sie erblicken sogar darin die Erfüllung einer Pflicht, da sie sich nur zu verteidigen behaupten. Alles, was dem eigenen Volkstume dient, betrachtet man als patriotische Tat, die Pflege eigener Sprache, der eigenen Volkstraditionen, das alles ist edel, solange man es selbst treibt, wird aber zur Frechheit, zum Trotz und Übermut, wenn es Andere tun. Bei den Mitgliedern eines solchen Volkes stirbt das Gerechtigkeitsgefühl ab. Ihre Machthaber werden jenem Negerhäuptling ähnlich, welcher von einem Missionär über das Wesen der Gerechtigkeit befragt, antwortete: „Gerecht ist es, wenn ich meinem Nachbar sein Gut und seine Frauen wegnehme, dagegen ungerecht, wenn der Nachbar mir meine Frauen raubt." So sieht die Gerechtigkeit aus bei denjenigen Menschen, welche vom nationalen Dünkel und Größenwahn befallen werden. Wehe einem Staat, wehe einer sozialen Gruppe, deren Mitglieder derartigen Leidenschaften huldigen. Wohnen in irgend einem Staat oder einem Lande mehrere Völkerschaften, die von einer solchen Krankheit heimgesucht sind, dann kann man mit Recht befürchten, daß dort die zentrifugalen Kräfte endgiltig die Oberhand gewinnen und daß es wirklich zu einem Kampfe Aller gegen Alle kommt. Leider müssen wir mit Bedauern feststellen, daß der Nationalitätendünkel und die Überschätzung eigenen Volkstums zu Ungunsten Anderer bei den europäischen Völkern in der letzten Zeit im steten Wachsen begriffen ist. — Wollte man den Ursachen aller dieser Erscheinungen nachforschen, so müßte man wiederum bis zu der ursprünglichen Ausgestaltung der modernen Gesellschaft zurückgehen. Es lag im egoistischen Interesse der modernen Herrscher, bei den eigenen Untertanen den Haß gegen alles Fremde zu schüren, allein noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts war die von den deutschen großen Dichtern und Geistesheroen so hochgehaltene Idee der Humanität und der Völker-Verbrüderung sehr mächtig. Erst dem allermodernsten, zentralisierten Staat begannen die Sprachen und Sitten der Minoritäten unbequem zu werden, in weiterer Folge wurde das von einzelnen Völkerschaften bewohnte Gebiet immer enger, man begann an den Grenzen um jedes Dorf, um jedes Städtchen zu kämpfen. Wo ehemals in den Ländern mit gemischter Bevölkerung die Einwohner ruhig und einträchtig neben einander lebten und sich sogar gegenseitig ihre Kinder zum Zwecke der Sprachenerlernung anvertrauten, dort erschallen heute nur Losungsworte des Hasses. Wohl ist es wahr, daß gegenwärtig an der Entflammung nationaler Streitigkeiten das ungemein

entwickelte Zeitungswesen am meisten Schuld ist, allein auch die oft einseitig von parteiischem Standpunkte betriebene geschichtliche Forschung trägt das ihrige bei; das Wichtigste leistet jedoch die durch das eben geltende Erziehungssystem bewirkte geistige Enge. Unsere Jugend wird zur Überblickung weiter Horizonte nicht eingeübt, man prägt ihr keine Gefühle der allgemein menschlich christlichen Liebe und Gerechtigkeit ein. Die Religion und die Philosophie wird in den Schulen hintangesetzt und für deren Hauptaufgabe die Trainierung der Geister zum Staatsdienste betrachtet. Als eine weitere Folge eines solchen Systems ergibt sich auch die Steigerung der religiösen Leidenschaften in Europa. Man darf sich nicht der Täuschung hingeben, daß dies eine Steigerung und Vertiefung des religiösen Lebens bedeute. Das ist durchaus nicht der Fall. Wessen religiöses Leben sich wahrhaftig vertieft hat, der wird, mag er was immer für eine Religion bekennen, gegenüber den Bekennern anderer Religionen keinen Haß fühlen. Der religiöse Haß beginnt erst dort, wo man religiöse Gefühle zu fremden Zwecken verwerten will. Wird die Religion zum Werkzeuge in den Händen gewissenloser Politiker, werden im Interesse von Parteikämpfen Losungsworte verteilt und ein wahrhaft teuflischer Seelenraub betrieben, dann entflammen religiöse Leidenschaften und das edelste Gefühl, dessen Aufgabe es ist, die Menschen zu verbinden und zu ihrem Schöpfer hinzuführen, wird zu einer sehr gefährlichen abstoßenden Kraft. Wollten wir die Genesis dieser zentrifugalen Wirkung der religiösen Gefühle aufsuchen, dann müßten wir wiederum bis zu den Anfängen des 16. Jahrhunderts, d. i. bis zur Reformation zurückgehen. Damals wurde die Religion zum politischen Werkzeuge herabgewürdigt, zum Zwecke der politischen Macht hat man der Kirche den Gehorsam in Glaubenssachen gekündigt und den Grundsatz „cujus regio illius religio" aufgestellt. Hier liegen die Ausgangspunkte jener Bewegung, welche auch die Religion zum Springbrunnen des Hasses machte.

Das sind in allgemeinsten Umrissen dargestellt die Bestrebungen, welche die Menschen von einander abstoßen und trennen. Wenden wir uns jetzt den in entgegengesetzter Richtung wirkenden Mächten zu. Während die Entwicklung der modernen Gesellschaft alle Formen des früheren wirtschaftlichen Lebens zertrümmerte, fiel das Individuum der freien Konkurrenz zum Opfer. Man schaffte die Zünfte und die Innungen ab, man vernichtete eine Menge anderer Verbindungen, deren Mitglieder sich — sei es im Interesse der Religion oder des Standes — gegenseitig unterstützten, und setzte an die Stelle von alledem eine höchst vage rechtlich-staatliche Obsorge und Kontrolle, welche trotz allem eine sehr weitgehende Unterdrückung des Einzelnen gestattete, sobald dies nur in legaler Form geschah. Unter solchen Bedingungen begannen die

„freien Atome“ sich unter einander zu verbinden. Es kommen Zeiten der Vergesellschaftung zu wirtschaftlichen und finanziellen Zwecken. Es entstehen verschiedene Formen des sich verbindenden Kapitals und daneben — oder besser gesagt, dagegen — nicht minder verschiedene Formen der sich ebenfalls verbindenden Arbeit. Es stellen sich also zwei große Organisationen einander entgegen, die eine der Besitzenden, die andere der Arbeitenden. Beide kamen im Namen des Egoismus zustande, beide besaßen ähnliche Merkmale wie die modernen staatlichen Organismen, da sie nur durch das Streben nach Übergewicht ins Leben gerufen wurden. Gestaltete sich nun die Politik der modernen Staaten anarchisch, so nahm nicht minder anarchische Formen das Gebahren finanzieller Mächte an. Kamen weiter Versuche zur Überwindung der politischen Anarchie zum Vorschein, so fehlt es in neuester Zeit auch an Bestrebungen zur Überwindung der wirtschaftlichen Anarchie nicht. Leider kommen sowohl die einen wie die anderen nur im Namen des Egoismus zustande, sind also auf sehr schwachen Grundlagen aufgebaut. Mag es sich um politische Bündnisse handeln oder um große finanzwirtschaftliche Kartelle, in beiden Fällen denken die vertragschließenden Parteien nur daran, für sich die größtmöglichen Vorteile herauszuschlagen.

Kann man also derartigen Organisationen irgendwelche längere Dauer prophezeihen? Kann man ihnen die Macht, zentrifugale Bestrebungen im Gleichgewichte zu erhalten, zutrauen? Und dennoch manifestiert sich bei den Menschen von heute das Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen immer deutlicher. Hauptsächlich ist es das moderne Staatswesen, welches energisch bestrebt ist, dieses Gefühl unter den Staatsangehörigen mit allen Mitteln zu wecken. Während der mittelalterliche Staat alle möglichen Verschiedenheiten nebeneinander duldete, während damals nur die Kirche und das Gefühl der Anhänglichkeit an den Lehensherrn einigend wirkte, wurde der moderne Staat seit dem Zeitalter der Reformation gegen das Verschiedenartige immer unduldsamer. Die französische Revolution befreite wohl das Individuum von allen früheren Banden, ging aber, was Staatseinrichtungen anbelangt, in nivellierender Richtung noch weiter und so kam es, daß der heutige Staat alles, was nur innerhalb seiner Grenzpfähle liegt, einigen und unter dieselbe Schablone bringen möchte. Da jedoch derartige Bestrebungen meistenteils der Natur der Bevölkerung und den Bedürfnissen menschlicher Seelen nicht angepaßt sind und nur das Interesse der Verwaltung und der Machtentfaltung im Auge behalten, so bewahren sie ihren rein mechanischen, äußerlichen Charakter und verursachen oft ganz entgegengesetzte, nämlich abstoßende Wirkungen. Dagegen wirkt viel intensiver als das Bewußtsein politischer Zusammengehörigkeit das Gefühl der gegenseitigen wirt-

schaftlichen Abhängigkeit; dasselbe überschreitet oft staatliche Grenzen und macht sich manchmal mit zwingender Notwendigkeit geltend. Gibt es eine Mißernte, so steigen sofort die Preise aller notwendigsten Artikel und das Leben wird schwieriger. Bricht irgendwo in den Kohlengruben ein Ausstand aus, sofort wird Kohlenmangel fühlbar; finanzielle Krisen wecken allgemein das Gefühl der Unsicherheit, das Geld wird teurer oder versteckt sich und derartige Vorkommnisse machen sich manchesmal auch in sehr entfernten Winkeln fühlbar. Das alles muß den Menschen die gemeinsame Abhängigkeit aller wirtschaftlichen Interessen zum Bewußtsein bringen. Freilich wurde das alles nur dank der außerordentlichen Entwicklung des modernen Kommunikationssystems möglich. Alle unsere Begriffe von Zeit und Raum haben sich gründlich verändert, unser mächtiger Erdenball schrumpfte zusammen. Was früher einzelne Gegenden zu einander waren, das sind heute ganze Länder, was früher Provinzen, das ist heute ganz Europa. Täglich erhalten wir telegraphische Nachrichten aus allen Erdteilen. Die Philippinnen und Neu-Seeland sind uns heute näher, als vor hundert Jahren Teile von Nord- und Süddeutschland einander waren. Damit in Verbindung steht auch die ungeahnte, enorme Entwicklung des modernen Zeitungswesens. Jeden Tag weiß man, was in der ganzen Welt vorgeht, das stärkt selbstverständlich das Gefühl allgemeiner Solidarität der Menschen. Die Eisenbahnen weckten die Neigung zu weiten Reisen, alltäglich vollzieht sich auf der ganzen Welt eine wahre Völkerwanderung, die Neugierde wächst, jeder möchte alles auf Erden sehen und kennen lernen.

Auch die Staaten tragen das ihrige zur Weckung des Solidaritätsbewußtseins bei. Zwar überwiegt der Egoismus in der Politik, allein noch mächtiger wirkt der Schrecken vor den Folgen eines eventuellen Krieges. Welch eine sonderbare Ironie der Geschichte: die modernen Kriegsvorbereitungen haben den Krieg unmöglich gemacht! Der Gedanke internationaler Schiedsgerichte gewinnt immer mehr an Boden. Die Haager Konferenz war doch ein wichtiger Schritt in dieser Richtung. Leider ist auf dem wirtschaftlichen Gebiete das Ende der Anarchie noch gar nicht abzusehen. Vielleicht wird in dieser Richtung die neueste berufliche Organisation, deren Keime bereits vorliegen, fördernd wirken, vielleicht wird in der Zukunft auch die internationale Regelung der Kartelle einerseits, der Arbeiterangelegenheiten andererseits das ihrige hiezu beitragen. Auch die Anfänge eines internationalen allgemeinen Straf- und Privatrechtes liegen bereits vor. Auf diesem Gebiete haben ja sowohl die christlich-katholische Lehre wie auch das römische Recht vorgearbeitet, eine gemeinsame Grundlage ist also gegeben, es wäre nur dringend geboten, in das Wesen dieser Grundlage tiefer einzudringen, wahrhaft ethischen Postulaten

Geltung zu verschaffen und nicht beim Äußerlichen stehen zu bleiben. Die Sitten, die Gebräuche, die Kleidungs- und die Lebensweise gleichen sich immer mehr aus.

Das meiste jedoch haben in der einigenden Richtung die Wissenschaften geleistet. Die Wissenschaft ist ein Gemeingut der ganzen Menschheit; sie streut mit wohltätiger Hand ihre Güter überall aus. Daher kommt es, daß die Bewunderung und die Dankbarkeit, die man großen Gelehrten zollt, durch keine nationalen Grenzen aufgehalten werden. Wohl ist nicht jede Wissenschaft rein und edel, auch hier gibt es viel Trennendes. Gerade im 19. Jahrhunderte gestaltete sich die Entwicklung der wissenschaftlichen Tätigkeit derartig, daß die trennenden Momente das Übergewicht erhielten. Es schien sogar einige Zeit, daß die alte Einigkeit wissenschaftlicher Bestrebung für immer begraben würde. Einerseits befreiten sich die Wissenschaften von der Vormundschaft der Philosophie, andererseits hat hier das Prinzip der Teilung der Arbeit so fruchtbringend gewirkt, daß die Wissenschaften sich noch immer weiter spalten und von einander trennen. Dieser Prozeß ist im wissenschaftlichen Leben der Gegenwart noch gar nicht zu Ende. Gewaltig wogt hier überall der Streit der Ansichten und Standpunkte. Die Befangenheit ist oft bei denjenigen Gelehrten, die am meisten davon frei zu sein behaupten, am größten. Was sich voraussetzungslos nennt, ist gerade am stärksten einseitig und dogmatisch. Allein es gibt Gebiete, es gibt Geister, welche von einer wahrhaft souveränen Ruhe und Objektivität beherrscht werden. Das unverhoffte, aber so glänzende Aufblühen philosophischer Bestrebungen auf allen wissenschaftlichen Gebieten der neuesten Zeit liefert uns den besten, weil tatsächlichen Beweis, daß das Einigende in den Wissenschaften doch auch immer mehr zum Durchbruche gelangt. Es existiert auch bereits manche allgemeine Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Wir besitzen ja eine stattliche Reihe internationaler wissenschaftlicher Institutionen. Die europäische Gradmessung, die internationale Commission der Maße und Gewichte, der telegraphische Wetterdienst, die Erdbebenforschung, die internationale Untersuchung der Meere, endlich eine in Vorbereitung begriffene Föderation sämtlicher wissenschaftlicher Vereine und Akademien, sowie eine Menge internationaler Fachkongresse und Versammlungen, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr steigert, das alles sind Bestrebungen, welche der Idee einer allgemeinen Menschenverbrüderung sicher nützlich werden können. Man unternimmt ja auch Versuche, internationale Sprachen künstlich ins Leben zu rufen und oft kommt auch das Gefühl einer allgemeinen Solidarität in schöner und edler Weise zum Ausdruck. Ereignet sich irgendwo auf der Welt ein großes Unglück, sofort sind edle Herzen da, welche ohne Rücksicht auf Nationalität zur Linderung des Elends beitragen.

Es fehlt also, wie wir sehen, nicht an Bestrebungen, deren Zweck es ist, die Menschen zu einigen, zu verbinden. Allein wenn wir jetzt die Bilanz zusammenstellen und alles, was die Menschen nähert, mit dem vergleichen, was sie trennt, so müssen wir nach gründlicher Überlegung zur Überzeugung kommen, daß leider die Mächte der Trennung stärker sind als die der Einigung. Der Egoismus steigert sich im Kampfe um den Lebensunterhalt, dagegen ist das Bewußtsein einer wirtschaftlichen Solidarität in der Theorie wohl anerkannt, in der Praxis aber noch sehr wenig angewendet. Das Streben, die Zolltarife in allen Staaten womöglich zu erhöhen, ist gewiß kein Symptom der Kräftigung des allgemeinen Solidaritätsbewußtseins auf wirtschaftlichen Gebieten. Der Klassenneid ist mächtig entflammt. Der nationale Dünkel und das Streben nach Bedrückung fremden Volkstums ist nicht schwächer, im Gegenteil stärker geworden. Tatsachen gegenseitiger Annäherung infolge des vielen Reisens gelten nicht viel, dagegen übt der Druck Gegendruck aus, so daß die kleinsten Völker und Stämme immer mehr nationalistisch werden und sich von der übrigen Welt absperren. Menschen meiden einen intimeren Verkehr mit einander, da sie beim Austausche der Meinungen leidenschaftliche Ausbrüche befürchten, sogar die früher so hochgehaltene parlamentarische Tribüne wurde zum Schauplatze wildester Kämpfe. Man wird nach allen Seiten gestoßen, man verhärtet sich also immer mehr. Der Zeitungsterrorismus erweckt überall Furcht und Unruhe. Gewöhnlich hypnotisieren sich die Menschen nur durch ihre eigenen Gedanken und lesen nur, was ihnen konveniert, daher der Dogmatismus und die große geistige Enge neben andauernder innerer Erregung. Fügen wir der Darstellung noch die allgemeine nervöse Überreizung als Folge einer wenig hygienischen Lebensweise hinzu, und wir bekommen ein wenig erfreuliches Bild von dem, was um uns herum vorgeht. Wird es den Faktoren der Einigung möglich sein, alle diese Hindernisse zu überwinden? Ich will kein Pessimist sein, ich befürchte jedoch, daß dies schwer oder unmöglich sein wird; es wäre ja denkbar, daß, bevor die zentripetalen Kräfte stärker werden, die zentrifugalen mittlerweile so mächtig anwachsen, daß sie die Gesellschaft zertrümmern. Die tatsächliche Entwicklung im 19. Jahrhundert berechtigt zu einer derartigen Annahme. Am Anfange des vorigen Jahrhunderts war das Verkehrswesen noch bedeutend schwächer entwickelt, die Menschen waren viel weniger miteinander bekannt, man wußte nichts von einer Organisation des Handels und der Industrie in der heutigen Weise, die wissenschaftliche Forschung stand in jeder Beziehung viel niedriger, und doch war das gegenseitige Wohlwollen und die Freundschaft viel häufiger und intensiver. Im Laufe von hundert Jahren schrumpfte sozusagen die Erde ein, die Menschen näherten sich einander, der forschende Geist machte die

wunderbarsten Eroberungen und trotzdem steigerte sich die Summe aller trennenden Bestrebungen.

Gibt denn das nicht zu denken?

Sollte sich also die Menschheit auf dem Wege zum Zerfall und zur Anarchie befinden, dann wäre es unbedingt geboten, daß den die Menschen einigenden Bestrebungen noch irgend eine kraftvoll wirkende Macht beispringe und das Gleichgewicht ermögliche; in einem solchen Falle könnte die reiche Mannigfaltigkeit des modernen Lebens sogar segenspendend wirken. Nur eine große Idee wäre in der Lage, eine derartige Zauberkraft auszuüben. Weder der Egoismus noch das Streben nach allgemeinem Wohlstand kann einer solchen Idee das Leben geben, da sie die Menschen mehr trennen als verbinden. Das Verkehrswesen, die Wissenschaft, das Zeitungswesen, das alles erweist sich zu schwach — wir sehen ja, daß trotz ihrer großartigen Entwicklung die abstoßenden Bestrebungen doch stark anwuchsen. Zum Kampfe gegen die Perser vereinigte die Griechen eine Idee, welche fähig war, starke und edle Gefühle zu wecken; dasselbe war der Fall während der Kreuzzüge. Auch jetzt also wäre ein Ideal notwendig, welches die Kraft besäße, etwas ähnliches in den menschlichen Seelen zu entflammen. Wo wäre es nun jetzt zu finden? Vielleicht im Sozialismus? Der Sozialismus verspricht ja die menschliche Gesellschaft so zu organisieren, daß sämtliche zentrifugale Bestrebungen verschwinden werden. Alle Menschen sollen sich zur gemeinsamen Arbeit verbinden auf Rechnung der Allgemeinheit, welche gleichzeitig auch die Rechnung eines jeden Individuums umfassen wird. Ich gehöre durchaus nicht zu denjenigen, welche den Sozialismus von irgend einem Parteistandpunkte betrachten, ich anerkenne sogar seine Lebensfähigkeit als Gegenwirkung gegen den großgewordenen Egoismus und die wirtschaftliche Anarchie. Und doch scheint es mir, daß der Sozialismus nicht befähigt sei, die Harmonisierung sämtlicher unsere Gesellschaft trennenden Bestrebungen durchzuführen. Er wird entweder jede Spur von Verschiedenheit verwischen und die Gesellschaft in die Bande einer einförmigen Zwangsorganisation hineinpressen, dann aber wird das Altern und das Erstarren unserer Kultur beginnen, — oder er wird unterliegen und in den Dienst des modernen Staates gehen. Dem Sozialismus fehlt etwas sehr wichtiges, es fehlt ihm eine Religion. Sobald er alles verteilt und eingerichtet haben wird, kann er doch auf die Frage: „Und was weiter?“ keine Antwort geben. Er kann nur das antworten, was bei dem großen polnischen Dichter Krasinski in einem die soziale Frage behandelnden allegorischem Drama der Volksanführer Pankratius zu sich selber spricht: „O mein Gedanke, ist es dir nicht möglich, dich selbst zu täuschen, wie du andre täuschest?“ — Nur die Religion

antwortet auf die Frage: „Was weiter?“ — Sie allein hat also Kraft genug, um das Verschiedenartige bei den Menschen zu schonen und sie zu einigen. Gott und dem Tode gegenüber sind alle Menschen gleich! Wenn man an den Tod und an die zukünftigen Schicksale der Seele denkt, wie kleinlich erscheint dann das irdische Leben! Doch nicht jede Religion ist befähigt, die Mission einer endgiltigen Menschenverbindung zu erfüllen. Wir kennen ja Religionen, welche den Haß schüren und Klassenunterschiede auch nach dem Tode anerkennen. Kraft hiezu besitzt nur die christliche Religion, weil sie auf dem Grundsatze aufgebaut ist, daß das ganze Menschengeschlecht einen gemeinsamen Vater im Himmel und ein gemeinsames Vaterland besitzt. Leider unterlag das Christenthum, menschlichen Händen anvertraut, auch der Wirkung zentrifugaler Kräfte; ursprünglich einheitlich, zerfiel es allmählich in eine Reihe von Bekenntnissen, die sich gegenseitig hassen und verfolgen. Sie sind also zu einem großen Werke der Liebe und der Einigung nicht befähigt. Nicht verschiedene Religionen, nur eine Religion kann die Menschen zusammenführen und einigen. Ich kenne nur eine einzige Religion, die mir hiezu befähigt erscheint, und dies ist die christlich-katholische Religion, in den Organismus der allgemeinen katholischen Kirche eingefügt. Nur der Katholizismus besitzt Kraft genug, um eine Religion zu bleiben und nicht in religiöse Bekenntnisse zu zerfallen. Andererseits ist es nur die katholische Kirche, welche jedem Einzelnen in der Pflege anderer geistiger Güter vollständige Freiheit läßt. Der Katholizismus ist die einzige Religion, welche alle individuellen und nationalen Verschiedenheiten schont und sogar pflegt. Alle anderen Religionen trachten entweder menschliche Seelen nach einer einzigen Schablone umzuformen, wie z. B. der Mohammedanismus, auch die griechisch-orthodoxe Kirche, oder sie sind zu schwach, um einheitliche Religionen zu bleiben und zerfallen in eine Anzahl von Bekenntnissen. — Zu derartigen Religionen gehört der Buddhismus, auch der Protestantismus, von dem man jetzt mit Recht sagen kann, daß „quot capita tot religiones“. Nur der katholische Glaube besitzt Eigenschaften, die es ihm möglich machen, das Gleichgewicht zwischen dem, was die Menschen trennt und was sie einigt, zu erhalten. Was ich da behaupte, ist keine leere Phrase. Der Katholizismus gehört nicht zu jenen noch unerprobten Faktoren, von denen man nicht wissen kann, was sie vermögen. Er hat bereits zweimal die weltgeschichtliche Prüfung bestanden. Zweimal hat er unter viel ungünstigeren Bedingungen, als es die heutigen sind, einen großen Teil des Menschengeschlechtes für sich gewonnen und die Menschen geeinigt. Er hat die antike Welt vom Grund aus umgestaltet und vereinigt und er hat für die rohen Völker des feudalen Europa ein menschenwürdiges Dasein geschaffen. Es ist wohl

wahr, daß er dann selbst der Wirkung zentrifugaler, hauptsächlich von außen in seinen Organismus eingedrungener Kräfte unterlag und gezwungen wurde, an seiner eigenen Wiedergeburt lange Zeit zu arbeiten. Allein wer kann beim Anblicke, den die katholische Kirche jetzt darbietet, gleichgiltig bleiben? Am Anfange des vorigen Jahrhunderts noch erniedrigt, Gegenstand des Hohnes sogar seitens eigener Diener, hat sich jetzt die katholische Kirche zu einer mächtigen, einigen und einheitlichen sozialen Gruppe von 250 Millionen Seelen ausgebildet. Man zeige mir einen Staat, welcher 250 Millionen Untertanen zählen würde und der sich ohne Heer und ohne Polizei nur Dank dem guten und einigen Willen aller Individuen erhalten könnte! Während die orthodoxe Kirche sich nur als Staatskirche erhält, während der Protestantismus beinahe aufgehört hat den Namen einer Religion zu verdienen, herrscht im Schoße der katholischen Kirche bei aller Mannigfaltigkeit der Ansichten und Richtungen doch auch die schönste Einigkeit. Durch Erscheinungen wie z. B. die Los von Rom-Bewegung lasse man sich nicht täuschen. Das sind Erscheinungen, welche die Macht des Katholizismus in augenfälligster Weise dokumentieren. Die Katholiken können ruhig ausrufen: „Weg mit Allen, die lau und gleichgiltig sind! Solche mögen gehen, wohin sie wollen, wir können sie nicht brauchen. Über die Verluste werden wir uns trösten: gleicht doch der Zuwachs katholischer Kinder ja beinahe täglich aus, was die Los von Rom-Bewegung der Kirche im Ganzen genommen hat.“ Soll die katholische Kirche ihre Mission im 20. Jahrhundert erfüllen, so braucht sie hiezu der größtmöglichsten Eintracht im eigenen Schoße, braucht flammender Gefühle und eines idealen, alle Geister durchdringenden Zuges, für Gleichgiltige gibt es hier also keinen Platz, es wäre sogar eine noch gründlichere Reinigung wünschenswert. Auch die soziale und die wissenschaftliche Bewegung wächst unter den Katholiken mächtig an. Wir leben also jetzt in einer wichtigen Epoche, die Zeiten werden kritisch! Entweder behalten die zentrifugalen Kräfte und die trennenden Bestrebungen die Oberhand, dann geht Europa einem allmählichen Verfalle entgegen, oder es werden die zentripetalen Faktoren, durch den Katholizismus gestärkt und unterstützt, überwiegen, dann wird ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den die Menschen trennenden und einigenden Bestrebungen hergestellt werden können, und dann gehen wir einer Epoche des wunderbarsten geistigen Aufblühens entgegen. — Das ahnen die Gegner der katholischen Kirche und wollen es um keinen Preis zulassen, daß sich die geistige Wiedergeburt der Menschheit von neuem unter der Führung der Kirche vollziehe. Sie sagen es sich selbst: entweder müssen wir jetzt die katholische Kirche endgiltig unterdrücken, oder wir gehen selbst zugrunde.

Sie ordnen also ihre Reihen zur Entscheidungsschlacht. Zur Hilfe riefen sie bereits in früheren Zeiten die Naturwissenschaften und die geschichtliche Kritik; aber das half nicht viel; die Menschen wollen ihnen nicht gerne glauben, und was sie zerlegen und trennen, das ordnet und legt ein tieferer Kritizismus wieder zusammen. Man verteilte also noch andere Losungsworte; man beschloß, den Katholiken die Schulen aus der Hand zu nehmen und sie auch an ihrer sozialen Arbeit zu hindern. Die Unruhe in den Reihen der Gegner der katholischen Kirche wird mit jedem Tage augenscheinlicher. Eine Häresie, ein Schisma würden sie benötigen. Allein es will etwas derartiges nicht zum Vorschein kommen. Daher wird das geringste Ereignis zu einer außerordentlichen Bedeutung aufgebauscht, einmal schwatzt man über eine „Los von Rom"-Bewegung in Frankreich, das anderemal schiebt man englischen oder amerikanischen Katholiken derartige Tendenzen in die Schuhe.

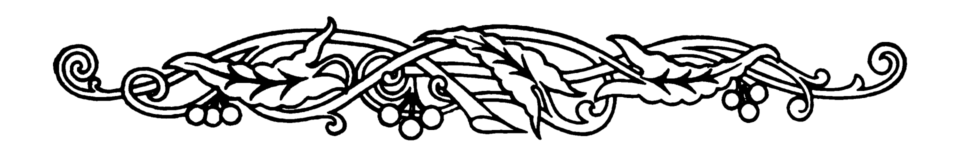
Es ist nicht schwer zu erkennen, daß wir in einem von geistigen Kämpfen stark durchdrungenen Zeitalter leben. Die Spannung der Gegensätze ist gewaltig. Was wird nun daraus werden? Siegen vielleicht trennende Bestrebungen, behalten die differenzierenden Faktoren die Oberhand? Gerät Europa in einen Zustand des Marasmus und der Anarchie? Oder überwiegen möglicherweise die zentripetalen Faktoren? Vielleicht werden von sozialistischen Ideen durchdrungene moderne Staaten alles binden, alles vereinheitlichen und zu einer gemeinsamen, gleichen Organisation zusammenfassen — dann wird das Altern und die Erstarrung unserer Kultur in Europa beginnen, — oder, wer kann es wissen, vielleicht werden unsere Enkel eine noch nie da gewesene Glanzperiode erleben. Werden Staaten und Völker in ihrer Mehrheit einsehen, was für sie die katholische Kirche bedeuten kann, werden sie dieser Kirche gestatten, die großartige Mannigfaltigkeit des modernen Lebens zu einer einheitlichen Harmonie zu verbinden, — dann können noch Zeiten eines solchen Glanzes kommen, daß spätere Generationen sich ihnen mit Sehnsucht zuwenden werden, wie wir jetzt voll Sehnsucht von dem Zeitalter eines Perikles sprechen. Damit solches möglich werde, müssen vor allem die Katholiken selbst das ihrige beitragen und in Arbeit und Mühe keinen Augenblick nachlassen. Ja es lohnt sich, für eine so große Idee zu arbeiten und sein Leben dafür einzusetzen. Das ist jedoch nicht genug, die Katholiken müssen auch lernen nach vorne zu schauen, moderne Menschen müssen wir werden und moderne Bedürfnisse verstehen lernen!

Es ist nicht möglich, zum 13. Jahrhunderte zurückzukehren. Der Lauf der Geschichte kann nie rückgängig gemacht werden. Trachten wir also, aus dem 20. Jahrhunderte für die moderne Gesellschaft das zu machen, was

für die mittelalterliche das 13. gewesen. Die Zeiten des mittelalterlichen Feudalismus sind für immer vorbei; aber dadurch hat das Christentum und die Kirche nichts verloren, denn die Idee des Christentums und der echten Demokratie sind einander innig verwandt. Möge nur die Demokratie christlich werden, und sofort werden in ihrem Schoße sämmtliche zentrifugalen Kräfte zum Gleichgewichte kommen. Die moderne Gesellschaft ist durchaus nicht ein bereits fertiges Gebilde, aus ihr kann noch Alles werden. Sie begann sich aus der Auflösung mittelalterlicher, feudaler Formen auszubilden; diese Formen aber waren keine wesentlich christlichen.

Es wiederholte sich auf dem europäischen Boden im großen dasselbe, was im kleinen auf dem hellenischen früher geschah. Auch dort wurde im 7. Jahrhundert v. Chr. aus der mittelalterlichen feudalen eine moderne hellenische Gesellschaft. Dort jedoch war es möglich, die abstoßenden und zersetzenden Elemente nur einmal und nur für kurze Zeit zu einigen; allein auch das schon reichte aus, um das Zeitalter eines Perikles und eines Platon zu ermöglichen. Uns steht die wundertuende Macht des katholischen Christentums zur Verfügung — was könnte da geleistet werden! Machen wir also den modernen Geist zu unserem Bundesgenossen, helfen wir ihm wieder christlich zu werden! Nichts modernes darf dem katholischen Christen fremd bleiben, die wirtschaftliche und soziale Organisation, die technischen Erfindungen, das Verkehrswesen, die Kunst, die Aufklärung und die Wissenschaften, das Alles sind wir verpflichtet, bei dem großen Werke der Geistereinigung zu benützen. Kommt ein solches Werk nun wirklich unter der Führung der Kirche zustande, dann wird es sich zeigen, daß Adolf Harnack die katholische Kirche mit Recht als ewig alt und immer neu bezeichnet hat.





Die Wodan-Religion.

Skizze von **Josef Seeber.**

Die „Los von Rom"-Bewegung zeitigt seltsame Blüten. Deutschtümelei und Haß gegen die geoffenbarte Religion sucht das altdeutsche Heidentum, den „humanen" und „deutungsreichen" Wodankult wieder zu erwecken. Man feiert auf Bergeshöhen „urdeutschen" Gottesdienst und begeistert sich für „Walhalla" und „Einherier".

Seitdem Jakob Grimm mit genialer Gestaltungskraft aus dem scheinbar reichen Materiale der Volksüberlieferung seine „Deutsche Mythologie" geschaffen und Simrock durch sein „Handbuch" das phantastische und glänzende Bild vom Götterglauben der alten Germanen weiten Kreisen zugänglich machte, bevölkerte man in Vers und Prosa den germanischen Himmel mit Göttern und Göttinnen, wie Homer und Hesiod den Olymp. Von der Bewunderung der „idealen" Mythologie war nur mehr ein Schritt zum leisen oder lauten Bedauern, daß „Einen zu bereichern unter Allen, diese Götterwelt vergehn" mußte. Man will also dort den Faden wieder anknüpfen, wo ihn die christlichen Glaubensboten abgerissen.

Die wissenschaftliche Forschung ist allerdings schon seit längerer Zeit von diesem Irrtum zurückgekommen.

Im 31. Bande (1900) der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines" bemerkt A. E. Schönbach mit Recht: „Jene sozusagen naive Freude am Finden und Kombinieren, die seinerzeit von dem Werke Jakob Grimms ausgegangen war, ist großenteils geschwunden und hat einer nüchternen Kritik den Platz geräumt. Wir sind zur Einsicht gelangt, daß der germanische Götterhimmel lange nicht so reich bevölkert ist, als der Altmeister glaubte; wir wissen, daß wir darauf verzichten müssen, die Dürftigkeit der Nachrichten über die Mythen der Deutschen des Festlandes durch die spät, aber üppig entfaltete Götterlehre des skandinavischen Nordens zu ergänzen; es wird uns gewiß, daß auch die geringe Zahl von deutschen Göttern, deren Namen uns gerettet sind, für uns keinen festen Umriß, kein persönliches Antlitz mehr besitzen und daß es uns nicht erlaubt ist, die längst verwischten Züge aus einer Volksüberlieferung christlicher Nachkommen aufklärend zu deuten."

Ähnlich äußert sich W. Golther: „Der Schein trügt, denn mehr als die Hälfte des (von Grimm und anderen) angesammelten Stoffes ist zur



Wiederherstellung des alten Götterglaubens völlig unbrauchbar, weil er erst jungem und späterem Aberglauben entnommen ist und für die alte Zeit nichts besagt. Und noch mehr: vieles ist überhaupt undeutsch, sei es nun, weil christliche religiöse Züge unrechtmäßiger Weise als heidnisch genommen wurden oder weil man die Überlieferung der alten Nordleute ohne viel Umstände ins Deutsche umsetzte. Die erste Anforderung, die wir an die mythologische Forschung zu stellen haben, ist, daß sie sich der Benützung ungiltiger Beweismittel entschlägt. Dann aber bleibt nur wenig übrig, ein paar Götternamen und zerstreute Berichte über heidnische Opfer und Feste."

Orientierung tut auch auf diesem Gebiete not.

* * *

Als ergiebige Quelle deutscher Mythologie galt lange Zeit die sogenannte ältere und jüngere Edda. Das Wort, das man irrtümlich mit „Urgroßmutter" übersetzte, heißt soviel wie „Poetik". So nannte Snorri Sturluson, der isländische Meister historischer Prosa und Skaldendichtung, sein Werk, dessen erster Teil eine Art Mythologie enthält, um die Dichter mit dem Inhalt mythischer Umschreibungen — kenningar — vertraut zu machen. Namentlich der Abschnitt Skaldskaparmál („Sprache der Dichtkunst") ist reich an Beispielen aus der klassischen Zeit der Skaldendichtung. Seine Bestrebungen fanden Anklang und veranlaßten wahrscheinlich die Sammlung der älteren Eddalieder (1240—1250), die aus der Zeit vom 9. bis 12. Jahrhundert stammen. Als Brynjolf Sveinsson, Bischof von Skalholt auf Island, 1643 den Pergamentkodex dieser Dichtungen fand, gab er ihr den Titel »Edda Saemundar hins frodha«; allein Sämund, der Geschichtskundige, hat damit nichts zu tun. Die Eddalieder enthalten teils nordische Mythologie, teils nordische und deutsche Heldensagen.

Diese Lieder und Snorris Handbuch der Mythologie schienen der Kanon der nordisch-germanischen Götterlehre zu sein. Man freute sich an dem reichen Detail, womit der „deutsche" Götterhimmel ausgeschmückt wurde, man bewunderte die idealen Gestalten, die „germanischer" Volksglaube geschaffen.

Allein schon Uhland hatte 1836 die Mythen von Thor als Produkte rein nordischer Dichtung bezeichnet, und Hammerich und Petersen urteilten in ähnlicher Weise. Weiter geht Sophus Bugge (Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen, 1889), der die meisten Eddamythen aus mittelalterlichen christlichen Legenden und griechisch-heidnischen Anschauungen ableitet. Er hat entschiedenen Widerspruch gefunden (Finnur Jónson, Eiriker Magnusson, Bodskov), aber auch Schule gemacht. In Deutschland stehen namentlich E. H. Meyer, Golther und Detter auf seiner Seite.

Doch auch der sehr konservative E. Mogk (Mythologie in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, 2. Aufl., 1900, III.) bekennt: „Beide Quellen (ältere und jüngere Edda) sind späteren isländischen Ursprungs, viele Mythen und Mythenzüge finden sich nur in ihnen, manche widersprechen sogar dem germanischen, dem nordischen Volkscharakter ... Es ist ferner bei den nordischen Quellen an der Tatsache festzuhalten, daß die Isländer ein dichterisch begabtes Volk waren, dessen Skalden zweifellos durch die subjektive Phantasie Gestalten und Züge schufen, die nie tief im Volke gewurzelt haben. Seit Haraldr hárfagri in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die unzufriedenen Großen des norwegischen Staates zwang, ihre Heimat zu verlassen, finden wir sie auf dem Westmeere, auf den britischen Inseln, bald im Kampfe, bald im Bunde mit Kelten oder Angelsachsen, bald als Gegner, bald als Schirmer der christlichen Kirche, bis endlich ein Teil von ihnen sich auf den Färöern und dem fernen Island niederläßt, wo man, rein oder gemischt mit keltischem Blute, ja neben Kelten, einen neuen Freistaat gründet. Aber auch von hier aus unternehmen viele von diesen Nordländern alljährlich Reisen ins Ausland: nach Irland, Schottland, England, nach den skandinavischen Höfen. In jener Zeit blühte ihre Poesie und mit ihr das mythische Gedicht. Daß bei diesen historischen Betrachtungen die Wahrscheinlichkeit fremden Einflusses nahe liegt, muß jedem einleuchten. Und schon dieser Umstand nötigt, die isländische Dichtung mit Reserve zu benutzen und ihr im Vergleich zur Volksüberlieferung erst den zweiten Rang einzuräumen. Auf alle Fälle ist daran festzuhalten, daß die zusammenhängenden Mythen isländischer Skalden speziell nordische Mythen sind, die wohl diesen oder jenen volkstümlichen Zug aufgenommen haben mögen, die aber im ganzen mehr oder weniger Eigentum der subjektiven Phantasie ihrer Sänger sind. Wie weit sich nun in diesen entlehntes oder nationales Eigentum erweisen läßt, ist eine der schwierigsten Fragen, die die Gegenwart beschäftigt."

Ein instruktives Beispiel hiefür ist der Baldr-Mythus. Er gehört ausschließlich der nordischen Dichtung an. Und wenn sich in manchen deutschen Sagen (Baltram und Sintram, Ortnit und Wolfdietrich) scheinbare Anklänge finden, so haben sie doch ebensowenig Bezug auf Baldr, wie das Wort Balderes im zweiten Merseburger Zauberspruche.

Was in der eddischen Dichtung bald hier, bald dort über Baldr berichtet wird, faßt Snorris Gylfaginning zusammen. Baldr ist der lichteste Gott, Odhins Sohn, der weiseste der Asen. Glanz geht von ihm aus und „Breidhablik" (Weitglanz) heißt seine Burg. Er ist der oberste Richter, kriegerisch und milde zugleich. Seine Gemahlin ist Nanna, die Tochter Nefs, die ihm in den Tod folgt. Mit seinem Schicksal ist das der Götter eng

verknüpft. Baldrs schwere Träume deuten auf Unglück. Darum ist Odhin bedacht, ihn zu schützen. Frigg nimmt allen Dingen in der Natur — nur der unscheinbare Mistelzweig wird vergessen — den Eid ab, Baldr zu schonen. Nun war er unverwundbar und die Götter konnten nach ihm schießen und schlagen, ohne ihm zu schaden. Darob erbost gibt Loki, der Alles-Beendiger, dem blinden Hödh den Mistelzweig, daß er ihn nach Baldr werfe. Dieser fällt und wird — nach nordischem Seemannsbrauch — auf dem Schiffe verbrannt. Nanna folgt dem Gemahle zur Hel. Auf Veranlassung der Frigg reitet Hermodhr auf Odhins Roß Sleipnir zur Hel, um Baldr zu lösen. Wohl trauert die ganze Natur um ihren Liebling, nur die Riesin Thökt, die Schweigerin, klagt nicht. Loki soll ihre Gestalt angenommen haben. So bleibt Baldr in Hels Gewalt.

Dieser Mythus hat die verschiedenste Deutung gefunden. Uhland und Simrock sahen in Baldr den Sonnengott, der durch den dunkeln Winter (Hödhr) fällt. Ähnlich erklärt Mogk in der Tötung Baldrs einen alten Jahresmythus zu erkennen, der in der Vorstellung vom Tode des lichten Sonnengottes seine Wurzel habe. Nach Schwartz ist Baldr ein Gewittergott; Weinhold hingegen betrachtet ihn mehr ethisch als Gott des Friedens, der ihn durch Tapferkeit behütet, Hödhr ist dann die blinde Kriegswut, die durch Loki das vernichtende Prinzip entfesselt, Baldr vernichtet.

Bugge hinwieder versuchte den Nachweis, daß die Baldr-Mythen unter dem Einfluß irischer Legenden von Christus und antiker Mythen von Achilles entstanden seien. Es unterliegt keinem Zweifel, daß für die Ausgestaltung des nordischen Mythus christlicher Einfluß maßgebend war. So ist für den Zug, daß die ganze Natur Baldrs Tod beweinen müsse, um den Gott aus Hels Behausung zu erlösen, die Quelle in einem Gedicht entdeckt worden, das der 1188 geweihte Bischof Bjarni Kolbeinsson auf den Orkneys verfaßte.

Des Rätsels Lösung liegt viel näher. In der Edda ist eine alte Heroensage zum Göttermythus geworden. Die dänische Heldensage, wie sie von Saxo Grammatikus überliefert ist, enthält unzweifelhaft ältere, ursprünglichere Züge. Sie erklärt auch Dinge, die im Mythus vollständig unklar bleiben, so die seltsame Verwendung des Mistelzweiges, der im Volksglauben sonst doch als Schutzmittel gegen bösen Zauber gilt, als todbringende Waffe. Mistelteinn ist in der Heroensage der Name des wunderbaren Schwertes, durch das Baldr fällt. Von den isländischen Dichtern wurde das Wort mißverstanden, als Mistelzweig gedeutet und seine verderbliche Wirkung zu motivieren gesucht.

„Wir haben es", sagt Kauffmann (Deutsche Mythologie, 2. Aufl., 1900), „ursprünglich gar nicht mit einer Göttersage zu tun. Zwei sagenberühmte

Heroen, die sich als Nebenbuhler in der Liebe zu demselben Mädchen (Nanna) befehden, erscheinen als Schützlinge der Götter und des Schicksals, die in wunderbarer Weise in ihr Leben eingreifen. Baldr tritt auf als der Meistbegünstigte, wie er denn von vornherein als Halbgott, als Sohn Odhins eingeführt wird. Im Laufe der Zeit hat er sich ... zu einer selbständigen Gottheit erweitert, wir besitzen jedoch kein zuverlässiges Zeugnis, daß Baldr (auch nur im Norden) religiöse Verehrung genossen hätte." Bei dieser durch die Dichter erfolgten Umbildung hat sich jedenfalls der christliche Einfluß stark bemerkbar gemacht.

Ebensowenig wie der Baldr-Mythus ist das großartigste der Eddalieder, die Völuspa (Weissagung der Völva), eine Quelle germanischer Mythologie. Wenn auch Müllenhoff versuchte, diese dunkeln Berichte über Kosmogonie, das goldene Zeitalter, den ersten Krieg und endlich über die Götterdämmerung als heidnisches Erzeugnis Norwegens im 9. Jahrhundert darzustellen, so ist doch unverkennbar christlicher Einfluß und gelehrte Fabulistik im Spiele (vgl. E. H. Meyer, Völuspa, 1889; Bang, V. u. die sibyllinischen Orakel, deutsch, Wien, 1880); nicht das Ganze ist, wie Mogk meint, nordisch-germanischen Anschauungen entsprossen, sondern nur die Darstellung atmet nordisches Leben.

Nur dem Norden gehört auch der vielgenannte Begriff Walhalla (Valhöll) an. Er bezeichnet ursprünglich soviel wie das Nobishaus altdeutscher Quellen, das Totenreich. Diese Bedeutung hat das Wort im Volksglauben der nordischen Völker auch behalten. Erst durch die Dichterphantasie ist Valhöll in der Wikingerzeit zum Kriegerparadies ausgeschmückt worden, zur herrlichen Burg in Gladheim, der „Welt der Freude", in der Odhin herrscht und die im Kampfe gefallenen Helden tagsüber kämpfen, abends zechen und sich von den Kampfjungfrauen den Becher und das Horn reichen lassen. Es ist klar, daß die Skalden dem Geschmacke der Wikinger Rechnung trugen, die nach dem Tode weiter leben wollten, wie sie es vorher gewohnt waren.

Die Edda ist demnach als Quelle deutscher Mythologie völlig wertlos.

* * *

Vielfach wurden die deutschen Heldensagen für mythologische Zwecke ausgebeutet. Die Helden erschienen als vermenschlichte Götter, die dann wieder natursymbolisch als Personifizierung der Sonne, des Mondes, der Wolken, des Gewitters und Sturmes gedeutet wurden. Ihre Schicksale, Taten und Kämpfe, ihr Sieg oder Untergang lösten sich dann gemütlich in die alltäglichen Naturvorgänge auf. Man bekam den Eindruck, unsere biedern Vorfahren aus der Völkerwanderungszeit hätten nichts erlebt, was sie tiefer anregen konnte als etwa ein Sonnenuntergang den behäbigen Landmann.

Seither haben sich die Anschauungen gründlich geändert. „Nicht als Quelle germanischer Glaubenslehre, soweit es Göttersage und Kult betrifft,

vermag ich" — sagt Mogk — „die Gedichte der Heldensage anzuerkennen. Nur in Nebenzügen gewähren sie hin und wieder einen mythischen Zug. Daß aber die Haupthelden in menschliche Sphäre gezogene Götter wären, läßt sich weder beweisen noch wahrscheinlich machen. Vielmehr sind die Gestalten der Heldensage selbständige dichterische Erzeugnisse, auf die wohl hie und da mythische Vorstellungen eingewirkt haben oder übertragen worden sind, die aber oft ebenso alt sind wie die Göttergestalten, aus denen sie hervorgegangen sein sollen."

B. Symons (Heldensage, P. G. g. Ph. 2. Aufl., III.) bemerkt: „Wie bei Indern, Iraniern und Griechen sind auch bei den Germanen Heldensagen und epische Dichtung Ausfluß und Wiederhall der großen Umwälzungen und Machtverschiebungen, die zuerst das historische Bewußtsein und das Selbstgefühl des Kriegsadels weckten und einer neuen Entwicklung Raum schafften. Die Geburtsstunde der germanischen Heldensage ist die sogenannte Völkerwanderung: in der Heldensage hat sich das Andenken an jene große Bewegung erhalten, die das alte Europa zertrümmerte und den Germanen, welche in neuer Gliederung ihrer Stämme und zum Teil in andern Wohnsitzen aus dem allgemeinen Schiffbruch hervorgingen, als der eigentliche Beginn ihres geschichtlichen Lebens erscheinen mußte. Der Typus des Helden erhielt im fünften und sechsten Jahrhundert seine feste Gestalt, wie sie, in ihrem Kerne ungeschädigt, noch im mittelhochdeutschen Volksepos die Zeit ihrer Ausprägung nicht verleugnet und die aus älteren mythischen Vorstellungen erwachsenen Heroen mußten sich unter der Pflege eines in den Kreisen der Fürsten und Edlen heimischen Sängertums dem neuen Typus anbequemen . . ." (S. 607).

„Neben dem Göttermythus zeigt sich bereits in den ältesten Denkmälern der Indogermanen, in den Hymnen des Rigveda, im Avesta und in der Ilias, der Heroenmythus fertig ausgebildet, und die Annahme, dieser sei aus jenem sekundär hervorgegangen, findet keine Stütze in den tatsächlichen Verhältnissen. Vielmehr sind Göttermythus und Heroenmythus zwei Äste aus demselben Stamme: von einander unabhängig sind sie aus gleichen Vorstellungen erwachsen, die aber in den Kreisen der Priester und im Rahmen des Kultverbandes andere Gestalt annehmen mußten als in den Kreisen der Edlen und in der Pflege einer auf Unterhaltung abzielenden Standespoesie. Für die Germanen bezeugt Tacitus (Germ c. 2) die Ausbildung des Heroenmythus und, was namentlich wichtig ist, indem er seiner Notiz von den alten Liedern, in denen die Germanen den mythischen Ursprung ihres Volkes verherrlichten, die Bemerkung hinzufügt: quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, deutet er damit an, daß diese Mythen schon damals als alte, längst vergangene Geschichte galten. Hier liegt der eigentliche Grund

für die Verschmelzung von Heroenmythus und historischer Sage: die Verschiedenheit ihres Ursprungs wurde nicht mehr empfunden. Das Bedürfnis, die in der Geschichte wurzelnden Helden immer strahlender erscheinen zu lassen und mit einem übernatürlichen Glorienschein zu umgeben, erleichterte ihre Verschmelzung mit den ältern Heroen, welche sich im gleichen Maße vermenschlichen, als die historischen Helden eine Neigung zum Übermenschlichen zu zeigen beginnen ..." (S. 616).

* * *

Die Quellen, aus denen wir die religiösen Anschauungen der alten Deutschen schöpfen können, sind demnach wenig ergiebig. Einige Sprüche und Inschriften aus heidnischer Zeit, Wochentags-, Personen- und Ortsnamen, gelegentliche Berichte römischer und griechischer Schriftsteller, Biographien der Heidenapostel, Abschwörungsformeln, Gesetze und Bußordnungen gewähren einen recht unvollständigen Einblick in das Glaubens- und Kultleben unserer Vorfahren. Auf die Volksüberlieferung des Mittelalters und der Gegenwart als Quelle germanischer Glaubenslehre wies besonders W. Schwartz („Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum" u. a.) hin. Er fand, daß in dieser „niederen" Mythologie viel ältere Bestandteile enthalten seien als in der „höheren", den Mythen der nordischen Lieder. Gewiß steckt in Volksbrauch und Volkssitte manch heidnischer Rest — Märchen, Volkslied und Sage kommen als Volkspoesie beinahe gar nicht in Betracht — ; „allein die Forschung begeht dabei nicht selten den Fehler, daß sie die Volksüberlieferung nicht nur für die Mythologie im weitesten Sinne, sondern auch für die altgermanische Religion zu sehr ausbeutet. Ist doch ein Teil dieser Quellen nachweisbar nichts als Übertragung aus anderen, nicht germanischen Gegenden. Man hilft sich dabei mit dem Grundsatze, daß die jüngste Quelle im Hinblick auf den mythischen Inhalt alt sein kann, meidet dagegen die Beantwortung der Frage, ob sie nicht jung sein muß. . ." (Mogk).

Gestützt auf Tylor und die anthropologischen Forschungen untersuchte W. Mannhardt die Volksüberlieferungen verschiedener Nationen und kam zu dem Resultate, daß sich gewisse Mythen aus gleicher Wurzel bei den meisten Völkern in ganz analoger Weise entwickelt haben. Darf man in solchen Fällen — es handelt sich besonders um den Seelen- und Dämonenglauben — nicht an vollständige Entlehnung denken, so muß man es umsomehr in zahlreichen anderen Beziehungen. „Es erweist sich z. B." — sagt Schönbach — „bei genauerem Zusehen ein guter Teil des volkstümlichen Aberglaubens, der noch gegenwärtig an Kräutern und Steinen haftet, ebenso übermittelt aus der antiken Literatur der Naturforscher und Mediziner, wie von dem Tierglauben Vieles auf das alte Buch ‚Physiologus' zurückgeht und wie



zahlreiche Beschwörungsformeln in Krankheitsfällen, deren sich heute das Volk noch bedient, mit denen die jüngst entdeckten altägyptischen Zauberpapyri durch ein paar Jahrtausende mittelbar verbunden sind . . . Die Märchen und Sagen, aus denen wie aus einem unerschöpflichen Born uns immer neue Bestätigung, reichlicher Zufluß quoll an Kunde über den deutschen Götterglauben, sie erweisen sich uns heute teils als Leihgut aus dem Orient, von Indern, Persern, Arabern, auch durch Vermittlung der Griechen lange vor den Kreuzzügen, während ihnen und nach ihnen erborgt, teils als vollständige Neubildungen, in deren einfachen Linien der poetische Trieb der Völker seine ewige Zeugungskraft bewährt."

Nichts verbreitet sich rascher, nichts haftet zäher als Aberglaube und Zauberspuk. Als die germanische Welt mit der römischen in Berührung kam, war diese durchsetzt von dem Aberglauben des Orients und Occidents; wer kennt und zählt die Kanäle, durch die mit der Kultur auch die Afterkultur bei den rohen, empfänglichen Gemütern der alten Deutschen Eingang fand? Auf den Trümmern der römischen Welt baute der Germane sein Reich auf, aber der Sieger ging in die Kulturschule der Unterworfenen. Wieviel die Kreuzzüge fremdes Kulturgut den Deutschen zuführten, kann man mehr ahnen als darstellen. Darum ist der Prozeß kritischer Sichtung noch lange nicht abgeschlossen. Was wir heute noch als spezifisch germanischen Brauch und Glauben betrachten, dürfte sich vielfach als Lehngut erweisen.

* * *

Von der modernen Entwicklungslehre ist auch die mythologische Forschung beherrscht. Ich habe an einem anderem Orte („Zur germanischen Mythologie", Österreichisches Literaturblatt I., Nr. 4 — 6) ausgeführt, wie man in Priestertrug, im Alpdruck, in der Angst primitiver Menschen vor gewaltigen Naturerscheinungen, in Gespensterfurcht und Ahnenkult die Grundlagen aller religiösen Vorstellungen zu finden glaubte. Allein tiefer dringende Forschung bestätigt diese Annahme nicht. Im Gegenteil. Je weiter wir zurückschauen, umso reiner tritt uns die Idee der Gottheit, umso klarer die ursprüngliche monotheistische Anschauung, freilich in reflexionsloser Weise, entgegen. Für die indogermanische Vorstellung bildete dyâûs, der lichte Himmelsgott, der allwaltende Vater, das höchste und einzige Prinzip und erst in vedischer Zeit verblaßte er — wie Bradke (Dyâûs asura, Ahura Mazdâ und die Asuras) nachgewiesen — vor den ihn überwuchernden dêva's zur Bezeichnung des sichtbaren Himmels. Mit dem Erstarken der Kultur ist nicht selten ein Rückgang auf religiös-sittlichem Gebiete verbunden.

Aus der ersten Zeit menschlichen Daseins fiel ein heller, wenn auch vielfach gebrochener Lichtstrahl religiöser Erkenntnis in das Dunkel späterer

Verwirrung; die Vernunft konnte Gott aus der Natur erfassen; an das sittliche Gesetz des Innern, an das Gefühl für die Verantwortlichkeit der Handlungen, an das Gewissen, diese „allgemeine Eigenschaft des Menschen selbst im Naturzustande" (H. Riegel, Opferung des Isaak und der Iphigenia), knüpfte die Gottesempfindung im Menschen an. Die Entartung erfolgte mit der Hinwendung des Menschen vom Schöpfer zum Geschöpfe, mit der Vernatürlichung der Gottheit und der Vergöttlichung der Natur (vgl. Paulus an die Römer 1, 19—25). Das Heidentum beginnt — sagt Möhler (Hist.-pol. Bl., 1836, S. 189), wenn der Mensch „anstatt Gott die Natur verherrlicht, anstatt den Schöpfer das Geschöpf anbetet". Nirgendwo aber, bemerkt Pesch (Gott und Götter, S. 118 f.), „ging die Menschheit von der Verehrung des einen Gottes unmittelbar zur Verehrung der Naturkräfte und Naturerscheinungen über; nein! zuerst brachte der Mensch seinen Gott mit dem Größten und Schönsten, was die sichtbare Welt ihm bot, in eine so innige Beziehung, daß er bald selbst nicht mehr recht zwischen Gott und seinen Werken, zwischen Sinnbild und Versinnbildetem unterschied . . . Von der Vermengung Gottes mit den Naturgegenständen war der Weg zur Vielgötterei nicht schwer; oder vielmehr, es öffneten sich wie von selbst zahllose Wege zu allen möglichen Verirrungen. Das Schwanken zwischen der Erkenntnis des wahren Gottes und der Verwechslung Gottes mit den Werken, in welchen er seine Herrlichkeit offenbart, wird wohl noch lange Zeit gedauert haben . . . Polytheismus war vorhanden, sobald mehrere Wesen göttlich verehrt wurden. Ob dieselben einander über- oder nebengeordnet waren, ändert nichts am Wesen der Sache. Es ist nicht anzunehmen, daß die Vielgötterei gleich mit einem geordneten Götterstaate begonnen habe; vielmehr werden anfangs verschiedene Verehrungswesen neben einander bestanden haben und erst die spätere Einsicht, daß dieselben unmöglich alle die gleiche Stufe einnehmen können, wird der Grund zu ihrer gesellschaftlichen Gliederung gewesen sein."

Im Allgemeinen wird man sagen können, daß Götterstaaten stets von Dichtern künstlerisch verarbeitete Systeme darstellen, die ihr Vorbild in der fortgeschrittenen sozialen Entwicklung des Volkes haben. Je mehr die menschliche Gesellschaft sich organisiert, umso reicher gegliedert erscheint in der Dichtung ihr Abbild, der Götterstaat. Die Südgermanen brachten es in heidnischer Zeit zu keiner einheitlichen Staatenbildung, darum fehlt ihrer Mythologie auch das kunstreiche System, das griechische und römische Dichtung ausbildete.

Anderseits konnte ein Volksteil eine der Gottheiten zum Stammesgott erheben und durch politische und kulturelle Überlegenheit die mythologischen Anschauungen der Nachbarstämme beeinflussen. Auch diese Erscheinung werden wir auf deutschem Boden wiederfinden.



Wie die Naturerscheinungen großen Stils, früher Attribute des Himmelsgottes, nach und nach zu selbständigen Gottheiten wurden, so belebte sich für den Menschen allmählich auch die alltägliche Natur, Baum und Quell, Fels und Wald; die geheimnisvollen Vorgänge beim Tode des Menschen, die phantastischen Erscheinungen des Traumlebens, Furcht und Hoffnung schufen neue mythologische Gebilde, bei deren Ausgestaltung Landschaft und Klima, soziale und historische Einflüsse sich geltend machten.

* * *

Aus der Urheimat brachten die Germanen die Verehrung eines höchsten persönlichen Gottes mit, der ahd. Zîu, altnordisch Tŷr heißt. Dies entspricht einem germanischen Tîwaz, das mit griechisch Ζεύς, lateinisch Ju-piter, sanskritisch Dyâus, auf indogermanisch dyêús und die Wurzel div = strahlen zurückgeht (Schrader, Sprachvergl. u. Urgeschichte, 2. Aufl., 1890). Bald verblaßte die ursprüngliche Auffassung und der Himmelsgott ward zum Kriegsgott in einer Zeit, als der Krieg die Hauptsache im Leben unserer Vorfahren geworden. Als solchen kennen ihn die römischen Schriftsteller, die ihn mit Mars und Ἄρης zusammenstellen. Der dies Martis ward deutsch zum Zistag, Dienstag, wofür der bayrische Dialekt Er-, Erestag hat. So — Er, Ear — nannten den Gott auch die sächsischen Stämme; ob dies Wort mit ved. aryá = zugetan, freundlich zusammenhängt, wie Mogk annimmt, oder nicht vielmehr die Verdeutschung von Ares ist, wage ich nicht zu entscheiden. Auf römischen Votivsteinen steht des Gottes Name an der Spitze, die Tenkterer nennen ihn „praecipuus Deorum Mars“ (Tacit. hist. IV., 64); dem „praesuli deorum“ (Jord. Get. 5) bringen die Goten und Hermunduren Menschenopfer, die Friesen errichteten ihm als Mars Thingsus Altäre. Dies Attribut zeigt uns Ziu als höchsten, gerechten und doch milden Richter, wie denselben dyâus einige der schönsten Hymnen des Rigveda preisen (Geldner-Kägi, 70 Lieder des Rigveda).

Ganz besonders waren es die Sweben, die lange an der Verehrung des Gottes festhielten und darum noch in christlicher Zeit Cyuuari (Ziuverehrer) genannt wurden (Wessobrunner Glosse).

Im 29. Capitel seiner „Germania“ beschreibt Tacitus den Kult, welchen die Semnonen, die Vornehmsten unter den Sweben, Zîu erwiesen. „Zu einer bestimmten Zeit kommen alle stammverwandten Völker, durch Gesandte vertreten, in einem Walde zusammen, der durch der Ahnen Weihe geheiligt und durch Alter Ehrfurcht gebietet. Sie beginnen da mit öffentlicher Menschenopferung ihres barbarischen Götterdienstes grauenhafte Feier. Noch in anderer Art wird dieser Hain verehrt. Niemand betritt ihn anders als gefesselt zum Zeichen der Unterwürfigkeit unter die Allmacht der Gottheit. Wer zu Boden fiel, durfte weder aufstehen, noch sich aufrichten lassen; er

muß sich hinauswälzen. Bei diesen ganzen Gebräuchen geht man von der Anschauung aus, daß hier die Wiege des Volkes, hier der alles beherrschende Gott, alles andere abhängig und unterthan sei."

Die Sachsen errichteten ihm Irminsäulen. Eine stand bei Scheidungen, der alten thüringischen Königsburg; die andere, unweit der Eresburg, zerstörte Karl der Große. Im sächsischen Taufgelöbnis erscheint Zîu unter dem Namen Saxnôt; nach dem Schwerte (sahs) des Gottes nannte der Stamm sich Sachsen. Auch die nordischen Quellen bezeichnen Tŷr als lichten Himmelsgott, dann als Kriegsgott, als vêgagod, „Gott der Kämpfe". Später verblaßt hier sein Andenken, er wird zu Odhins oder Hymirs Sohn; seine Bedeutung geht auf Odhin über. Seine dichterische Hypostase bei den norwegisch-isländischen Skalden ist Heimdallr; als Freyr bildete er in den Fruchtgefilden Altuppsalas den Mittelpunkt des Kultus.

In der populären Auffassung erscheint Wodan-Odhin als Hauptgott der Germanen, als Mittelpunkt aller religiösen Verehrung. Allein das ist eine Täuschung. Niemals war Wodan eine gemein-germanische Gottheit wie Zîu, niemals wurde er als solche überall verehrt. „Es ist schon längst erkannt," sagt Mogk, „daß wir keinen festen Stützpunkt haben, einen Wuotanskult bei den oberdeutschen Stämmen als Tatsache hinzustellen; selbst Ortsnamen, die doch in erster Linie für einen lebendigen Kult sprechen, fehlen hier . . . Es finden sich bei den Alemannen ebensowenig wie bei den Bayern . . . irgend welche Spuren eines hervortretenden Wuotankultes; kein Ort läßt sich mit Sicherheit auf die Gottheit zurückführen, keine Pflanzen, Sterne und dergleichen, wie vielfach in Mitteldeutschland und dem Norden. Noch entscheidender ist der Name des vierten Tages der Woche. Grimm (Mythologie I, 102 ff., III., 46 ff.) zeigt, wie man in allen germanischen Landen deutsche Gottheiten für die römischen setzte, als die römische Kultur die Namen der Wochentage nach Germanien brachte. Nur der »dies Mercurii« fand bei den Oberdeutschen keine entsprechende Wiedergabe. Während er sie doch bei allen niederdeutschen und nordischen Stämmen hat und hier Wôdenesdaeg, Werndei, Odhinsdagr u. s. w. lautet, ersetzt ihn in Oberdeutschland und weit nach Mitteldeutschland hinein das schon bei Notker belegte mittawecha. Da nun bayrisch Eretag, alemannisch Ziesdac zur Genüge zeigen, daß diese Stämme mit vollem Bewußtsein die heimischen Gottheiten für die römischen setzten, so kann sich das Fehlen eines Woutanestac, den wir bei der untergelegten großen Bedeutung des Gottes umsomehr erwarten dürften, nur daraus erklären, daß die oberdeutschen Stämme keine Gottheit verehrten, die sie für den römischen Mercurius einsetzen konnten, wie auch bei allen germanischen Stämmen keine den Saturnus wiederzugeben vermochte."

Die Verehrung Wodans, der, wie Paulus Diakon bemerkt, „apud Romanos Mercurius“ genannt wurde, geht vom Niederrhein aus. Auf dies Gebiet beschränkt sich das Wort der Germania (9. Cap.): „Unter den Göttern ehren sie am höchsten den Merkur, dem an bestimmten Tagen selbst Menschenopfer dargebracht werden dürfen.“ Merkur galt den Römern der Kaiserzeit durchwegs als Totengott, als solcher muß also Wodan in Niederdeutschland wenigstens lokale Verehrung genossen haben. Durch römischen Einfluß wuchs seine Bedeutung, entwickelte sich sein Kult: Wodan-Mercurius wurde zum Träger der römischen Kultur, zum Gott des Fortschritts. Wenn ein späterer nordischer Mythus Odhin als Finder der Runen preist, hat sich darin das Andenken an diese Entwicklung erhalten.

„Dieser Entwicklungsprozeß“, sagt Mogk, „mag in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus vor sich gegangen sein. Man vergegenwärtige sich das Zeitalter der ersten römischen Kaiser, die Feld- und Streifzüge des Drusus, Tiberius, Varus, Germanicus, ihre Gewaltherrschaft in den germanischen Gauen, und man wird den gewaltigen Einfluß römischer Sitten und römischen Geistes erklärlich finden. Und als dann die Franken als neuer Völkerbund am unteren Rheine auftraten, da waren sie besonders Wodansverehrer und wurden Träger des Wodanskultus und mit ihm höherer geistiger Kultur. Neben ihnen mögen schon frühzeitig weiter ostwärts wohnende Völker wie Chauken und Langobarden, vielleicht auch Sachsen Wodansverehrer gewesen sein. Von hier aus drang der Kult rheinaufwärts von den Franken zu einem Teile der Alemannen. Die Sachsen aber nahmen ihm bei ihrer Wanderung nach Britannien mit auf dieses Inselreich und wenig später mag er über Dänemark nach dem Norden gekommen sein, wo er in gewissen Kreisen die alte Freys- und Thorsverehrung verdrängte und unter den nordischen Skalden seine höchste Blüte erreichte.“

In Dänemark wie in Schweden blieb der Odhinkult auf die Höfe der Könige und Edlen beschränkt; Saxo vermag ihn mit den volkstümlichen Überlieferungen nicht in Einklang zu bringen und für die nordischen Bauern galt nach wie vor Thor als der gewaltigste der Asen. So beschränkt sich der Wodankult auf ein ziemlich enges Gebiet; niemals war er, weder bei den ingväonischen noch bei den erminonischen Stämmen, allgemein verbreitet.

Wodan (vâ — wehen) ist von Haus aus eine Personifikation der bewegten Luft, des Windes und Sturmes. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der alte germanische Himmelsgott Ziu-Tiwaz bei den mehr seßhaften, ackerbautreibenden Stämmen am untern Rhein den Beinamen Wôdanaz erhielt und daß sich dies Attribut allmählich, unter römischem Einfluß, zur selbständigen Bedeutung erhob. Von Tiwaz als Sturmgott löst sich Wôdanaz als eigene Gottheit und

gewinnt — in lokaler Beschränkung — mit dem Vordringen der fremden Kultur als ihr Träger nach und nach weit überwiegende Verehrung.

Als Windgott trat Wodan in Beziehung zu dem Seelenheere der Toten, das durch die Lüfte saust. Er ist der Schimmelreiter, der das „wütende Heer" anführt, der „wilde Jäger". Aber ursprünglich gehörte er nicht als Führer zum wütenden Heer, denn wie E. H. Meyer (Germ. Mythol. 236 ff.) nachweist, findet sich in ganz Deutschland noch immer die weit ältere Vorstellung vom führerlosen Heer.

„Nach der Vorstellung unserer Vorfahren", bemerkt Mogk, „lebten die Seelen der Verstorbenen, die dem Lufthauche glichen und sich im Winde offenbarten, bald in Bergen, bald in Sümpfen und Teichen. Da man aber auch von Wodan annahm, daß er im Berge weile, wenn Luftstille war,*) und da man seine Existenz in dem Heulen des Sturmes wahrnahm, so brachte man die Toten mit ihm in engen Zusammenhang: in der stürmischen Luft, namentlich während der Zwölfnächte, glaubte man ihn mit der Schar der Gestorbenen daherfahren zu sehen. Diese Vorstellung von Wodan war namentlich in Norddeutschland zu Hause, wie schon der Name Helljäger für den Führer der wilden Jagd lehrt."

Jagd und Krieg sind innig verwandt und nicht nur der nordische Skalde faßt die Schlacht als Wetter, den Angriff als Lanzensturm. So erklärt sich, wie Wodan in Norddeutschland den alten Kriegsgott Ziu verdrängen und zum Heervater und Siegesgott werden konnte. Als solchen verehrten ihn die Sachsen und Langobarden, namentlich aber priesen ihn die Skalden als Gott der Krieger, insbesondere der Fürsten, die von ihm ihre Abstammung herleiteten. „Es liegt nahe, gerade diese im Norden so ausgeprägte Tätigkeit Odhins dem Dichterwirken in der Umgebung Haralds und seiner Nachfolger zuzuschreiben." (Mogk.)

Nachdem so Wodan in diesen Gebieten allmählich die Stelle des alten gemeinsamen Gottes eingenommen, war es nur natürlich, daß er endlich anstatt Ziu zum Himmels- und Sonnengott und — unter christlichem Einfluß — zum Allvater, zum Schöpfer der Welt, zum allmächtigen Gotte emporrückte. Die Sonne ist sein Auge, er schaut durch das Himmelsfenster im Osten und überblickt die ganze Welt. Die Asen sind sein Geschlecht; den Menschen ist er huldreich; seine Hand leitet ihr Geschick. Er verleiht Reichtum und Weisheit, eine Fülle von Wissen nennt er sein eigen. Er beherrscht

*) Diese Vorstellung kann sich original aus deutscher Naturanschauung gebildet haben; vielleicht war aber auch die griechisch-römische Auffassung vom Windgotte hiefür maßgebend.



alle Kräfte und kennt den stärksten Runenzauber. Wie er dazu gelangte, beschreibt er selbst im Hámavál:

„Ich weiß, daß ich hing am windigen Baume,
Neun ganze Nächte,
Mit dem Speere verwundet, dem Odhin geweiht,
Ich selbst mir selbst.

Nicht reichte man mir Speise noch Trank,
Forschend spähte ich nieder,
Ich nahm herauf die Runen, laut schreiend,
Dann fiel ich herab vom Baume.

Da begann ich zu gedeihen und weise zu sein
Und zu wachsen und mich wohl zu befinden;
Wort mir vom Worte das Wort suchte,
Werk mir vom Werke das Werk."

Man sieht, wie der nordische Dichter in den ersten zwei Strophen das Bild des leidenden Heilands auf Odhin überträgt (so auch Bugge, Stud. I. 317), um an die Schilderung nicht eben glücklich die Erklärung zu fügen, wie der Gott in den Besitz der Weisheit gelangt sei.

Da die Zauberformeln seit indogermanischer Zeit rhythmisch waren — der Merseburger Heilspruch deckt sich auch inhaltlich fast vollständig mit dem des Atharvaveda (IV, 12) —, so ist Odhin auch der Herr der Dichtkunst, der Hüter des Dichtermets, als Patron der Poeten. Und wie Merkur auch der Gott der Diebe war, so galt Wodan den Angelsachsen als Gott aller List, als Beschützer der Dieberei und des Betruges.

Wie wenig ideal die spätere nordische Dichtung von ihrem Schutzherrn und ihrer eigenen Würde dachte, illustriert der Bericht der Snorra-Edda über die Gewinnung des Dichtermets. In den Bragaröbur erzählt Bragi — geschichtlich ein Skalde des 9. Jahrhunderts, dann mythisch als Odhins Sohn und Gott der Dichtkunst gefeiert — dem Meerriesen Ägir über den Ursprung der Skaldenkunst: „Dies war der Anfang davon, daß die Asen Unfrieden hatten mit dem Volk, das man Wanen nennt.*) Nun aber traten sie zusammen, Frieden zu schließen, und der kam auf diese Weise zustande, daß sie von beiden Seiten zu einem Gefäße gingen und ihren Speichel hineinspuckten. Als sie nun schieden, wollten die Asen dies Friedenszeichen nicht untergehen lassen. Sie nahmen es und schufen einen Mann daraus, der Kwasir heißt. Der ist so weise, daß ihn niemand um ein Ding fragen mag, worauf er nicht Bescheid zu geben weiß. Er fuhr weit umher durch die Welt, die

*) Vanir, nach isländisch-norwegischen Quellen ein zweites Göttergeschlecht vielleicht ist das Wort mit wânam — Sonnenglanz verwandt (vergleiche Vilmar, Altert.); Kauffmann (Myth.) denkt an das lateinische Venus.

Menschen Weisheit zu lehren. Einst aber, da er zu den Zwergen Fialar und Galar kam, die ihn eingeladen hatten, riefen sie ihn beiseite zu einer Unterredung und töteten ihn. Sein Blut ließen sie in zwei Gefäße und einen Kessel rinnen: der Kessel heißt Odhrörir, die Gefäße aber Son und Bodn. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so kräftiger Met entstand, daß ein jeder, der davon trinkt, ein Dichter oder ein Weiser wird. Den Asen berichteten die Zwerge, Kwasir sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt, denn keiner war klug genug, seine Weisheit all' zu erfragen.

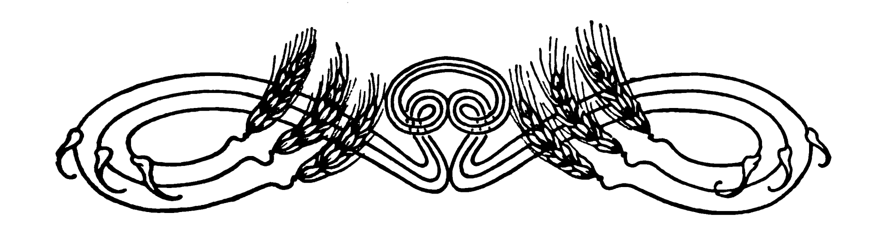
„Darnach luden diese Zwerge den Riesen, der Gilling heißt, mit seinem Weibe zu sich und baten ihn, mit ihnen auf die See zu rudern. Als sie aber eine Strecke vom Lande waren, ruderten die Zwerge nach den Klippen und stürzten das Schiff um. Gilling, der nicht schwimmen konnte, ertrank, worauf die Zwerge das Schiff wieder umkehrten und zu Lande ruderten. Sie sagten seinem Weibe von diesem Vorgang: da gehabte sie sich übel und weinte laut. Fialar fragte sie, ob es ihr Gemüt erleichtern möge, wenn sie nach der See hinaussähe, wo er umgekommen sei. Das wollte sie thun. Da sprach er mit seinem Bruder Galar, er solle hinaufsteigen über die Schwelle und wenn sie hinausginge, einen Mühlstein auf ihren Kopf fallen lassen, weil er ihr Gejammer nicht ertragen möge. Und also tat er. Als der Riese Suttung, Gillings Brudersohn, dies erfuhr, zog er hin, ergriff die Zwerge, führte sie auf die See und setzte sie da auf eine Meerklippe. Da baten sie Suttung, ihr Leben zu schonen und boten ihm zur Sühne und Vaterbuße den köstlichen Met und diese Sühne ward zwischen ihnen geschlossen. Suttung führte den Met mit sich nach Hause und verbarg ihn auf dem sogenannten Hnitberge; seine Tochter Gunnlöd setzte er zur Hüterin. Davon heißt die Skaldenkunst Kwasirs Blut oder der Zwerge Trank, auch Odhrörirs oder Bodns und Sons Naß und der Zwerge Fährgeld, ferner Suttungs Met und Hnitbergs Lauge.

Da sprach Ägir: „Sonderbar dünkt mich der Gebrauch, die Dichtkunst mit diesem Namen zu nennen. Aber wie kamen die Asen an Suttings Met? Bragi antwortete: „Davon wird erzählt, daß Odhin vom Hause zog und an einen Ort kam, wo neun Knechte Heu mähten. Er fragte sie, ob sie ihre Sensen gewetzt haben wollten. Das bejahten sie. Da zog er einen Wetzstein aus dem Gürtel und wetzte. Die Sicheln schienen ihnen jetzt viel besser zu schneiden; da feilschten sie um den Stein. Er aber sprach, wer ihn kaufen wolle, solle geben, was billig sei. Sie sagten alle, das wollten sie; aber jeder bat, den Stein ihm zu verkaufen. Da warf er ihn hoch in die Luft, und da ihn alle fangen wollten, entzweiten sie sich, so daß sie einander mit den Sicheln die Hälse zerschnitten. Da suchte Odhin Nachtherberge bei dem Riesen, der Baugi hieß, dem Bruder Suttungs. Baugi beklagte seine übeln

Umstände und sagte, neun seiner Knechte hätten sich umgebracht; nun wisse er nicht, wo er Werkleute hernehmen solle. Da nannte sich Odhin bei ihm Bölwerkr und erbot sich, die Arbeit der neun Knechte Baugis zu übernehmen; zum Lohn verlangte er einen Trunk von Suttungs Met. Baugi sprach, er habe über den Met nicht zu gebieten, Suttung wolle ihn allein behalten; doch wolle er mit Bölwerkr dahinfahren und versuchen, ob sie des Mets bekommen könnten. Bölwerkr verrichtete den Sommer über Neunmännerarbeit für Baugi; im Winter aber begehrte er seinen Lohn. Da fuhren sie beide zu Suttung und Baugi erzählte, wie er den Bölwerkr gedungen habe; aber Suttung verweigerte gerade heraus jeden Tropfen seines Mets. Da sagte Bölwerkr zu Baugi, sie wollten eine List versuchen, ob sie an den Met kommen könnten. Baugi wollte das geschehen lassen. Da zog Bölwerkr einen Bohrer hervor, der Rati hieß, und sprach, Baugi sollte den Berg durchbohren, wenn der Bohrer scharf genug sei. Baugi tat das, sagte aber bald, der Berg sei durchgebohrt. Aber Bölwerkr blies ins Bohrloch; da flogen die Splitter heraus, ihm entgegen. Daran erkannte er, daß Baugi mit Trug umgehe und bat ihn, ganz durchzubohren. Baugi bohrte weiter und als Bölwerkr zum andernmal hineinblies, da flogen die Splitter einwärts. Da wandelte sich Bölwerkr in einem Wurm und schloff in das Bohrloch. Baugi stach mit dem Bohrer nach ihm, verfehlte ihn aber. Da fuhr Bölwerkr dahin, wo Gunnlöd war, und lag bei ihr drei Nächte und sie erlaubte ihm drei Trünke von dem Met zu trinken. Und im ersten Trunk trank er den Odhrörir ganz aus, im andern leerte er den Bodn, im dritten den Son und hatte nun den Met alle. Da wandelte er sich in Adlersgestalt und flog eilends davon. Als aber Suttung den Adler fliegen sah, nahm er sein Adlerhemd und flog ihm nach. Und als die Asen Odhin fliegen sahen, da setzten sie ihre Gefäße in den Hof. Als Odhin Asgard erreichte, spie er den Met in die Gefäße. Als aber Suttung ihm so nahe gekommen war, daß er ihn fast erreicht hätte, ließ er von hinten einen Teil des Mets fahren. Darnach verlangt niemand ... wir nennen es der schlechten Dichter Teil. Aber Suttungs Met gab Odhin den Asen und denen, die da schaffen können." (Übersetzung von Simrock.)

(Fortsetzung folgt.)





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

IV.

Die große Unterrichts-Reform.

5.

Unmittelbar nach Konstituierung des Ministeriums wurde Exner nach Kremsier berufen und die Art, wie Stadion die Unterredung einleitete, war charakteristisch. „Also jetzt erzählen Sie uns etwas," sagte Stadion zu Exner, „nennen Sie uns ein paar Effektstücke, mit denen wir gleich Lärm machen könnten!" Auf den gediegenen Exner mußte diese Ansprache einen sonderbaren Eindruck machen; aber das war nun einmal Stadions Art. Nach manchen Vorschlägen, die Exner machte, kam die Sprache auf die Aufhebung der Theresianischen Ritter-Akademie. Exner hatte, wie früher erzählt wurde, mit dem Theresianum seinen eigenen Plan: es sollte nicht aufgehoben, sondern bloß aus den Händen der Piaristen genommen und zu einer Unterrichts- und Erziehungsanstalt ersten Ranges erhoben werden; er wies auf die ungemein reichen Mittel dieser Anstalt hin, die man doch nicht ungenutzt leichthin auseinanderfallen lassen sollte. Doch Stadion wollte sich dieses „Effektstück" nicht entgehen lassen und so blieb es dabei: das Theresianum sollte aufgehoben werden und die Sache sollte rasch gehen. Exner war kaum nach Wien zurückgekehrt, so richtete ich an ihn die Mahnung, diese Angelegenheit „mit aller Energie zu verfolgen, sich hierbei durchaus nicht durch etwa sich ergebende Schwierigkeiten beirren oder durch zeitraubende Förmlichkeiten aufhalten zu lassen, sondern einzig den Zweck im Auge zu haben" 2c. In der Tat, sozusagen im Handumdrehen, war der Entwurf Exners für den Vortrag an den Kaiser fertig, derselbe wurde mundiert, von Stadion unterschrieben, und wenige Tage später erschien die Allerhöchste Entschließung:

„Da Ich die Absicht habe, die von Ihnen in Antrag gebrachte Aufhebung der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie auszusprechen, so erwarte Ich die Mir zugesagte Vorlage in Absicht auf die künftige Bestimmung des Gebäudes für den öffentlichen Unterricht, die Verwendung der Fonde und Stiftungen, Behandlung des Personals u. s. w."



Also die Tatsache der Aufhebung war nicht ausgesprochen, sondern bloß die Absicht, dies seinerzeit zu tun, wenn gewisse Vorfragen gelöst sein würden. Damit war die Sache auf die lange Bank geschoben und so allen jenen, die gegen diese Aufhebung waren, Zeit gegeben, sich zu sammeln und das ihrige zu tun. „Der Krieg“, schrieb mir Exner vom 11. Dezember, „wird von den jetzigen Vorstehern des Theresianums mit großer Hartnäckigkeit geführt werden und da der erste Schlag nicht entscheidend war, ist der Erfolg ungewiß.“ In der Tat machten sich bei den Ministern allerhand Bedenken geltend und den Ausschlag gaben zuletzt politische Erwägungen, namentlich, wie man mir sagte, das Beispiel des Barons Jellačić, der sich darauf berief, daß er das lebendige österreichische Bewußtsein, von dem er sich durchdrungen fühle, nur seiner Erziehung im Theresianum zuschreibe: „Wäre ich in meiner Heimat oder in Ungarn geblieben, so würde ein ganz anderer aus mir geworden sein!“

Noch auf ein anderes wichtiges Institut war unsere Aufmerksamkeit gerichtet: die von Fürst Kaunitz gleichfalls unter der Kaiserin Maria Theresia gegründete Orientalische Akademie. Nicht um ihre Aufhebung handelte es sich, sondern um ihre Umgestaltung. Die Anstalt, schrieb mir Exner, koste viel Geld für eine kleine Zahl privilegierter Schüler: „Die Zwecke der Staatskanzlei lassen sich vollkommen erreichen, auch wenn das Institut viel gemeinnütziger wird als es ist, und dabei wird vielleicht noch etwas Geld erspart.“ Die Verhältnisse der Orientalischen Akademie und die Zustände an ihr waren mir aus den Erzählungen meines Cousins Gustav Schreiner ziemlich bekannt und es war nicht viel erfreuliches, was er mir davon mitteilte. Ich bat ihn, seine Gedanken über eine Reorganisation der Akademie aufzusetzen und mir zu schicken, was er auch tat. Allein die Vorbedingung war, daß die Orientalische Akademie aus dem Ressort des Ministeriums des Äußern in das des Unterrichts-Ministeriums übertragen würde, und das war beim Fürsten Schwarzenberg vielleicht durchzusetzen; doch seine Räte, so mußten wir uns sagen, würden gewiß alles in Bewegung setzen, um sich eine Anstalt nicht entreißen zu lassen, die mit ihrem Ministerium seit einem Jahrhundert unzertrennlich verwachsen war.

Nachdem Exner die Vorliebe Stadions für „Effektstücke“ erkannt hatte, bequemte er sich dieser Anschauung an und bezeichnete mir als solche mehrere Maßregeln, die ihm seit langer Zeit, obwohl in anderer Absicht, als um damit Aufsehen zu machen, vorschwebten und die er jetzt durchsetzen zu können meinte. Ich meinerseits war nicht in allem, was er beantragte, eines Sinnes mit ihm.

Dahin gehörte die von ihm schon in seinen „Grundzügen“ angedeutete Loslösung der nicht zum Lehrkörper gehörigen Doktoren von der betreffenden Fakultät, welche einen rein akademischen Charakter gewinnen sollte. An keiner deutschen Universität, setzte er mir auseinander, bestehe eine solche Einrichtung, sie sei an der unseren eine Abnormität. Es sei vorauszusehen, daß in erster Linie von Seite der Wiener Medicinä-Doktoren eine heftige Einsprache erhoben werde und daß dieser Schritt bald bei den anderen Wiener Fakultäten und wohl auch bei jenen der Prager Universität Nachahmung finden werde. Allein an diesen Widerstand, meinte Exner, solle man sich nicht kehren; der Schritt müsse einmal getan werden und es sei besser, ihn je eher zu tun; nur sei es geraten, die Öffentlichkeit im Wege der Journalistik vorzubereiten. Ich war nicht so leicht für diesen Vorschlag zu gewinnen. Daß an den außer-österreichischen Hochschulen eine solche Einrichtung nicht bestand, war der letzte Grund, der bei mir verfangen konnte; warum sollten wir uns in all' und jedem nach dem Auslande richten? Hauptsächlich aber widerstrebte es mir, mit einer Einrichtung vorschnell aufzuräumen, die sich so lange Zeit bei uns eingelebt hatte und die denn doch in irgend einer Weise nutzbar zu machen sein dürfte.

Noch weniger sagte mir ein anderer Vorschlag zu, auf welchem Exner mit großem Nachdruck bestand und auf den er immer wieder zurückkam: die Aufhebung des chirurgischen Studiums; es sei das, sagte er, „eine Forderung der Wissenschaft“. Mein Standpunkt war das nun eben nicht. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, wie ich das Verhältnis der wissenschaftlichen Mediziner zu den in dieser Hinsicht minderwertigen Chirurgen auffaßte, so daß unter Umständen approbierte Wundärzte im Gegensatz zu graduierten Doktoren von nicht zu unterschätzendem Wert und Nutzen seien. Ich ging mit meinen Behauptungen weiter. Die Medizin sei, meinte ich, Wissenschaft nur in ihren theoretischen Fächern; in der praktischen Ausübung stehe sie bei manchen Krankheiten heute noch vor einem Rätsel, wie zu des Hippokrates Zeiten. Behandlung und Heilung seien Empirie und individueller Genius, von dem manches alte Weib, mancher Natursohn einen reicheren Fond besäßen als der Gelehrte von Fach. Wer wußte damals nicht von Vinzenz Prießnitz in Gräfenberg zu erzählen, von den großen Erfolgen seiner Wasserheilkunde? Im westlichen Böhmen gab es einen Gastwirt Linhard in Hradcen, der bei Beinbrüchen und anderen äußerlichen Verletzungen weit und breit aufgesucht wurde. Noch berühmter war die Familie Pich in Hořička in der Nähe von Königinhof, einfache Landleute, zu denen Leidende aus dem ganzen Königreiche kamen, sehr häufig solche, die von Ärzten aufgegeben waren und bei jenen ihre Heilung fanden; mir selbst war

mehr als ein Fall solcher Art bekannt geworden. Die Deutschen nannten ihn Pich-Hannes, die Böhmen Pechanek, und es waren keineswegs bloß einfache Leute, sondern Personen aus höheren Ständen, namentlich vom Militär, die seine Hilfe in Anspruch nahmen; man sprach selbst von einem Prinzen des kaiserlichen Hauses. Einige behaupteten, die eigentliche Doktorin sei seine Frau, die ihre Geschicklichkeit auf ihre ältere Tochter, verheiratete Baška, vererbte; doch kurierte diese letztere ungern, weil sie Belästigungen von Seiten der Ärzte und Behörden wegen „Kurpfuscherei“ fürchtete. Aber sollte diesen Wohltätern der leidenden Menschheit bloß darum das Handwerk gelegt werden, weil sie nicht an einer Universität ihre fünf Jahre zugebracht hatten? Es hat immer Leute gegeben und wird immer Leute geben, die lieber unwissenschaftlich gesund werden, als wissenschaftlich um ihre geraden Glieder kommen oder gar zum Tode befördert werden wollen — „die Operation ging glücklich von statten; am dritten Tage starb der Patient“.

Einem dritten Vorschlage Exners aber stimmte ich aus voller Überzeugung bei. Es war die Wiederbesetzung der durch Feuchterslebens Machtspruch erledigten fünf Lehrkanzeln an der Wiener medizinischen Fakultät. „Es dürfte“, schrieb mir am 28. November Exner, in Stadions Ideen eingehend, „diese Wiederbesetzung die Wirkung eines der gewünschten Effektstücke, ein Pracht-Exemplar und zugleich von gediegenstem Inhalt produzieren.“ Er wies dabei auf Oppolzer, der von Prag nach Leipzig berufen worden war und den man für Österreich und zwar für Wien zurückgewinnen sollte; es dürfte diese Berufung, meinte Exner, allerdings „etwas hoch zu stehen kommen“, allein Oppolzers Name und Ruf seien es wert und an guten Klinikern sei bei uns Mangel.

* * *

Alles das waren übrigens Angelegenheiten, die längere Zeit und Überlegung brauchten. Was aber dringend war, betraf die Wiedereröffnung der Studien. Durch die Revolution und durch den gleich nach Eintritt derselben angekündigten Bruch mit dem alten Studien-System war das zweite Semester an einigen Universitäten ganz verloren gegangen, an anderen, wie in Krakau, in übereilter und notdürftiger Weise zum Abschluß gekommen. Dazu hatten sich allerorts die Studenten an der politischen Bewegung lebhaft beteiligt; überall gab es eine akademische Legion, die Hörsäle waren mitunter in Waffenplätze umgewandelt worden, und bekanntlich inter arma silent Musae. Das war in größtem Maße in Wien der Fall gewesen; die Wiener akademische Legion hatte bei allen revolutionären Manifestationen und zuletzt beim Oktoberaufstande eine Hauptrolle gespielt, und es war daher begreiflich, daß der Militär- und Civil-Gouverneur von Wien, Baron Welden, von

einer Wiedereröffnung der Universität nichts hören wollte. Gleich nach der Einnahme von Wien war die Aula und das ganze Konviktsgebäude vom Militär besetzt, alle Räume waren für Kasernenzwecke eingerichtet und darin solche Veränderungen vorgenommen worden, daß Exner selbst für die kostbaren Sammlungen zu fürchten begann. Welden dachte nicht daran, diesen Besitz aufzugeben.

Auf eine Vorstellung der Professoren der medizinischen Fakultät vom 18. November, das Unterrichtsministerium wolle dahin wirken, daß das Militär aus den Räumen des Universitätsgebäudes entfernt werde, folgte als Antwort am 29. ein Erlaß der Zentral-Militärkommission, laut welchem die Rektorswahl für das Schuljahr 1848/9 verboten wurde. Noch weiter als Welden ging Windisch-Grätz, der überhaupt von der Wiener Universität nichts mehr wissen wollte. Sie müsse mit Ausnahme der medizinischen Fakultät ganz von Wien fort; ihre reichen Hilfsmittel wären anderen Universitäten des Reiches zuzuwenden: „Keine der Universitäts-Lokalitäten darf, der sich daran knüpfenden Erinnerungen wegen, zu Lehr- und anderen öffentlichen Zwecken verwendet werden."*) Das war eine Forderung, auf deren Inhalt der Ministerpräsident doch nicht eingehen konnte, wie denn auch vor der Öffentlichkeit davon nie etwas verlautete.

Bei der militärischen Besetzung der Aula und des Stadt-Konviktes aber blieb es, und so hatte das Unterrichtsministerium nicht einmal Hörsäle für die juridische und die philosophische Fakultät. Die theologische hatte ihr Seminar, und diese ließ Welden gewähren. Die medizinische hatte ihr Krankenhaus; allein gerade in dieser Fakultät waltete, schon aus der vormärzlichen Zeit her, ein Geist regierungsfeindlicher Widerspänstigkeit, der jetzt das alte Spiel von neuem beginnen zu können meinte. In einer zu Anfang Dezember abgehaltenen Sitzung wurde die Absicht, die nicht-lehrenden Doktoren von der Universität auszuschließen, einer scharfen Kritik unterzogen, wobei der anwesende Regierungs-Kommissär die spitzigsten Reden gegen die herrschende Militär-Diktatur anhören mußte. Natürlich ließ Welden die Sitzungen sogleich schließen. „Diese Leute", schrieb mir Exner, „sind unverbesserlich, und sie sollen unsere Universitäten leiten!" Dazu kamen andere Unannehmlichkeiten, die von dienstbeflissenen „Gutgesinnten" dem Stadt-Gouverneur regelmäßig zugetragen wurden und dessen Mißtrauen verstärkten. So kam ihm eines Tages eine anonyme Anzeige, von Frauenhand geschrieben, gegen das akademische Gymnasium zu, an welchem sich

*) Windisch-Grätz an Schwarzenberg, 21. und 28. Dezember. — Ein ausführliches Schreiben Weldens über diese Angelegenheit s. G. Wolf, Der neue Universitätsbau (Wien 1882, Hölder), S. 17—20.



einer der Professoren, Joseph Siebinger, ich weiß nicht mehr welche Äußerung erlaubt haben sollte. Der Präfekt des Gymnasiums, der würdige Podlaha, einer der tüchtigsten Schulmänner, der dem Piaristenorden zur Ehre und zur Zierde gereichte, begab sich zu Welden, beteuerte ihm, das Ganze sei ein grobes Mißverständnis, wenn nicht gar eine boshafte Verleumdung, sprach warm und eindringlich für seinen Professor, der vor Schrecken und Entrüstung krank geworden sei. Welden wollte von nichts hören. Zuletzt drehte der Grobian, denn als solcher war Welden bekannt, dem Präfekten den Rücken, indem er sagte: „Reden Sie was Sie wollen; ich glaube was ich will!" Er wollte das Gymnasium ohne weiteres schließen. Dazu kam es am Ende doch nicht.

Bezüglich der Wiener Universität blieb nichts übrig, als auf den Winterkurs 1848/9 zu verzichten und nur dahin zu wirken, daß mindestens der Sommerkurs nicht gleichfalls verloren gehe; derselbe sollte dann möglichst zeitlich beginnen, vielleicht schon mit dem 1. Februar. Die nächste Frage war, da an eine Räumung der Aula und des Konvikts-Gebäudes vom Militär nicht zu denken war, die Bereitstellung anderer Hörsäle. Dazu boten sich von der einen Seite die weiten Räume des Theresianums, von der anderen jene des militär-ärztlichen Studiums im Josephinum; beiden Anstalten war ja ohnehin bestimmt, aufgelöst zu werden. Im Theresianum sollten die juridischen und philosophischen, im Josephinum die medizinisch-chirurgischen Hörsäle und Kabinette hergerichtet werden und dafür war Exner eifrigst bemüht.

Eine zweite wichtige und zugleich dringende Angelegenheit war die Neugestaltung der Gymnasien, da sie nun achtklassig werden und für diesen Zweck die bisherigen zwei philosophischen Jahrgänge von der Universität herübergenommen werden sollten. Es war das immerhin ein Schritt, der einige Schwierigkeiten bot. Die bisherigen „Hörer" und „Herren" der philosophischen Jahrgänge wurden dadurch zu Gymnasial-Schülern herabgedrückt, in Wien 5—600, in Prag 6—700 Jünglinge von der Universität an das Gymnasium zurückgewiesen. Es sollte aber deshalb, meinte Exner, mit dem Beginn dieser Maßregel nicht länger gezögert werden, namentlich in Wien, wo ja die Wiedereröffnung der Universität noch in Frage stand und daher den ehemaligen Mitgliedern der akademischen Legion der Verlust eines ganzen Jahres drohte. „Ob die Sache später so leicht auszuführen sein würde als jetzt, da sie künftig wie eine Strafe, jetzt als eine Gnade, mindestens als eine Wohltat aufgenommen würde, ist mir gar nicht zweifelhaft." Die Sache sei übrigens auch in politischer Richtung wichtig, um einer Überwucherung der Universitäten zu entgehen.

Doch Welden argwöhnte in dieser Maßregel eine versteckte Wiedereröffnung der so arg kompromittierten Universität und wollte deshalb davon nichts wissen. Hierin war er aber offenbar im Unrecht; denn die „Lyzealklassen" sollten ja nicht wie früher einen Bestandteil der Universität, sondern künftighin einen der Gymnasien bilden. Exner schickte zuerst den Vize-Direktor der philosophischen Studien Karl Ritter von Heintl zu Welden, der ihn aber mit seinen groben Manieren kurz abfertigte. Am 30. November ging Exner in Person zum General Frank v. Seewies, der an der Spitze des Stadt- und Platz-Kommandos stand. Frank schickte um den Regierungsrat Baron Franz Buffa, der ein kaum geringerer Flegel war als Welden, Exner kaum zu Wort kommen ließ und von dessen Vorstellungen nichts wissen wollte; die Lyzealklassen, sagte er, seien nichts als halbe Universitäten. Zufällig war um diese Zeit Stadion in Wien, welchem Exner die Sache auseinandersetzte und nun war mit einemmal geholfen. Schon am nächsten Tage, 1. Dezember, ließ Welden den Exner rufen und erteilte die erbetene Bewilligung, doch unter zwei Bedingungen: erstens, daß die erste Lyzealklasse, also das was früher die „Logik" hieß, Gymnasium heißen, und zweitens, daß an der Universität keine dieser Vorlesungen gehalten werden sollte. Hiermit war die Hauptsache gewonnen; der Name „erste Lyzealklasse" verschwand, die „siebente Gymnasialklasse" kam an die Stelle, und das war ganz in unserem Sinne.

Von den Gymnasien, die außerhalb der Universitäten bestanden, sollten, wie wir wissen, jene, wo bisher „Philosophische Lehranstalten" bestanden hatten, gleichfalls vom Schuljahre 1849/50 an in solche mit acht Klassen umgestaltet werden. Für alle anderen Gymnasien war es mehr oder minder ungewiß, ob sie eine solche Erweiterung erfahren sollten, und es entstand nun in den Städten, wo sich derlei Anstalten befanden, eine Aufregung über das künftige Schicksal derselben. Da erschien eines Tages mein Reichstagskollege Dr. Forster bei mir, um für die Stadt Eger die Zusicherung zu erhalten, daß ihr Gymnasium die siebente und achte Klasse erhalten und dadurch zu einem „Lyzeum", nach dem alten Sprachgebrauche, erhoben werden sollte. Die Angelegenheit ließ sich eigentlich nicht vom Fleck weg entscheiden; allein Forster sprach so eindringlich, stellte mir vor, wie mein seliger Vater dort studiert habe, wie sein Andenken der Stolz des dortigen Gymnasiums sei und wie ich darum aus Pietät für ihn die Bitte der Stadt Eger nicht unerhört lassen sollte, daß ich endlich nachgab und ihn ermächtigte, diese Entscheidung seinen Mitbürgern bekannt zu geben. Am 17. Dezember wurde darauf in Eger ein Dankschreiben an mich abgefaßt; mein Entschluß habe die „freudigste Stimmung" in der Stadt hervorgerufen, „beglückte

Eltern" dankten mir dafür, ich hätte mir „in den Herzen der Egerer Bürgerschaft ein unauslöschliches Denkmal errichtet" und sie wünschten sich Glück, in mir einen Landsmann zu verehren, „dessen hochverehrter Herr Vater in Eger seine glorreichen Studien begonnen hat". Die Adresse, die ich heute noch besitze, war von sämtlichen Mitgliedern des Bürgerausschusses unterschrieben; an der Spitze stand der Name des Vorsitzenden Med. Dr. Lorenz Köstler, Bruders meines Krakauer Freundes. Es war dies die erste förmliche Dankesbezeugung, die mir für mein Wirken im Unterrichts-Ministerium zuteil wurde, und sie hat mir nicht wenig Freude gemacht.

Die künftige Ausgestaltung der Gymnasien beschäftigte das Publikum in mehrfältiger Richtung. Der alte Streit über die klassischen Studien lebte von neuem auf. Der sprech- und schreiblustige Dr. Wildner-Maithstein ließ in seinem „Panier des Fortschrittes" einen, an vielen Sprachunrichtigkeiten leidenden Artikel gegen die Berücksichtigung der alten Sprachen los, welchem der Troppauer Gymnasialpräfekt Dr. Andreas Wilhelm in einem geharnischten Aufsatze „Gegen vorlaute Unterrichtsverbesserer" antwortete.*) Auch die Politik spielte in diese Angelegenheit hinein. Vom Pilsener Professor Gustav Beer, Bruder des Prager Kreuzherren-Generals, erhielt ich ein Schreiben voll der eindringlichsten Klagen über die vom böhmischen Nationalausschusse geplante „Czechisierung" des dortigen Gymnasiums à la Königgrätz, Leitomischl, Klattau, Pisek 2c. Er beschwor mich, der „unbilligen Forderung" eines Palacký, Šafařik, Wotzel und anderen entgegenzutreten und eine deutsche Anstalt, an der er, Beer, durch sechsundzwanzig Jahre gearbeitet habe, nicht in ihr Gegentheil umwandeln zu lassen: „Ist es wohl billig, daß die in Pilsen so tätigen Wühler, namentlich die Mitglieder der Slovanská Lipa ihr unsinniges Vorhaben, ganze Gymnasien zu czechisieren, zum Nachteile deutscher Kultur durchsetzen?!"

Eine Schwierigkeit für die umzugestaltenden Gymnasien bildete der Mangel an Lehrbüchern, da ja ganz neue Gegenstände in den Bereich des Unterrichtes gezogen waren. An allerhand Anerbietungen in dieser Richtung fehlte es nicht. Einer der ersten, der sich an mich wandte, war der Prager Dr. J. P. Jordan, damals Herausgeber der „Slavischen Centralblätter". Der Professor der Naturgeschichte am Brünner Lyzeum Med. Dr. Friedrich Kolenaty hatte dem Unterrichts-Ministerium schon früher das Lehrbuch der Naturgeschichte von A. B. Reichenbach empfohlen und Jordan hatte, wie es scheint, den Vertrieb des Werkes auf sein Risico übernommen. Es

*) Wiener Zuschauer 1848 Nr. 191—193 vom 22.—26. Dezember.



war ein reich illustriertes Werk, 272 Tafeln mit mehr als 1000 Tiertypen darauf; der Ladenpreis von 12 fl. war im Pränumerationswege auf 10 fl. herabgesetzt; das Werk sollte nun, wie mir Jordan vorschlug, auf Staatskosten angeschafft, zuerst für deutsche Anstalten bestimmt, dann aber in andere Landessprachen übersetzt werden. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich Jordans Wunsch nicht erfüllen konnte; die Naturgeschichte Reichenbachs war als Schulbuch viel zu teuer und überdies gar nicht so eingerichtet, wie wir es für unsere neuen Gymnasien brauchten. Es mußte überhaupt daran gedacht werden, sobald einmal der Lehrplan für Gymnasien genau festgestellt war, eigene Lehrbücher für jedes Fach ausarbeiten zu lassen; einstweilen mußte man sich allerdings für die neu eingeführten Fächer Naturgeschichte und Physik aus der vorhandenen Unterrichtsliteratur behelfen, so gut es eben anging.

* * *

Nun zu den Volksschulen! Eine bessere Stellung der Schullehrer war eine der ersten Angelegenheiten, auf welche das neugegründete Unterrichts-Ministerium sein Augenmerk richtete. Die Eintreibung des Schulgeldes war unter den geänderten Ansichten und Umständen mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden, in sehr vielen Gemeinden wurde es geradezu verweigert. Von Naturabgaben wollten die Gemeinden, seit die Aufhebung der Robot in Aussicht stand, nichts mehr wissen. Dazu kam die vielverbreitete Meinung, daß künftig der Staat allein die Schulen zu erhalten habe. Zwar wurden die Landgemeinden über die Fortdauer ihrer Verpflichtungen gegen die Schulen, so lange nicht die Gesetzgebung eine neue Ordnung geschaffen, bei jeder Gelegenheit belehrt und wurden die Behörden angewiesen, jeden ungebührlichen Widerstand in dieser Richtung energisch zu brechen; allein das moralische Ansehen der Gesetze und der Vollzugsorgane war zu sehr erschüttert und die Mittel, ihnen Achtung verschaffen, waren, besonders auf dem Lande, viel zu schwach, um einen ausgiebigen Erfolg zu erzielen. Da überdies die Bauern durch das Patent vom 7. September entschieden gewonnen hatten, so wurde das Mißverhältnis zwischen ihrer Behäbigkeit und dem Darben des Lehrers ihrer Kinder um so greller. Die Lehrer klagten, mit welcher Geringschätzung der Bauer jetzt auf sie herabblicke und wie viel sie von dessen Übermut zu erfahren hätten, wenn sie ihren sauer verdienten Lohn einforderten. Ebensowenig wollten die ehemaligen Grundobrigkeiten von ferneren Leistungen etwas wissen, wenn auch ihre Verpflichtung gegen die Schule auf einem ganz anderen Titel als jenem des aufgehobenen Rustikalverbandes beruhte. Die armen Lehrer hielten Versammlungen ab und

sandten Hilferufe an den Reichstag, an das Ministerium, in Böhmen an die Slovanská Lipa.

Die Normalschulfonde mit Ausnahme Böhmens und Niederösterreichs waren passiv; es sollte folglich der Staatsschatz aushelfen. Allein das war keine Kleinigkeit. In den „Grundzügen“ war angenommen worden, daß die Kongrua der Landschullehrer künftig 200 fl., die der Gehilfen 100 fl. betragen sollte. Als Stadion davon hörte, rief er aus: „Das ist ja zum Verhungern!“ Doch auch dieses geringe Maß war nicht gleich zu erreichen, da berechnet wurde, daß hierzu für 13 Monate — von Oktober 1848 bis November 1849 — ein Betrag von mehr als 900.000 fl. erforderlich sei. Auch bedurfte es dazu individueller Ausweise, die einer buchhalterischen Prüfung unterzogen werden mußten, ehe sie dem Ministerium vorgelegt werden konnten. Es wurde daher, um den allerbedürftigsten Lehrern in der Zwischenzeit wenigstens etwas zukommen zu lassen, auf eine augenblickliche Aushilfe gedacht und ein Betrag von 200.000 fl. in den Staats-Voranschlag für 1849 eingestellt.

In Kremsier kam zu mir eine Deputation der Schullehrer aus den umliegenden Gemeinden, um mir die Notlage ihres Standes vorzustellen und um dringende Abhilfe zu bitten. Als ich sie mir ansah, mußte ich mir in meinem Innern sagen, daß sie in ihrem Anzug sowie in ihrer Haltung durchaus nicht wie Notleidende aussahen. In der Tat gab es ja, selbst auf dem Lande, Schuldienste, die ein ganz gutes Auskommen boten, so daß man sie in manchen Gemeinden selbst zum Nationalgardedienst heranzog. Aus dem Kaadener Schulbezirk kam mir eine vom 6. Dezember datierte Vorstellung zu, worin die Schullehrer baten, von dieser Verpflichtung losgezählt zu werden. Einmal, sagten sie, störe sie dieselbe in ihrer Tätigkeit in der Schule, in der Sakristei und am Musikchor; dann aber leide das Ansehen des Lehrers den Kindern gegenüber, „wenn diese sehen, wie ihre Lehrer, denen sie doch bei jeder Gelegenheit Achtung bezeigen sollen, als Gardisten beim kleinsten Verstoß sich von ihren Vorgesetzten einen Verweis müssen gefallen lassen; dieses bestätigt die Erfahrung.“

Auf dem Gebiete der Volksschule handelte es sich aber keineswegs bloß um die Lehrer und Gehilfen, um die Besserung ihrer materiellen Lage und gesellschaftlichen Stellung. Das Wesen der Volksschule selbst, der Lehrstoff, die Methode, die Schulzucht sollten auf eine höhere Stufe gebracht werden und dazu bedurfte es eines leitenden Fachmannes. Der Reichstagsabgeordnete Thiemann war es, der mich in dieser Richtung dringend auf den Dechant in Böhmisch-Leipa Anton Krombholz aufmerksam machte. Krombholz war ein Schüler Bolzanos und zugleich mit Dr. Michael Fesl

Professor an der bischöflichen Lehranstalt zu Leitmeritz gewesen, als der Sturm gegen die Bolzanisten losbrach. Der Leitmeritzer Bischof Hurdalek, der den Bolzanisten gewogen war, wurde abgesetzt und kam nach Prag. Fesl geriet in eine langwierige Untersuchung, die damit endete, daß er mit einer kleinen Pension nach Wien interniert wurde; Krompholz wurde gleichfalls vom Lehramt entfernt und trat in die Seelsorge. „Sie können es sich vorstellen," sagte mir Thiemann, „wie dieser Mann voll Geist und Kenntnissen, von Thatendrang erfüllt, sich seit Jahren und Jahren in einen beengten Wirkungskreis gebannt sieht!" Ich stellte die Sache meinem Minister vor und Stadion war damit einverstanden, daß Krompholz mit Diäten der VIII. Rangsklasse (4 fl. 30 kr. Conv. M. täglich oder 135 fl. für den Monat) nach Wien berufen und fürs erste probeweise im Ministerium verwendet werde.

* * *

Eine Seite des öffentlichen Unterrichtes hatte für mich als Politiker ganz besonderes Interesse, nämlich die nationale. Der Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationalitäten stand bei mir fest. Nach dem bisherigen Studiensystem hatten von nicht-deutschen Landessprachen nur die italienische in den südlichen Gebieten einige Berücksichtigung gefunden. Das konnte nicht mehr so bleiben. In der Petition der Prager Universität vom 16. März war zuerst der Grundsatz ausgesprochen worden, daß jedermann die Möglichkeit eröffnet werde, sich in beiden Landessprachen vollständig auszubilden. Die gleiche Forderung wurde auch von den andern Nationalitäten des Reiches gestellt. So entwarfen am 29. März vierundvierzig in Wien lebende Slovenen, darunter Miklošič, Toman, Deschmann, Dimitz und merkwürdigerweise auch Füster, eine Adresse an die Stände von Krain, deren 2. Punkt lautete: Vermehrung der Volksschulen, Einführung der slovenischen Sprache in denselben, Kreierung von Lehrkanzeln für slovenische Sprache und Literatur.*)

Solchen Kundgebungen gegenüber konnte die Regierung nicht untätig und teilnahmslos bleiben. Der Anfang wurde in Galizien gemacht und zwar zu allererst in Krakau. Die Jagiellonische Universität befand sich seit der österreichischen Besitzergreifung in einem provisorischen Zustande. Um sie auf österreichischen Fuß zu setzen, waren 1847 fünf „Austryaken" — Hammer, Helfert, Jonák, Makowiczka, Michel — an der juridisch-politischen, einer, Schmidt-Goebel, an der medizinischen Fakultät provisorisch angestellt worden. An die Spitze

*) Jos. Apich, Die Slovenen und die Märzbewegung 1848, im Österr. Jahrbuch 1890, S. 97 f.

der Universität war, gleichfalls als provisorische Maßregel, ein Regierungs-Kommissär in der Person des Professors Brodowicz gestellt. Das konnte auf die Länge nicht fortwähren, Brodowicz selbst war es, der sein Amt nicht weiterführen wollte. Bald nach dem politischen Umschwung hatte er durch den Finanzminister Baron Kraus die Bitte um Enthebung bei dem Unterrichts-Ministerium eingebracht; das Gesuch war nicht erledigt worden, gewiß weil man sich in Wien in Verlegenheit befand, welche Auskunft zu treffen wäre. Vom Unterrichts-Ministerium wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß „an den Hochschulen Galiziens der Unterricht in polnischer Sprache erteilt und statt der zum Vortrag in dieser Sprache nicht befähigten Lehrer hiezu taugliche Dozenten berufen werden". Diesen Grundsatz hatte der neuernannte Gouverneur von Galizien Joseph Ritter von Zaleski sogleich in Ausführung gebracht; von uns Austryaken blieb der einzige Hammer auf seinem Posten, weil er als geborener Lemberger polnisch sprach und sich jetzt ganz auf den Polen hinausspielte*). Auch der Adjunkt für Astronomie Hornstein verließ Krakau, ich glaube ohne entlassen worden zu sein; denn an der Sternwarte gab die Wissenschaft den Ausschlag der Astronom Weiß selbst war der polnischen Sprache gewiß nicht in dem Grade mächtig, um darin vortragen zu können.

So standen die Dinge, als ich die Leitung des Ministeriums übernahm, und nun richtete Brodowicz ein neues Gesuch an mich, 6. Dezember, worin er um Beschleunigung der Erledigung bat, „um das äußerste zu vermeiden", da er „bei einer längeren Zögerung abseiten der Regierung" sich gezwungen sehen könnte „das Amt de facto fahren zu lassen." Es mußte seiner Bitte willfahrt werden und das umsomehr, als ja das Amt eines Regierungs-Kommissärs ohnedies in das neue System nicht mehr paßte. Dagegen mußte von unserem Standpunkte in Galizien etwas anderes geschehen. Denn unsere „Polen im Frack" schienen ganz zu übersehen, daß es in ihrem Lande einen sehr beträchtlichen Teil der Bevölkerung gab, die keine Polen waren und die nicht minder als diese ihr Recht haben wollten. Freilich hieß es bei den galizischen Polen, es gebe keine ruthenische Sprache und Nation, Stadion habe nur ihnen, den Polen, zum Trotz die Ruthenen „erfunden". Nein, erfunden hat Stadion die Ruthenen nicht, wohl aber gefunden hatte er sie, und es war der feste Wille des Ministeriums, daß von nun an für diesen seit Jahrhunderten von den Polen vernachlässigten, ja verfolgten und unterdrückten

*) Köstler an mich am 11. November: „Hammer ist hier als wirklicher Professor angekommen, er trägt einen Vollbart, rasiert sich nur die Nase, spricht mit keinem Deutschen und wohnt in Podgórze."



Volksstamm*) Fürsorge getroffen werde. Das erste war die Berufung eines Ruthenen ins Ministerium. Es war dies der Reichstags-Abgeordnete Pfarrer Gregor Szaszkiewicz, der nun in allen Galizien betreffenden Angelegenheiten zu Rate gezogen wurde. Den Polen im Frack stieg das freilich gewaltig in die Nase. Von ruthenischer Seite wurde jetzt eine Petition überreicht, es möge vor allem an der Lemberger Universität eine Lehrkanzel für ruthenische Sprache und Literatur errichtet und mit einem befähigten Mann besetzt werden. Ich sandte die Petition fürs erste nach Wien, um von Exner zu erfahren, ob in dieser Sache etwa bereits etwas geschehen oder im Zuge sei.

Am günstigsten standen die Dinge in Böhmen. Dort hatte sich in den letzten beiden Dezennien die Literatur derart entwickelt, daß es in den verschiedensten Fächern ganz achtbare Leistungen gab. Es waren allerdings keine Schul- und Lehrbücher, die man ohneweiters für das neue Studiensystem gebrauchen konnte; allein es konnte nicht schwer fallen, den bereits vorhandenen literarischen Stoff in eine solche Form umzugießen, um Schulbücher daraus zu machen. Für die höheren Studien gab es in Prag ausgezeichnete Gelehrte, die, wenn sie nur wollten, der Universität zur Zierde gereichen konnten. Eine der ersten Maßregeln, die ich bezüglich der Prager Universität ergriff, war die Gestattung, daß gleich den Mitgliedern der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien auch die Mitglieder der Königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag Vorträge an der Universität halten konnten, ohne einer besonderen venia docendi zu bedürfen**). Erasmus Wocel, wenn ich nicht irre, war unter den ersten, die von dieser Erlaubnis Gebrauch machten, und er erwarb sich auf dem Gebiete der Archäologie in wenig Jahren einen Ruf, der über die Grenzen Böhmens hinausreichte. Exner und ich würden es besonders gern gesehen haben, wenn Palacký von dieser Ermächtigung Gebrauch gemacht hätte, allein dazu war er nicht zu bewegen; er war zu sehr von seinem großen Geschichtswerk, von seinem „Archiv Český" und anderen literarischen Arbeiten in Anspruch genommen. Dasselbe war leider mit Šafařík der Fall. Šafařík besaß schon eine Lehrkanzel, er war zum Professor der Slavistik an der Prager Universität ernannt; allein er hat nie davon Gebrauch gemacht, er hat sogar seine Stelle zurückgelegt, indem er sich auf seine Verpflichtungen als Bibliothekar

*) Dabczański, Die ruthenische Frage in Galizien. Beleuchtet von einem Russinen. Lemberg 1850. — Verfasser dieser Gegenschrift war der Gymnasiallehrer und Reichstags-Abgeordnete Eustach Prokopczyc.

**) Erlaß vom 16. Dezember 1848 und vom 24. Januar 1849 R.-G.-Bl. Nr. 29, 108.



berief, mit denen sich, wie er behauptete, jene der Professur nicht vereinigen ließen. Zugleich wollte er durch seinen Rücktritt den Platz für seinen Freund Čelakovský frei machen, der aus Breslau in seine Heimat zurückgekehrt war, aber noch keinen Posten hatte*). So wurde denn von mir an eine Wiederanstellung dieses berühmten Dichters und Gelehrten gedacht. Kaum daß etwas davon verlautete, erhielt ich ein anonymes Schreiben, vermutlich aus den Bureaus des Ministeriums des Äußern, worin ich aufmerksam gemacht wurde, daß Čelakovský 1836 aus politischen Gründen von seinem Amte entfernt worden war. Das wußte ich ja längst selbst und kannte den dazumal für so schwerwiegend gehaltenen Grund sehr wohl. Ich ließ das Schreiben nicht zu Protokoll nehmen, sondern schob es einfach in meine Lade; Čelakovský wurde berufen und kein Hahn krähte mehr nach der albernen Geschichte von 1836. An der juridischen Fakultät hatte Dr. Joseph Frič schon früher die Erlaubnis bekommen, öffentliche Vorträge in böhmischer Sprache zu halten.

In Prag war man auch in anderer Richtung tätig, um die Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen vorzubereiten. Am 25. November trat eine Kommission zusammen, welche die Aufgabe hatte, die Amtssprache und die technischen Ausdrücke zu regeln, in welcher Hinsicht bisher jeder einzelne Schriftsteller in seinem Fache nach eigenem Gutdünken gestümpert hatte, wobei mitunter heller Unsinn zutage kam. Mitglieder dieser Kommission waren der k. k. Gubernial-Translator Franz Tomsa, vom Ausschusse der Matice Dr. Frič, Hanka und Karl Jaromir Erben; auch Joseph Jireček beteiligte sich an diesen Arbeiten. Eine andere Kommission sollte böhmische Lehrbücher für die verschiedenen Gegenstände des Gymnasiums herstellen; Präses derselben war Šafařík. Eine dritte Kommission übernahm die Übersetzung des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches ins Böhmische; Erben, Johann Neubauer, Dr. Wendelin Grünwald, Jos. Jireček waren hierin tätig.

Nicht so gut war es bei den anderen Slawenstämmen Österreichs bestellt, wo fast alles neu zu schaffen war. Unter dem früheren System war für sie über die Trivialschulen hinaus nicht das mindeste geschehen; schon die Hauptschulen waren deutsch, in Istrien und Dalmatien italienisch. An warmen Patrioten, die den guten Willen hatten, diesen Übelständen abzuhelfen, fehlte es nicht. Um die Slaven Dalmatiens nahm sich mein Kollege Jur. Dr. Theodor Petranovich, Abgeordneter für Knin, mit Eifer an: das Unterrichtswesen in seiner Heimat, die mit Ausnahme der italienischen

*) Jireček, Paul Joseph Šafařík, in: Öst. Revue, VIII, 1865 S. 57—58.



Küstenstädte durchaus slavisch sei, möge auf nationale Grundlagen gestellt, der aufgehobene griechisch-slavische Verein wieder hergestellt werden. In Krain wirkte vor allem Dr. Bleiweis, dann die Reichstagsabgeordneten Ambrož und Kavčič (Kautschitsch), in Kärnten Einspieler, der an dem Fürst-Bischof Anton Slomšek von Lavant einen einflußreichen Fürsprecher fand. Vincenz Gurnik kämpfte wacker im steirischen Landtage für die Rechte seines Volkes. Dr. Joseph Muršec und Dr. Jos. Kranjec wirkten vorzüglich journalistisch, indem sie es als eine Unnatur bezeichneten, wenn dem slovenischen Volk seine hoffnungsvollsten Söhne in den deutschen Schulen entnationalisiert würden; ebenso erhoben in Kärnten Dr. Rulic und Milonik ihre Stimmen für die Einführung der slovenischen Sprache in die Volksschulen des Landes.*) In Laibach verlangte man sogar die Errichtung einer slovenischen Universität, ein Verlangen, an dessen Erfüllung nicht im entferntesten zu denken war, da hiefür zu jener Zeit nichts weniger fehlte als — alles! Eine Universität verlangten auch die Triestiner und zwar eine italienische. Das Begehren ging von dem provisorischen Stadtrate (Commissione municipale provvisoria) aus, der eine eigene Petition nach Wien sandte. Es gab aber in Triest besonnene Leute, die gegen dieses Projekt waren. Sie wandten sich an ihren Landsmann Bruck und überreichten ihm eine mit vielen Unterschriften versehene Verwahrung gegen die Errichtung einer Universität in Triest. Bruck leitete das Schriftstück an das Unterrichts-Ministerium mit der Bitte um „sorgfältige Beachtung". Ihre Gründe waren: Triest sei wesentlich eine Handelsstadt, also kein Boden für gelehrte Studien; für letztere würde sich eher Görz eignen. Aber auch politische Gründe sprächen dagegen. „Welche Übel stünden unserer Stadt bevor in diesen Zeiten politischer Wirren, wenn in ihr eine Universität errichtet würde! Da alle Städte, wo Universitäten bestehen, mehr oder weniger in die politische Parteiung hineingezogen wurden, scheint es, als ob der provisorische Stadtrat dem Gemeinwesen von Triest ein ähnliches Los bereiten und dadurch herbeiführen wolle, daß ihr der Beiname der allergetreuesten verloren gehe, den sie bisher mit so viel Ausdauer und Eifersucht sich zu erhalten gewußt hat". So schrieb ein M. P. Alimonda am 24. November an Bruck, der mir den Brief mitteilte. Im Ministerium dachte man übrigens an die Errichtung einer neuen italienischen Universität weder in Triest noch in Görz, da die österreichischen Italiener ohnedies zwei große und berühmte Universitäten in Padua und Pavia besaßen.

*) Apich, Die slovenische Bewegung, im Österr. Jahrbuch 1892, S. 176—178, 203, 204—208.

Auch in Dalmatien gab das italienische Element dem Ministerium zu schaffen, doch in anderer Art als im Küstenlande. Sachliche Angelegenheiten wurden in Dalmatien mit einer unglaublichen Lässigkeit betrieben; die Zentral-Regierung mochte die besten Absichten haben, mit den Landesbehörden war zu keinem Ende zu kommen. Es ließen sich davon die merkwürdigsten Dinge erzählen, wobei immer Intriguen im Spiele waren; denn Haß und Liebe der Parteien fanden ihren Weg bis in die Bureaus der Kreisämter und des Guberniums. Am meisten trat dies zutage, wenn es sich um die Besetzung einer erledigten Stelle handelte; sogleich waren zwei Parteien gebildet, die sich um die verschiedenen Bewerber gruppierten, einander wie die Montecchi und Capuletti befehdeten und alle Behörden mit mündlichen und schriftlichen Vorstellungen bestürmten. Das sollte ich gleich in der ersten Zeit meiner Amtierung kennen lernen. Es handelte sich um die Lehrkanzel der allgemeinen Naturgeschichte und der Landwirtschaft am Lyzeum zu Zara. Die Med.-Doctoren Francesco Lanza aus Spalato und Giuf. Descovich aus Almissa standen einander gegenüber und ich bekam nun von beiden Seiten die schönsten Dinge zu hören. „Sie sind beide leidenschaftlich“, schrieb mir Exner, „und beide suchen redlich, offen und auf versteckten Wegen einander herabzusetzen, wie zwei echte Slavo-Itali“. Descovich erschien zuerst in Wien und machte auf uns keinen ungünstigen Eindruck; dann aber traf Lanza ein und brachte seine Kenntnisse und literarischen Leistungen zur Geltung. Auch war er der ältere Mann, und erhielt mit Allerhöchster Entschließung vom letzten Dezember 1848 die Stelle.





Otto von Schaching.

Skizze von **E. M. Hamann.**

„Ich will weiter nichts sein als ein Volksschriftsteller. Und daß ich als solcher nicht ganz vergeblich gearbeitet habe, ersehe ich aus Zuschriften, die mir von einfachen Bauersleuten zugekommen sind. Erst unlängst schrieb mir ein junger Soldat, daß er nach Ablauf seiner Dienstzeit nicht mehr nachhause kehren wollte, um Bauer zu sein; daß aber die Lektüre einiger Bücher von mir, die er in der Kompagniebibliothek gefunden, die Liebe zur Heimat und zum Bauernstande wieder in ihm geweckt habe und daß er auf diesen Stand jetzt stolz sei."

So steht zu lesen in einem kürzlich an mich gerichteten Briefe Dr. B. M. Otto Denk's, dessen Autorname die Überschrift dieses Aufsatzes bildet. Denselben Mann, der so großartig einfach seinen Hauptberuf kennzeichnet, hat unlängst sein Landesfürst, Prinzregent Luitpold von Bayern, mit der Königlichen Goldenen Ludwigs-Medaille für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet. Jeder, der Otto von Schaching aus seinen Werken wirklich kennt, hat, als er diese hohe Ehrung erfuhr, letztere als persönliche Freude für sich selbst empfunden. Als eine gerechte Freude, die das Verdienst des unmittelbaren Empfängers krönt, nicht steigert. Denn dieses Verdienst ist ein selbsterworbenes, ein autokratisches im guten Sinne — „von Gottes Gnaden".

In gewisser Beziehung bildet jeder wahrhafte Volksschriftsteller einen nationalpolitischen Faktor von unabschätzbarer Bedeutung. Er bezeichnet, erweitert und vertieft das Gebiet aktueller und geschichtlicher Erkenntnis für das Volk, von dessen Klarheit, Wärme und Ausdauer im Erfassen und Empfinden der Gegenwart und historischen Vergangenheit der größere Teil seines, d. i. eben dieses Volkes, eigenen Gesamtwohles abhängt. Wir wissen, daß Napoleon I. Josef von Görres' „Rheinischen Merkur" die fünfte Macht genannt hat, die in der Allianz der Völker gegen ihn in die Schranken getreten sei. Nun wohl, das Werk jedes echten Volksschriftstellers ist eine derartige Macht, die in das Bündnis nationalen, sittlichen Erkennens, Wollens, Erringens und Befestigens gegen Unrecht und Gewalt als mittreibendes Moment eintritt. Und zwar um so nachhaltiger, je hingebender die Persönlichkeit, die hinter diesem Werke steht, im Lichte jener Wahrheit schafft, die war, ist und sein wird, weil sie von Gott ausströmt. Nur wer so „in die Zeiten schaut und strebt", nur der ist durchaus wert, als Volksschriftsteller dem zielbewußt erwählten weiten Leserkreis sein Herz zu öffnen, seine Überzeugung packend, zündend darzutun.

Daß Otto von Schaching zu den berufensten Volksschriftstellern zählt haben bereits verschiedene hervorragende Kritiker nachdrücklich betont. So Martin Greif, der in Zolling's „Gegenwart“ ihn einen „echten Poeten“ nennt, so der verstorbene Heinrich Keiter, der ihn mit dem Prädikate „gottbegnadet“ in die allererste Reihe stellt; so A. Salzer in seiner Neubearbeitung der Lindemann'schen „Geschichte der deutschen Literatur“, der ihn ebenfalls als einen „Dichter von Gottes Gnaden“, als eine der „bedeutendsten und verheißungvollsten“ Kräfte auf dem genannten Felde kennzeichnet; so Professor H. Seemann, der ihm ein außergewöhnliches psychologisches und schöpferisches Auffassungs- und Darstellungsvermögen nachrühmt; so viele andere „hüben“ und „drüben“, die das in ihm sich kundtuende geniale Talent rückhaltlos anerkennen. Einen besonders warmen Bewunderer fand der Dichter in jüngster Zeit an Ansgar Pöllmann (s. Histor.-polit. Blätter 128[6]). „Schaching“, heißt es bei ihm, „erfüllt Eichendorff's Forderung, daß der Dichter ein Priester und Verkündiger der Menschheit sein solle, weit mehr als die modernen ‚Dichterphilosophen‘, als die den Salon beherrschenden Literaturproblematiker. Er weitet seine Romane aus zu wirklichen Weltbildern, zu sympathischen Menschheitsgeschichten, indem er in seinen Einzelheiten das Allgemeinmenschliche lebhaft durchschimmern läßt. Damit erreicht er den höchsten Grad der Heimatdichtung und sichert sich eine Stellung im bleibenden Schatze der Nationalliteratur.“

Otto von Schaching ist in der Tat eine zu großzügige, zu universale Natur, um sein starkes Talent in der Volksdichtung im engeren Sinne restlos aufgehen lassen zu dürfen. Dies hindert jedoch nicht, daß er stets ein Volksschriftsteller par excellence bleibt, auch wo er über die Heimscholle, die er mit allem ihr Anhaftenden zu schildern versteht wie selten ein anderer und zu der er immer wieder zurückkehren wird, hinwegschreitet auf den ins Unabsehbare sich dehnenden Boden der Allgemeingeschichte, wenn immer sein Genius ihn dazu drängt. Erfahrung und Begabung weisen ihn auf ein geistig produktives Sichausleben nicht nur in Fülle, sondern auch in Mannigfaltigkeit hin. Daher nichts Unangebrachteres in Bezug auf ihn als das Prädikat „Vielschreiber“, das ja die Vermutung einer gewissen Leere nahe zu legen pflegt. Eine Persönlichkeit wie die seine kann nur bestehen durch die reichste Wechselwirkung von Aufnehmen und Wiedergeben. Das Leben selbst aber deutete ihm dafür die Wege an.

Viktor Martin Otto Denk wurde am 23. März 1853 zu Schaching*) bei Deggendorf in Niederbayern geboren. Bis zu seinem 20. Jahre nannte er den inneren bayerischen Wald, dort wo dieser an böhmisches Gebiet stößt, seine Heimat. Der fast ununterbrochene Verkehr mit den Reizen einer herrlichen Natur, mit Berg und Wald, Flur und Au, und der Umgang mit dem Volke wirkten mit bestimmender Kraft auf die Entwicklung seines Gemüts und seiner Phantasietätigkeit, wie sich dies später in seinen Novellen und Erzählungen äußert, in denen er die Naturschönheiten des bayerischen Waldes, die Sitten, Gebräuche, Eigentümlichkeiten und das Seelenleben des Wäldlerstammes behandelt. Frühzeitig schon drängte es ihn zu dichterischem Schaffen: allerlei

*) Daher das Pseudonym.



Lyrisches und kleinere Erzählungen bildeten das erste Stammeln des Zehnjährigen. Seine humanistische Bildung erhielt Denk teils im berühmten Benediktinerstift Metten, teils in Regensburg. Ende der sechziger Jahre erschienen von ihm in den bekannten „Jugendblättern" von Isabella Braun und in verschiedenen norddeutschen Zeitschriften Novellen, Erzählungen und Gedichte; manches der letzteren, z. B. „Franz von Assisi und die Schwalben", „Das Kind und sein Engel" ist in Anthologien (Kehrein, Braun) übergegangen. Im Jahre 1870 veröffentlichte er eine Gedichtsammlung „Blumen aus dem Gottesgarten", die die Kritik beifällig aufnahm. Das nämliche Jahr wurde auch entscheidend für seinen Beruf, dessen Wahl nicht ohne schwere innere Kämpfe erfolgte. Neigung und Begabung lockten den Jüngling zur Musik, in welcher er bereits tüchtiges technisches Können sowie gründliche theoretische Bildung besaß; von letzterer zeugen verschiedene, in Druck vorliegende Kompositionen für Klavier, Lieder, sowie mehrere große, wiederholt aufgeführte Orchester- und Chorwerke. Der Zwang der Verhältnisse drängte ihn jedoch zum Brotstudium, als welches er sich die Neuphilologie wählte. Dem Abschluß desselben fügte er ein längeres Verweilen in Rom an, wo er die Leitung der Schule am k. k. österreichischen Hospiz St. Maria dell' Anima übernahm. Damals, als Zweiundzwanzigjähriger, sandte er eine von gegnerischer wie gleichgesinnter Seite viel besprochene Schrift in die Welt: „Der Materialismus in der Erziehung und die Revolution". Nach vorübergehendem Aufenthalt in seinem Heimatlande und nachdem er außer einigen die Zeitfragen behandelnden Erzählungen auch das historische Lebensbild „Kurfürst Maximilian I. von Bayern, der Große" (Herder, Freiburg) hatte erscheinen lassen, folgte Denk einem an ihn ergangenen Antrage, als Lehrer für deutsche Sprache und Literatur an einem internationalen Kollege in Yorkshire (England) zu wirken. In dieser Stellung verblieb er 6½ Jahre. Daran schlossen sich längere Aufenthalte in Frankreich, Spanien und ausgedehnte Reisen durch den Süden und Westen Europas, die hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken galten, vor allem dem Studium der Sprachen und Literaturen der romanischen und germanischen Völker. Als größere Frucht dieser Reisen und Studien erschien 1892 seine umfangreiche „Geschichte der altkatalanischen Literatur"*) und bald darauf eine „Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Erziehungswesens von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen". Seit 1898 bekleidet Dr. Denk den Posten eines Chefredakteurs an der angesehenen und weitverbreiteten Familienzeitschrift „Deutscher Hausschatz" (Regensburg, Pustet).

Wir sehen: ein Zusammendrängen schwerwiegender Erfahrungen und Leistungen seitens eines frühregen und -reifen Geistes innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit. Aber erst die beiden letzten Dezennien zeitigten jene größeren Romane und Novellen, die dem Namen Otto von Schachings den Glanz verliehen, den er jetzt, in steigender Leuchtkraft, besitzt.

*) Dieses Werk erfreute sich in der Gelehrtenwelt einer vorzüglichen Aufnahme und sicherte dem Autor eine ehrenvolle Stellung neben Ticknor, dem als Literarhistoriker Spaniens berühmten Amerikaner. Die Kgl. Akademie der Wissenschaften in Barcelona nahm Dr. Denk in die Reihe ihrer korrespondierenden Mitglieder auf; verschiedene andere gelehrte Gesellschaften Spaniens taten das Gleiche.



Eigenart und Richtung des in Otto von Schaching erstandenen starken Talentes zeigt bereits das Serienwerk bayerischer Hochlandgeschichten: „Vom Karwendel- und Wendelstein": „Der Klammgeist" mit seinen düsteren Motiven bäuerischer Rauf-, Eifer- und Schmuggelsucht; „D' Marei vom Brandstätterhof", ein Kabinetstück gegenüberstellender Personenzeichnung, das den Zauber des Naturlebens, der Liebeskraft zweier für einander bestimmter edler Herzen sowie echter fürstlicher Leutseligkeit, zugleich die wüsten Neigungen und furchtbaren Ausbrüche elementarer Leidenschaft wiederspiegelt: „Die letzte Kugel", eine spannende Episode aus dem Wildererleben.

„Der Hirmonhopfer von Bischofsmais" leitet die Reihe längerer Heimaterzählungen aus dem bayerischen Walde kraftvoll ein. Es schildert klar und wuchtig die Sitten und Gestalten des nach der lichten, wie der dunklen Seite hin überaus charakteristisch veranlagten altbayerischen Bauernstammes in durchsichtiger, unser Interesse aber bis zuletzt rege haltender Darstellung. Hier und da jedoch trägt letztere Spuren einer gewissen, noch im Herkömmlichen wurzelnden Gebundenheit. Ganz verschwindet diese in „Stasi", einem Meisterwurf epischer Volksprosa. Die Hauptfiguren: die anmutige Baderbäuerin Stasi Gschwendtner und der in seiner knorrigen, harten, finsteren Sündhaftigkeit grauenhafte Riedhofbauer Michael Reindl*) erscheinen durchpulst von dichterisch realem Leben; desgleichen die Nebenfiguren: der Schnapsmartl, der Spott und zugleich Schrecken der Kinder, eine Verkörperung von im Grunde gutmütiger, roh humorvoller Verschlagenheit und Verkommenheit; die vom Haß gegen den Zerstörer ihrer Jugend durchglühte, sonst aber gleichfalls gutherzige Burgl, ein prachtvolles Seitenstück zum „schwarzen" Lumpenmartin; ihr Sohn, der vom eigenen Vater zum „Depp" geschlagene, von der Mutter über alles geliebte Hüterhansl; der als Student halb verbummelte Riedhofer Max; der durch und durch brave Reitberger Franz und dessen mit rührender Ergriffenheit gezeichnete Mutter; ferner Kaspar, Stasis hünenhafter, biderber Schwager; Veitl, der steifnackige Oberknecht, und der prächtige Dr. Wiesberger. Die ganze erschütternde Sprachgewalt, über die Otto von Schaching verfügt, kommt zur Geltung in den wundervoll durchgeführten Szenen, da die alte Burgl ihren armen Buben von Mörderhand erschlagen findet, ihn leidenschaftlich betrauert, an seinem Grabe von ihm Abschied nimmt, und da sie und die Mutter des Reitberger Franz an dessen Schmerzenslager den Tod des Jünglings erwarten, in langer, banger Nacht, von keinem äußeren Lichtstrahl und keinem Hoffnungsschimmer erhellt.

Noch mehr auf der Höhe tragisch-poetischer Realistik steht „Die Teufelsgrethl, Bauernroman aus den oberbayerischen Bergen". Auch hier finden wir die Heldin in der präzisen Mitte künstlerisch verteilten Interesses. Ein dämonisches Feuer brennt in dieser „Bärenschützhofer-Bäuerin": des Hasses, der Liebe, vor allem der Glücksgier. Mit furchtbarer Logik ist dieser durchaus mögliche Charakter motiviert, vom Mutterschoße an, der sie in Schmach und Elend getragen, in schauerlicher Sturmeinsamkeit geboren

*) Wie verwandelt sich „Michael" in „Lenz"? Dies eine Frage an den Verfasser.

hat, bis zu der letzten Stunde, da die würgenden Finger des betrogenen Mannes ihrem sündenglutgeschwängerten Dasein ein Ende bereiten. Neben ihr ragt die unheimliche Gestalt der Seppin, ihrer Mutter, auf: Mannweib und „Teufelinne" zugleich, die Himmel und Hölle frech-leugnet, um nach entsetzlichem Leben und Tode dem Arme des höchsten Rächers anheimzufallen. Den beiden gegenüber die echt jungfräuliche Agatha, ein entzückender Charakter, und ihre kluge, gute, willenszähe Herrin, die alte Schwaigerin, deren einziger Sohn in die Fänge der Teufelsgrethl gerät. Dieser, der Brennerhofer Niklaus, ist etwas matt, aber nicht unbestimmt gezeichnet: der Veranlagung gemäß, die er trägt und daher zu Tage kehren muß. Und dann die Nebenfiguren! Eine so plastisch, so lebendig wie die andere: der listig schuftige, wenngleich nicht völlig verderbte Oberknecht Simon; der lungenkranke Bärenschützhofer, der die Ehe wie eine Lotterie behandelt und dreimal, mit steigendem Verlust, in ihr sein Glück versucht; der Marold und die Maroldin, Agathas treuherzige Eltern; der weichmütige Böhme Machalek, der aus maßloser Liebe zu seinem Weibe zum Diebe und schließlich zum Mörder an ihr selber wird. Beanstanden dürfte man vielleicht, daß Niklaus nach seinem unlauteren Verhältnis zu gut wegkomme. Freilich setzt ihm der durch seinen Leichtsinn verschuldete Tod der Mutter arg zu, und daß er „die Schule herber Prüfungstage" mit Gewinn absolviert hat, wird ausdrücklich betont; wie dies geschah, bleibt dem Leser jedoch verborgen. Ein großartiges Finale krönt die energisch vorschreitende Handlung, der in seltener Weise die Lösung der so notwendigen als schweren Aufgabe hochstehender Dichtung gelingt: die eiserne Konsequenz in der Kette der Erscheinungen und zugleich das Walten eines persönlichen Gottes, sowie die Entschlußfreiheit menschlichen Geistes darzutun.

Einen ganz eigenartigen Reiz übt der Doppelband „Waldesrauschen" aus: durch das Weben der Natursymbolik, des tiefen Naturverständnisses, durch den alles durchdringenden Erdgeruch, den Naturduft in ihr, durch das unmittelbare Erfassen des die urgermanische Volksseele beherrschenden poetischen Lebens. Beide Erzählungen: „Der Geist von Hailsberg" und „Der böhmische Feilenhauer" spielen in der Oberpfalz, im Regensburger Donautal und im Regental; beide lassen den Gang der Geschehnisse als durchaus mit dem Boden, auf dem er stattfindet, verwachsen erscheinen; beide erörtern das Problem des Volksaberglaubens, jene in düsterer, diese in schelmisch lachfroher Behandlung. Jenes gibt sich als das bedeutendere, schon der epischen Ausgestaltung nach: zwei greise Bauern, der Bangerlhoferbauer Engelbert Karstner und der Hailsberger Müller Daniel Scheurer, waren einander feind, seit ersterer die heimlich Geliebte des letzteren als Eheweib heimführte. Jahrzehntelang währt der grimme Haß, besonders auf Seite Daniels, der den anderen an jähem Zorn, an trotziger Brutalität noch übertrifft. — Der alte Engelbert will den in einer Ruine der Nachbarschaft hausenden Geist erlösen. Darum erbetet er sich einen Enkel; darum vorbestimmt er diesen nach der Geburt zum Priesterstand; darum schlägt er die Geistertanne und läßt dem Knaben aus dem Holze eine Wiege zimmern. Nachdem er sich, willig genug, mit dem alten Müller an dessen Sterbebette ausgesöhnt hat, tötet er nach 18 Jahren dessen Enkelin im Jähzorn, weil sie auf seinen Enkel Florian, der bereits wegen seiner Liebe zu ihr von Vater und Groß-

vater verstoßen lebt, nicht verzichten will. Erst als der Enterbte vier Jahre später als neugeweihter Priester heimkehrt, beichtet ihm Engelbert unmittelbar vor dem Tode die heimlich getragene Schuld. Ein nun farbenfreudiges, nun lichtloses Gewebe von Jugendglück und schweren Prüfungen, von Edeltat und Verbrechen wickelt sich vor uns ab. Das tiefe Eindringen seitens des Verfassers in den von ihm geschilderten Menschenschlag und Heimboden überrascht und packt uns Schritt für Schritt. Diese wilden und doch weichen Naturen stehen wie aus Fleisch und Blut. Mit dem Dichter lauschen wir ihrer geheimsten Seelenregung; mit ihm nehmen wir innigen Anteil an ihrem Geschick, an ihnen selbst, ohne je ihre Sünden und Schwächen zu verkennen. Dabei die vielen zarten Töne, die uns das Herz bewegen, die es stillen und aufgehen lassen in leisem Entzücken, diese wunderschönen Schilderungen des Kindes- und ersten keuschen Liebeslebens! Und dann der hinreißende Fluß der Rede, wenn Zorn und Haß, Trauer und Reue Äußerung suchen und finden! Sollen wir etwas bedauern, so ist es dies, daß wir nicht zu Zeugen gemacht werden von Florians Läuterungsprozeß, der einem Meister wie Schaching reiche Gelegenheit zu ergreifenden psychologischen Feinheiten gegeben hätte.

Etwas episodenhaft, ob auch ebenfalls künstlerisch durchgebildet gibt sich „Der böhmische Feilenhauer. Eine wirkliche Geistergeschichte aus der Oberpfalz". Der epische Faden schürzt sich wie folgt:

Ein Wanderer kommt in ein Wirtshaus, in dessen Nähe eine Ruine den Geistersammelplatz aller Bierpantscher bildet. Der Fremde gibt sich dem neugierigen Zecherpublikum als böhmischen Feilenhauer aus, d i. als einen von denen, die der Volksglaube im Bunde mit dem Bösen wähnt. Im Ranzen führt er einen gezähmten Raben mit sich. Als er zur Kurzweil etwas ins Freie geht, öffnet der Schneidermartl von Stefaning den Ranzen; der Vogel entschlüpft und entgeht der wilden Jagd, die nun auf ihn gemacht wird. Da kehrt der Besitzer zurück und es entsteht ein großer Streit, während dessen es dem Wirt Randlinger schlimm ergeht. Durch eine Verkettung von Umständen erfährt der Fremde, daß Randlinger seine brave, schmucke Nichte Zenzl des Geldes halber an einen Trobbel verheiraten will. Sie aber liebt den wackeren Gendarmen Heinz, der dem Feilenhauer einen guten Dienst erwiesen hat. Der Böhme spielt nun dem Wirt den größten Schabernack, indem er sich Wanderern gegenüber auf der Bierpantscher-Geisterburg als dessen Geist ausgibt. Zuletzt entpuppt er sich als der böhmische Standesherr Baron Wilitschek, der einst Randlingers Schwester geliebt und jenen, um eben dieser Liebe willen, zum Meineid verleitet hat, dessen Strafe der unschuldig verklagte Häusler Steger büßen mußte. Nun wird alles gut gemacht. Der Randlinger findet in dem Zurückgekehrten einen Retter aus der Not, wird weichmütig und läßt Zenzl den Geliebten heiraten; der brave Häusler aber erhält reiche Entschädigung durch die Freundschaft und das Geld des Barons. Die Charakteristik ist wiederum vortrefflich, am besten die Wilitscheks, Randlingers, des Häuslers, des Schneidermartl und des Trobbels. Auch die Gerechtigkeit wird gewahrt, wenngleich Schuld und Verbrechen von irdischer Strafe (wohl wegen Verjährung) befreit bleiben: dem Baron und Randlinger ergeht es lange Zeit bitter schlecht und da selbst jener sich als kein härtestgesottener Sünder erweist,

mag man ihm die endliche Befreiung und Förderung wohl gönnen. Der überlegene Humor aber führt das erste und das letzte Wort.

Meisterliches enthalten auch die „Geschichten aus dem Volke“. Die Serie umfaßt vier Nummern: „Traudl die Sängerin“, „Die Seffl'leut“, „Der Protz'nsepp“, „Das Mädchen von Spinges“. Die erste ist eine allerliebste Erzählung aus dem oberbayerischen Bauernleben, aller neckischen Sommerlichter voll. Die Heldin ist unwiderstehlich anmutig, liebreizend im besten Sinne; prächtig der Gindlhofer Bauer, der sie liebt; famos der alte Wolf, der, um die Verwandtenliebe zu prüfen, sich fast taub und unbemittelt stellt, während er in Wirklichkeit scharf hört und über Reichtümer verfügt. Die böse Verlacher Bäuerin hat eine Tochter, die kropfige und schielende Sabine, welche durchaus den Gindlhofer Hans will, der sie aber verschmäht. Darob große Eifer- und Rachsucht gegen die Bessergeliebte. Die Intriguenweberin ist die prachtvoll gezeichnete Geyer Wally, Näherin ihres Zeichens und seit fünfundzwanzig Jahren erste Sängerin auf dem Kirchenchor. Auf Traudl, die vom Lehrer neu eingestellte musikalische Kraft, ist sie spinnefeind. Jene hat scheinbar ein Liebesverhältnis zum Michel, dem Gindlhofer Knecht, der sich zum Schluß als ihr vom Militär desertierter Bruder herausstellt. Da inzwischen „dem guten Kaiser die kleine Gisela geboren ist“, darf er straflos zu seiner Pflicht zurückkehren und alles endet in Herrlichkeit und Freuden — für die Guten, versteht sich, nicht für die Schlechten. — „Die Seffl'leut“ dagegen rangieren ersichtlich tiefer, der im Ganzen trefflichen Charakteristik und dem blühenden Humor zum Trotz. Auch ist man versucht, ein Rechenexempel aufzustellen: vor 50 Jahren war der jetzt 80jährige Sepp 30 Jahre alt und der Geliebte eines 20jährigen Mädchens. Dieses heiratete damals und schenkte nach einem Jahre einem Mägdlein das Leben — wie kommen da die 20 Jahre heraus, welche dies Mädchen zur Zeit der Handlung der Geschichte haben soll? — Höher steht „Der Protz'nsepp“, in der unerbittlichen Zeichnung des Helden und seines Spießgesellen, des „Sozi“-Schusters. — Das Juwel der Sammlung aber ist „Das Mädchen von Spinges“, im Ton geradezu wundervoll getroffen. Das ist alles Naturpoesie — hinter der doch der abwägend schaffende Künstler steht. Welche Charaktere! Vor allem Trindl, die Heldin, so echt und grad und wahr, so tief als praktisch und schlicht, so tapfer und treu, so völlig selbstverleugnend, wo es ihr Geschick und das der Teuersten gilt. Wie sie klug ihr sauer Erspartes verwahrt; wie sie ihre Liebe opfert für die Tochter des Hauses, wo sie Gutes empfing; wie sie die „Leuthammerin“, die arme Dulderin, trotz aller Arbeit hegt und pflegt; wie ihr stolzer, besonnener Mut aufflammt, da der Feind naht und sie nun selber kämpfen hilft um Gut und Blut, um Freiheit und Vaterland; wie sie an der Türe der Kirche Wache hält, daß kein Franzmann es wagt, über ihren Körper hinwegzutreten und das Heiligtum zu schänden; wie sie dann lautlos verschwindet, um die Bahn frei zu machen für fremdes Lebensglück: das alles muß man gelesen haben, um den Zauber jener Ergriffenheit zu verstehen, den Otto von Schaching wie nicht leicht ein anderer auszuüben vermag. Und dann die anderen prachtvollen Typen: der heldenhafte Eschbaumerbauer, sein wackeres, groß angelegtes Weib, seine zarte, sinnige Tochter; ferner Andres, der Leuthammerin Sohn, der sich für Trindl erwärmt, weil er sie so gütig weiß gegen seine arme Mutter, dann aber doch seiner Jugendliebe treu bleibt,

trotz schweren inneren Ringens; und seine Mutter, so geduldig, dankbar und klug; der edle Kurat, der alles verliert, um sich dann von Trindl mit Widerstreben die Hälfte ihres schwer erworbenen kleinen Vermögens aufdrängen lassen zu müssen. Und endlich: welche treue, erschütternde Wiedergabe der Begeisterung, der rückhaltlosen Hingabe eines ganzen (des Tiroler) Volkes für den unaussprechlich geliebten Heimatboden und dessen angestammten Herrscher! Ein solches Werk ist eine hochpatriotische, eine sittliche Tat, für die dem Autor dauernder Dank gebührt seitens aller, die noch unsere heiligsten Güter ehren.

Ähnliches gilt von dem umfangreichen, an scharf umrissenen Ereignissen und Gestalten überaus reichen historischen Roman „Bayerntreue", der in die Zeit des spanischen Erbfolgekrieges fällt. Klar und schön kennzeichnet die Vorrede des Verfassers Art und Richtung der Erzählung: „Meinem Vaterlande Bayern und seinem Volke widme ich dieses Buch. Ihm liegen zwar ernste, durch ihre Tragik erschütternde Momente zu grunde, aber es erzählt zugleich auch von der Ahnen unsterblichen Großtaten, auf welche die nachrückenden Geschlechter Bayerns stets mit tief bewegtem Gefühle und mit Bewunderung schauen werden, um an dem Lichtglanze jener Helden und Edlen die Treue zu Fürst und Vaterland zu nähren. . . Freilich hängt sie (die Geschichte) zusammen mit den unseligen Wirkungen einer Politik, durch welche einst zwei nach Abstammung, Sprache, Sitten und Gebräuchen aufs innigste verbundene Völker einander vorübergehend entfremdet wurden. Das bleibt immer beklagenswert, kann uns jedoch nicht abhalten, selbst die durch eine irrende Staatskunst bedingten Ereignisse zu rühmen, sofern sie einem Volke Gelegenheit schufen, seine Seelengröße zu bekunden. Oder wer von uns möchte dem Heldentum eines Andreas Hofer und der übrigen tirolischen Freiheitskämpfer die höchste Bewunderung versagen, obschon die Geschichte uns die mit Bayernblut bezahlte Rechnung vor die Augen hält?"

Das sind kraftvoll objektive Worte, ein Zeugnis jener gerechten Mannhaftigkeit, die alle Schöpfungen Otto von Schachings aufweisen, nicht zuletzt „Widukind, der Sachsenheld", der erste Band eines großgedachten Ringes geschichtlicher Erzählungen: „Aus Deutschlands Kaiserzeit", von der Zeit Karls des Großen bis auf unsere Tage. Ich habe mich schon früher (s. Wissenschaftliche Beilage der „Germania" Nr. 7, 1899) über dieses Buch ausgesprochen und seitdem von gewichtiger Seite Übereinstimmung mit meiner derzeitigen Kritik, die ich auch heute noch unterschreibe, gefunden. Wer vorurteilslos an diese Schöpfung herantritt, wird bald bemerken, daß er es hier mit einer so hervorragend poetischen als eminent wissenschaftlichen Leistung zu tun hat. Der große Zug fällt überall auf. Kraftvoll und kunstgeübt entwickelt der Autor die reich bewegte Handlung, grenzt er die Schauplätze ab, auf denen in großartigem Gegensatz zwei gewaltige Männer die Geschichte ihrer wesensverschiedenen Völker bestimmen: der eine als bewußtes, der andere als unbewußtes Werkzeug Gottes. Vor uns dehnt sich das Kulturbild des achten Jahrhunderts: der Hochsitz des sächsischen Adelings, die Hofburg des Frankenkönigs, das Heimwesen der Lassen, die Anlagen der Klostersiedlung, das Heerlager der germanischen Krieger aus. Das alles tut sich bis in die Einzelheiten dem unermüdlich interessierten Blick des Lesers kund. Und die Charaktere,

welche jene vielgestaltig beleben: sie sprechen so überzeugend zu uns, daß nicht ein einziges Mal der Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit auftaucht. Zuweilen ist es, als hörten wir das Blut in den Adern dieser Menschen hämmern — die Leidenschaften werden wach, Haß und Liebe flammen empor, der Böse schleicht düstere Wege und die Selbstzucht der Edlen kommt nach dem Auf und Ab innerer und äußerer Kämpfe zu ihrem sonnenklaren Recht. Denn Klarheit und Gerechtigkeit sind Hauptzüge dieser Dichtung, welche überflutet wird von der Heilserkenntnis des Christentums. Nirgends bleibt ein quälend ungelöster Rest. Jedem wird das Seine und auch der Flecken am auserwählten Rüstzeug des Höchsten erleidet weder Verdeckung noch Beschönigung. Von allem Gewoge des Menschenschicksals aber hebt sich rein und schön die Einheitlichkeit der Natur ab, deren Leben und Weben, deren Stürme und Frieden in Otto von Schaching einen auffallend begabten Schilderer finden. — Der Reiz des Buches liegt nicht zuletzt in der hervorragenden Technik, die besonders auch nach der sprachlichen Seite in vorzüglicher Weise zum Ausdruck kommt. Das Studium der altsächsischen Bilder tut es nicht allein: es gehört mehr dazu, um den Geist der Rede aus dem Geist der Zeiten herauszubilden.

O. v. Schaching gibt jetzt eine neue Sammlung „Volkserzählungen" heraus (1. Bändchen: „Der Bauernkönig", „Der Judas von Oberammergau" — das durch Übertragung in mehrere Sprachen weit über Deutschland hinaus bekannt wurde — und „Zweierlei Leute"); eine andere große Reihe: „Volks- und Jugendschriften" liegt, zum Teil in Neuauflagen, bereits vor: „Kreuz und Ring", „Der Glockenhof", „Der Geächtete", „Zwei Waffenbrüder", „Simba der Suahili", „Das Bildnis der Mutter", „Der Geigenmacher von Mittenwald", „Der ewige Jude", „Der verrückte Junker", „Das Mädchen von Domremy", „Zarenkrone und Sklavenkette", „Die Pestsalbe", „Auf Rußlands Eisfeldern". Diese letzte der beiden Serien, die den Leser abwechselnd nach Deutschland, Österreich, Schottland, Afrika, Griechenland, Spanien, dem Vogesenland, Frankreich, Italien, Rußland führt und Otto von Schachings auffallende Universalität beweist, ist mir leider nicht zur Hand; die berufene Kritik aber stellt sie in die Reihen des besten, das wir nach dieser Richtung hin haben. Auch im Ausland haben diese Bücher Beachtung gefunden, denn verschiedene wurden ins Englische übersetzt. Auch die von 1871—1873 erschienenen Gedichte: „Blumen aus dem Gottesgarten", „Immergrün", „Blumen und Disteln" kenne ich nicht. Der Autor selbst nennt sie in seiner launigen Art die „Masern seines literarischen Lebensganges"; A. Salzer dagegen charakterisiert sie als das Werk eines „gottbegnadeten Poeten", der durch sie „Herz und Gemüt des Lesers erfreut".

Außer der Fortsetzung des Zyklus „Aus Deutschlands Kaiserzeit" hat dieser erstaunlich bewegsame Geist zwei große epische Prosawerke, historische Romane, in Vorbereitung: „Huß", der seiner Vollendung entgegenschreitet und die auf böhmischer Erde sich abspielenden nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen, sowie im Zusammenhange damit die religiösen Wirren des 15. Jahrhunderts zum Gegenstande hat, und „Assisi", mit dem Schaching den hagiographischen Roman in die belletristische Literatur einzuführen beabsichtigt. „Der gewaltige Stoff" (es handelt sich selbsterklärlich um die Person, die Umgebung, die Zeit des hl. Franziskus) „hat mich mit solcher Kraft gepackt,"

heißt es in einem seiner Briefe, „daß ich mich ihm nicht mehr entwinden kann." Voraussichtlich werden wir also Bedeutendes zu erwarten haben. Auch das Publikum dürfte vorbereitet sein für eine derartige eigenartige Leistung; beginnt man doch selbst auf protestantischer Seite dem großen Poverello d' Assisi ein erhöhtes Interesse zuzuwenden, besonders seit der Bildung einer wissenschaftlichen Gesellschaft (unter dem Protektorate der Königin Margherita von Italien), die sich zur Aufgabe stellt, alles auf St. Franziskus Bezügliche zu sammeln und forschend zu erfassen.

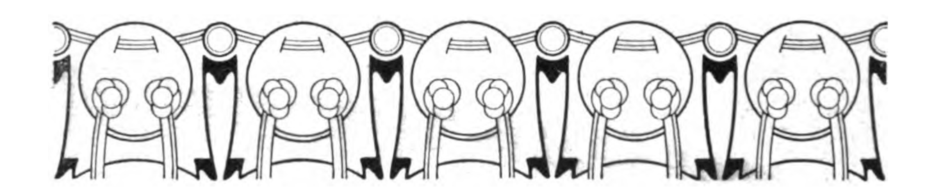
Werfen wir nun noch einen konzentrierenden Blick auf die Äußerung der Otto von Schaching'schen Schaffenskraft, so ergibt sich ein auffallend günstiges Resultat. Es ist ihm gelungen, sich in ungemein reicher, künstlerisch ausgereifter Mannigfaltigkeit als Dichter für das Volk — und zwar letzteres im weitesten Sinne genommen — zu dokumentieren. Ihm eignet der erleuchtete, Himmel und Erdreich umfassende Dichtergeist, das wettergestählte, scharfsichtige Dichterauge, die kräftig feingliederige Dichterhand, das starke, zugleich zartfühlende Dichterherz, aus dem der rote warme Lebenssaft in seine sämtlichen Gestalten überströmt. Seine Menschen sind Fleisch und Blut, auch Geist und Seele, sie wurzeln alle im Heimboden, der sie trägt, zimmern sich alle, sofern sie sich ihrer selbst bewußt sind, ihr Schicksal: wenn nicht das äußere, so doch das innere. Niemals fällt ein künstliches Licht auf sie, wie wir das z. B. so oft bei Auerbach finden: er sieht sie, wie sie sind, wir erhalten den Eindruck, als hätte er sie alle individuell gekannt von ihren Kindertagen an, da sie die jungen Glieder zuerst in Lust oder Leid rührten. Nur zu gut weiß er, daß das „Land" nicht ein Paradies der Unschuld umschließt, wie die natursehnsüchtigen Städter es sich so gerne träumen. Im Gegenteil: er hat oft und oft hineingeschaut in das Feuer der Leidenschaft, das die Gemüter dort so häufig zu verzehren, ihren Frieden für immer zu zerstören droht und dies auch tut, wenn jene nicht Selbstzucht üben lernten. Aber er kennt auch den Edelsinn, der gerade dort in seltener Reinheit und Kraft zu treffen ist, er kennt den starken Zug zum Göttlichen, der den im Grunde herrlichen Menschenschlag, den er mit Vorliebe zeichnet, adelt. Die Wirklichkeit, die er wiederspiegelt, nötigt ihn zur Schilderung schwerer Konflikte des Wachstums und des gegenseitigen Aufwiegens elementarer Leidenschaften. Man hat ihm vorgeworfen, daß er das unvermittelte Nebeneinanderliegen der höchsten Gegensätze nicht vermeide, aber ich meine, der Tadel trifft ihn nicht, da sich jene Gegensätze im Leben des Volkes und der Völker, die er behandelt, tatsächlich finden.

Dagegen kann nicht bestritten werden, daß er dem Zufall bisweilen ein zu autokratisches Vorrecht einräumt. Aber nie läßt er ihn funktionieren, einfach weil er mit dem jeweiligen Charakter nichts mehr anzufangen wüßte. Denn Unerschöpflichkeit der künstlerisch geschulten Phantasie und Unerschütterlichkeit des sittlichen Mutes scheint sein Erbteil zu sein; dazu eine Diktion, die alle Töne in der Gewalt hat, vom stärksten Fortissimo bis zum zartesten, verhauchenden Dekreszendo. Der Dialekt, den er seine Bauern reden läßt, trägt ganz das Gepräge der Unmittelbarkeit, ohne sich dem Verständnis selbst des völlig uneingeweihten Lesers zu entziehen. Auch hier wie in der ganzen Darstellung überhaupt, nicht zuletzt im Aufbau der Handlung von markigem, meist großem Wurf, verbindet Schaching den naturechten Realismus mit dem kunstliebenden

und -sicheren Idealismus. Was er uns bietet, ist absolut wahr, ohne je, im Zusammenhange mit dem Ganzen, abstoßend zu wirken. Dabei ist er überall zuhause, denn niemals greift er etwas an, das er nicht zu beherrschen vermöchte, und wie hoch oder wie tief er in die gesellschaftliche Rangordnung eindringen mag, wir empfinden: er ist dagewesen. Gleiches gilt von den historischen Stoffen, die er sich auswählt. Eine Unsumme von Forschermühe steckt hinter den diesbezüglichen Schöpfungen, aber niemand unter den Laien merkt etwas davon: spielend handhabt er, was bei manchen andern auf den ersten Blick als Zentnergewicht sich bekunden würde. Er läßt überhaupt nicht das Aufdringliche zu, vor allem nicht das Sensationelle, weder in der Technik, noch in der Moral. Niemand wird ihm daher auch Tendenzsüchtelei nachweisen können, außer vielleicht der Tendenzwitterer, der ja, Gott sei's geklagt, heutzutage eine ebenso häufige als häßliche und alberne Rolle spielt. Aber seine ganze Lebensauffassung und -Darstellung ist gesättigt von Moral, ist unterstellt dem christlichen, dem katholischen Sittengesetz. Mit unerbitterlicher Unparteilichkeit geht er jedem Vorurteil, besonders dem verhängnisvollen bäuerischen Aberglauben, jeder Schwäche, jedem Laster zu Leibe, aber immer fühlen wir, daß die Liebe ihm die Waffe in die Hand zwingt, daß der Kämpfer ein Reformator ist, der sein ganzes Ich denen entgegenbringt, die er aus dem Dunkel des Elends und des Unrechtes befreien möchte. Hie und da pocht ihm das Herz ein wenig zu schnell, so daß er der Objektivität des Epikers für einen Augenblick vergißt und seine eigene Vorliebe oder Abneigung für diese oder jene Persönlichkeit in ein paar Nebenbemerkungen ausspricht. Aber wir vergeben es ihm gerne, um so lieber, als es ja allemal eine erquickliche Offenbarung seiner selbst bedeutet. Und dann, ist er nicht der Mann, noch viel schwerere Fehler durch den Reichtum des gebotenen Guten aufzuwiegen? Nicht zuletzt durch sein tiefes Naturverständnis, durch seinen goldenen Humor, durch seine kernhafte Vaterlandsliebe, durch seine großartige „Miteinsicht" in Gottes Vaterwillen. Die Größe dieser Miteinsicht stellt an und für sich schon, wie Pöllmann treffend bemerkt, seine Werke hoch über alles Gewöhnliche, drückt ihnen ohne weiteres den Stempel wahrhaftiger Kunst auf.

So steht Otto von Schaching vor uns als ein Ganzer, der seinesgleichen sucht. Und was das Beste ist: sein Weg führt aufwärts, voraussichtlich auf lange hinaus.





Über das Wesen des Lichtes.

Von Prof. **Th. J. Bartwig.** *)

Alles Leben ist in seinen Grundbedingungen an die Erscheinung des Lichtes gebunden und die biblische Schöpfungsgeschichte bringt eine vitale Empfindung zum Ausdruck, da der Schöpfer die mächtigen Worte spricht: „Es werde Licht!"

Denn erst mit dem Lichte beginnt unsere Welt und wir begreifen im Innersten den jubelnden Akkord, mit dem Haydn diese Worte in seiner „Schöpfung" begleitet und die gewaltige Konzeption Michel Angelos, der seine gemalte Schöpfungsgeschichte an der Decke der sixtinischen Kapelle mit dem Bilde einleitet: „Gott Vater scheidet das Licht von der Finsternis."

Aber der Reichtum des Lichtes ist direkt nur dem Auge zugänglich. Die anderen Sinne des Menschen sind stumpf gegen die Farbenpracht der Natur und schließen wir die Augen, so ist alles um uns her in ödes, undurchdringliches Dunkel gehüllt. Darum meinten auch die Alten, das Licht strahle vom menschlichen Auge aus und mache die Gegenstände sichtbar, sobald es von diesen zurückkehrte.

Doch der natürliche Eindruck erwies sich, wie immer, stärker als diese gekünstelte Behauptung; man war wie vor überzeugt, daß das Licht ein von außen kommendes Etwas sei, umsomehr, als es gelang, dieses Etwas auf künstliche Art zu beschaffen.

Und die erste aufflackernde Flamme, von Menschenhand entzündet, bezeichnet uns den Beginn aller Kultur, sowie uns die Erschaffung des Himmelslichtes den Anfang der Welt ankündigt, denn die Entwicklung der Menschheit wird gleichsam durch die Fortschritte auf dem Gebiete der künstlichen Beleuchtung charakterisiert.

In die dunklen Tiefen des Weltmeeres, in die finsteren Schachte der Bergwerke bringt das kräftige Licht transportabler Lampen, in dichtem Nebel leitet heller Schein die Schiffe in den sicheren Hafen und wo immer auf

---

*) Aus einem Vortrags-Cyklus des Verfassers über „Das Licht."

Erden in düsterer Nacht ein leuchtender Schimmer auftaucht, da ist es wie Hoffnung und Befreiung.

So erkennen wir dem Lichte eine objektiv-reale Macht und Bedeutung zu; es ist tatsächlich vorhanden, auch wenn kein Auge es schauen würde. In diesem Sinne sagt auch die Bibel: „Es ward Licht!", noch ehe ein lebendes Wesen geschaffen war, welches dasselbe wahrnehmen konnte.

Was bedeutet aber das Licht als Erscheinung, wenn nicht das Auge es dem Verstande zuführte? Was immer auch der wesentliche Charakter des Lichtes sei, wie wir es erkennen, das ist eine spezifische Eigentümlichkeit unseres Sehorganes. Das von außen kommende Etwas ist nur ein Reiz, eine Erregung unseres Gesichtssinnes, die Empfindung selbst aber, die wir Licht nennen, ist rein subjektiv, ein seelischer Vorgang, der allerdings von außen veranlaßt wird, aber in seiner Art nichts gemein hat mit der Natur der äußeren Veranlassung.

In diesem Sinne ist „Licht" der Inbegriff der durch das Auge vermittelten Wahrnehmungen und Eindrücke.

Allerdings kann die Frage nach dem Wesen des Lichtes sich durchaus nicht auf den inneren Vorgang beziehen, denn jede Empfindung ist uns als psychisches Element direkt gegeben und als solches isoliert und undiskutabel.

Wenn trotzdem die physiologische Psychologie es sich zur Aufgabe macht, die stofflichen Veränderungen zu untersuchen, welche jeden psychischen Vorgang begleiten, so entspricht eine solche Untersuchung nur dem Wunsche, der als Phänomen ganz unvergleichbaren Seelenempfindung ein äußeres Merkmal gedanklich zu substituieren, welches sich mit bekannteren Tatsachen in Zusammenhang bringen läßt.

Als nutzloses Beginnen aber wäre es zu bezeichnen, wollte man von der Physiologie eines Sinnesorganes einen begrifflichen Übergang zur Sinnesempfindung selbst suchen und eine müßige Frage ist es, die Dubois-Reymond als Welträtsel*) kennzeichnet: „Wie entsteht die einfache Sinnesempfindung?"

Denn eine natürliche Kluft trennt Naturwissenschaft und Psychologie, welche beide weniger durch den Gegenstand, als durch den Standpunkt der Betrachtung differieren.

Alle Erscheinungen sind uns in Form von Sinnesempfindungen direkt oder indirekt als Erlebnisse gegeben. Betrachten wir dieselben in ihrem gegenseitigen Zusammenhang und abstrahieren wir von unserem Organismus, dann vertreten wir den naturwissenschaftlichen Standpunkt. Richten wir

*) Dubois-Reymond „Über die Grenzen des Naturerkennens."



hingegen unsere Aufmerksamkeit auf das erlebende Subjekt, dann verwerten wir unsere Erfahrungen in psychologischem Sinne.*)

Unser Verstand spielt dabei die Rolle eines Registrators, der die Beobachtungen nach dem jeweiligen wissenschaftlichen System vergleicht, ordnet und definiert. So setzt sich jede Wissenschaft für die Erklärung des ihr zufallenden Gebietes eine bestimmte Erklärungsweise fest, ohne welche die Architektonik eines Systems gar nicht möglich wäre. Wir könnten diese Voraussetzungen nach bekanntem Muster „die Kategorien der wissenschaftlichen Definitionen“ nennen, weil sie in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen eine etwas gewaltsame, gesetzmäßige Einheitlichkeit bringen.

Das Wesen des Lichtes zu ergründen, ist also in letzter Linie nur ein Problem der Physik und die Lösung desselben wird keine absolute genannt werden können, sondern stets dem spezifischen Charakter und der besonderen Erklärungsweise dieser Disziplin entsprechen.**)

Die historische Betrachtung der aufeinanderfolgenden giltigen Hypothesen über das Wesen des Lichtes soll uns alle Merkmale physikalischer Forschung deutlich enthüllen.

Zunächst eine kleine Erzählung:

Die guten Schildbürger hatten einmal ein Haus gebaut und ihre unvergleichliche Dummheit ließ sie vergessen, Fenster oder Öffnungen an demselben anzubringen, durch welche das Licht ungehindert in den Innenraum eintreten konnte. Sie beschlossen nun, das Sonnenlicht in großer Menge in das Gebäude hineinzutragen und drinnen freizulassen. Sie stellten Gefäße ins Freie und ließen die Sonne tüchtig hineinscheinen. Dann deckten sie das gefangene Licht sorgfältig zu, damit es nicht entwische und trugen es in das Haus. Als sie aber die Deckel abhoben, da waren sie sehr erstaunt, denn es blieb finster wie zuvor.

Wir könnten diesen Versuch im Grunde genommen auch als ein physikalisches Experiment bezeichnen, denn er bewies die Unrichtigkeit einer etwas voreiligen Annahme über das Wesen des Lichtes.

Zur Ehre der Schildbürger sei es gesagt, daß sie durchaus nicht mehr den veralteten Standpunkt vertraten, das Licht strahle vom menschlichen Auge aus, sie wußten vielmehr bereits, daß sie in der Finsternis ihre dummen Augen noch so sehr aufreißen mochten, — es werde darum nicht weniger dunkel sein. Sie waren also im vorhinein von der Realität des Lichtes in der Außenwelt überzeugt, nur über die Natur dieser Realität waren sie sich

*) Vgl. Dr. E. Mach „Analyse der Empfindungen“.

**) Vgl. Hofrat Dr. J. M. Pernter „Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholizismus“.



im Unklaren. Wenn sie überhaupt dachten, so urteilten sie wahrscheinlich folgendermaßen: „Wenn wir etwas riechen, so müssen Teilchen des Riechstoffes in unsere Nase gelangen, um eine Geruchsempfindung hervorbringen zu können. Also ist auch das Licht ein materieller Ausfluß aus den Körpern, welcher in ähnlicher Weise im Auge eine Lichtempfindung bewirkt."

Wir müssen gestehen, daß diese Überlegung den Charakter einer wissenschaftlichen Erklärung trägt, denn schließlich können wir nichts anderes tun, als eine unbekannte Erscheinung durch Analogie mit einem bekannten Vorgang zu vergleichen und klarzulegen.

Allerdings erwies sich die aufgestellte Hypothese als hinfällig, sobald an dieselbe die weitere Schlußfolgerung geknüpft wurde: „Also muß diese Materie, dieses Fluidum sich wie ein Riechstoff auffangen und aufbewahren lassen." Denn nun mußte natürlich die Annahme durch das oben beschriebene Experiment gründlich widerlegt werden.

Doch möglicherweise konnte der Lichtstoff auch so fein sein, daß er durch die Wände der Gefäße zu entweichen vermochte? Genug, bewiesen war jedenfalls, daß auf diesem Wege nichts zu beweisen war.

Wir wissen nicht, wann dieses lustige Völkchen der Schildbürger die Welt durch grenzenlose Dummheit in Staunen gesetzt hat, sicher aber hat der griechische Philosoph Empedokles keine brauchbarere Hypothese über die Natur des Lichtes aufgestellt.

Er nahm an, daß gleichzeitig von den Augen und von den Gegenständen Lichtstrahlen ausgehen, deren Zusammentreffen eine Lichtempfindung zur Folge habe.

Diese Ansicht wäre immerhin als symbolische Fassung des Sehvorganges annehmbar, wenn sie nämlich nicht mehr besagen will, als daß zu jeder Lichtempfindung notwendig zwei Bedingungen zusammentreffen müßten: Die objektive Veranlassung und die subjektive Reizfähigkeit des Auges.

Keineswegs aber können wir der Annahme des Empedokles eine wissenschaftliche Bedeutung zusprechen, schon darum nicht, weil ihr das wesentliche Merkmal der Erklärung fehlt: die Zurückführung des Unbekannten auf Bekanntes.

Erst Aristoteles brachte eine bemerkenswerte Anregung. Er behauptete, zum Sehen sei ein feines Medium erforderlich, welches sich zwischen dem Auge und dem Gegenstand ausbreiten müsse und welches durch das Licht bewegt werde. Sowie eine tönende Glocke die umgebende Luft in anhaltende Erschütterung versetzt, so erzeugt auch ein leuchtender Körper eine zitternde Bewegung, welche sich von Teilchen zu Teilchen fortpflanzt, bis sie das Auge erreicht.



Wir bemerken an dieser Auffassung wieder das erklärende Moment des Vergleiches. Die schwingende Bewegung, welche das Wesen des Tones enthält, wird als bekannt vorausgesetzt und zur Vorstellung einer analogen Bewegung des Lichtes benützt.

Da aber das Licht durch luftleere Räume dringt, muß ein besonderer Stoff angenommen werden, welcher das ganze Weltall erfüllt und dem man aus Mangel einer treffenderen Bezeichnung den Namen „Lichtäther" beigelegt hat.

Ein Äthermeer verbindet unsere Erde mit den fernsten Weltkörpern und setzt uns durch seine Bewegung — die wir eben Licht nennen — in Kenntnis von den Vorgängen, die sich Millionen Meilen von uns weg abspielen.

Welche Bewegung sollen wir aber den Ätherteilchen zuschreiben, um den mannigfachen Lichterscheinungen gerecht zu werden?

Die Art und Weise, wie Licht zum Beispiel von einem Spiegel zurückgeworfen wird, erinnert vielmehr an das Abprallen einer Kugel von einer Wand und dieser naheliegende Vergleich der Lichtbewegung mit der Bewegung elastischer Kugeln hat zweifellos den großen Physiker Newton veranlaßt, die Emanationstheorie des Lichtes zu vertreten.

Nach dieser Hypothese entströmt den leuchtenden Körpern ein feiner Stoff, der durch die zartesten Ritzen schlüpfen und sogar andere Körper, wie Glas, Wasser und Luft bis zu einem gewissen Grade zu durchdringen vermag.

Die von einer Lichtquelle unaufhörlich fortgeschleuderten, unfaßbar kleinen — und darum gewichtlosen — Lichtkügelchen durcheilen mit großer Geschwindigkeit den Raum, treffen auf dunkle Gegenstände, prallen von denselben ab und gelangen schließlich in unser Auge, um dort den Reiz zu einer Lichtempfindung auszuüben, sowie etwa unsere Geruchsnerven angeregt werden.

Wir sind längst über diese Theorie hinaus, welche das Ansehen Newtons selbst gegen die Anfeindungen eines Huyghens durch Jahrhunderte schützen konnte und erkennen in derselben nun nicht mehr als eine geeignete Hilfsvorstellung, die so lange Geltung haben mochte, als sie den bekannten Tatsachen auf diesem Gebiete noch entsprach.

Mit anderen Worten: unsere Vorstellungen suchen sich stets der jeweiligen Erfahrung anzupassen.

Doch der Mensch ist in seinen Ansichten immer zugleich auch konservativ und werden neue Tatsachen bekannt, so deutelt er so lange an der einmal anerkannten Theorie herum, bis er sie doch in Einklang mit diesen Tatsachen gebracht hat. Oft macht er dann willkürliche Annahmen und quält die Hypothese auf dem Prokrustesbett seiner Verstandesbegriffe, bis sie ihren Geist aufgibt, das heißt, bis sie aufhört eine Analogie mit vertrauteren Erfahrungsmomenten zu enthalten.

Auch Newton mußte seine Theorie mathematisch zurechtstutzen, um das Phänomen der Brechung des Lichtes zu erklären.

Nachdem nun aber die Wellentheorie des Lichtes das Problem einfacher löste und wir aus Sparsamkeit der Gedanken stets der Einfachheit den Vorzug geben, so drang schließlich doch die Opposition durch.

Huyghens kam auf den Grundgedanken des Aristoteles zurück und führte den Vergleich mit der Schallbewegung aus.

Wie eine tönende Glocke in der umgebenden Luft Verdichtungen erzeugt, welche von periodisch darauffolgenden Verdünnungen abgelöst werden, so sollen auch im Äthermeer um einen Lichtpunkt herum Verdichtungswellen entstehen, welche sich kugelförmig — wenn auch mit erheblich größerer Geschwindigkeit — ausbreiten.

In einem Lichtstrahl sollen also die Ätherteilchen ebenso schwingen, wie die Luft in einer Pfeife, nämlich in der Richtung der Fortpflanzung oder longitudinal.*)

Mit Hilfe dieser Vorstellung, welche uns vorher an der Schallbewegung bekannt und vertraut geworden war, konnten nun alle Erscheinungen begreiflich gemacht werden, welche der Analogie von Licht- und Schallwellen entsprechen: die Reflexion, Brechung, Beugung und Interferenz.

Nun aber wurde eine Lichterscheinung, die Polarisation, bekannt, welche sich dem vertrauten Bilde nicht mehr einfügte. Man beobachtete, daß ein Lichtstrahl unter gewissen Umständen verschwinden konnte, wenn man ihn drehte. Der Strahl hatte also verschiedene Seiten? — Sonderbar! Ebenso wie es undenkbar ist, daß ein Pfeifenton deshalb aufhören sollte, weil man die Pfeife um ihre Längsachse dreht, so kann doch auch ein Lichtstrahl nicht deshalb verschwinden, weil das Medium, durch welches er sich fortpflanzt, um die Fortpflanzungsrichtung gedreht wird.

Malus, der Entdecker der Polarisationserscheinung, stand der sonderbaren Tatsache ratlos gegenüber.

Es erscheint uns eben jede neue physikalische Tatsache sonderbar und wenn sie entgegengesetzt verlaufen würde, würde sie uns genau so sonderbar erscheinen. Um sie zu assimilieren, das heißt, unserem gewohnten Gedankengang anzupassen, muß ein neues Bild gewählt werden und Fresnel entschied sich in diesem Falle für die Annahme von Transversalwellen.

Wie ein ins Wasser geworfener Stein eine fortschreitende Wellenbewegung erzeugt, so versetzt eine Lichtquelle den Äther rings umher in

*) Ein ungefähres Bild einer longitudinalen Welle bietet der kriechende Tausendfuß, dessen hintere Füßchen stets den vorderen in der Bewegung rhythmisch-periodisch folgen.



Vibrationen, die quer zur Richtung ihrer wellenförmigen Ausbreitung erfolgen. Nun war es klar, warum ein Lichtstrahl sich seitlich verschieden verhalten konnte.

Diese Vorstellung reicht allerdings für alle derzeit bekannten Lichterscheinungen aus, nur haftet ihr allzu deutlich das Prinzip der Vergleichung an, so daß wir wohl von einem Bild, nicht aber von dem Wesen des Lichtes selbst sprechen können.

Mehr aber kann die naturwissenschaftliche Erklärung überhaupt nicht leisten und die Physik wird sich damit in sokratischer Bescheidenheit wohl begnügen müssen.

Wir wollen dies hervorheben und betonen, weil noch immer der — allerdings naheliegende — Irrtum vorherrscht, daß wir aus der Erfahrung die Erkenntnis des realen Charakters einer Tatsache schöpfen könnten.

Unser Verstand ist vielmehr wie jenes Haus der Schildbürger ohne Fenster, in welches das Sonnenlicht, nämlich die absolute Wahrheit, nicht eindringen kann. Und ein nutzloses Beginnen ist es, in den leeren Gefäßen unserer abstrakten Begriffe das Licht der reinen Erkenntnis hineintragen zu wollen. Jede Erklärung ist nur ein Vergleich, ein künstliches Licht, ein notwendiger Behelf für unser Naturverstehen und bleibt verbesserungsbedürftig nach Maßgabe des noch zu erwartenden unbekannten Tatsachenmateriales ...

Darum hat der Engländer Clark Maxwell, der auf die innigen Beziehungen aufmerksam machte, die zwischen den Erscheinungen des Lichtes und der Elektrizität vorliegen, auf das Hilfsmittel bloßer Sprachbilder, welche nichts zum tieferen Verständnisse der Naturvorgänge beizutragen vermögen, verzichtet und diese Beziehungen rein mathematisch zum Ausdruck gebracht.

Dieser „elektro-magnetischen" Lichttheorie entspricht kein deutliches Bild mehr, weil jede Analogie mit bekannten Tatsachen fehlt.

Wir können nur ganz unbestimmt von elektrischen Umlagerungen sprechen, welche von magnetischen Oszillationen begleitet werden, um das uns nun schon geläufig gewordene Wort: „Lichtschwingung" zu ersetzen.

Damit soll schließlich nur die Frage nach dem Wesen des Lichtes als eine nutzlose und somit überflüssige gekennzeichnet sein. Wir müssen eine Tatsache für genügend erklärt betrachten, wenn wir sie durch möglichst einfache Gedankenoperationen nachgebildet haben, deren Resultate mit der Erfahrung übereinstimmen.

Allerdings werden wir auf diese Weise jede Erscheinung wie durch eine gefärbte Brille sehen, doch wie ist dies anders möglich, da die Außenwelt nur durch unsere Sinne in den Verstand eintritt und bei diesem Übergang den spezifisch-lokalen Anstrich jedes einzelnen Sinnesorganes erhält.

Es ist ein müßiger Wunsch, die Natur sehen zu wollen, wie sie ist und selbst Zola, der Vertreter des Naturalismus in der Literatur, gibt zu, daß wir die Welt nur durch unser Temperament hindurch betrachten und schildern können: Un œuvre d'art . . . est un coin de la nature vu à travers un temperament.

Und jedes wissenschaftliche Urteil ist in der gleichen Weise nur ein Ausschnitt aus der Welt der Tatsachen, beeinflußt durch die Natur unserer Verstandesbegriffe.

So verschließen wir uns denn nicht der Einsicht, daß es auch bloß „das Temperament unserer Vernunft" ist, welches uns drängt, dort eine tiefere Wahrheit ergründet zu glauben, wo nur eine gelungene Analogie vorliegt.



Am Luganer See.

Von Philipp Witkop.

Akazienduft umwogt die Promenade,
In stiller, gold'ner Schönheit ruht der See —
Doch hart und ehern und das Haupt im Schnee
Umziehen Riesenberge sein Gestade — — —

Und deiner, Lieb, denk ich bei diesem Bilde
Und unsrer Liebe, die dem Bild verwandt:
Gleich jenen Gipfeln rag' ich hart ins Land,
Umschmiegt von deiner sanften, blauen Milde.

Und wie die Berge, die den See umriegeln,
Im Wasser wiederglänzen märchenhaft,
So soll sich stolz und leuchtend meine Kraft
In deiner stillen, klaren Schönheit spiegeln.





„Das Leben Jesu".

Von **Karl Domanig.**

Wenn die Erfahrung lehrt, daß „die beste Widerlegung irriger Meinungen darin besteht, daß man einfach die Wahrheit im Zusammenhange vorträgt" (Kolberg), dann muß ja eine zusammenhängende Darstellung des Lebens Jesu auch die beste Apologie des Christentums sein. Innere Momente bestätigen dies. Ich will nur an zwei erinnern. Wir stehen vor der Tatsache, die sich nie ändern wird, daß eine von Christus abgewandte Philosophie weder positive noch bleibende Erkenntnis bringt; wir müssen mit Petrus sprechen: Herr, zu wem sollen wir gehen, wenn nicht zu Dir? Christus selbst aber verweist seine Jünger nicht auf seine Lehre, sondern auf sein Leben: „Lernet von mir — folget mir nach!" — Das zweite ist die Singularität der Erscheinung Christi. Er allein steht ohne Gleichen da in der Weltgeschichte, nicht nur in der Wirkung, die er auf alle Völker, durch alle Zeiten, angefangen vom ersten Pfingstfeste, ausübt, sondern nach seinem ganzen Wesen, nach seines Lebens Beginn und Ende, nach seinen Arbeiten und seinen Zielen, seinen Lehren und Handlungen. — Von Sokrates hat Alkibiades in einer weinseligen Laune behauptet, daß er keinem anderen Menschen ähnlich sei, weder einem vor ihm, noch einem Mitlebenden; er sei etwas ganz Besonderes und Sonderbares (Agathon); und doch steht Sokrates seinen Kreisen so nahe, daß warme Anhänger wie Aristophanes sich nach Freundesart sogar öffentlich über ihn erlustigten. Ohne allen Vergleich ragt allein die Gestalt des Nazareners aus der Geschichte: er ist es, den wir nicht fassen können, an den wir anbetend glauben müssen. Denn seine ganze Erscheinung nötigt zu bekennen: Wenn Christus der nicht gewesen wäre, als welchen die Evangelien ihn hinstellen, dann hätten ihn die Evangelisten niemals so schildern können: keines Menschen, keines Volkes Begabung hätte ausgereicht, um ein Idealbild von solcher Reinheit, Größe und Konsequenz zu erfinden. Man stelle die Idealgestalten der Griechen, ihre Heroen wie ihre Gottheiten, neben die Gestalt des Menschensohnes, man durchgehe die Literatur, die Kunstschöpfungen aller Völker, und der Schluß kann kein anderer sein als der: das Leben Christi ist die Apologie des Christentums.

Vornehmlich von großer apologetischer Bedeutung erscheint mir deshalb das neue Werk aus dem Verlage der Österreichischen Leo-Gesellschaft „Das Leben Jesu".*)

---

*) Das Leben Jesu. Bilder von Philipp Schumacher, Text von Josef Schlecht. Groß-Folio Querformat, 48 Seiten, jede Seite mit reichem mehrfarbigen Bildschmuck. Wien. Preis 24 Kr.



Und von diesem Gesichtspunkte sei zunächst des Textes gedacht. Schlicht, mit wenigen Worten, im engsten Anschluß an die Evangelien, aber mit einem Hauche moderner und echt deutscher Empfindung wird uns das Leben des Gottmenschen erzählt. Der Erzähler ist Priester, selber von der Wahrheit und Größe seines Gegenstandes tief durchdrungen.

„Im stillen Flecken Bethania machten sie Halt. Hier fand der Herr gastliche Aufnahme bei den getreuen Geschwistern Lazarus, Maria und Martha. Maria lauschte zu den Füßen Jesu seinen Worten und Martha bediente ihn, konnte aber die Klage nicht zurückhalten, daß die Schwester ihr die Arbeit allein überlasse. Er aber wies sie zurecht: ‚Martha, du bist so um vieles besorgt, doch nur eines ist notwendig; Maria hat den bessern Teil erwählt.' — —

Spätjahr ist es geworden; in Jerusalem hat das Laubhüttenfest begonnen. Die Mächtigen im Rate fahnden nach dem großen Propheten, der ihnen das Volk abtrünnig macht. Erst gegen Ende der Feiertage erscheint er in der Öffentlichkeit und tritt im Tempel auf. Die Zuhörer bewundern seine Kenntnis der heiligen Schrift, die Schar der Gläubigen wächst; aus Furcht vor ihnen sind die Gegner genötigt, behutsam vorzugehen; erhebt doch aus ihrer Mitte Nikodemus, der seit jenem nächtlichen Besuche ihm treu geblieben ist, seine Stimme zur Warnung, niemand ungehört zu verurteilen. Die ausgesandten Häscher aber wagen es nicht, ihn anzugreifen und kehren mit leeren Händen zurück. ‚Niemals hat ein Mensch so geredet, wie dieser'."

Nicht selten flicht der Erzähler kleine poetische Anmutigungen ein: Ruhepausen für den Geist, zugleich Ausrufe der erstaunten Seele, die hingerissen ist zu Liebe und Anbetung:

... „Bei dem Kreuze aber verblieben die Bekannten des Herrn, die von fern gefolgt waren, und die frommen Frauen, darunter Salome, die Mutter der Zebedäussöhne, und in der Mitte dieser Trauerschar die schmerzgebeugte Mutter des Herrn, die heilige Jungfrau Maria.

O Mutter lieb, du standest
Bei deines Kindes Tod,
Mitleidend du empfandest
Des Sterbens bitt're Not.
Ach, geht dereinst zur Neige
Auch meines Lebens Frist,
Dann, liebe Frau, dann zeige,
Daß du mir Mutter bist!

Es war der Rüsttag des Ostersabbats, welchen wir Karfreitag (Trauerfreitag) nennen, da der ewige Sohn Gottes für unsere Sünden geopfert ward, weil er es selbst wollte. Damit die Gerichteten nicht über den darauffolgenden Feiertag am Kreuze hingen, baten die Juden den Pilatus, er möchte ihnen die Gebeine zerschlagen und sie von den Kreuzen abnehmen lassen. Als nun die hiemit beauftragten Soldaten zu Jesus kamen, sahen sie, daß er schon gestorben war. Deshalb zerschlugen sie ihm die Gebeine nicht wie den zwei anderen, sondern einer der Soldaten durchstach mit einer Lanzenspitze seine Seite und aus dem durchbohrten Herzen floß Blut und Wasser heraus — ihnen ein sicheres Todeszeichen, uns ein ewiger Beweis treuer gottmenschlicher Liebe!



'So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab, auf daß jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe'. —

Seele Christi, heilige mich! Leib Christi, erlöse mich! Blut Christi, tränke mich! Wasser der Seite Christi, wasche mich! Leiden Christi, stärke mich!" . . .

Der Ton der ganzen Erzählung ist vorzüglich getroffen und, was in Anbetracht des Umstandes, daß der Text sich fort und fort den Bildern und dem sehr ungleich bemessenen Raume wie einem Prokrustesbett anbequemen mußte, besondere Anerkennung verdient: immer fließt die Rede ruhig, natürlich, scheinbar völlig frei. Und doch, wie manchmal wird da „aus der Not die Tugend" entstanden sein, wird der Zwang, dem die Feder sich fügen mußte, eine, und vielleicht die treffendste Wendung veranlaßt haben!

Nun, das schwere Werk ist zum glücklichen Abschluß gebracht und man wird wohl sagen dürfen, daß die Herausgeber eine bessere Feder als die des gelehrten Freisinger Professors schwerlich hätten finden können.*)

Selbstverständlich ist jeder Hauch der Polemik und jedes profanierende Wort sorgfältigst vermieden; uns will es scheinen, daß dem Buche, so wie es vorliegt, auch der bibelgläubige Protestant ohne Rückhalt beistimmen müßte. —

Aber ich komme nun zu dem, was bei diesem Werke die Hauptsache ist, zum Bildschmuck. Unterrichtet von dem Plane der Herausgeber, habe ich seit Jahren das Entstehen des Werkes mit gespanntem Interesse und, ich will bekennen, nicht ohne ängstliche Befürchtungen verfolgt. Lag bei der Größe des Stoffes und bei der so häufigen Behandlung desselben durch Meister, ersten Ranges die Gefahr der Wiederholung nicht allzu nahe? Außerdem kannte ich Philipp Schumacher hauptsächlich nach seinen Illustrationen zu dem Werke „Die katholische Kirche" und befürchtete, daß seine, wenn auch nicht übertriebene Hinneigung zur „Moderne" die Monumentalität seiner biblischen Darstellungen beeinträchtigen könnte. Zu meiner großen Freude hat der Künstler diese beiden Klippen glücklich vermieden und im ganzen Werke etwas geschaffen, das selbst höher gespannte Anforderungen nicht bloß erfüllte, sondern bei weitem übertraf.**)

Freilich finden sich in seinen Bildern da und dort Anklänge an italienische Vorbilder, an Führich, Overbeck und andere; aber das sind künstlerische Traditionen, die sich ebenso bei einem Rafael nachweisen lassen, deren gänzliche Außerachtlassung eine unverständige Neuerungssucht verraten würde. Versuche es jemand, eine Rede zu halten, ja nur einen kurzen Aufsatz zu schreiben, ohne sich irgend einer zum Gemeingut gewordenen

*) Dr. Josef Schlecht, kgl. Lyzealprofessor in Freising, geb. 1857 in Wemding in Bayern, Verfasser zahlreicher, vornehmlich historischer und kunsthistorischer Werke Mitarbeiter am II. Bande der „Katholischen Kirche und ihre Diener".

**) Philipp Schumacher, ein Tiroler, Sohn eines Kreisgerichtspräsidenten geb 1866, widmete sich zuerst dem Studium der Rechte, trat dann in die Akademie der bildenden Künste in Wien ein, die er unter Trenkwald, einem Schüler Führichs, absolvierte. 1895—1899 lebte er in Rom, im steten Verkehr mit L. Seitz; seit 1900 hält er sich bleibend in Berlin auf.

Redewendung zu bedienen — der Mann spielt den „Narr auf eigene Hand". Worauf es ankommt: Schumacher hat Alles, was er gelernt, in sein Fleisch und Blut aufgenommen, sein Vortrag zeigt den fertigen künstlerischen Charakter. Alles aus Einem Geist und Guß, kein unsicheres Tasten, keine Künstelei; und aus jedem Bilde spricht die männlich feste Überzeugung, persönlicher Glaube und Frömmigkeit, jene ersten Erfordernisse eines religiösen Malers, über welche kein Genie und keine Routine hinwegtäuscht.

Die Anordnung der Bilder ist im Ganzen die chronologische. Das Wunder der Inkarnation, Geburt und Anbetung des Kindes, Flucht nach Ägypten und die Jugendjahre. Dann der Eintritt Jesu in das Lehramt, seine Wunderwerke und seine Predigten, weiter in 11 Bildern sein Leiden, sein Tod; endlich Auferstehung und Himmelfahrt und Jesus zur Rechten des Vaters.

Innerhalb dieser chronologischen Folge fehlt es indes nicht an Antithesen und Hinweisen auf vorbildliche Stoffe des alten Testamentes. So ist der Bekehrung Magdalenas die Auferweckung der Tochter des Jairus gegenübergestellt, während am Fuße beider Bilder sich die Geschichte des verlorenen Sohnes hinzieht. Sehr schön ist die Gegenüberstellung der beiden Bilder: „Jesus lehrt die Jünger beten" und „Die Heilung des Blindgeborenen": Christus, der Lichtbringer; an den Seiten sind vier Parabeln dargestellt. Viel sinnige Hinweise enthält auch das Ornament.

Die Ausführung der Bilder zeigt deutlich die Vorlage: Aquarelle, denen fleißige Naturstudien zugrunde liegen. Besonders die Behandlung der Extremitäten verrät die Gewissenhaftigkeit wie die feine Empfindung des Zeichners; mit ausgesprochener Vorliebe für die Natur sind die landschaftlichen Hintergründe und das Beiwerk behandelt. Aber alles Nebensächliche tritt vor dem eigentlichen Thema geziemend zurück. Lichtvolle Klarheit der Erzählung, Bestimmtheit des Ausdruckes und Sicherheit der Komposition sind durchgehends allen Bildern zu eigen und gerade das, was ein Laienauge zunächst als etwas selbstverständliches hinnimmt und nicht weiter in Anschlag bringt: die überaus große Verständlichkeit und Eindringlichkeit des Vortrages verbürgt dem Werke eine Popularität, wie sie weder durch glattere Formen noch durch den Reiz der Effekte dauernd zu erreichen ist.

Die Figur des Heilandes weicht im Allgemeinen nicht sehr ab von dem herkömmlichen Typus; er ist ausgesprochen blond, mit blauen Augen, die Kleidung weiß. Man kann dieser Erscheinung gerade nicht besondere Schönheit nachrühmen; dagegen fesselt sie durch Würde, Schlichtheit und Wahrheit; wir glauben es, daß dies der historische Christus war.

Und, um an dieser Stelle davon zu sprechen, die typographische Ausstattung des Buches ist des Künstlers würdig. Die Bilder sind in Farbendruck äußerst sorgsam wiedergegeben. Ein Netz ist wenigstens mit freiem Auge nicht zu bemerken.

Vorzüglich gelungen ist auch die Wahl der Lettern und der Druck; das ganze Buch eine Musterleistung, die auf jeder Ausstellung für Buchkunst prämiiert werden müßte.

Mit einem Schlage hat sich Philipp Schumacher in die Reihe unserer geachtetsten und bekanntesten Historienmaler gestellt; da verschlägt es nun herzlich wenig, daß ab und zu die Neigung des Künstlers zu den Allüren der



„Moderne" etwas stärker hervortritt, als mir persönlich behagen will. Ich denke vielleicht zu gering von dem neuen „Stil": meines Erachtens handelt es sich da im ganzen und großen um eine vorübergehende Mode. Aber die Mode ist nun einmal fast allgemein geworden und ich verkenne nicht, daß sie dem Künstler den Vorteil schrankenloser Freiheit gewährt und auf dem Gebiete des Ornamentes ganz annehmbares, zuweilen vorzügliches leistet. Beides hat sich Schumacher zu nutze gemacht und, indem er dies tat, seinem Werke zugleich einen Anstrich von Modernität gegeben. Gerade dafür aber kann man ihn von einem anderen Standpunkte nur beloben: dieses „Leben Jesu" ist in der Tat ein ganz aktuelles, den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßtes Werk. Das war die Absicht der Herausgeber, das stellt uns mit vollster Deutlichkeit und eben so schön als treffend schon das Titelblatt vor Augen: Christus als barmherziger Samaritan, der den unter die Räuber Gefallenen liebevoll aufhebt: ja, Öl und Wein für die Wunden unserer Gesellschaft ist „Das Leben Jesu".

In einer Schrift Tolstoj's, die zu seinen wenig gelesenen zählt, wird mit Recht hervorgeboben, daß die Kunst unserer Tage an dem Übelstande krankt, daß sie, vom Volke losgelöst, sich nur an die obersten Schichten wendet, daß sie eine „Elite-Kunst" geworden ist. Daher kommen alle ihre Schattenseiten — Tolstoj zählt sie auf: die Armseligkeit ihrer Stoffe (Eitelkeit, geschlechtliches Verlangen, Lebensüberdruß seien die einzigen Motive), die herrschende Originalitätssucht und endlich die „Nachahmung der Kunst". Dagegen werde die Kunst der Zukunft bestimmt sein, unter alle Menschen verbreitet und von allen gewürdigt zu werden, denn sie werde nur Gefühle ausdrücken wollen, die „universell genug sind, um von der Gesamtheit der Menschen empfunden zu werden". Nun, im „Leben Jesu" haben wir solche „Kunst der Zukunft" vor uns, solch ein Werk für Alle!

Meine erste Empfindung, die ich nach Durchsicht dieses Buches hatte, war die: wenn in den Kreisen der Enterbten, der Verlassenen doch „Das Leben Jesu" heimisch wäre, wenn dies das Bilderbuch der Armen, die moderne Biblia pauperum würde! Wie ein Stern der Hoffnung und Erleuchtung müßte es wirken!

Es wird Sache der Berufenen sein, das Buch auch wirklich unter das Volk zu bringen. Der verhältnismäßig zwar nicht hohe Anschaffungspreis kann vom kleinen und kleinsten Mann nicht getragen werden: da sollten die Aristokratie, die Geistlichen, alle jene, denen zuerst und zumeist an der geistigen und moralischen Hebung der breiten Schichten gelegen sein muß, vorangehen, sei es auch mit einem Opfer — sie werden es nicht bereuen. Denn wer immer mit Verständnis dieses Buch zur Hand nimmt, wird sicherlich allen, die daran mitgeabeitet haben, insbesondere jenen, von welchen die Initiative dazu ausging, den wärmsten Dank aus ganzer Seele zollen.





Die kunsthistorische Ausstellung in Innsbruck.

Von Joseph Neuwirth.

In Verbindung mit dem kunsthistorischen Kongresse, der vom 8. bis 11. September d. J. in Innsbruck tagte, fand in Tirols gastlicher Landeshauptstadt eine sehr beachtenswerte Ausstellung von Gegenständen alttirolischer Kunst und von ausländischen Kunstwerken aus tirolischem Besitze statt. Sie bot in einer wirklich vortrefflichen Auswahl, welcher die hervorragende Sachkenntnis und rastlose Bemühung Prof. Sempers ganz außerordentlich zustatten kamen, eine überraschend große Anzahl von teilweise ganz hervorragenden Kunstschätzen aus Tiroler Kirchen und Klöstern sowie aus anderen meist schwer zugänglichen Privatsammlungen. Ihre vorübergehende Vereinigung an einem Orte, in zumeist günstiger Aufstellung und bei zweifellos überwiegend besserem Lichte, als an der ständigen Aufbewahrungsstätte herrscht, schuf eine wohl kaum so bald wiederkehrende Gelegenheit für vergleichende Studien, die noch dadurch wesentlich an Ausnützbarkeit gewann, daß gleichzeitig von hervorragenden Kunstwerken, deren Überlassung für die Ausstellung nicht möglich war, gute photographische Aufnahmen ausgelegt waren.

Mit besonderem Danke muß anerkannt werden, daß das Zustandekommen der Innsbrucker kunsthistorischen Ausstellung durch das überaus freundliche Entgegenkommen der verschiedenen Besitzer der Kunstschätze ermöglicht wurde. Ihre Namen sind zum Teile im Laufe der Besprechung angeführt.

Das älteste Ausstellungsobjekt war ein Vortragskreuz des 11. Jahrhunderts aus Algund bei Meran im Besitze des Bozener Museumsvereines, der auch ein gotisches Vortragskreuz aus Messing, die Seidenstickerei des Kreuzstückes von einem alten Meßgewande aus Eggental, eine gestickte Kasel aus Velthurns, einen Teppichrest aus der Pfarrkirche zu Mayen in Mayenfeld und ein Missale von 1296 aus dem ehemaligen Dominikanerinnenkloster in Algund ausgestellt hatte. Mit zwei schönen Bilderhandschriften, deren eine 1459 vollendet wurde, war Stams vertreten, dem auch die herrliche Uhr von Andrä Illmer gehört.

Aber der Schwerpunkt der Ausstellung lag nicht in den Werken kirchlicher und profaner Kleinkünste, sondern in der Aufstellung einzelner Hauptgruppen alttirolischer Malerei und Plastik, für welche sparsam verteilte kunstgewerbliche Gegenstände mehr begleitende Stimmungsmomente und dekorative Zierden der feinsten Art abgeben sollten; als kostbare Stücke dieser Art seien der Enzenberg'sche Silberaltar, die reliefgeschmückte Reliquientruhe mit Marquetterie des Grafen Trapp und das in gleicher Technik ausgeführte Schachbrett des Herrn von Lemmen besonders erwähnt.

Zwei Neustifter Tafelbilder, eine um die Wende des 14. und 15. Jahrhundertes ansetzbare Kreuzigung und die wahrscheinlich 1418 gestiftete Dreifaltigkeitstafel mit der Darstellung des Hilprand von Jauffenberg und Passeier,

vertraten die noch unter italienischem Einflusse stehende ältere Malerei Südtirols, welche von der Art des Veronesen Stefano da Zevio abhängig war. Die davon abweichende Art der Brixener Schule aus der Mitte des 15. Jahrhundertes veranschaulichte der Neustifter „Tod der heil. Martha" mit scharfer Charakterisierung der Sterbenden sehr gut; daß „die Anbetung der Könige" und „die Vermählung Mariä" der nicht entleihbaren Bildtafel 1398 des Wiener kunsthistorischen Hofmuseums, welche in die Richtung des im Brixener Domkreuzgange sicher erweisbaren Jakob Sunter gehört, wenigstens nach Photographien verglichen werden konnten, war sehr willkommen. Das größte Interesse wandte sich der Pachergruppe zu. Dem großen Brunecker Meister Michael Pacher scheint die dem Salzburger Petersstifte gehörige Verlobung der heil. Katharina mit dem Jesuskinde nach Übereinstimmung von Darstellungseinzelheiten des berühmten St. Wolfganger Altares zugerechnet werden zu dürfen. Von der Hand Friedrich Pachers, des derber arbeitenden Bruders stammt die 1483 vollendete, ausführlich signierte „Taufe Christi" in Freising, mit welcher Köpfe und Fingerbehandlung der Tratzberger Apostelfürsten so übereinstimmen, daß man sie auch als eine Arbeit Friedrich Pachers oder wenigstens seiner Werkstatt bezeichnen muß. Ihm fallen nicht minder die Neustifter Tafeln der Martyrien der heil. Katharina und Barbara zu sowie der in der Umrahmung an italienische Vorbilder anklingende Flügelaltar des Herrn Paculln in Paris. Dagegen fand die Zuweisung der knieenden Madonna der Sammlung Figdor an Michael Pacher, aus dessen Werk die Tafeln des Brunecker Ursulinenkonventes endgültig ausgeschieden werden konnten, keine ungeteilte Zustimmung. Als hervorragende Leistungen der Pacherschule wurden die Krönung Mariä der Vintlerschen Sammlung und die Seppsche Tafel mit den großartigen Gestalten der Heiligen Stephanus und Jakobus bewundert. Ihnen nähert sich der Neustifter Meister des heil. Augustin, dessen Legende eine durch ernste Größe der Charakteristik hervorragende Bilderreihe behandelt, wenn er auch die Typen vergröbert und durch die Starrheit der Augen weniger anzieht. Daß er aber erheblich über dem gleichfalls der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes angehörenden, süßlich langweiligen Andrä Haller trotz aller letzterem geläufigen Düreranklänge stand, ließ sich an einigen Neustifter und Freisinger Bildern Hallers vortrefflich nachweisen. Zur nordtirolischen Gruppe leitete die noch von Pacherscher Kunst beeinflußte Wiltener Apostelteilung hinüber, eine Widmung des 1492 verstorbenen Abtes Alexius V. Dasselbe Stift hatte auch die Marx Reichlich zugesprochenen „Anna selbdritt", „Anbetung der Könige", „Heimsuchung Mariä" und „Geburt Christi" ausgestellt. In der nordtirolischen Gruppe, die eine stark von Schongauer abhängige „Geißelung Christi" (Hall, Baron Paul Hohenbühel) und außer mehreren Darstellungen aus dem Leben Christi eine „Steinigung des heil. Stephan" und eine „Kreuzigung" der Kitzbüheler Sammlung Vogel bot, fesselte besonders der 1510 entstandene Flügelaltar der Widumskapelle in Flaurling. Bleibt er auch hinter dem ganz italienischen Einfluß verratenden Flügelaltare mit der heil. Sippe der Signora Ballardini in Trient zurück, so läßt sich ihm dagegen höhere künstlerische Eigenart zusprechen. Interessant war die Wahrnehmung, daß zu derselben Zeit, als man Michael Pacher noch genau kopierte (segnender Bischof, Kreuzenstein), andere Tiroler Maler sich auf die Nachahmung Schäuffeleins verlegten.

In der Gruppe tirolischer Skulptur reichte ein gekreuzigter Heiland (Kreuzenstein, Graf Wilczek) wohl bis ins 12. Jahrh. hinauf. Dieselbe Sammlung hatte u. A. einen Erzengel Michael, einen heil. Florian und einen prächtigen Heiligen in Rüstung, sowie einen Tilman Riemenschneider zugewiesenen sitzenden Bischof beigesteuert. Pacher'schen Einfluß zeigte der von einem Bozener Meister stammende polychromierte Holzschnitzaltar des Herrn H. Schwarz in Wien.

Unter den Werken der späteren Tiroler Meister des 17. und 18. Jahrhundertes fand sich manche interessante Arbeit von Ulrich Glantschnigg, Anton Feistenberger, J. Graßmayr, Paul Troger, Johann Holzer, Johanu Platzer und J. M. Strickner. Das Porträt war durch den genialen Philipp Haller und Johann Lampi, teilweise auch durch Martin Knoller, die Landschaft durch zwei Bilder Kochs recht ansprechend vertreten. Die beiden Unterberger und Jos. Schöpf vervollständigten mit teilweise guten Darbietungen diese Gruppe.

Außer den Schöpfungen der Tiroler Kunst, die in zwei Sälen untergebracht waren, umfaßte die Ausstellung in einem dritten Saale noch Werke aller Länder aus tirolischem Privatbesitze, von denen ein Johannes der Täufer des Luca Signorelli, eine Madonna des Bronzino, einige venezianische Stücke, ebenso interessierten, wie die nicht schlecht vertretenen niederländischen Schulen. In der Abteilung der letzteren wurden der segnende Christus von Dierik Bouts, eine vortreffliche Vermählung der heil. Katharina eines vlämischen Meisters, der „Christophorus" Mostaerts, das „Offiziersduell" des Sebastian Brancx u. a. sehr beachtet. In dem „Tempelgange Mariä" von dem ehemaligen Dietenheimer Flügelaltare schlägt die Art des Dürerschülers Hans von Kulmbach durch, dem man auch eine „Verkündigung Mariä" im Besitze des Professors v. Oppolzer zurechnen will. Der für Innsbruck ohnehin interessante ältere Cranach und seine Schule waren unter den deutschen Malern am ausgiebigsten vertreten; außer „Adam und Eva" von Altdorfer, dem die Wiltener „Enthauptung der heil. Katharina" gewiß mit Unrecht zugesprochen wird, fesselte das monogrammierte „Schweißtuch" Ostendorfers von 1520.

Für die Freunde und Verehrer der Tiroler Kunst, sowie für die Orientierung im Tiroler Kunstbesitze war die kunsthistorische Ausstellung in Innsbruck eine wirklich einzige Gelegenheit zu persönlicher Fühlungnahme mit viel Beachtenswertem. Ihr Material trug in dem bequemen Nebeneinander der Vergleichung manches zur Klärung wichtiger Fragen der alttirolischen Kunst bei. Nicht unerwähnt bleibe, daß die materielle Förderung des kunsthistorischen Kongresses durch das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht ermöglichte, eine Auswahl der hervorragendsten Ausstellungsobjekte den Kongreßteilnehmern in der Festgabe „Alttirolische Kunstwerke des 15. und 16. Jahrhunderts" auf 16 guten Lichdrucktafeln zu überreichen und damit ein literarisches Erinnerungsdenkmal zu schaffen, das über die kurze Dauer der Ausstellung hinaus für die Kunstforschung selbst bleibenden Wert behalten wird und die Wertschätzung alttirolischer Kunst in weiten Kreisen zu heben geeignet ist.





Über Wettervorhersage. Wie leider viele Pädagogen, so besitzt auch die große Masse des Volkes kein Gefühl für das Werden, sondern nur eins für das Sein. Alles, was mit entschiedener Wendung nach dieser oder jener Seite, mit ganzer Festigkeit und dem vollen Brustton der Überzeugung auftritt, kann in der Regel auf ihren Beifall rechnen. Aber überall dort, wo sich etwas Neues vorbereitet, das den stillen Gang wahrer Wissenschaft geht und in dem sich Wahrheit und Irrtum seltsam mischen, überall dort ist der Sinn der Masse genau so stumpf und roh, wie der Sinn so vieler Pädagogen in jenen heiligen Sphären, in denen sich das Ringen eines jungen Menschengeistes nach dem Lichte vollzieht. Kaum eine Wissenschaft der letzten Zeit kann diese Wahrheit besser bezeugen als der jüngste Zweig der Meteorologie, die Wissenschaft von der Wettervorhersage. Das Volk hält es für einen Beweis der Unfähigkeit, wenn die Meteorologen das Wetter auf 1 oder 2 Tage, anstatt auf Wochen oder ein ganzes Jahr voraussagen; es erklärt alle Wetterprognosen für wertlos, wenn sie auch nur einigemale fehlgeschlagen sind. Durch die bedauerliche Tatsache dieser Urteilslosigkeit des Publikums bewogen und von der Überzeugung durchdrungen, daß nur Aufklärung Abhilfe schaffen kann, hat jüngst ein weitbekannter Meteorologe, Prof. Dr. W. J. van Bebber, zu seinen früheren Arbeiten eine kleine Schrift erscheinen lassen,*) die wegen ihres Zweckes und Inhaltes die weiteste Verbreitung verdient und ihres billigen Preises wegen auch gut finden kann. Die Schrift, die in einfacher, allgemein verständlicher Form und mit der Unmittelbarkeit geschrieben ist, wie sie nur ein vollendeter Kenner besitzt, verfolgt den doppelten Zweck, das Verständnis für die Witterungserscheinungen möglichst allgemein anzubahnen und zu verbreiten und eine Anleitung zur Beurteilung der augenblicklichen und der kommenden Witterung zu geben, so daß jeder, in dessen Interesse es liegt,

*) Anleitung zur Aufstellung von Wettervorhersagen für alle Berufsklassen, insbesondere für Schule und Landwirtschaft. Mit 16 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1902 (VI u. 38 S.). Preis Mk. 0,60. Für solche, die sich etwas intensiver mit der Sache beschäftigen wollen oder andere einzuführen Gelegenheit haben, seien nachfolgende Schriften genannt: R. Börnstein, Die lokale Wetterprognose, Berlin, Springer, 1884; van Bebber, Beurteilung des Wetters auf mehrere Tage voraus, Stuttgart, Enke, 1896; ders., Die Wettervorhersage, ebd. 2. Aufl. 1898. Eine eingehende und genußreiche Beschäftigung mit dem Problem der Wettervorhersage ist nicht möglich ohne meteorologische Kenntnisse; deshalb sei eines der nachstehenden allgemeinen Werke empfohlen, die, weil für weitere Kreise berechnet, in gemeinverständlicher Form gehalten sind: R. Abercromby, Das Wetter. Übersetzt v. Pernter, Freiburg, Herder (eine ganz eigenartige Darstellung, leider jetzt in mancher Hinsicht veraltet); van Bebber, Lehrbuch der Meteorologie, Stuttgart, Enke, 1890; H. Mohn, Grundzüge der Meteorologie, 5. Aufl. Berlin, Reimer, 1898; R. Börnstein, Leitfaden der Wetterkunde, Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1901 (dieses Werk enthält auch eine ziemlich vollständige Übersicht über den Witterungsdienst in den einzelnen Ländern).

sich auf Grund der von den Instituten und Zeitungen täglich publicierten Berichte und Vorhersagen sich ein eigenes Urteil über den Verlauf der Erscheinungen bilden kann. Es gibt hauptsächlich drei Hilfsmittel, die die Aufstellung von Vorhersagen ermöglichen: die Wettertelegraphie, die das Material bietet, die Wetterkarten, die einen klaren und umfassenden Überblick über die großen atmosphärischen Vorgänge und ihren Verlauf verschaffen, und die Verwertung des Materials. Demgemäß schildert van Bebber zunächst die Wettertelegraphie. Er legt in anschaulicher Weise den Unterschied dar zwischen dem auf Ruhestrom basierenden amerikanischen Circuitsystem, vermöge dessen die Telegramme an allen wichtigeren von der Leitung durchlaufenen Orten mitgeschrieben werden können, und dem deutschen, den Arbeitsstrom benützenden Radialsystem, bei dem das Material in Zentralen gesammelt und von hier aus dem Publikum in Verarbeitung zugestellt wird; daran schließt sich eine Charakteristik der Depeschenform. Mit den von der Zentrale empfangenen Materialien und Wettervorhersagen kann der Interessierte aber nur dann etwas anfangen, wenn er das Wetter an ihrem Maßstabe zu beurteilen versteht, d. h. wenn er genügend meteorologische Kenntnisse besitzt, um die Wetterlage überschauen und die lokalen Beobachtungen daran anschließen zu können. Das wichtigste Mittel zur Beurteilung der Wetterlage sind die Wetterkarten, aus deren Vergleich sich der Verlauf der Witterung ergibt. Van Bebber gibt deshalb eine Darstellung der Konstruktion der Wetterkarten und verknüpft damit sehr praktisch die wichtigsten Erörterungen über die allgemeine Grundlage der Wettervorhersage. Von den täglichen Wetterkarten sind nur selten zwei einander vollkommen gleich; aber bei längerer Beobachtung findet man, daß gewisse typische Wetterlagen wiederkehren, die auf kürzere oder längere Zeit hin den allgemeinen Charakter des Wetters bestimmen. Während man früher zur Erkennung der Typen das Hauptaugenmerk auf die barometrischen Minima richtete, ist v. Bebber zu der Überzeugung gekommen, daß sie sich viel sprechender in dem Verhalten der Hochdruckgebiete ausdrücken. Er stellte deshalb für Europa seine bekannten 5 Wettertypen auf, die wegen ihrer ausgeprägten Verschiedenheit sehr einfach im Gedächtnis zu behalten sind. In der vorl. Schrift bietet er mit Hilfe eingedruckter Figuren und angehängter Tabellen eine genaue Charakteristik der Typen. Die Hauptfrage bei Wettervorhersagen ist natürlich die, ob ein bestimmter Wettertypus sich erhalten oder ob er in einen anderen übergehen wird und in welchen. Es sind, wie van Bebber nach dem Vorangegangenen nur mehr kurz andeuten zu brauchen glaubt, vor allem zwei Mittel, die hierüber aufklären können: die Vergleichung der Wetterlagen in möglichst kurzen Intervallen, woraus sich die Änderungstendenz der Wetterlage ergibt, und die lokalen Beobachtungen des Luftdruckes, der Temperatur, der Winde und Wolken im Anschluß an die großen allgemeinen atmosphärischen Bewegungen. Am Schlusse betont v. Bebber sehr mit Recht, daß der einzige und allein richtige Maßstab für den Wert oder Unwert der Wettervorhersagen das Urteil des Publikums selbst sei. Daraus erhellt, wie wichtig es für die Vertreter der Wissenschaft und für den Nutzen des interessierten Publikums selbst ist, daß dieses sich mit den nötigen Vorbedingungen für eine gute Wettervorhersage vertraut mache und die Hilfsmittel im Sinne der Theoretiker anwende. Das Publikum muß einsehen lernen, daß nur durch einmütiges Zusammenwirken von ihm und den Vertretern der Wissenschaft das Problem einer zuverlässigen Vorhersage gelöst werden kann. Möge die vortreffliche Schrift v. Bebbers zunächst in der Hand derer, denen die Möglichkeit einer Aufklärung weiterer Kreise

ex professo gegeben ist, vor allem der Lehrer, dann aber auch durch den direkten Gebrauch des interessierten Teiles dazu beitragen, das Volk zu seinem eigenen Vorteil die wahren Propheten von den falschen unterscheiden zu lehren.

Aloys Müller.

* * *

Im Herzen Italiens bereitet sich gegenwärtig ein Werk vor, welches nach seiner Vollendung auch dem deutschen Namen zu hoher Ehre gereichen wird, nämlich die Ausschmückung der Krypta des ehrwürdigen Erzklosters von Montecassino, in welcher mit denen seiner hl. Schwester Scholastica die Gebeine des hl. Benediktus ruhen, des Patriarchen der Mönche des Abendlandes, des Stifters desjenigen Ordens, welcher der Kirche eine unermeßliche Zahl von Heiligen, dem apostolischen Stuhle eine lange Reihe von großen Päpsten und den Ländern des Nordens ihre Apostel schenkte, jene Männer, welche den angelsächsischen, dänischen, skandinavischen, slavischen und vor Allen den germanischen Volksstämmen das Licht des Glaubens und die Segnungen der christlichen Kultur brachte. Die Ausschmückung dieser Krypta wurde den Benediktinern der Beuroner Kunstschule anvertraut, welche unter Leitung ihres Gründers und Altmeisters P. Desiderius Lenz und unter dem wohlwollenden und kunstsinnigen Auge des hochwürdigsten Erzabtes D. Bonifaz Krug hier ihre hervorragende und christliche Kunstweise gewiß zu beredtem Ausdruck bringen werden. Zur Förderung der Einsammlung von Beiträgen ernannte der Cardinal-Erzbischof Capecelatro von Capua bereits im vorigen Jahre eine Kommission mit dem Sitze in Neapel und erließ einen diesbezüglichen Aufruf. Angesichts des besonderen deutschen Interesses, welches diesem Werke anhaftet, wurde nunmehr eine zweite Kommission gebildet, bestehend aus hervorragenden Angehörigen der deutschen, österreichischen und schweizerischen Colonie Roms, mit der Aufgabe, auch die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute in der Heimat auf diese bedeutenden Arbeiten zu lenken und die Einsammlung von Beiträgen anzubahnen. Leo XIII. richtete seiner Zeit bereits ein huldvolles Breve an den Erzabt von Montecassino und übersandte eine Spende von 25.000 Franken. Protektor der Kommission ist Em. Card. Capecelatro, Ehrenpräsident Erzabt Bonifaz Krug und Sekretär Herr Dr. von Bilguer in Rom. Die Kommission wird demnächst einen öffentlichen Aufruf erlassen.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Professor Fairbairn und die Oxford-Bewegung.

Von A. Zimmermann S. J.

Herr Fairbairn, der Vorsteher des von den Krongregationalisten in Oxford gegründeten Mansfield-Kollege, hat seine seit einer Reihe von Jahren in der Contemporary Review veröffentlichten Aufsätze unter dem Titel: „Römischer und anglikanischer Katholizismus" herausgegeben.*) Nachdem Katholiken und Anglikaner diese größte geistige Bewegung in England seit der Einführung des Christentums von ihrem Standpunkte aus dargestellt haben, konnte auch ein Nonkonformist sein Urteil über die Lehre der Traktarianer und ihre Entwicklung abgeben. Leider fehlen Fairbairn die für die Lösung einer ebenso schwierigen als heiklen Aufgabe nötigen philosophischen, theologischen und historischen Kenntnisse. Was indes sein Buch ungenießbar macht, ist der Mangel an Sympathie mit den Führern der Bewegung und der unausstehliche Dünkel und Stolz, mit dem er ihm unendlich überlegene Geister wie Newman meistern will. Da Fairbairn selten Zitate gibt, so läßt sich schwer bestimmen, ob er die Koryphäen der protestantischen Theologie Deutschlands studiert hat. Daß er sie nicht verstanden hat, könnten wir an zahlreichen Beispielen nachweisen. Manche seiner Argumente fußen auf der altprotestantischen Anschauung, daß die Bibel sich selbst erkläre, daß zum gründlichen Verständnisse derselben Geschichte und Altertumskunde nicht notwendig seien. Wenden wir uns zu dem historischen Teile seines Buches und zeigen wir, wie leichtfertig und oberflächlich die Urteile des Oxforder Professors sind.

Die Widerlegung der Irrtümer Fairbairns wird uns Gelegenheit bieten, manche Punkte zu behandeln, die von unseren Vorgängern nur gestreift worden sind. Fairbairn erzählt uns in seiner Vorrede, wie er aus einem Bewunderer ein Gegner der Traktarianer geworden sei. Hingerissen von der Aufrichtigkeit, Opferwilligkeit und dem Eifer, den diese Männer an den Tag legten, welche Ehrenstellen, Bequemlichkeit, liebgewordene Verbindungen aufgaben, um ihrer Überzeugung zu folgen, fühlte er sich enttäuscht, weil

*) Catholicism Roman and Anglican by A. M. Faibairn, XXIII., pg. 481, London. Hodder Stoughton, 1899. — La Renaissance Catholique en Angleterre au XIX. Siècle I.: P. Newman et le Mouvement d' Oxford par P. Thureau-Dangin, IX., pg. 333, Paris, Plon-Nourrit, 1899.

sie dem nonkonformistischen Ideal so wenig nahe kamen, weil sie mit Bitterkeit und Verachtung von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts sprachen und im Gegensatz zum Kongregationalismus auf das Priestertum und die apostolische Nachfolge so großes Gewicht legten. Die Achtung machte der Abneigung Platz, Fairbairn las und studierte Newman, Keble, Pusey, um die Fugen in ihrer Waffenrüstung zu entdecken, um sie anzugreifen und unschädlich zu machen. Je länger er sich mit ihnen beschäftigte, desto mehr ward er in seiner Überzeugung bestärkt, daß der Traktarianismus die wahre Religion Englands untergrabe und dem früher überwundenen Papismus Tür und Tor öffne. Der Haß ist der rote Faden, der seine Darstellung durchzieht, der Haß macht ihn farbenblind, so daß wir in seinem Buch nur ein Zerrbild erblicken. Fairbairn scheint es selbst gefühlt zu haben, daß er die Rolle nicht eines Gründe und Gegengründe ruhig abwägenden Richters, sondern eines verblendeten Parteimannes spielt; deshalb beteuert er so oft, daß er ungern und notgedrungen so harte Urteile fälle. Seine Proteste kommen ihm jedenfalls nicht vom Herzen und werden wenige Leser täuschen.

Von England gilt noch weit mehr als von Deutschland: quot capita, tot sensus; aber in einem Punkte kommen alle außer Edwin Abbott und Fairbairn überein, in der Oxford-Bewegung eine unversiegliche Quelle des Segens zu erblicken, ihr die geistige Erneuerung des Katholizismus, des Anglikanismus, ja selbst der Dissenser beizumessen. Noch mehr, so weit die englische Zunge klingt, sagen sie, hat die Bewegung Frömmigkeit und Andacht mächtig gefördert und gleich dem Tauwind des Frühlings die dicke Eisrinde, welche die Herzen des Volkes umgab, geschmolzen. Mit dem Übertritt Newmans 1845 ward die Quelle zeitweilig verschüttet, um ungestört unter der Erde weiter vorzudringen und dann mit frischer Kraft wieder hervorzuspringen. Da Fairbairn für seine Behauptung vom Gegenteil keine Beweise bringt, können wir uns eine Widerlegung derselben ersparen und auf seine weiteren Anklagen eingehen.

„Der Charakter der Universität Oxford hat sich nicht in Newman ausgeprägt, wohl aber in Roger Bacon, Duns Scotus, Wilhelm von Ockham (nicht Occam) Wolsey, Colet, Hooker, Haler, Chillingworth, Selden Pocoske, Butler, John und Charles Wesley, Adam Smith, Thomas Arnold“ (S. 408 f.). In dem Satze sind ebensoviele Fehler als Wörter. Kein Kenner wird in allen diesen Namen Repräsentanten des Oxford eigentümlichen Geistes, der strengen konservativen Richtung, der großen Humanität, der leidenschaftslosen heiteren Stimmung erblicken. Newman gilt mit weit größerem Recht als ein Vertreter Oxfords als Männer wie die Wesley, wie Colet, Adam Smith, Arnold, Wolsey, die nach Vollendung ihrer Studien Oxford verließen.

Alle diese haben weder bedeutenden Einfluß auf Oxford geübt, noch können sie als Typen betrachtet werden. Roger Bacon steht durchaus nicht so groß da, wie Fairbairn meint, der in Erdmanns Grundriß der Philosophie wohl gefunden hätte, daß Bacon etwas vom Charlatan an sich hatte und in manchen Fragen eine erstaunliche Unwissenheit an den Tag legte. So tadelt er Aristoteles, weil er die Quadratur des Zirkels nicht gelehrt habe. Chillingworth wurde Katholik, fiel in die Irrlehre zurück und ward Skeptiker. Arnold war zwar ein ehrenwerter Charakter, aber ebenso wenig als seine Schüler frei von Heftigkeit und Leidenschaft, Adam Smith, über dessen Wert die neuere ökonomische Schule ganz anders urteilt als die ältere, hat wohl in Oxford viele Bücher gelesen, aber von den Oxforder Professoren nichts gelernt. Er schrieb seine Werke in Schottland. In der Wahl seiner Types hat Fairbairn ganz und gar fehlgegriffen und Männer wie Wiclif, Laud 2c. ganz ausgelassen. Newman war in seiner Polemik nicht selten einseitig und befangen, z. B. in seinem Urteile über die katholische Kirche; aber der Belehrung war er nie unzugänglich, was aus seinem vor seiner Konversion veröffentlichten Widerruf hervorgeht.

Er war bekanntlich der Führer, der seine Freunde an Talent, Charakter und wissenschaftlichen Leistungen an Kopfeslänge überragte, ein Meister des englischen Stiles, dessen Schriften wahrhaft klassisches Gepräge tragen; daß er ganz allein gestanden, daß keiner der übrigen Traktarianer Nennenswertes auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Geschichte geleistet habe, ist eine Übertreibung, die wir einem Professor Jowett, über dessen unwissenschaftlichen Charakter Fairbairn selbst sehr scharf geurteilt hat, zugute halten können, die aber an dem Geschichtsschreiber der Oxford-Bewegung unverzeihlich ist. Schon der Widerspruch von Dechant Church hätte den Oxforder Professor vorsichtig machen müssen. Derselbe schreibt (Life of Church, S. 334) an Wilfrid Ward: Die Behauptung Jowetts, daß die Traktarianer in der englischen Literatur gar nicht bewandert waren, läßt mich daran zweifeln, ob ihm nicht wirklich jedes Verständnis der Sache fehlt. Von wem spricht er denn? Es mag ja unter den Vielen den Einen oder Anderen gegeben haben, der sich wenig für Literatur interessiert hat. Selbstverständlich bildeten in jenen Tagen Theologie, sittliche und disziplinäre Fragen eine größere Anziehungskraft als die Politik und die soziale Frage. Aber zu behaupten, daß Newman oder Keble mit der Literatur, Geschichte, Poesie, selbst mit den besten Romanen unbekannt waren oder sich für dieselben nicht interessierten oder daß sie der Unwissenheit unter ihren Anhängern das Wort redeten, ist ungeheuerlich. Sie sollen Wordsworth, Coleridge ignoriert haben und doch waren gerade sie die Lieblingsdichter, Tennyson und Browning waren damals zu jung.

„Ich selbst war ein großer Bewunderer von Coleridge und Wordsworth und wurde zum Studium derselben von drei so vollkommenen Typen des damaligen Oxford mächtig gefördert wie Charles Marriott, Moberly und Frederick Faber. Arme Traktarianer, Jowett bezeichnet sie als unbekannt mit der englischen Literatur, ein anderer spricht ihnen Kenntnis der biblischen Exegese ab, wieder ein anderer macht ihnen zum Vorwurf, daß sie in der deutschen Philosophie und Kant nicht bewandert sind. Man scheint von ihnen zu verlangen, daß sie in den wenigen Jahren, in denen sie für ihre Existenz zu kämpfen hatten, alle wichtigen Wissenszweige erschöpfend behandelten. Es ist sonderbar, daß ,so unbedeutende Leutchen' so hervorragende Leistungen aufzuweisen haben." Mit Church stimmen überein Edwin Hatch im Artikel Pusey der Encyclopædia Britannica, Graf Selborne Memorials I, 213, II P. II, 248. Carlyle, und das ist ein Lob, hat die Traktarianer, die er nicht verstanden, verhöhnt.

Gehen wir aufs Einzelne ein, so überrascht uns nichts so sehr als die Vielseitigkeit und Gründlichkeit Newmans, der in der Dogmatik, Patristik, Kirchengeschichte, Literatur, Homiletik gleich gut beschlagen war. Seine «Via Media» ist noch jetzt das Arsenal, aus welchem die Anglikaner ihre Waffen holen. Sein Traktat über die Rechtfertigung wurde von Döllinger als Meisterwerk gerühmt. Die Übersetzung und Erläuterung der Schriften des heiligen Athanasius wird noch immer benützt. Die «Grammar of Assent» hat trotz einiger Schwächen Vielen den Weg zum Christentum gewiesen. Zahlreiche Exempel, die wir nicht namentlich anführen können, zeugen, wie der Oxforder Gelehrte mit gründlichem Studium der Geschichte und Literatur eine wunderbare Divinationsgabe verbindet, die ihn fast überall das Richtige treffen läßt. Über der Bewunderung seines Meisterwerkes „Der Traum des Gerontius" werden seine übrigen geistlichen Gedichte, die sich durch Geistestiefe und Formschönheit auszeichnen, zu wenig berücksichtigt. Wohl den größten Einfluß hat indes Newman durch seine Predigten geübt, die wohl immer als unübertroffenes Muster der Beredsamkeit leben werden, wenn andere Schriften längst vergessen sind.

Ein Mann wie Newman, der durch den Zauber seiner Persönlichkeit so viele dauernd an sich fesselte, der so überaus anregend war, mußte notwendig den wissenschaftlichen Geist fördern und großen Wetteifer unter seinen Anhängern, welche die Elite der Universität bildeten, hervorrufen. Wir müssen uns auf die Nennung weniger von ihm angeregten Gelehrten beschränken. Unter den Dogmatikern der Oxford-Bewegung ragen hervor: James Mozley, der auch als Prediger Großes geleistet hat, die Konvertiten Isaak Wilberforce, Brande-Morris, T. W. Allies, W. Palmer; der letztere

hat sich durch seine Forschungen über die griechische Kirche große Verdienste erworben. Die patristischen Studien, die seit Bull, Bingham rc. ganz vernachlässigt worden waren, wurden naturgemäß von der Schule, welche auf das Urchristentum zurückging, mit Vorliebe aufgenommen. Mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit und Ausdauer, trotz Schwierigkeiten aller Art, gab Pusey, unterstützt von seinem Sohne Philipp und vielen Anderen, die Übersetzung der Kirchenväter heraus. (Fairbairn verwechselt den Sohn Puseys mit dessen Bruder.) Die Übersetzungen sind von ungleichem Werte, die Erläuterungen lassen bisweilen viel zu wünschen übrig, gleichwohl haben sie für Spätere die Wege gebahnt. In Exegese wurde verhältnismäßig wenig geleistet, wohl darum, weil Pusey, der königliche Professor des Hebräischen, obgleich er ein grundgelehrter Mann war, sich weit mehr mit praktischer Seelsorge befaßte als mit seiner Professur. Einer seiner Stellvertreter, Seager, der später katholisch wurde, war ein tüchtiger Hebraist. Der bedeutendste Kirchenhistoriker der Oxford-Bewegung ist jedenfalls Thomas William Allies, der in seinem grundlegenden achtbändigen Werke «The Formation of Christendom» eine ebenso tiefe als originelle Darstellung der Entwicklung und Ausgestaltung der Kirche und ihres Verhältnisses zum heidnischen Staate, der heidnischen Wissenschaft und den sektirerischen Bestrebungen der Gegner geliefert hat und sein Werk mit dem Zeitalter Karls des Großen abschließt. Wie Allies, so blieb auch W. G. Ward Laie. Letzterer war, wenn nicht der tiefste, so doch der streitbarste aller Traktarianer und hat auch nach seiner Bekehrung manchen harten Strauß mit Katholiken, die ihm nicht weit genug gingen, und mit Protestanten gehabt. Für Einzelheiten müssen wir auf die treffliche Biographie seines Sohnes Wilfrid verweisen; wir bemerken nur, daß er nicht bloß ein ausgezeichneter Theologe, sondern auch ein trefflicher Philosoph war, den Stuart Mill als ebenbürtigen Gegner betrachtete. Mit charakteristischer Leichtfertigkeit behauptet Fairbairn, Ward habe es „mit keiner Angelegenheit ernst genommen, wie die pietätsvolle Biographie seines Sohnes zeigt". Die Entbehrungen, die bittere Not, mit der Ward infolge seiner Bekehrung anfangs zu kämpfen hatte und die er mit demselben Starkmut wie andere Konvertiten ertrug, beweisen das Gegenteil. Eben weil es ihm so ernst war, verletzte er in seiner Polemik nicht selten die Pflichten der Pietät und Liebe. Der gute Humor, die Freude an Possen und Schnurren, die Ward eigentümlich waren, schließen den Ernst nicht aus. Das hohe Lob Tennysons ist Wards beste Rechtfertigung. In den Oxforder Kreisen waren deutsche Literatur und deutsche Philosophie ziemlich unbekannt. Pusey, der sich bekanntlich längere Zeit in Deutschland aufgehalten und über die theologischen Bestrebungen des

protestantischen Deutschland ein gelehrtes Buch geschrieben hatte, ward der deutschen Theologie ganz entfremdet. Newman aber war gleich den meisten englischen Gelehrten jener Zeit der deutschen Sprache nicht mächtig. Einige seiner Schüler, wie Mark Pattison, warfen sich mit großem Eifer auf das Studium der deutschen Theologie und Philosophie und suchten deutscher Methode und deutscher Wissenschaft Eingang in Oxford zu verschaffen. Die sehr lehrreichen Memoiren Pattisons hat Fairbairn sehr einseitig ausgebeutet und alle Stellen zugunsten Newmans und der Oxford-Bewegung ausgelassen.

Ganz willkürlich wird von Fairbairn Mäßigung, Objektivität und Anerkennung der guten Eigenschaften der Gegner als ein Merkmal der Oxforder Gelehrten bezeichnet und Newman vorgeworfen, diesen Geist der Milde, so nennt Fairbairn die religiöse Indifferenz, verleugnet zu haben. „Unter dem Banne der Leidenschaften Newmans", sagt Fairbairn, „entsagte Oxford der Ruhe und Heiterkeit, die sein Wesen ausgemacht hatten, und verwandelte sich in einen Feuerofen, aus dem nur starke Charaktere (wie Stanley, Jowett) unversehrt hervorgingen, während die übrigen, welche in Mitte des Feuers sich bewegten, versengt wurden und verkamen." Manche Stellen bei Pattison beweisen das gerade Gegenteil. Dieser skeptisch veranlagte Gelehrte unterhielt bis an sein Ende freundliche Beziehungen zu seinem alten Lehrer, holte seinen Rat ein, legte ihm seine wissenschaftlichen Arbeiten vor und konnte das freundliche Entgegenkommen Newmans, sein Eingehen auf alle Schwierigkeiten, seine Unbefangenheit und Unparteilichkeit nicht genug rühmen. Die Angaben Pattisons werden bestätigt durch Männer aller Schattierungen, vom strengen Hochkirchler angefangen, bis zu Skeptikern wie Thomas Mozley und Agnostikern wie Thomas Huxley, der Newman mit Vorliebe zitiert, während er aus seiner Verachtung der Theologen der Anglikaner und Nonkonformisten kein Hehl macht.

Fairbairn hätte schon in der Apologie Newmans die Beweise der scheuen Zurückhaltung Newmans gefunden, der so ungleich anderen Führern großer Bewegungen seine Jünger gewähren ließ und förmlich gedrängt werden mußte, sich über strittige Lehrpunkte auszusprechen. Keiner war weiter entfernt vom Dogmatisieren und apodiktischem Absprechen als der bescheidene, demütige Mann, der nichts so sehr fürchtete, als anderen Unrecht zu tun oder sie zu unbedachten Schritten zu verleiten. Daß Newman unbewußt großen Einfluß geübt hatte, gesteht er selbst, aber nie trat er aus der Zurückhaltung und Ruhe, die er sich zur Pflicht gemacht hatte, heraus, um andere zu beeinflußen. Von Proselytenmacherei war keiner freier als er. Ein Wort von ihm hätte genügt, um aus manchem Anglikaner einen Katholiken zu machen; er sprach es nicht.

Der Traktarianismus ist der deutschen Romantik einigermaßen verwandt und hat nicht bloß auf religiösem, sondern auch auf rein wissenschaftlichem und literarischem Gebiete neues Leben geweckt. Die geistigen Einflüsse sind so komplex und vielfach so fein, daß sie leichter geahnt als bestimmt werden können. Manche Ideen wurden durch die Bewegung Gemeingut. Kebles „Christian Year“, Die „Lyra Apostolica“, Fabers Gedichte, vor allem aber die Predigten Newmans sind dem Frühlingswind vergleichbar, welcher das erstarrte Erdreich lockert und neues Leben weckt. Fast alle Dichter dieser Periode stehen in engerer oder weiterer Beziehung zur Oxford-Bewegung und sind von ihrem Geiste angehaucht. Die Traktarianer selber wurden von Dichtern wie Walter Scott und Wordsworth angeregt und auf das Mittelalter hingewiesen. Als Dichter erwarben sich Keble, Faber, Clough einen großen Namen. Die „Leben der englischen Heiligen“, die von Froude, Faber und andern Schülern Newmans abgefaßt wurden, lassen sehr viel zu wünschen übrig, es fehlt die Besonnenheit, die Kritik, aber den mittelalterlichen Geist haben sie richtig aufgefaßt und können mit Montalemberts „Mönchen des Westens“ verglichen werden. Darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß es dem Einflusse Oxfords zuzuschreiben ist, wenn die Oxforder historische Schule, deren Haupt und Gründer Bischof Stubbs der Bewegung nahestand, ihre Vorgänger Sharon Turner, Henry Hallam und den Katholiken Lingard weit überholt haben. Letztere konnten dem Mittelalter nicht gerecht werden, weil ihnen der Schlüssel zum rechten Verständnis fehlte. Newman hat nur wenig über englische Geschichte geschrieben, aber schon Tract XC genügte, ihm einen Platz unter den Geschichtsschreibern Englands anzuweisen. Er hat nämlich gezeigt, daß der Anglikanismus eine Kompromißreligion ist, daß die 39 Artikel in zweideutigen Ausdrücken abgefaßt sind und eine katholische und protestantische Deutung zulassen.

Auch um die Ästhetik, Liturgik, Architektur haben sich die Traktarianer große Verdienste erworben. Wir nennen hier nur Keble, Newman, Pugin; überall erblüht neues Leben. Man studiert nicht bloß die eigene Literatur, sondern sucht auch die großen Dichter anderer Länder in England einheimisch zu machen, namentlich Dante, Tasso, Calderon, während der ungläubige Carlyle der deutschen Literatur das Bürgerrecht verschaffte. Die religiöse Bewegung in Cambridge war nicht so bedeutend und originell wie die in Oxford und hat sich dem Katholizismus weit weniger genähert als die Oxfords. Der enge Zusammenhang beider geht schon aus den Beziehungen von Hugh Rose zu den Traktarianern hervor. Eine Monographie über die Cambridger Bewegung, ihre Ursprünge und ihre Entwicklung würde manche bis jetzt noch dunkle Punkte aufhellen. Was Burgon Twelve Good Men bietet, ist zu



skizzenhaft. Die Stärke und der Einfluß der Bewegung beruhte vornehmlich auf der praktischen Theologie. Da in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren keine theologischen Seminarien bestanden, da die wenigen theologischen Vorlesungen, welche der eine oder andere königliche Professor (Professor Regius) hielt, meist unpraktisch waren und schlecht besucht wurden, galt es vor allem, eine Literatur der praktischen Theologie zu schaffen. Pusey unterzog sich mit Feuereifer dieser Aufgabe und ließ manche französische Werke, z. B. die von Abbé Gaume, ins Englische übersetzen, d. h. den englischen Bedürfnissen anpassen. Die Predigten und einzelne andere Schriften von Jeremy Taylor, von Law und einigen andern waren fast die einzigen asketischen Bücher, welche von Klerus und Laien gelesen wurden. Um dem Mangel abzuhelfen, übersetzte man katholische Werke aus dem Spanischen, Französischen, Italienischen und Deutschen. Der Konvertit Frederick Faber gab im Vereine mit Gleichgesinnten ein vielbändiges Leben der Heiligen heraus, das indes von katholischen Bischöfen, wie dem von Birmingham, beanstandet und deshalb sistiert wurde. Die Klagen waren berechtigt, der Herausgeber hatte so manches stehen lassen, was dem Nationalgeist der Italiener zusagt, aber für die kühleren, rationellen Engländer wenig paßte. Als Übersetzer erwarb sich neben Faber Orby Shipley, der spätere Konvertit, große Verdienste. Später erschienen auch selbständige englische Heiligenleben und asketische Werke, die viele Leser fanden.

Das größte Aufsehen erregten die asketischen Bücher von dem Oratorianer Frederik Faber, dem Dichter und Freunde Wordsworths. Sein erstes Buch, »All for Jesus« traf den rechten Ton und fand allgemeinen Anklang. Die schöne Darstellung, die tief poetische Auffassung, das Verweben des Dogmas mit der Sittenlehre (Faber hat viel aus den neuscholastischen Theologen, z. B. Lessius, entnommen) erwarben seinen Schriften, die viele Auflagen erlebten, viele Leser auch unter den Anglikanern. Die früher herrschende Begeisterung hat sich in neuester Zeit etwas abgekühlt, man findet Faber zu breit und überschwänglich und zu italienisch, zu wenig englisch. Er hat jedenfalls großen Segen unter seinen katholischen und anglikanischen Lesern gestiftet und Anglikaner wie Erzbischof Trench, Dechant Goulburn und andere angeregt, welche selbständige erbauliche Werke veröffentlicht haben. Schon die Tracts behandelten manche Punkte der Pastoraltheologie und betonten die seelsorgerischen Pflichten; später bearbeitete man katholische Werke des Auslandes und suchte dieselben den englischen Bedürfnissen anzupassen. Die Moraltheologie und Kasuistik kamen wieder zu Ehren. Auch die von Anglikanern verfaßten Bücher athmen ganz den katholischen Geist, durch sie wurde den Zeremonien, den äußeren Formen, die man im Anglikanismus beibehalten hatte, der tiefe

Gehalt zurückgegeben. Die deutschen protestantischen Werke über die praktische Theologie, die einen merkwürdigen Kontrast zu der katholischen Theologie bilden, blieben, so viel wir wissen, unbekannt.

Die asketische Literatur ist ein Gradmesser des geistigen Lebens eines Volkes. Wo, wie in Frankreich, in den Vereinigten Staaten und in England geistliche, erbauliche Bücher viel gelesen werden, viele Auflagen erleben, da ist sicher ein gesunder Kern, da gibt es viele gute Elemente. Des Erzbischofs Trench Erklärungen der Wunder und der Parabeln Christi haben weit über zehn Auflagen erlebt, die zahlreichen Predigtwerke, die jährlich erscheinen, finden reichlich Absatz, die Predigten Newmans sind noch immer gesucht, und seitdem Longmans eine wohlfeile Ausgabe derselben veranstaltet hat, auch in den Händen der Unbemittelten, die übrigens in den Volksbibliotheken, die jeder besuchen kann, eine Menge von erbaulichen Büchern lesen können. Die Klagen Fairbairns über den sittlichen Niedergang des englischen Volkes, über die Verwilderung der Jugend, über den Egoismus und die Selbstsucht aller Stände sind gewaltig übertrieben. Fairbairn will eben nur den Schatten sehen und verschließt seine Augen dem Lichte, weil er beweisen will, daß das Priestertum nur Übel stiften könne. Auf die theologische Frage, ob Christus ein Priestertum eingesetzt, ob er den Priestern besondere Vollmachten übertragen habe, brauchen wir hier nicht einzugehen, einmal weil die theologischen Beweise Fairbairns nichts weiter als leere Sophismen sind und keine Widerlegung verdienen, dann weil die historischen viel schwerer ins Gewicht fallen. Vergleichen wir das religiöse Leben Englands im 18. Jahrhundert mit dem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dann springt sofort der gewaltige Unterschied beider Perioden in die Augen. In ersterer war die Idee vom Priestertum, von besondern Gnaden, die an die Weihen geknüpft seien, fast ganz verschwunden. Zwischen Geistlichen und Laien bestand höchstens der Unterschied, daß Erstere noch weit weltlicher und nachlässiger waren als Letztere. Was war die Folge? Die Kirchen waren halb verfallen; die Wände beschmutzt, die Fenster zerbrochen. Nichts erinnerte die Gläubigen daran, daß hier das Haus Gottes sei, das Tor zum Himmel. Man hätte auf die meisten Gotteshäuser die Worte: „Wie greulich ist dieser Ort“ anwenden können. Der Vernachlässigung des Hauses Gottes entsprach das unanständige, leichtfertige Benehmen in der Kirche: Geistliche am Altar (einem einfachen Tisch) und auf der Kanzel wetteiferten mit den Reichen, die in ihren hohen Chorstühlen schnarchten, schwatzten oder gar mit Liebeleien sich abgaben, in der Verhöhnung des Heiligen. Wer beten, seinen Geist zu Gott erheben wollte, mußte von der Kirche, die nur während des Gottesdienstes geöffnet war, weg bleiben. Das war das goldene Zeitalter der besten

Kirche, die Fairbairn nicht genug rühmen kann, das Zeitalter, in dem ein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien nicht anerkannt wurde. Die sozialen Folgen dieser Vermischung von Geistlichen und Laien waren ebenso schlimm wie die religiösen. Den Armen wurde weder das Evangelium gepredigt, noch wurden die Reichen angehalten, ihre Pflichten zu erfüllen. Die Geistlichen waren stumme Hunde, die ihren Mund nicht aufzutun wagten, die, um sich bei dem Squire und den Kapitalisten einzuschmeicheln, die Bedrückung der Armen gut hießen. In zahllosen größeren und kleineren Schriften sind die modernen Fortschritte den unseligen Zuständen von ehemals gegenübergestellt aus ihnen geht hervor, daß sich die anglokatholischen Geistlichen durch großen Freimut den Reichen gegenüber und große Wohltätigkeit gegen die Armen auszeichneten. Man findet bei ihnen Beispiele der Entsagung, die an die Tugenden des katholischen Priesters erinnern. Die hohe Vorstellung, die diese Männer von ihrer Würde als Priester hatten, hinderte sie keineswegs, gleich dem Apostel Allen alles zu werden. Die Kongregationalisten und andere Dissenters stehen hinter ihren Gegnern weit zurück und haben seitdem einen großen Teil ihres Einflusses eingebüßt. Wenn die Behauptung, die man so häufig hört, richtig ist, daß die Mehrheit des niedrigen Volkes den einfachen protestantischen Gottesdienst dem katholischen vorzieht, so beweist das, wie große Verehrung es den Ritualisten entgegenbringt, weil es sich die Neuerungen im Gottesdienst, die Einführung von echt katholischen Andachten gefallen läßt. Die Hochschätzung der hochkirchlichen Geistlichen trägt den Sieg davon über das protestantische Vorurteil. Eben weil der gemeine Mann den Seeleneifer seines Pfarrers bewundert, befreundet er sich allmählich mit Beichte, Messe, Prozessionen, Bilderverehrung.

Die giftigsten Pfeile aus seinem Köcher hat Fairbairn auf Newman abgeschossen. Die übrigen Traktarianer betrachtet er mit vornehmer Verachtung oder hält sie nicht einmal der Erwähnung würdig. In den Memoiren dieser Männer oder den ihnen gewidmeten Biographien, auf die wir verweisen müßten, findet sich eine Widerlegung der gehässigen Ausfälle des fanatischen Professors, der das Gesetz der Liebe so grob verletzt und ein Zerrbild von seinen Gegnern entwirft. Pusey ist ein krankhafter, überspannter Charakter, Ward ein Spaßmacher, Keble ein weicher Sentimentalist, Manning ein doppelzüngiger, ehrgeiziger Mensch. Fühlend, daß er zu weit gegangen, sucht Fairbairn das Gewicht seiner Worte abzuschwächen. Mannings Ehrgeiz hatte nicht, heißt es, „in der Selbstsucht der niedrigen Motive seinen Grund, sondern in der Überzeugung, daß er allein der für die Stellung, die er zu erlangen suchte, geeignete Mann sei“. Manning wurde vielfach mißverstanden, besonders von den alten Katholiken. In der

schwierigen Stellung gegenüber Kardinal Wiseman und dessen Klerus war es äußerst schwer, Reibungen zu vermeiden. Manning war es immer um die Sache zu tun, persönliche Unbilden vergab er bereitwillig. Selbst Fairbairn muß gestehen: „In seinem Charakter fanden sich tiefere und bessere Eigenschaften (als Ehrgeiz). Er war mehr rhetorisch als spekulativ veranlagt, er war mehr Politiker als Philosoph, er konnte Begeisterung für Institutionen verstehen, nicht aber für Ideen." (S 262.) Über die Maßnahmen, durch welche Manning die Errichtung eines katholischen Kollegs in Oxford verhinderte, wird zu scharf geurteilt. „Seine Gründe verrieten zu sehr die Bestürzung und Furcht, die Katholiken möchten ihren Gegnern nicht gewachsen sein. Er hat kein Gefühl von der speziellen Aufgabe der Wissenschaft und Erziehung für Englands intellektuelle Ausbildung, keine Ahnung, daß man die Jugend in den Stand setzen kann, das scharfe Licht der Wissenschaft zu ertragen und doch seinen Glauben zu bewahren." (S. 273.) Fairbairn fällt hier in den bei ihm so gewöhnlichen Fehler des Generalisierens. Aus einem Fall, der nicht einmal viel beweist, zieht er Schlüsse, die zu den Tatsachen nicht stimmen. Manning war ein sehr produktiver Schriftsteller und verstand es meisterhaft, aus gelehrten Werken das wirklich Wichtige und Praktische auszuheben. Gerade mit der Erziehungskunst hatte er sich besonders beschäftigt. Wer die Berichte der Erziehungskommission, deren Mitglied er war, durchliest, wird über den Umfang des Wissens und den Scharfsinn des Kardinals staunen. Seine Furcht betreffs des schlimmen Einflusses der Universität Oxford war unbegründet, man schickt heutzutage katholische Studenten dahin; aber keinem vernünftigen Menschen wird es darum einfallen, den Kardinal wegen seines Benehmens einen Obskuranten oder Feind der Wissenschaft zu nennen. Manche Schwächen und Fehler Mannings sind auf Rechnung seiner anglikanischen Erziehung zu setzen, denn der Kardinalerzbischof konnte trotz seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben den Archidiakon, den anglikanischen Geistlichen nie ganz verleugnen. Newman war seinem Rivalen in dieser Beziehung überlegen, weil er sich so ganz in den echten Geist hineingelebt und denselben sich angeeignet hatte. Männer der Tat wie Manning sind sehr geneigt, persönliche Rücksichten dem höheren Zwecke unterzuordnen und verdanken ihre Erfolge nicht selten dieser Rücksichtslosigkeit und Härte. — Etwas besser sind die Kapitel über den Anglokatholizismus und über die theologischen Richtungen innerhalb der anglikanischen Kirche. Die Bedeutung der liberalen Schule in Oxford wird indes überschätzt, ganz wichtige Namen werden übergangen oder nur gestreift. Wer den Charakter und die Schriften dieser Theologen nicht von anderswoher kennt, kann sich von ihnen keine rechte Vorstellung machen. Vollständigkeit war vielleicht nicht wünschenswert, aber die Hauptvertreter der vielen Richtungen

im Anglikanismus hätten doch kurz charakterisiert werden müssen. Das Buch ist so weit entfernt, auf der Höhe seiner Aufgabe zu stehen, daß es nicht einmal mäßigen Anforderungen genügt. Von einer sorgfältigen Ermittlung des wahren Sachverhaltes, von umfassender Literaturkenntnis kann keine Rede sein. Wer mit der englischen Tagesliteratur bekannt ist, entdeckt bald, wie viel Fairbairn aus ihr geschöpft hat. Aus den Kritiken seiner Aufsätze hat er nur wenig gelernt, er wiederholt das früher Gesagte und gibt sich den Schein persönlicher Unfehlbarkeit in Theologie und Geschichte.

Eine herrliche Darstellung der ersten Phase der Oxford-Bewegung hat uns der Akademiker Paul Thureau-Dangin gegeben. In seiner lehrreichen Einleitung weist er die großen Errungenschaften nach, welche England den Traktarianern und ihren Nachfolgern verdankt. Es genüge hier die Stelle aus einer in Ramsgate gehaltenen Rede des Kardinals Vaughan anzuführen. „Wir müssen", sagt der Redner, „es zu ihrer (der Anglikaner) Ehre verkünden, daß Tausende, welche früher die katholische Lehre angriffen, jetzt ihre Stützen und Bekenner geworden sind; die, welche die Altäre niederrissen und die Kirche plünderten, haben den Altar wieder aufgebaut und die Kirche ausgeschmückt; die, welche die Ohrenbeichte verurteilt haben, sind eifrig im Beichthören, die, welche die priesterliche Gewalt Roms leugneten, behaupten, die priesterlichen Vollmachten zu besitzen und üben sie aus; die ehemaligen Bilderstürmer haben die Statuen der Mutter Gottes und der Heiligen wieder in ihre Nischen gestellt. Die Umwandlung, die Änderung, die in England stattgefunden haben, sind beispiellos in der Geschichte des Christentums. Non fecit taliter omni nationi." (S. XLI.) Diese Änderung ist nicht eine bloß äußerliche, sondern eine innerliche, die früher oder später zum Katholizismus führen muß. Fairbairn freilich behauptet, die Engländer seien zwar gegen den Katholizismus freundlicher gestimmt als früher, stünden aber dem Papsttum ebenso feindselig gegenüber wie früher. Das ist in Betreff der breiten Kirche richtig, gilt aber durchaus nicht von der hochkirchlichen Partei. Diese ist, wie Thureau-Dangin zeigt (S. XLIII), jedoch weit lebenskräftiger und einflußreicher, als Fairbairn glaubt. Der beste Beweis hierfür ist die leidenschaftliche Wut, mit welcher die Nonkonformisten den Kampf gegen die Anglokatholiken führen. Die Rufer im Streite Vernon-Harcourt und Kensit haben bis jetzt keine namhaften Erfolge aufzuweisen, das englische Volk ist nicht gewillt, sich für die vom „Geheimen Rat" erlassenen und jetzt veralteten Kampfgesetze zu erhitzen, welche die Kirche zur Sklavin des Staates machten und jede Ungesetzlichkeit zu einem strafwürdigen Verbrechen zu stempeln suchen.



Die Wodan-Religion.

Skizze von **Josef Seeber.**

(Fortsetzung.)

In der sächsischen Abschwörungsformel erscheint als dritte Gottheit Thuner-Donar-Thor. Das Wort entspricht einem germanischen Thunaraz (sanskr. W. tan; vergl. lat. tonare, tonitrus, gr. *τόνος*), das, ursprünglich ein Attribut des alten Himmelsgottes Tiwaz, seine Tätigkeit als Gewitter-Gottheit bezeichnete. Schon frühzeitig selbständig geworden, wurde der Donnergott mit dem römischen Jupiter (als Gewittergott) und mit Herkules (Tacit. Germ. 9) zusammengestellt; der fünfte Wochentag, dies Jovis, erhielt nach ihm den Namen (oberd. Donarestag, nordd. Donresdach, angelf. Thunoresdäg, im Norden Thorsdagr). Merkwürdig bleibt, daß beim bayrischen Stamme sich vom Kult Donars „so gut wie keine Zeugnisse erbringen lassen, denn die oft jungen Donnersberge können die Verehrung des Gottes ebenso wenig erweisen wie die oft ins Feld geführten Donnerkeile, von denen der Glaube herrscht, daß sie mit dem Blitze niedergefallen seien und infolge dessen als Mittel gegen den Blitz gelten und die unter dem gleichen Namen auf der ganzen Erde bekannt sind, bei uns ebensosehr wie bei den Schweden, bei den Südamerikanern wie bei den Japanern. Hervorgehoben zu werden verdient auch, daß das bayrische Volk den 5. Tag der Woche nicht Donners-, sondern meist Pfinztag nennt." (Mogk.) Selbstverständlich haben weder Dietrich mit seinen Riesen- und Drachenkämpfen, noch die anderen Helden der Sage mit Donar etwas zu tun.

Daraus läßt sich wohl schließen, daß die Hypostase des Donnergottes in eine Zeit fällt, in der der bayrische (markomannische) Stamm sich ziemlich scharf von den Westgermanen getrennt hatte, also etwa in die Zeit, als Ariovist die keltischen Boji aus Böhmen vertrieb (ca. 80 v. Ch.) und seine Leute sich dauernd hier niederließen. (Vergl. O. Brenner, Ethnogr. der germ. Stämme, Pauls Grundr. III. 793.)

Am meisten ausgebildet erscheint der Kult des Donnerers wieder bei den nordischen Stämmen, namentlich in Norwegen. Hier, wo der direkte Bezug auf die Gewittererscheinungen mehr in den Hintergrund trat, wurde Thor gerade zur höchsten Gottheit, zum freundlichen Beschützer des Ackerbaues

und der Schiffahrt, somit der wichtigsten Beschäftigungen des Nordländers. Und diese Stellung behauptete er im Volksglauben auch dann noch, als Odhin, der Gott der höheren Bildung, die höheren Kreise für sich gewonnen.

Im Harbardslied (Hárbarðsljóð) führt der nordische Dichter die beiden Götter, damit aber auch die beiden interessierten Stände, den Bauern und den Jarl, im Wettkampfe vor (vergl. Liliencron, Z. f. d. A., X. 180 ff.): Thor kam von seiner Ostfahrt her, barbeinig und in zerschlissener Kleidung an einen Sund. Jenseits stand der Fährmann Harbard (= Graubart, der verkappte Odhin) mit dem Schiffe. Thor rief (übersetzt von Simrock):

„Wer ist der Gesell der Gesellen, der überm Sunde steht?“

Harbard antwortete:

„Wer ist der Kerl der Kerle, der da kreischt überm Wasser?“

Thor:

„Über den Sund fahr' mich, so füttr' ich Dich morgen.
Einen Korb hab' ich auf dem Rücken, beff're Kost gibt es nicht.
Eh' ich ausfuhr, aß ich in Ruh
Hering und Habermus: davon hab' ich noch genug.
— — — — — — — — — — — — —

Harbard:

„Du hältst Dich nicht, als hättest Du guter Höfe drei:
Barbeinig stehst Du wie ein Bärenführer,
Nicht einmal Hosen hast Du an — — — —

So geht die Wechselrede fort. Jeder sucht den andern herabzusetzen und sein Können herauszustreichen. Thor rühmt sich seiner Riesenkämpfe, Odhin seiner Kriegstaten und Liebesabenteuer. Schließlich verweigert der Ferge Thor die Überfahrt und dieser muß es sich gefallen lassen; das heißt: das Bauerntum kann dem Jarltum nichts anhaben.

Als Donnergott fährt Donar-Thor im Sturm auf seinem Wagen einher, seine Augen funkeln wie Feuer; ist er aufgeregt, schüttelt er seinen Bart, spricht er in ihn, wirft er alles, was ihm entgegenkommt, zurück. Die Berge beben, die Erde flammt, wenn er nach Riesenheim fährt. Seine Waffe ist der Hammer (Keule) Mjöllnir, der Zermalmer, seine Lenden umschlingt der Kraftgürtel. Er ist der Menschen Freund, das Sinnbild des die Luft reinigenden Gewitters. Treu steht er zum Volke und schirmt es wider die dämonischen Kräfte der Riesen und Trolle. In seinem ganzen Gehaben ist er der knorrig derbe nordische Bauer; seine Eß- und Trinklust ist geradezu phänomenal. Wie der Landmann trotz aller Kraft und Mühe dem harten, unfruchtbaren Boden oft nur wenig Ertrag abringt, so vermag auch Thor trotz seiner Stärke nicht viel gegen die Zauberkunst seiner Gegner, der Riesen. Unverkennbar ist aber stets das Interesse, mit dem die Dichtung den Liebling des Volkes

behandelt. Einen passenden Beleg bildet der Mythus von Thors Fahrt zu Ugardloki in der Snorra Edda (Gylfaginning).

Nachdem der Gott mit Loki bei einem Bauern Nachtherberge genossen und dessen Kinder Thialfi und Röskwa als seine Dienstleute aufgenommen, zog er ostwärts nach Jötunheim (Riesenheim) bis an das Meer, „fuhr dann über die tiefe See und als er die Küste erreichte, stieg er ans Land und mit ihm Loki, Thialfi und Röskwa. Da sie eine Weile fortgegangen waren, kamen sie an einen großen Wald; durch den gingen sie den ganzen Tag, bis es dunkel ward. Thialfi, aller Männer fußrüstigster, trug Thors Tasche, aber Speisevorrath war nicht leicht zu erlangen. Als es dunkel geworden war, suchten sie ein Nachtlager und fanden eine ziemlich geräumige Hütte. An einem Ende war der Eingang so breit wie die Hütte selbst: die wählten sie zum Nachtaufenthalt. Aber um Mitternacht entstand ein starkes Erdbeben, der Boden zitterte unter ihnen und die Hütte schwankte. Da stand Thor auf und rief seinen Gefährten; sie suchten weiter und fanden in der Mitte der Hütte zur rechten Hand einen Anbau: da gingen sie hinein. Thor setzte sich in die Türe; die anderen setzten sich hinter ihm und waren sehr bange. Thor hielt den Hammerschaft in der Hand und gedachte sich zu wehren. Da hörten sie groß' Geräusch und Getöse. Und als der Tag anbrach, ging Thor hinaus und sah da einen Mann nicht weit von ihm im Walde liegen; der war nicht klein. Er schlief und schnarchte gewaltig. Da glaubte Thor zu verstehen, welchen Lärm er in der Nacht gehört hatte und umspannte sich mit dem Stärkegürtel. Da wuchs ihm die Asenstärke. Indem erwachte der Mann und stand hastig auf. Und da wird gesagt, daß Thor dies einemal nicht gewagt habe, mit dem Hammer nach ihm zu schlagen. Er fragte ihn aber nach seinem Namen, er nannte sich Skrymir. „Und nicht brauche ich", sagte er, „Dich um Deinen Namen zu fragen: ich weiß, daß Du Asathor bist. Aber wohin hast Du meinen Handschuh geschleppt?" Da streckte Skrymir den Arm aus und hob seinen Handschuh auf. Nun sah Thor, daß er den in der Nacht zur Herberge gehabt, und der Anbau war der Däumling des Handschuhs gewesen . . ."

Skrymir begleitet Thor und seine Genossen, knüpft aber das Bündel mit dem gemeinsamen Speisevorrat so fest, daß sie es nicht öffnen können. Das ärgert Thor und er will Skrymir im Schlafe erschlagen. Er „faßte seinen Hammer Mjöllnir in beide Hände, schritt mit seinem Fuß dahin vor, wo Skrymir lag, und schlug ihn auf das Haupt. Und Skrymir erwachte und frug, ob ihm ein Blatt vom Baum auf den Kopf gefallen sei . . . Um Mitternacht hörte Thor den Skrymir im Schlafe so laut schnarchen, daß der Wald wiederhallte. Da stand er auf und ging zu ihm, schwang den

Hammer hastig und heftig und schlug ihn mitten auf den Wirbel, sodaß er merkte, wie das Hammerende ihm tief ins Haupt sank. In dem Augenblick erwachte Skrymir und fragte: „Was ist mir? Ist mir eine Eichel auf den Kopf gefallen? Oder, was ist mit Dir, Thor?" Thor trat eilends zurück und antwortete, er sei eben aufgewacht und fügte hinzu, es sei Mitternacht und also noch Zeit zu schlafen. Da gedachte Thor, wenn er es zuwege brächte, ihm den dritten Schlag zu schlagen, so sollte er ihn niemals wiedersehen. Er legte sich und wartete, bis Skrymir fest entschlafen wäre. Und kurz vor Tag hörte er, daß Skrymir entschlafen sein müsse. Da stand er auf und ging zu ihm und schwang den Hammer mit aller Kraft und traf ihn auf die Schläfe, welche nach oben gekehrt war, und der Hammer drang ein bis auf den Schaft. Da richtete Skrymir sich auf, strich sich die Wange und sprach: „Sitzen Vögel über mir auf dem Baume? Es kam mir vor, da ich erwachte, als fiele mir von den Ästen irgend ein Abfall auf den Kopf. Wachst Du, Thor?" ...

Nach diesen vergeblichen Versuchen, den unangenehmen Begleiter zu beseitigen, war Thor froh, als dieser selbst sich verabschiedete. Mit seinen Gefährten gelangte er endlich zur Burg Utgard und schlüpfte mit ihnen zwischen den Stäben durch das Gittertor. „Da sahen sie eine große Halle und gingen hinzu. Die Türe war offen, sie gingen hinein und sahen da viele Männer auf zwei Bänken, die meisten sehr groß. Darnach kamen sie vor den König Utgardloki und grüßten ihn. Er aber sah säumig nach ihnen, bleckte die Zähne und sprach lächelnd: Selten hört man von langer Reise Wahres berichten; aber verhält es sich anders, als ich denke, daß dieser kleine Bursch Oekuthor sei? Du magst aber wohl mehr sein als Du scheinst. Aber welche Fertigkeiten sind es, deren ihr Gesellen euch dünkt, kundig zu sein? Niemand darf hier unter uns sein, der sich nicht durch irgend eine Kunst oder Geschicklichkeit vor Anderen auszeichnete. Da sprach Loki, welcher der hinterste war: Eine Kunst verstehe ich, die ich bereit bin zu zeigen: keiner soll hier innen sein, der seine Speise hurtiger aufessen möge als ich. Da versetzte Utgardloki: Das ist wohl eine Kunst, wenn Du sie verstehst, und das wollen wir nun versuchen. Da rief er nach den Bänken hin, daß einer, Logi geheißen, auf den Estrich vortrete, sich gegen Loki zu versuchen. Da ward ein Trog genommen und auf den Boden der Halle gesetzt und mit Fleisch gefüllt. Loki setzte sich an das eine Ende und Logi an das andere und aß jeder auf das hurtigste, bis sie sich in der Mitte des Troges begegneten. Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, aber Logi hatte alles Fleisch mitsamt den Knochen verzehrt und den Trog dazu. Alle dünkte es nun, daß Loki das Spiel verloren

habe. Da fragte Utgardloki, auf welche Kunst jener junge Mann sich verstände. Da sagte Thialfi, er wolle versuchen, mit einem jeden um die Wette zu laufen, den Utgardloki dazu ausersehe. Utgardloki sagte, das sei eine gute Kunst; er müsse aber sehr geübt zu sein glauben in der Hurtigkeit, wenn er in dieser Kunst zu siegen hoffe. Der Versuch sollte nun sogleich vor sich gehen. Da stand Utgardloki auf und ging hinaus, und war eine gute Rennbahn auf ebenem Felde. Utgardloki rief nun einen jungen Burschen herbei, der sich Hugi nannte, und gebot ihm, mit Thialfi um die Wette zu laufen. Da begannen sie den ersten Lauf, und war Hugi soweit voraus, daß er am Ende der Bahn sich umwandte, dem Thialfi entgegen. Da sagte Utgardloki: Du mußt Dich besser ausstrecken, Thialfi, wenn Du das Spiel gewinnen willst; aber doch ist es wahr, daß noch keiner hieher gekommen ist, der mich fußfertiger däuchte. Sie begannen nun den zweiten Lauf und als Hugi ans Ende der Bahn kam und sich umwandte, war Thialfi noch einen guten Pfeilschuß zurück . . ." Beim dritten Versuch kommt Thialfi nur bis in die Mitte der Rennbahn, während Hugi schon ihr Ende erreicht hat. Nun soll Thor seine Kunst zeigen. Er will sich im Trinken messen, mit wem es auch sei. Der Mundschenk bringt das Horn und reicht es Thor. „Da sprach Utgardloki: Aus diesem Horn scheint uns wohl getrunken, wenn es auf Einen Trunk leer wird; einige trinken es auf den zweiten aus, aber keiner ist ein so schlechter Trinker, der es nicht in dreien leerte. Thor sah sich das Horn an: es schien ihm nicht zu groß, obwohl ziemlich lang; er war aber auch sehr durstig. Er fing an zu trinken und schlang gewaltig und glaubte nicht nötig zu haben, öfter abzusetzen und ins Horn zu sehen. Als ihm aber der Atem ausging, setzte er das Horn ab und sah zu, wie viel Trank noch übrig sei. Da schien es ihm ein sehr kleiner Betrag, um den das Horn jetzt leerer sei als zuvor . . . Thor setzte das Horn an den Mund und dachte nun, einen größeren Trunk zu tun und bemühte sich zu trinken, solang ihm der Atem vorhielt, sah aber doch, daß das Ende des Horns nicht so hoch hinaufwollte, als er gewünscht hätte . . . . Da ward Thor zornig, setzte das Horn an den Mund und trank aus allen Kräften und so lang er trinken mochte und als er ins Horn sah, war doch nun mehr als zuvor ein Abgang bemerklich . . ."

Thor verlangte, sich in einem anderen Spiel zu messen. „Da sprach Utgardloki: Junge Bursche pflegen hier, was wenig zu bedeuten scheint, meine Katze dort von der Erde aufzuheben und nicht würd' ich gedenken, solches dem Asathor anzumuten, wenn ich nicht zuvor gesehen hätte, daß Du viel weniger vermagst, als ich dachte. Alsbald lief eine graue, ziemlich große Katze über den Estrich der Halle. Thor ging hinzu, faßte sie mit der

Hand mitten unterm Bauche und lupfte an ihr; die Katze krümmte den Rücken, indem Thor an ihr hob, und als er sie so hoch emporzog, als er immer vermochte, ließ die Katze mit dem einen Fuß von der Erde. Weiter brachte es Thor nicht in diesem Spiel . . ." Da ward er zornig und erklärte, ringen zu wollen mit wem immer. Utgardloki rief Elli, eine alte Frau, herbei, sich mit Thor zu messen. Aber „je stärker sich Thor anstrengte, desto fester stand sie. Nun fing die Frau an, ihm ein Bein zu stellen. Thor ward mit einem Fuße los und ein harter Kampf folgte: aber nicht lange währte es, so war Thor auf ein Knie gefallen. Da ging Utgardloki hinzu und gebot ihnen den Kampf einzustellen . . ."

Erst als sich Thor am folgenden Morgen vor der Burg von Utgardloki verabschiedete, klärte ihn dieser auf: „Nun will ich Dir die Wahrheit sagen, da Du wieder aus der Burg gekommen bist, in die Du, solange ich lebe und zu befehlen habe, nicht noch öfter kommen sollst. Und ich weiß auch wahrlich, daß Du niemals hineingekommen wärest, wenn ich vorher gewußt hätte, daß Du so große Kraft besäßest . . . Aber ich habe Dir ein Blendwerk vorgemacht, denn das erstemal, als ich Dich im Walde fand, war ich es, der mit Euch zusammentraf, und als Du den Speisebündel lösen solltest, da hatt' ich ihn mit Eisenbändern zugeschnürt und Du fandest nicht, wo Du ihn öffnen solltest. Und darnach schlugst Du mir mit dem Hammer drei Schläge, und war der erste, der geringste, doch so stark, daß er mein Tod geworden wäre, wenn er getroffen hätte. Aber Du sahst bei meiner Halle einen Felsstock und sahst oben darin drei viereckige Täler, und eines war das tiefste: da waren die Spuren Deiner Hammerschläge. Den Felsstock hielt ich vor Deine Hiebe, aber Du sahst es nicht. So war es auch mit den Spielen, worin Ihr Euch mit meinen Hofleuten maßet. Das erste war das, worin sich Loki versuchte. Er war sehr hungrig und aß stark; aber der, welcher Logi hieß, war das Wildfeuer und verbrannte das Fleisch und den Trog zugleich. Und als Thialfi*) mit dem um die Wette lief, der Hugi hieß, das war mein Gedanke, und nicht wars zu erwarten, daß Thialfi es mit dessen Geschwindigkeit aufnehmen könne. Und als Du aus dem Horne tränkst und es Dir langsam abzunehmen schien, da geschah fürwahr ein Wunder, das ich nicht für möglich gehalten hätte: das andere Ende des Hornes lag außen im Meere, das sahst Du nicht; wenn Du aber jetzt zum Meere kommst, so wirst Du sehen können, welche große Abnahme Du hineingetrunken hast: das nennt man nun Ebbe . . . Als Du die Katze lupftest, da erschraken alle, die es sahen, als Du ihr

*) Wahrscheinlich Personifikation des Blitzes.

einen Fuß von der Erde hobest, denn die Katze — war die Midgardschlange,*) die um alle Lande liegt, und kaum war sie noch lang genug, daß Schweif und Haupt die Erde berührten, denn so hoch strecktest Du den Arm auf, daß nicht weit zum Himmel war. Ein großes Wunder war es auch um den Ringkampf, den Du mit Elli rangst, indem Keiner jemals ward, noch werden wird, den nicht, wenn er so alt wird, dass Elli (= Alter) ihn erreicht, das Alter zu Fall brächte . . ." (übersetzt von Simrock).

Nach diesen Aufklärungen wollte Thor den Riesen erschlagen, aber Utgardloki war mit seiner Burg verschwunden.

Dieser jedenfalls junge Mythus hat zur Grundlage die Naturanschauung, daß der Gewittergott im Winter des höchsten Nordostens außer Tätigkeit gesetzt ist. Nebenbei wird der furchtbaren Kraft gedacht, mit der der Sturm die Wogen emporschleudert und der Blitz, selbst Felsen zersplitternd, niederfährt. Die Spiele und ihre Auslegung sind gelehrte Fabelei, wie daß der Gedanke noch schneller ist als der Blitz. Aber echt volkstümlich geschildert ist Thors Trink- und Rauflust. Man fühlt sich in Utgardlokis Burg wie auf einer Bauernkirmeß. Und wenn Thor bei einer anderen Gelegenheit, als er sich in Freyja's bräutlichem Schmucke bei Thrym befand (Thrymskvidha), einen Ochsen und acht Lachse aß und dazu drei Tonnen Met trank, erinnert man sich an die Bemerkung des Tacitus, daß die Germanen namentlich im Trinken nicht gerade Maß hielten und daß es bei ihnen für keine Schande galt, Tag und Nacht fortzuzechen und blutige Händel anzufangen (Germ. 22).

Wie die Erzählungen von Thors Riesenkämpfen nur in der nordischen Mythologie Bürgerrecht besitzen, so gehören andere Gottheiten wie Freyr (frô = Herr), der in den letzten Jahrhunderten des Heidentums in Altuppsala besondere Verehrung genoß, mit seiner Schwester Freyja und ihrem Vater Njördr, Loki (= der Beschließer), der das Gute und Böse beendigt, Ullr, Hoenir u. s. w. ausschließlich dem nordischen Mythus an und haben für eine deutsche Mythologie keine Bedeutung.

Im 40. Kapitel der „Germania" berichtet Tacitus, daß sieben norddeutsche Stämme „gemeinschaftlich die Göttin Nerthus, d. h. die Mutter Erde, verehren und von ihr glauben, sie walte über der Menschen Schicksal und besuche persönlich die Völker. Auf einer Insel des Ozeans ist ein heiliger Hain und in ihm steht ihr geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt. Der Priester allein darf ihn berühren; er ahnt der Göttin Gegenwart in ihrem Heiligtum und begleitet in tiefer Ehrfurcht ihren von Kühen gezogenen

*) In der Völuspa „Jörmungandr" (gewaltiges Ungetüm) genannt, bezeichnet nach der Auffassung der Nordleute (vergleiche Lymiskvidha) das die Erde umgürtende Weltmeer. Das Tosen der Wogen verrät den Zorn der Schlange.



Wagen. Da gibt es fröhliche Tage und Feste an allen Orten, die die Göttin ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt. In dieser Zeit beginnt man keinen Krieg und greift nicht zur Waffe, sondern verschließt sie. Nun kennt man Frieden und Ruhe und schätzt sie, bis die Göttin, satt des Umganges mit den Menschen, vom nämlichen Priester in ihr Heiligtum zurückgeführt wird. Hierauf werden Wagen und Teppich und — wenn man es glauben will — die Göttin selbst in einem verborgenen See gewaschen. Die Sklaven, die hiebei Dienste leisten, werden alsbald im gleichen See ertränkt. Darum waltet geheimes Grauen und heiliges Dunkel über einem Wesen, das nur Todesopfer schauen dürfen."

Ähnliches berichtet die nordische Olafssaga Tryggvasonar des zehnten Jahrhunderts, nur ist an Stelle der Nerthus Freyr getreten. Eine Nerthus kennt der Norden nicht, wohl einen Njörðr; das Wort mag zu gr. νέρτεροι „die Götter der Unterwelt" und nord. norðr = nordwärts zu stellen sein und demnach tatsächlich die Mutter Erde, also eine chthonische Gottheit bezeichnen. Als solche wurde sie zur Gemahlin des altgermanischen Himmelsgottes Tiwaz und an ihrem Feste — im Frühling — wurden ihr Menschenopfer dargebracht. Ihr Kult blieb aber auf den Norden beschränkt, und zwar befand sich das von Tacitus erwähnte Heiligtum nicht — wie Müllenhoff annahm — auf einer der friesischen Inseln der Nordsee, sondern auf der dänischen Insel Seeland (Much, PBB. 17, 195 ff.).

Ebenso finden sich für Freyja, den Liebling isländischer Skalden, nur wenige Spuren ihrer Existenz ausschließlich in Norwegen; dahin gehört auch Iðunn, die Göttin ewiger Jugend, und Gefjon, von der Snorri weiß, daß sie Jungfrau sei und ihr alle gehören, die unvermählt sterben. Loki freilich ist anderer Meinung (Oegisdrecka, 20).

Einen größeren Kreis von Verehrern besaß Frîja-Frigg, nach der der sechste Wochentag, dies Veneris, als frîatac, Freitag genannt wird. Trotzdem erstreckt sich ihr Kult nicht auf ganz Deutschland, sondern nur auf jene Länder, in denen Wodan-Odhin als Hauptgott verehrt wurde, somit auf Niederdeutschland und den skandinavischen Norden. Auch hier ist sie erst später unter niederdeutschem Einfluß zu Bedeutung und Ansehen gelangt, als Odhin, ihr Gemahl, die oberste Herrschaft bei den Gebildeten an sich gerissen, denn der Freitag heißt im Nordischen nicht Friggjardagr, sondern Frjádagr, der niederdeutschen Form entsprechend. „Bei den oberdeutschen Stämmen läßt sich Frîja nirgends, bei den mitteldeutschen nur im zweiten Merseburger Spruche nachweisen" (Mogk).

Nach den nordischen Quellen ist Frigg die vornehmste der Asinnen, „ihr gehört der Palast, der Fensal heißt und überaus schön ist . . . Fulla

trägt ihr Schmuckkästchen, wartet ihrer Fußbekleidung und nimmt Teil an ihrem heimlichen Rat" (Snorri Edda, Gylfaginning). Sie ist des Allvaters Gemahlin, „von ihrem Geschlecht ist der Stamm entsprungen, den man das Asengeschlecht nennt, .. das Geschlecht der Götter" (ebend.); sie weiß aller Menschen Geschick, „alles, was sich begibt, ob sie es schon nicht sagt" (Oegisdrecka); mit Odhin sitzt sie auf Hlidskialf und überschaut alle Welt (Grimnismâl), mit ihm hält sie Rat, Odhin selbst befragt sie darum (Vafthrudhnismâl). Aber wie ihr Gemahl in der skaldischen Dichtung nach fremden und einheimischen Vorbildern in allerhand Liebeshändel sich verstrickt, so kann Loki auch ihr vorwerfen, daß sie „den Männern allzumild" gesinnt sei (Oegisdrecka). Besonders scheint sie als Göttin der Ehe und des häuslichen Fleißes in Schweden Verehrung genossen zu haben.

Man hat nach J. Grimms Vorgange die Holden Mitteldeutschlands und die Perchten Bayerns und Österreichs mit Frîja in Verbindung gebracht, aber diese Führerinnen der seelischen Geister haben weder mit Frîja noch mit einer anderen altgermanischen Gottheit etwas zu tun, wie Mannhardt und Kauffmann zur Genüge nachgewiesen haben.

Von einem Teile der Sueben berichtet Tacitus (Germ. 9), sie hätten der Isis geopfert, und fügt hinzu: „Welches der Anlaß und Ursprung des fremden Gottesdienstes, habe ich nicht genau ermittelt, außer daß das nach Art einer Liburne gestaltete Bild die Einführung des Kultes aus der Fremde beweist". Nun hat man im Rheindelta Votivsteine gefunden, auf denen eine Göttin Nehalennia abgebildet ist, wie sie ihren Fuß auf den Steven eines Schiffes setzt. Es lag nahe, diese Nehalennia mit der Isis des Tacitus zu identifizieren, so bes. Kauffmann (PBB. 16. 211 ff.), aber Sicheres läßt sich nicht ermitteln.

Dasselbe gilt von einigen anderen Göttinnen, deren Namen bei einzelnen Stämmen auftauchen, wie die Baduhenna der Friesen, die Dea Harimella, die Sinthgunt des zweiten Merseburgerspruches u. a.

Eine gewisse Berühmtheit hat die Ostara erlangt, die eine altgermanische Frühlingsgöttin gewesen sei und dem Osterfeste den Namen gegeben habe. Noch vor Kurzem wurde sie von einem unserer hervorragendsten Dichter besungen. Man stützte sich hiebei auf des alten Beda Etymologie, der (de temporum ratione, c. 15) den angelsächsischen Eosturmonath als Monat einer angelsächsischen Göttin Eostre erklärte, die deutsch Ostara (oder vielmehr Austro) geheißen. Allein schon Weinhold (Die deutschen Monatsnamen, S. 52) und Mannhardt haben nachgewiesen, daß die Göttin Eostre-Ostara eine unglückliche Erfindung Bedas sei und daß auch im Angelsächsischen der Ostermonat nach dem Osterfeste benannt werde.

* * *

Es ergibt sich daraus, was schon im Eingang angedeutet worden, daß wir nur eine **einzige** Gottheit für **alle** germanischen Stämme nachweisen können und die ist Tiwaz. Als Gott der neuen, höheren Kultur ist **bei einem Teile**, nicht ohne römischen Einfluß, Wodan = Odhin, ursprünglich ein Beiname des Tiwaz als Windgott, zum Hauptgott geworden, während das andere Attribut, das Tiwaz als Gewittergott bezeichnete, Thonaraz, in noch weiteren Kreisen zu einer beliebten Volksgottheit wurde. Von den Göttinnen hat keine, auch Frija nicht, allgemeine Verehrung genossen. Es würde sich also empfehlen, eine Darstellung des deutschen Götterglaubens, nach den Stämmen gesondert, zu verfassen oder überhaupt nicht von einer germanischen Mythologie zu reden.

Es erübrigt, einiges über den **Kult** der Götter, über Opfer und Opfergebräuche nachzutragen.

Gebet und Opfer als Ausdruck religiöser Verehrung reichen in die ersten Tage der Menschheit hinauf; sie sind naturgemäß mit der Erkenntnis höherer Wesen verbunden. Ursprünglich brachte jeder unmittelbar seine Huldigung der Gottheit dar, daneben übte der Hausvater als Oberhaupt der Familie das priesterliche Amt aus, bis mit dem Zusammenschlusse größerer Gemeinwesen ein eigenes Priestertum sich entwickelte, das den Gemeinde- und Stammesopfern vorstand.

Beim Eintritt der Germanen in die Geschichte finden wir bestimmte Opferzeiten und Opferfeste und ein organisiertes Priestertum. Doch „wie das Opfer des Gauverbandes aus dem praktischen Leben hervorgegangen und von Haus aus an eine Dingversammlung geknüpft war, so hat auch das germanische Priestertum im praktischen Leben und in der Rechtspflege seine Wurzel. Der altgermanische Priester ist von Haus aus ein Beamter, der göttliche Walter des Dinges, und hat als solcher bei Eröffnung des Dinges die Opferhandlung vorzunehmen, die Dingverhandlung zu leiten und die Strafe zu vollziehen. Er steht neben dem Häuptling oder König und scheint gewissermaßen dessen göttlicher und geistiger Beistand, ja dessen Stellvertreter zu sein" (Mogk). Darum heißt er althd. êwart oder êsago, Gesetzschirmer oder Gesetzsprecher; im got. gudja, das mit goð = Gottheit zusammenhängt, tritt seine Aufgabe als Opferpriester in den Vordergrund. Nach der Schilderung des Tacitus spricht der Priester bei öffentlichen Versammlungen ein Gebet, vollbringt das Opfer und deutet das Orakel. Sind die Zeichen günstig, so „wird durch die Priester, welchen hier auch das Ahndungsrecht zusteht, Ruhe geboten. Dann erhält das Wort der König oder der Häuptling . ." (Germ. 11). Dieser „herrscht durch die Achtung, die er einflößt. Doch darf er nicht über Leben und Tod richten, nicht einkerkern, ja selbst nicht schlagen

lassen. Das darf nur der Priester und auch der nicht einmal zur Strafe oder auf des Führers Befehl, sondern nur auf der Gottheit Geheiß, die — wie sie glauben — über der Walstatt waltet" (Germ. 7). Das Weissagen und Opfern war auch Sache der Priesterinnen, denn „der Germane schreibt der Frau eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu, man achtet ihren Rat, man horcht ihrem Ausspruch," sagt Tacitus (Germ. 8) und fügt aus eigener Erinnerung den Namen der berühmten Veleda an, die auf hohem Turme der Götter Willen erfrug und den Ihrigen Glück verhieß, unter Vespasian aber im Triumphe nach Rom gebracht wurde.

Unter den einzelnen Völkern gab es Opferverbände, Amphiktyonien, die in gemeinschaftlichem Kulte die Stammesgottheit verehrten. Wir finden solche bei den Sueben (Germ. 39), bei den Stämmen an der Ostsee (Germ. 40), bei den Marsen (Annal. 1, 51) und bei den Friesen. Allen Germanen gemeinsam ist das Wort „Gott". Ob man es mit sk. hu = opfern oder sk. hvâ = rufen, oder mit altind. ghoras zusammenbringt, bedeutet es das höhere Wesen, das angerufen, dem in heiliger Scheu geopfert wird (vgl. Schrader, Sprachvgl. und Urgesch.², 601).

Um den Zorn der beleidigten Gottheit zu versöhnen, um ihre Huld zu erwerben, ihren Willen zu erforschen und für errungene Siege zu danken, brachte man in indogerm. Zeit Menschenopfer dar. Dieser Gebrauch kommt bei den Griechen nicht nur in den alten Sagen vor, sondern reicht (Opfer des lykäischen Zeus in Arkadien) bis tief in geschichtliche Zeiten; auch bei den Indern und Römern gab es in alter Zeit Menschenopfer (Lasaulx, Sühnopfer der Griechen und Römer; Weber, Indische Streifen); denselben Brauch bei den Germanen auch in geschichtlicher Zeit bezeugen außer Tacitus Orosius, Prokop, Florus und Sidonius Apollinaris. Noch Karl der Große sah sich genötigt, in den capitulis de partibus Saxoniae gegen die Menschenopfer einzuschreiten; im Norden dauerten sie bis zur Einführung des Christentums fort.

Anfänglich wurden Könige und Führer oder andere hervorragende Personen geopfert; so verbrannten die Schweden zur Zeit einer Mißernte ihren König Olaf trételgja und weihten ihn Odhin. „Es muß erst", bemerkt Schrader (a. a. O. S. 610) „als eine Abschwächung des ursprünglichen Gebrauches angesehen werden, wenn die Opfer immer mehr aus der Zahl der Verbrecher und Verstümmelten ausgewählt werden," wenn Kriegsgefangene und Sklaven das Opfermateriale liefern.

Einfache Opfer waren Spenden von den Früchten des Feldes, namentlich aber Tieropfer. Dem nordischen Freyr weihte man Rosse und Stiere, beim Opferschmaus im Spätwinter aber den schönsten Eber. Wodan



erhielt als höchster Gott in Nordwestdeutschland Menschenopfer (Germ. 9); an den Königshöfen des Nordens galt ihm der erste Trunk aus dem Horne und seine Raben verkündeten, ob er das Opfer huldreich aufgenommen. Auch Thor weihte man den ersten Becher, segnete ihn mit dem Hammerzeichen und trank des Gottes Minne; im Herbst brachte man ihm Hornvieh und Rosse und besprengte mit dem Blute die Säulen des Tempels. Sonst werden noch verschiedene Geflügelarten, dann Hunde und Katzen als Opfertiere erwähnt.

Über den Hergang beim Opfern bemerkt Mogk (Myth. 393): „Während bei dem einmaligen und persönlichen Opfer ein jeder dem göttlichen Wesen seine Spende an irgend einen Ort, an dem er die Gegenwart der Gottheit oder der Geister wähnte, brachte, kam man bei den großen öffentlichen Opfern in größeren Scharen zusammen. Daß bei denselben an bestimmtem Orte, d. h. im Heiligtum der Gottheit, sämtliche Mitglieder der Amphiktyonie teilnahmen, ist nicht erweislich und höchst unwahrscheinlich, wenn man auf die räumliche Ausdehnung des Tempels und die Mitgliederzahl des Kultverbandes blickt. Vielmehr nahm nur ein Teil derselben an dem Mahl im Tempel teil, der andere feierte das Fest in engerem Kreise, wie aus dem Berichte des Tacitus (Annal. 1,51) und mehreren nordischen Quellen mit Wahrscheinlichkeit hervorgeht. Doch wurde es hier wie dort auf dieselbe Weise gefeiert. Daher wurde an ihrem Feste die Gottheit vom Priester in der Amphiktyonie herumgefahren, wie wir das von der seeländischen Nerthus und dem Uppsalaer Freyr erfahren. — Eingehende Berichte über den Hergang beim Opfer verdanken wir ausschließlich nordischen Quellen aus den letzten Jahrhunderten des Heidentums. Geleitet wurde das Opfer vom Priester oder dem Vorsteher des Bezirkes. Zunächst wurde das Opfertier geschlachtet und das Blut in ein geweihtes Gefäß gelassen. Letzteres war der Opferkessel, der auch in deutschen Quellen öfter erwähnt wird. In diesem lag der Opferwedel, den der Priester in das Opferblut tauchte und damit die Götterbilder und ebenso die Wände des Tempels innen und außen besprengte. Alsdann wurde das Fleisch über dem Feuer, das in der Mitte des Golfes brannte, in großen Kesseln gekocht und darauf gemeinsam verspeist. Es fand der Opferschmaus statt. Auf dem Hochsitze saß der Leiter des Opfers . . . Genossen wurde das Fleisch der Opfertiere und die Brühe, in der es gekocht war, sowie das Fett, das darauf schwamm. Dabei wurde aus Hörnern oder Bechern Bier getrunken. Der Häuptling eröffnete das Mahl, indem er das Horn zum Preise der Götter leerte. Außerdem trank man zum Gedächtnis Verstorbener . . . Bei dem Mahle wurden dann zu Ehren Toter oder der Götter Lieder gesungen. Auch Mimenspiel war mit dem Opfer verbunden und Schwerttänze scheinen dabei stattgefunden zu haben."

Dreimal im Jahre fanden, wie die nordischen Zeugnisse klar dartun, festliche Opfer statt. Anfangs Winter (um die Mitte Oktober) opferte man, um ein gutes Jahr zu erbitten; im Mittwinter (Mitte Jänner), damit die Feldfrüchte wachsen und gedeihen; anfangs Sommer (Mitte April) erflehte man Sieg in den Kämpfen.

Das Hauptfest der Germanen war das sogenannte Julfest, das in Süddeutschland in den Tagen von Weihnachten bis Neujahr, in Franken, Norddeutschland und Skandinavien anfangs Jänner gefeiert wurde. Das Julfest ist kein Fest der Sonnenwende und das altn. jól geht nicht auf hvel das Rad (Symbol der Sonne), sondern auf ein urgerm. jehwela = Scherz und Spaß zurück. Das Fest hat seinen Namen von den Vermummungen, von Scherz und Spiel, die dabei nicht fehlten. Es erinnert an die römischen Saturnalien und die Art der Feier hat sich kaum ohne römischen Einfluß entwickelt. Wie Mogk (Myth. 260; 391 ff.) erschöpfend nachgewiesen, war das Julfest ein Fest der seelischen Geister, ein Totenfest. Um die astronomische Zeit der Sonnenwende kümmerten sich die alten Germanen überhaupt nicht; höchstens feierte man ein Fest, wenn sich die Sonnenwärme mehr bemerkbar machte, so in Uppsala im Februar das Fest des Freyr. Was unsere Vorfahren mehr kümmerte, waren die rauhen, stürmischen Nächte, das Tosen des Winterwindes; da beginnt die „wilde Jagd" und fährt das „wütende Heer", da ziehen die Geister durch die Luft, führerlos oder geleitet von chthonischen Gottheiten. Das ist die Zeit, die für Wetter und Schicksal bedeutungsvoll ist, die Zeit der Weissagung und des Loswerfens. „Wir sehen schon aus den verschiedenen Zeiten, zu denen in den einzelnen Ländern das Fest gefeiert wurde (die Zwölfnächte oder Rauhnächte fallen später, je weiter wir nach Norden kommen), daß die Natur der Gegend die Zeit der Feier beeinflußt haben muß."

Man hat verschiedene Gebräuche, z. B. das gegenseitige Beschenken und dergleichen, die mit dem christlichen Weihnachtsfeste verbunden sind, auf germanischen Brauch beim Julfest zurückführen wollen. Das geschah in der Voraussetzung, daß das Julfest ein Fest der Wintersonnenwende gewesen, Weihnachten also eine Art christlicher Umdeutung heidnischer Anschauung sei. Da aber das germanische Seelen- und Totenfest mit der Feier der Geburt Christi nichts zu tun hat, entfällt die Folgerung. Mancher Weihnachtsbrauch hat sich wohl aus den römischen Saturnalien fortgeerbt; der Christbaum aber mit seinen Lichtern ist am wenigsten deutsch. Seine Einführung fällt in das 17. Jahrhundert, in Österreich soll der Sieger von Aspern den ersten Christbaum aufgestellt haben.

Im 9. Kapitel der „Germania“ bemerkt Tacitus von den alten Deutschen: „Übrigens halten sie es der Größe der Himmlischen nicht für angemessen, die Götter in Wände einzuschließen, noch nach irgend einer menschlichen Gestalt abzubilden. Haine und Forste weihen sie zu Heiligtümern und nennen mit Götternamen jenes geheimnisvolle Wesen, das sie nur in der Anbetung schauen.“ Diese Worte bedürfen sehr der Einschränkung. Gewiß wurden in Wäldern und heiligen Hainen, auf Bergen und an Quellen höhere und niedrigere Wesen verehrt; aber der römische Geschichtsschreiber selbst berichtet ja von einem Tempel der Marsen, den Germanikus vernichten ließ, von einem Gotteshaus der Nerthus und ihrem Bildnisse, und aus späterer Zeit haben wir zahlreiche Belege für die Existenz von Tempeln und Götterbildern. Gewöhnlich waren in einem Tempel mehrere Götterbildnisse vereint, so in Uppsala die von Thor, Odhin und Freyr; nicht selten verwandte man Gold und Silber zu ihrer Herstellung.

Selbstverständlich wurden die Tempel in ganz Deutschland nicht nach einer Schablone aufgebaut, sie waren nach Geschmack und fremder Beeinflussung verschieden. Ausführlichere Berichte besitzen wir aber nur in nordischen Quellen. Darum mag — nach Mogk (Myth. 397 f.) — die Schilderung eines isländischen Gotteshauses folgen:

„Die Ausgrabungen, die man in den letzten Jahrzehnten auf Island vorgenommen hat, geben uns einen ziemlich klaren Einblick in die äußere Einrichtung des Gebäudes. Der Tempel war ein länglicher, an dem einen Ende in der Regel abgerundeter Bau. Er bestand aus zwei vollständig von einander getrennten Gebäuden, in die je eine Türe führte. Das längere Hauptgebäude war für den Opferschmaus bestimmt, das kleinere war für den Goden (Priester). Die räumliche Ausdehnung war verschieden. . . . Während in den anderen Ländern die Tempel wohl überwiegend aus Holz, selten aus Stein waren, war der isländische Tempel aller Wahrscheinlichkeit nach aus Torf. Um das Gebäude herum befand sich ein Zaun, der verschlossen werden konnte und ungefähr die Höhe eines Mannes hatte. . . Das wichtigere von beiden Gebäuden ist das kleinere, das Afhús. In ihm befanden sich vor allem die Götterbilder (früher meist aus Holz geschnitzt). . . Dieselben befanden sich auf einer Erhöhung, dem stallr oder stalli. . . Dieser war eine Art Altar, auf dem zugleich der stallahringr (ein offener Ring), bei dem alle Eide geschworen wurden und den der Priester bei Opferhandlungen am Arme trug, sich befand. Auf dem stallr brannte zugleich das geweihte Feuer. Hier stand ferner der Opferkessel, in den das Blut des geopferten Tieres gegossen wurde, von Haus aus nur eine Vertiefung in einem Steine, später ein metallenes Gefäß. In diesem lag der Opferzweig, mit dem der Priester

die Götterbilder und zuweilen die Wände des Tempels besprengte. Letztere waren häufig mit Tüchern behangen. Das Langhaus war eingerichtet nach Art der nordischen Wohnhäuser. Es wurde vor allem zum Opferschmaus benutzt. In der Mitte des Golfes brannte das Langfeuer. Zu beiden Seiten desselben befanden sich die Sitze der Teilnehmer, in der Mitte für den Leiter des Opfers der Hochsitz mit den Hochsitzsäulen. In diese war ebenfalls das Götterbild eingeschnitzt. Eine lange Reihe Nägel zierte sie."

Wie überall, galt auch bei den Germanen der Tempelraum als Asyl, die Waffen mußten abgelegt werden, ehe man ihn betrat. Harte Strafe — nach friesischem Recht die Todesstrafe — ward über den Schänder des Heiligtums verhängt.

* * *

Die Offenbarung des göttlichen Willens erfolgte durch Los und Weissagung, die bei Staatsangelegenheiten mit dem Opfer (altn. hlaut, Opfer ist gleich unserm „Los") verbunden waren.

„Der Gebrauch der Lose ist einfach", heißt es im 10. Kapitel der „Germania". „Einen von einem Fruchtbaum abgeschnittenen Zweig beschneiden sie in kleine Reiser, versehen diese mit gewissen Zeichen und streuen sie über ein weißes Gewand aufs Geratewohl und von ungefähr hin. Alsdann betet, wenn über eine Volksangelegenheit beraten werden soll, der Priester der Gemeinde, wenn über eine Privatangelegenheit, der Hausvater selbst zu den Göttern; mit einem Blicke zum Himmel hebt er ein Reis nach dem andern dreimal auf und deutet sie nach dem eingeritzten Zeichen. Versagten sie, sah man von einer weitern Befragung über denselben Gegenstand für den Tag ab; lautete die Antwort bejahend, wird noch die Bestätigung durch Wahrzeichen erfordert."

Auch im Rechtsleben suchte man durch das Los ein Gottesurteil zu erlangen. Über Schuld oder Unschuld, über Mein oder Dein ward die Entscheidung durch das Los getroffen. Die eingeritzten Zeichen waren anfänglich mehr willkürlich und jedenfalls sehr primitiv; als man das lateinische Alphabet übernommen, wurden die Schriftrunen dazu benützt. Ja, die Rûna selbst wurde zum magischen Zeichen, zum geheimen Zaubermittel, das Glück oder Unglück kündete und gegen die Gefahr feite. Um das Zeichen wirksam zu machen, wurde das Zauberlied gesungen. In Odhins Runenlied rühmt sich der Gott, Lieder zu kennen, die Hilfe bringen in Sorgen, Streit und Zwist, Lieder gegen Krankheiten und die Gespenster; Lieder, die unverwundbar machen und Fesseln lösen, den fliegenden Pfeil hemmen, die Lohe löschen und Wind und Wogen beruhigen u. s. w. — In den Merseburger Zaubersprüchen, in Beschwörungs- und Zauberformeln sind uns solche Lieder er-

halten. Es wäre aber töricht, die Masse des heutigen Aberglaubens als uraltes, einheimisches Gewächs zu betrachten. Der Aberglaube ist international und schlägt immer neue Wurzeln.

Außer durch Los und Zauber suchte man durch Zeichendeuterei und Wahrsagung die Zukunft zu erforschen. Tacitus erwähnt den Brauch, der Vögel Geschrei und Flug zu beobachten. Man fühlt sich versucht, hiebei an die römischen Auguren zu denken. Als spezifisch germanisch führt er an, aus dem Schnauben und Wiehern der Pferde den göttlichen Ratschluß abzuleiten. „Auf Gemeindekosten werden in den Forsten und Hainen weiße, von keiner Menschenhand berührte Pferde ernährt; diese werden an die heiligen Wagen gespannt und der Priester und König oder das Oberhaupt der Gemeinde begleiten sie und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Kein Wahrzeichen findet mehr Glauben beim gemeinen Volke wie bei den Vornehmen und Priestern, denn sie halten sich für Diener, jene für Freunde der Götter." — Außerdem wahrsagte man aus der Stärke der Winde, dem Stand der Gestirne und verstand sich auf die Deutung der Träume. Namentlich hoffte man von den seelischen Geistern Aufschluß über die Zukunft. Daher wurden Gräber, dann Berge, Quellen, Kreuzwege die beliebtesten Orte für die Wahrsagerei.

Eine besondere Anlage zur Weissagung schrieb man, wie erwähnt, den Frauen zu. Nach norwegisch-isländischen Quellen betrieben sie ihr Handwerk mit großem Raffinement. „Durch allerlei symbolische Handlungen", sagt Mogk, „verstanden sie sich den Schein besonders von der Gottheit begnadeter Wesen zu geben. Zu ihren Zauberwerkzeugen gehörte vor allem der Stab, wonach sie Völvur, d. h. Stabträgerinnen, hießen. Diese Völven zogen zur Zeit der großen Opferschmäuse, zur Julzeit, von Gehöft zu Gehöft und wurden überall feierlichst aufgenommen. In ihrem Gefolge befand sich eine Anzahl von Knaben und Mädchen, — je 15 werden einmal erwähnt, — die die Aufgabe hatten, die Geister, die die Zukunft übermitteln, durch Lieder herbeizulocken. Die Völven waren bekleidet mit einem dunkelblauen, durch Riemen zusammengebundenen Mantel, der von oben her bis zum Schoße mit Steinen besetzt war. Um den Hals trugen sie eine Kette von Glasperlen. In der Hand hatten sie einen Stab, an dem sich ein Messingknopf befand. Am Gürtel trugen sie einen Lederbeutel mit dem Zauberzeug. — Nach ehrfurchtsvoller Begrüßung von Seiten aller Anwesenden erhielt die Völva ihr Mahl; es bestand aus dem Herzen der geschlachteten Tiere und aus Grütze, die mit Geißmilch zubereitet war. Nach Tische begann die Weissagung. Die Völva setzte sich zunächst auf den Zaubersessel. Alsdann mußte ihr Gefolge durch Lieder die Geister herbeilocken. Nur wenn diese erschienen,

konnte die Weissagung vor sich gehen. Waren sie da, so begann die Prophezeiung. Die Geister waren es, die die Zukunft offenbarten. Die Kunst der Völva bestand darin, daß sie die Worte der Geister verstand, die sie dann den Menschen mitteilte." Man sieht, der moderne Spiritismus hat wenig Fortschritte gemacht.

In des Sommers Mitte, um Johannis, pflegen die Viehseuchen am heftigsten aufzutreten. Das hatte nach der Ansicht unserer Vorfahren den Grund darin, daß um diese Zeit die Luft vergiftet ist. Um sie zu reinigen und sich gegen die Seuche zu schützen, wurde durch Reiben eines Holzes in der Öffnung eines andern oder in einem Wagenrade das reinigende Notfeuer (not zu nûan = reiben) entzündet und damit ein Holzstoß in Brand gesetzt. Dann trieb man das kranke Vieh oder die von einer Seuche befallenen Menschen dreimal durch das Feuer. Dieser Brauch war aber kein spezifisch germanischer, sondern ist, wie Mannhardt („Der Baumkultus") zeigt, in ähnlicher Gestalt über den größten Teil von Europa verbreitet. Aus diesem Notfeuer entstand unser Johannisfeuer, das also mit der Sommersonnenwende zunächst so wenig zu tun hat wie das Julfest mit der Wintersonnenwende.

* * *

Mit dem Kapitel des germanischen Seelen- und Dämonenglaubens betreten wir einen Boden, auf dem alter und junger Aberglaube, einheimisches und fremdes Unkraut üppig durcheinander wuchert. Eine reinliche Scheidung alter, origineller Vorstellungen ist kaum mehr möglich. Hier gilt doppelt Bastians Wort („Der Völkergedanke", S. 8): „Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit, wie die Pflanze je nach den Phasen des Wachstums Zellgänge oder Milchgefäße bildet, Blätter hervortreibt... Allerdings ist unter klimatischen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft ein gleiches Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt..."

Der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode des Körpers findet sich nach dem Zeugnisse der Anthropologen bei fast allen Völkern der Erde. Bei den Indern kennt schon der Veda eine Totenwelt, in der die pitáras, die Vorfahren, weilen und durch geregelten Totendienst mit den lebenden Verwandten verbunden bleiben. Die Griechen hatten ihren Hades und ihr Elysium, das bei Hesiod zur Insel der Seligen im Okeanos wird, wo die Helden unter des Kronos Regiment ein sorgenloses Dasein führen. Bei den Römern ist der Glaube an die dei parentum, die divi Manes und

Lares mit ihrem ganzen Sein und Leben unlöslich verwachsen. Unsere Vorfahren dachten nicht anders.

Nach ihrer Anschauung verließ die Seele als Atem den Körper. Bis zur Beerdigung blieb sie in dessen Nähe und konnte über die Zukunft befragt werden. Sie nahm teil an dem Leichenschmause, der ihr zu Ehren gehalten wurde und bedurfte fortwährend der Speise und des Trankes. Darum erhielt sie Opferspenden am Grabe oder auf Bergen, an Quellen, Flüssen und im Walde, wo man sich ihren Aufenthalt dachte. Im Allgemeinen setzte sie ihre während des irdischen Lebens gewohnte Tätigkeit fort: der Held kämpfte weiter, die Zauberin ließ auch jetzt nicht von ihren Künsten. Darum zeigen die Gräberfunde aus ältester Zeit, daß man dem Toten Waffen und Geräte mit ins Grab gab, damit er sich ihrer sogleich bedienen könne. Der Wikinger bekam sogar sein Schiff mit. Und wenn man später dem Toten die Tabakspfeife und die gefüllte Schnapsflasche in den Sarg legte, so lag der „Pietät" dieselbe Anschauung zugrunde.

Manchmal irrte die abgeschiedene Seele unstet umher und suchte mit ihrem Körper wieder in Verbindung zu treten und sich zu zeigen, als Gespenst, als Mahre und Trude, als Wicht und Zwerg. In den meisten Fällen jedoch gelangte sie unter die Schar der Geister, die im Winde einherfahren. Es lag ja sehr nahe, Seele und Wind zu identifizieren, das bewegende Agens in der Natur mit dem im menschlichen Körper zusammenzustellen. Aus dieser Anschauung, die fast allen Völkern gemeinsam ist, gingen die Sagen vom „wütenden Heer" und der „wilden Jagd" hervor. Im Rauschen des Sturmes glaubte man die Stimmen der Verstorbenen zu hören, in den fratzenhaften Nebel- und Wolkengebilden, die der Sturm einherjagt, ihre Gestalten zu erkennen. Namentlich Übeltäter, Trunken- und Raufbolde, Verleumder und Betrüger müssen beim Sturm durch die Lüfte fahren. Ihr Erscheinen fällt in das ungewisse Dunkel der Nacht und in die Zeit, da es in der Natur am rauhesten und stürmischesten ist, in den Winter. In den Rauhnächten oder, wie wir sie nach dem kirchlichen *δωδεκαήμερον* zu nennen pflegen, in den Zwölfnächten, wird ihr großes Fest, das Julfest, gefeiert; da blüht Zauber und Weissagung. Je gewaltiger der Sturm braust, desto reichere Frucht darf der Landmann im nächsten Jahre erwarten.

Überall, wo der Wind weht und Bewegung sichtbar wird, im Walde, in den Wolken, an Quellen und Flüssen weilen die Seelen. Im Berge schläft der Wind, aus den Schluchten braust er hervor; darum finden die Abgeschiedenen auch hier Aufenthalt, in den Venus- und Hollenbergen hausen sie unter dem Szepter der Totengöttin.

Wenn der Wind über das Schlachtfeld braust, scheint geheimnisvolle Bewegung durch die Körper der Erschlagenen zu gehen. Da leben die Gefallenen wieder auf und beginnen aufs neue ihr blutiges Handwerk. Aus dieser Vorstellung sind die nordischen Einherier hervorgegangen, die in Valhöll Tag um Tag zum Kampfe sich erheben und abends zum Gelage heimkehren, wie sie es bei Lebzeiten getan.

Der Schlaf ist der Bruder des Todes. Im Traume scheint die Seele den Körper zu verlassen und mit andern zu verkehren. Das Unbegreifliche wird zum Ereignis. Unser „Traum" und nord. traugr = das Gespenst hängen sprachlich zusammen. Als „Gespenst" wandelt die Seele des Träumenden umher, „geht zu Tanz und Freude, quält die Mitmenschen, stiftet Schaden an und vermag auch zuweilen die Zukunft zu offenbaren. Das ist ein Glaube, den fast alle Naturvölker haben. Auch unsern Vorfahren ist er durchaus eigen gewesen, er haftet uns bis zur Gegenwart an. Und wie tief er im Volke wurzelt, das lehrt das große Kapitel der Hexenverfolgungen, die uns nur unter der Voraussetzung dieses alten Glaubens verständlich werden". (Mogk.)

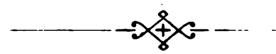
Manche Leute besitzen die Fähigkeit, daß ihre Seele auch willkürlich den Körper verlassen und proteusartig verschiedene Gestalten annehmen kann. Tierkörper werden bevorzugt. Es läßt sich eine reiche Fauna seelischer Tiergestalten zusammenstellen, mit denen der Aberglaube Deutschland und den Norden bevölkerte. Kinderseelen erscheinen meist in Gestalt von Vögeln, Jungfrauen insbesondere als Schwäne, untreue Weiber als Eulen, Geizhälse als feurige Hunde, schlaue Leute als Füchse, grausame Männer als Wölfe. Diese Vorstellung findet sich auch bei andern Völkern, z. B. bei den Griechen und Römern, und das Buch „Physiologus" mag viel zu ihrer Ausbildung in Deutschland beigetragen haben.

Fast über die ganze Erde ist die Meinung verbreitet, daß sich Menschen in Wölfe verwandeln und so ihren Mitmenschen am Leben oder Eigentum schädigen können. Auf indogermanischem Gebiete finden wir diesen Glauben bei den Westariern ausgeprägt und haben dafür in Deutschland den Ausdruck Werwolf (Wer = Mann, Werwolf = Mann in Wolfsgestalt). Im Nordischen tritt an die Stelle des Wolfes der Bär und so entstand der Name Berserker (Ber = Bär, serkr = Gewand) und die Berserkersagen. In Island, wo sich nur selten der Eisbär zeigt, verlor das Wort seinen Gehalt, die Berserker wurden zu Übermenschen, deren gewaltige Energie noch an die Kraft der Tiere erinnert, von denen sie den Namen haben.

Bosheit und Lust zu schaden, tritt bei manchen seelischen Geistern gern in den Vordergrund. Namentlich pflegen sie als Druckgeister ihre Opfer im Schlafe aufzusuchen, sie zu quälen, zu drücken, ja zu töten. Die Atemnot,

die durch den lähmenden Druck auf den nervus vagus entsteht, erzeugt beim Schlafenden jenes beängstigende Gefühl, als ob sich ihm irgend ein fremdes Wesen auf Kehle und Brust setze und ihn zu erwürgen versuche: das Gefühl, das wir noch heute mit Alpdruck bezeichnen. Man erklärte sich das Druckgefühl als Erscheinung eines Quälgeistes. Die Seelen noch lebender Personen, namentlich von Frauen, verlassen nachts ihren Körper und setzen sich auf die Brust des Unglücklichen, ihn zu peinigen. In Deutschland nannte man diese Geister Mahren, in Oberdeutschland spricht man vom Alp oder der Trude; im Nordischen geht der Begriff der Walkyrjen, der Totenwählerinnen, auf sie zurück.

(Schluß folgt.)



Am Como-See.

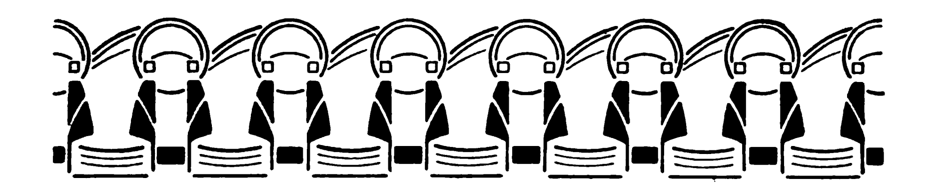
Von Philipp Witkop.

Das ist ein stolzes, rauschendes Verschwenden.
An diese leuchtenden Gestade lehnt
Sich die Natur mit immervollen Händen
Und reicht dir lächelnd, was dein Herz ersehnt.

Versunkne Träume werden in dir wach,
Die Palmen rauschen, die Citronen blitzen,
In goldner Schönheit flammt das ärmste Dach
Und Düfte irren, die dein Blut erhitzen.

Und wieder jauchzen jung und fessellos
Und alles lockt zu trunkenem Vergessen —
Nur in der Ferne ragen stumm und groß
Und unerbittlich finster die Cypressen.





Über Stil und Wesen der deutschen Legende.

(Im Anschluß an Richard von Kraliks »Goldene Legende der Heiligen«.)

Von Prof. Jakob Zeidler.

Die „Vita Altmanni" erzählt von der Palästinafahrt, die 1064 unter der Führung des Erzbischofs Siegfried von Mainz unternommen wurde. Bischof Günther von Bamberg gehörte zu den angesehensten Teilnehmern. Das Ereignis hat auch Spuren in der deutschen Dichtung zurückgelassen. In Günthers Gefolge reiste der „Scolasticus" Ezzo. Er verfaßte eine Cantilene „de miraculis Christi", wie die Quelle sagt, „patria lingua nobiliter", einen schwunghaften Sang von 28 Strophen, zu dem Willo, später Abt zu Michelsberg, die „wîse" fand. Das Kreuz steht im Mittelpunkte des Liedes:

„O crux benedicta,
aller holze beszista,
an dir wart gevangan
der gîr Leviâthan."

Pilgern gleich müssen wir unter der „segelgerte" des Kreuzes in mühe- und leidvoller Fahrt auf dem Meere des Lebens dahinsteuern, bis wir in unserer Heimat, dem Himmelreich, landen. Ereignis und Sang wirkten mächtig auf die Zeitgenossen und trugen nicht wenig bei zum Aufschwung der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache. Biblische Dichtung und Legende in kurzen Reimpaaren wurden vielgepflegte Gattungen. Was lateinische Vorarbeit seit Jahrhunderten geschaffen, wurde Vorlage für deutsche Dichtungen, und mit dem Klange der Sprache verwebten sich unwillkürlich auch Stimmungen und Schwingungen der deutschen Volksseele in die heiligen Stoffe.

Es ist doch etwas ganz anderes, ob man dieselbe Geschichte etwa in einem apokryphen Evangelium „De infantia Christi" in spätlateinischer Prosa oder in den kurzen Reimpaaren von Konrads von Fußesbrunnen mittelhochdeutschem „Leben Jesu" liest. Mit dem Klange der Sprache drang ein Hauch heimischer Märchenluft und schlichter Naivetät in die Erzählung, ein Stück Gemüt, wie es nur der deutschen Lyrik eigen

ist. So sind auch zahlreiche Legenden, besonders die von der gebenedeiten Jungfrau erzählen, tatsächlich übergegangen in den Märchenschatz des deutschen Volkes, noch heute ein frischsprudelnder Quell der Erbauung, Schönheit und Wahrheit. Wie die heilige Geschichte wurde die Legende Gemeingut des Volkes, umsomehr, als sie gern der Sage gleich mannigfache lokale Anknüpfungen bot und in Bildwerken niederleuchtete in prächtigen Domen wie in dem ärmsten Dorfkirchlein, ja in Kapellen und Marterln an der Straße. Der Anschauungsunterricht, wie ihn etwa Goethe in seiner pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren" in Bildersälen betreiben läßt, wurde seit der altchristlichen Zeit in symbolischen und historischen Bilderwerken alle Jahrhunderte hindurch von der katholischen Kirche an tausenden von Andachtsstätten geübt. Nirgends wurde man so gewöhnt, heilige Geschichte in Bildern zu schauen und Heilswahrheiten in Symbolen zu erfassen, als beim christlichen Gottesdienst und im katholischen Gotteshause. So gibt es wohl keinen Stoff der Welt, der sich an Verbreitungsgebiet messen könnte mit dem der heiligen Geschichte und der heiligen Sage. Wenn Cholevius die deutsche Literatur nach ihren antiken Elementen dargestellt hat, so verlohnte sich eine Untersuchung nach ihren legendären Bestandteilen. Sie machen den Hauptteil unserer älteren Literatur aus. Als nach Jahrhunderten poetischer Dürre der Geist der Poesie wieder seinen Einzug in Deutschland hielt, geschah es mit Klopstocks „Messias".

Dem subjektiven Dichtwerke, das sich auf heiliger Geschichte und Legende aufbaute, folgte bald durch Herder das Rückgreifen auf die ursprüngliche Form der Gattung. Einer stürmenden und drängenden Jugend erschien sie mit Recht wie eine andere Art von Volksdichtung, und Goethe hat sie wieder zu Ehren gebracht und selbst in den schlichten Reimpaaren Hans Sachsens fromme Geschichten erzählt. Die Legende griff aber damals tiefer in die deutsche Literatur ein. Der mächtige Aufbau des Straßburger Münsters, aus den gleichen Wurzeln entsprossen in architektonischen Formen wie die Legende in poetischen, warf seinen ehrwürdigen Schatten in die Seele des großen deutschen Dichters und der legendäre Stoff des „Faust" bot das Balkenwerk, auf dem er sein Lebenswerk aufführte. Straßburg und sein Münster ragt überall herein in das klassische Mysterium, das austönt in eine Apotheose, die jedem Katholiken vertraut ist aus zahlreichen Werken hoher christlicher Kunst oder wenigstens aus der schlichten Malerei hunderter von einfachen Kirchenbildern. Mag dem schlichten Manne der Sinn der hohen Dichterworte verborgen bleiben, das Bild der Seele, die sich emporringt aus Leid und Mühsal zu den Himmeln, ist seinem Herzen tief eingeprägt. Wo daher immer Deutschlands Dichter ihr tiefstes Fühlen symbolisieren wollten, da stellten sich die Symbole ein, welche die Kirche in tausendjähriger Tradition geschaffen, da knüpften sie gern an die Legende, herauf bis zu Richard

Wagners „Parsival", das den Kreislauf des Schaffens des Dichterkomponisten vollendet.

So hat sich die Legende schon neben und in der höfischen Kunstdichtung des Mittelalters behauptet und das Wesentlichste zu ihrer Vertiefung beigetragen. Der Meister netten höfischen Stils, Hartmann von der Aue, der mit Stolz erwähnt, daß er auch aus lateinischen „buochen" zu lesen verstand, mutet uns mehr als in seinen abenteuerlichen Artusromanen von „Erek" und „Iwein" noch heute an, wo er die Legende vom „Armen Heinrich" oder die Oedipusgeschichte von dem „Guten Sünder" Gregorius erzählt. Hat doch der erste Stoff unlängst einen der modernsten Dramatiker, Gerhard Hauptmann, zu dramatischer Bearbeitung gereizt. Freilich, er wußte der wunderbaren Geschichte mit ihrer schlichten Wahrheit nicht recht beizukommen und bei aller Sprachschönheit, welche Hauptmanns Dichtung auszeichnet, glaubt man beim Lesen des Dramas immer die Osterworte Fausts zu hören:

> Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
> Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Das tiefsinnigste Kunstepos des Mittelalters, Wolfram von Eschenbachs „Parzival", baut sich auf der Legende vom heiligen Gral auf, durch die es in allen seinen Teilen fest verwachsen ist mit der Heilslehre des Christentums. Es ist Legende, verpflanzt auf den Boden der Epopöe des Rittertums. Konrad von Würzburg, der begabteste Epigone des sprachsüßen Schilderers weltlicher Minne, Meister Gottfrieds, schmiedete aus uraltem Gut in „goldener Schmiede" eine prächtige Krone zum Preis der seligsten Jungfrau und verstand Legenden mit aller Feinheit und Zierlichkeit höfischer Erzählungstechnik vorzutragen. So hat er für seine Zeit den Versuch Gottfried Kellers unternommen, die Legende der herrschenden Kunst- und Anschauungsform der Epoche anzupassen. Naiver und unmittelbarer haben übrigens schon die Spielleute des 12. Jahrhunderts die Legende vom Rock Christi und andere Heiligengeschichten mit ihren Brautwerbungs- und Abenteuermären verschmolzen. Hier war es aber überall mehr auf die Unterhaltung als auf Erbauung, mehr auf die wunderbare Neuigkeit als auf den frommen und historischen Kern der Legende abgesehen. Die Legende wurde zur Novelle, wie sie dies auch bei Gottfried Keller ist. Sie gewann dabei zuweilen viel an psychologischer Vertiefung, an künstlerischer Darstellung, büßte aber ihre alte Einfalt und Herzinnigkeit ein. Hans Sachs trat an die Legende wie an seine Schwänke heran; weil er aber von tieffrommem Gemüt und volkstümlicher Dichtergabe war, wußte er in seinen besten Stücken schlichtgemütliche Schildereien hinzustellen, die nach Art und Auffassung an Meister Dürers Gemälde gemahnen. Bei diesem Vorbild sahen wir die Rezeption der Legende durch

Goethe anheben. Die Tradition dieses Stils aber, sowohl im Ernst als im Humor, geht zurück auf den Legendenstil, der sich neben der höfischen Kunst erhalten und deren Blüte überdauert hat. Der reiche Schatz mittelalterlicher Legendendichtung wurde im 13. Jahrhundert von einem ungenannten Dichter in einem Gesammtwerk von 100.000 Versen zusammengefaßt, dem „Passional". Der Dichter, wohl aus mittelrheinischem Land, fußt auf lateinischen und deutschen Vorarbeiten. Für die Heiligenleben benützt er vorwiegend die „Legenda aurea" des Jacobus a Voragine, der 1244 in den Predigerorden getreten war und 1298 als Erzbischof von Genua starb. Josef Wichner hat darüber in der Zeitschrift für deutsche Philologie (10, S. 255—280) gehandelt. Acht Marienlegenden entnimmt das Passional einer lateinischen Sammlung von 43 Nummern, dem „Liber de miraculis S. Mariae", das Bernhard Pez schon 1731 zu Wien herausgegeben hat. Es stammt von dem deutschen Benediktiner Botho aus dem Kloster Prieflingen bei Regensburg. Auch andere lateinische und deutsche Vorgänger hat er benützt, so unter anderm des Niederösterreichers Konrad von Fußesbrunnen „Kindheit Jesu", das seinerseits auf ein apokryphes Evangelium „De infantia Christi" zurückgeht. Der Dichter des Passionals nimmt aus seinen Quellen, was ihm taugt, häufig wörtlich oder ganz leicht überarbeitet herüber. Seine lateinischen Quellen übersetzt er meist ziemlich getreu. Man vergleiche z. B. die Einleitung von Bothos „De quodam presbytero" mit dem „Marien pfarraere" des Passionals.

Dort heißt es: „Sacerdos quidam erat parochiae cuiusdam devote Domino serviens, ac honeste vivens, et optimis studiis praeditus, sed litterarum scientia non plene imbutus. Etenim unam tantum missam sciebat, quam devotissime in honorem Domini et Sanctissimae Genetricis ejus omnibus pene diebus decantabat. Est autem missae ipsius introitus: »Salve Sancta Parens«". Die sechs lateinischen Prosazeilen sind in 7 kurzen Reimpaaren, wie folgt, wiedergegeben:

„An kunstlichem prîse
was ein pfaffe unwîse,
Ich mein' an ûzerre kunst,
iedoch an tugenden vernunst
Wâren im die sinne scharf,
dar ûf er ie sîn herze warf,
Daz er zuo Marîen truoc,
grôzer liebe vil genuoc,
Darinne er ze allen zîten bran.
dirre selbe guote man
Von den messen gemeinen
hielt sich an die einen,
Daz er, als in sîn einvalt twanc,
»salve, sancta parens!« sanc."

Im Ganzen erzählt unser Dichter gut und fließend. Man merkt, daß er mit der Vers- und Sprachtechnik Hartmanns und der höfischen Erzähler vertraut ist. Zuweilen mutet er archaistisch an, vielleicht nicht ohne Absicht. Was ihm bezeichnend in seinen Vorlagen erschien, behielt er eben bei. Auch mag ihn manchmal gewisse ehrfurchtsvolle Pietät seinem heiligen Stoffe gegenüber zu konservativem Vorgehen veranlaßt haben. In geistlichen und kirchlichen Schriften blieb ja bis heute manch' altes Sprachgut haften und auch die Ritualsprache wird auf den Dichter, der wohl Geistlicher und Prediger war, eingewirkt haben. Diese ist aber bei allen Völkern archaistisch, ein Sanskrit. Derartiges gehört aber gerade zum Wesen des Stoffes, dessen Ewigkeit und Unveränderlichkeit sich auch stilistisch ausdrückt, und wirkt daher nirgends störend. Man hört gleichsam immer unter der Einzelstimme des erzählenden Dichters den Strom der Tradition rauschen, dessen Quell in fernen Zeiten entspringt. Das eigene Wesen des Dichters zeichnet Schlichtheit und Herzinnigkeit aus. Er hat sich mit ganzem Gemüt in seine Arbeit versenkt, die er zu eigener Erbauung und zur Erbauung des Volkes unternommen hat. Frömmigkeit und gleichmäßige Wärme der Begeisterung erfüllen ihn, die sich zuweilen in frommen Ausrufungen, ja am Schluß einzelner Legenden in Gebeten, Lobpreisungen, Ermahnungen fast mit lyrischem Schwung offenbaren. Die Wiederkehr verwandter Situationen bringt in die Darstellung etwas Formelhaftes, Wiederholung von Worten und Wendungen, häufige Verwendung derselben oder ähnlicher Epitheta ornantia und dergleichen, das bei der übergroßen Ausdehnung des Werkes zuweilen schier handwerksmäßig anmutet. Freilich ist das Gedicht nicht geeignet, sozusagen auf e i n e n Sitz gelesen zu werden: es ist eben „Legende", ein „Lesebuch", zu dem man wiederholt greifen soll, um mit epischem Behagen darin weiter und weiter zu lesen. Betrachtet man den Stil unter diesem Gesichtspunkte, so verschwinden auch manche Ungleichmäßigkeiten, die auf die Mannigfaltigkeit der Vorlagen zurückgehen. Man wird an die Stimmung gemahnt, in welche auch die homerischen Gedichte versetzen mit ihrem Redefluß, welcher ein Publikum voraussetzt, das Freude am Hören und Zeit zum Hören hat, man wird an volkstümliche Prosadarstellungen erinnert und denkt an Kinder, denen man Märchen erzählt und die sich schon im Voraus auf Wiederholungen und stehende Formeln freuen und dem Erzähler derartiges niemals erlassen, wenn er es etwa bei wiederholter Erzählung vergessen sollte. Wie ein Homer — als Ordner und Sammler — stand unser Dichter seinem reichen Stoff gegenüber. Er suchte wenigstens durch chronologische Ordnung Zusammenhang in die Stoffmassen zu bringen. In drei große Gruppen, die er in drei Büchern vorführt, teilt er seinen Stoff: von C h r i s t u s und M a r i a, von den A p o s t e l n und E v a n g e l i s t e n, von den H e i l i g e n nach der Reihenfolge des Kirchenjahres. Bedenkt man, daß er zu einem Publikum sprach, welches völlig in der christlichen Weltanschauung lebte, so war schon durch diese Anordnung einige

Einheit in die Mannigfaltigkeit gebracht. Freilich, die Kalenderordnung des dritten Teiles wirkte wieder störend. Wie sehr der Dichter den Geschmack seiner Zeit getroffen, beweisen die zahlreichen Handschriften, in denen das Gedicht und einzelne seiner Bücher sowie einzelne Erzählungen und Erzählungsgruppen aus demselben noch heute erhalten sind. Die erhaltenen Manuskripte sind aber wohl nur Überreste einer viel größeren Anzahl von Handschriften. Einzelne Legenden des Passionals treffen zusammen mit solchen, die noch heute im Volksmund lebendig sind. Vielleicht ist auch ihre Quelle das Passional und sind sie als Predigtmärlein in weitere Schichten gedrungen. Liest man das Passional, ohne über den Einzelheiten den Blick für das Ganze zu verlieren, und hält man dieses immer zusammen mit dem ganzen System der christlichen Weltanschauung, so glaubt man der poetischen Bearbeitung einer zusammenhängenden christlichen Sage gegenüberzustehen und fühlt sich häufig an das gemahnt, was die gelehrte Forschung über die Entstehung, über Einheit und Mannigfaltigkeit der homerischen Gedichte oder des Nibelungenliedes an den Tag gebracht hat.

Einen solchen Leser hat das altehrwürdige Passional an Richard von Kralik gefunden und das Resultat dieser Lektüre war, weil der Leser ein Dichter ist, die „Goldene Legende der Heiligen"*), welche es mit Glück versucht, in einem Gedicht von wohl 20.000 Versen das alte Passional in seiner ganzen Einfalt und Herzinnigkeit zu erneuern und den großen historischen Zug der Sage, welcher als Unterströmung das mittelhochdeutsche Gedicht durchrauscht, mächtig hervortreten zu lassen. Daß Kralik dies wollte, beweist Auswahl und Anordnung des Stoffes. Seine Arbeit will kein archaistisches Spiel, sondern ernste Dichterarbeit sein, welche der Legende ihre alte Bedeutung wiedergeben soll, den Gesamtmenschen zu ergreifen und ihm das höchste Ideal nach seinen drei Seiten darzustellen: als Wahrheit, Güte und Schönheit.

Viel trägt zur Erweckung der Stimmung die äußere Erscheinung des Buches, eines Prachtwerkes aus dem Verlage der Leo-Gesellschaft, bei. Es ist in Schwabacher-Lettern auf geschöpftem Papier gedruckt, meisterlich stilisierte Holzschnitte hat Georg Barlösius als würdigen Buchschmuck beigegeben. Die gepreßte Leinwand des Einbandes zeigt ein Strahlenkreuz, umrankt von einer Dornenkrone, und der „Vorgesang" setzt mit den Versen ein:

„Das Kreuzesbanner heb' ich auf
Und singe von dem Siegeslauf
Des Zeichens, das die ganze Welt
Von Pol zu Pol zusammenhält.

*) Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Constantin den Großen, neu erzählt, geordnet und gedichtet von Richard von Kralik. Mit Zeichnungen und Buchschmuck von Georg Barlösius. Wien, Verlag der Leo-Gesellschaft (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) 1902. Groß-Quart (280 S.), gebunden 12 Mark.



— — — — — — — — — — —

Der Heiland selber trägt es vor,
Ihm stürmet nach der Heiligen Chor;
Die Helden fallen, doch im Fall
Erstürmen sie des Himmels Wall."

So lautet das Prooemium des „Epos vom Kampf und Sieg des jungen Christentums", das gesungen werden soll. Es erinnert in seiner schwungvollen Art an das alte Ezzolied. Die moderne Forschung, die moderne christliche Kunstgeschichte geht gerne zurück über das Mittelalter in das christliche Altertum. Dieses, die eigentliche Märtyrerzeit, hat auch der Dichter zum Vorwurf seines Gedichtes, welches von Joachim und Anna bis zur Kreuzfindung unter Konstantin dem Großen reicht, gewählt. Kralik betrachtet sich bescheiden nur als Redaktor, der sich in den „getreuen Dienst organischer Mitarbeit" gestellt habe. Er will nur „gesammelt, geordnet, gereinigt, erneuert und restauriert" haben, was „im wesentlichen" seine „deutschen Vorarbeiter im Mittelalter" für seinen Zweck ihm „in die Hände" gearbeitet hätten. „Ihre Weise und Form der Erzählung, ihren Geist, ihren Ausdruck habe ich möglichst beibehalten. Ich habe das Werk sich selber zusammendichten lassen und mich nur zum Vermittler des Geschmackes zweier Zeitalter gemacht. Ich bin nur der Kustode eines Gesamtwerkes mittelalterlichen Volksgeistes und vor allem, da ich mich unmittelbar deutschen Quellen anschloß, eines deutschen Nationaldenkmals." Wir kennen die konservative Poetik Kraliks und haben ihre treffliche Anwendung erst unlängst in seiner „Deutschen Götter- und Heldensage" und in anderer Art in „Hugo von Burdigal" kennen gelernt. So ist auch die „goldene Legende" nur richtig zu würdigen als Glied des Gesamtschaffens unseres Dichters, wir dürfen sagen seines vergangenen und seines künftigen; denn wie die „goldene Legende" an einzelnen Stellen, wie in der Erzählung vom Rock Christi, mit der „deutschen Götter- und Heldensage" verzahnt ist, so weist die Legende „Vom heiligen Grale" (S. 124) auf „andere Lieder", die der Sänger „ein andermal" zu künden verspricht, in einer umfassenden Bearbeitung der gesamten Sage vom Gral und von der Tafelrunde, die er zur Herausgabe vorbereitet. Erst von der Warte dieser Gesamttätigkeit fällt, wenn wir den Dichter richtig verstanden haben, das erklärende Licht auf seine „goldene Legende". Wie Kralik Sage und Legende auffaßt, sind sie Geschichte, nur mit dem Auge des Dichters gesehen, der die Wahrheit in Bildern schaut, während sie der Gelehrte in Begriffe abzieht. Die Wahrheit bleibt dabei immer dieselbe; nur das Organ ist verschieden, mit dem sie aufgegriffen wird. Die Legende stellt sich Kralik als zusammenhängende christlich-kirchliche Sage dar, vielfach verzahnt mit der Kaisersage, in Beziehung mit der Heldensage und in Verbindung zu den keltisch-romanischen Sagenkreisen der ritterlichen Epik. So bildete die christliche Weltanschauung tatsächlich

das Medium, durch welches Imperialismus und antike Kultur, die Kraft des Germanentums und die Überreste keltischen Wesens verbunden wurden zum Aufbau einer neuen Welt- und Lebensordnung. Wenn daher die Legende die Gründung christlicher Gemeinwesen, häufig nicht in Übereinstimmung mit der historischen Wirklichkeit, gern unmittelbar auf Apostel und Apostelschüler zurückführt, so ist dies nichts anderes, als wenn man im Altertum Städtegründungen in Zusammenhang mit dem Fall Troja's und den Wanderungen des Aeneas und seiner Fluchtgenossen brachte. So leiteten italienische Städte ihre Herkunft gern von Rom ab, wie z. B. Florenz von einem Hauptmann Florentius aus der Zeit des Caius Julius Cäsar. Ähnlich brachte Tacitus in der Germania Asciburgium mit Ulisses und Laërtes zusammen, wobei Müllenhoff an die Orendelsage denkt. Otfried von Weißenburg läßt die Sachsen von „Alexanders slahtu“ abstammen und noch die Kaiserchronik nennt sie Mannen des „wunderlichen Alexanders“. Die Franken leiteten dagegen die mittelalterlichen Chronisten gerne von den Trojanern her. Das sind allerdings Sagen, zuweilen gelehrte Fabeleien; aber sie haben die historische Wahrheit festgehalten von den tausend okzidentalisch-orientalischen Berührungen, durch welche die abendländische Kultur sich entwickelte. Sie sind nicht historische Wirklichkeit in der Art, wie sie im Einzelfall erzählt werden, sie sind aber Wahrheit in jenem höheren Sinn, in welchem schon Aristoteles die Dichtung philosophischer als die Geschichte genannt hat. Alle Sage ist nicht Erdichtung, sondern Verdichtung des historischen Geschehens im Geiste des Volkes. Die Sage ist Geschichte, wie sie hätte sein können, wenn ihr tatsächlicher Gang nicht mannigfache Ab-, Um- und Irrwege eingeschlagen hätte, um endlich zu dem Ziele zu gelangen, welches von vornherein mit der Entstehung einer bestimmten historischen Richtung gegeben war. Die Sage gleicht einer Karte in verjüngtem Maße, welche nur die Hauptzüge wiedergibt. Sie hält die immanente Wahrheit des historischen Geschehens fest, die historische Wirklichkeit stellt sie mit den ihr eigentümlichen Mitteln: Bild und Gleichnis dar. Gilt dies von aller Sage, so gilt es ganz besonders von der Legende, welche emporgewachsen ist aus dem Boden der christlichen Weltanschauung. Dies leitet uns zurück zu Kraliks „goldener Legende“ und gibt den Schlüssel zum Verständnis des umfangreichen Werkes in seiner Einheit. Ein Grundgedanke durchzieht es: das Kreuzesbanner ist in seiner Mitte aufgepflanzt, das Erlösungswerk bildet seinen Mittelpunkt, vor welchem sich eine Ewigkeit auftut und hinter welchem sich der Blick in eine Ewigkeit verliert. Alles Irdische, alle Menschengeschichte, die sich in buntem Wechselspiel zwischen diesen beiden Polen der Ewigkeit vollzieht, erhält erst Wert und Bedeutung durch ihre Beziehung auf diese — und so ist „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“. Vom Standpunkte dieser Weltanschauung verband die Legende Vergangenheit und Gegenwart und behielt historische Wahrheit in jenem höheren Sinne, mochte sie auch

in allen Einzelheiten abweichen von der historischen Wirklichkeit und deren Zufälligkeiten. In diesem Sinne hat Kralik, wenn ich ihn recht verstehe, die Legende aufgefaßt und in einem umfassenden Werke dargestellt, was der „Scolasticus“ Ezzo gleichsam in einer kurzen Summa theologica gegeben hat. — Mit der „Kreuzfindung“ schließt Kraliks Thema und mit einer Rückwendung zum Prooemium klingt es aus:

Zu Ende ist nun mein Gesang,
Vollbracht des Kreuzes Siegesgang.
Das Banner, dem der Heiligen Chor
Nachfolgt, das Christus hält empor,
Das sollen wir in schweren Tagen
Wieder zu Kampf und Siege tragen
Von Pol zu Pol, bis alle Welt
Sich treu zu diesem Zeichen stellt.
So wird uns Seligkeit und Heil
Hier und in jener Welt zu Teil.
Fest steht das Ziel so hell und klar:
Wohlauf getreue Heldenschar!
Gott ist hier Richter in dem Spiel,
Die Himmelskrone ist das Ziel.
Im Kampf nur wird, o Christenheld,
Von dir erzielt der Kern der Welt!





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

V.

Weihnachten 1848. Neujahr 1849.

1.

Wie wohl tut im Alter Liebe! Wie wohl tut mir in meinen hohen Jahren die Erinnerung an die reiche, innige, hingebende Liebe, die ich in meiner Jugend genossen! Wenn ich dieser Erinnerung in meinen jetzigen Aufzeichnungen zu sehr nachhänge, wenn ich in Einzelnheiten eingehe, die wohl nur für mich ein Interesse haben, so muß es mir der geneigte Leser zugute halten. Senectus garrula!

Wie erging es in der Zeit meiner Abwesenheit meinem Engel in Prag? Ihre Briefe zeigen es! Ich habe sie alle bewahrt, bis auf den kleinsten Zettel — sie die meinigen nicht alle, und das kam daher: Mein liebes Weibchen pflegte die Briefe, die sie von ihrem fernen Gatten empfing, in ihre Tasche zu stecken, um sie in freien Augenblicken hervorziehen und wieder lesen zu können, was so lang geschah, bis ein neuer Brief den früheren ablöste. So kam es, daß manche Briefe, auf die eine längere Pause folgte, oder solche, die ihr besondere Freude machten und die sie des Tages wohl zehnmal herauszog und wieder hineinsteckte, zuletzt so zerknittert und wohl auch verrissen waren, daß mit ihnen nichts mehr anzufangen war.

Doch nun zu *ihren* Briefen! Während ich, eingeführt in eine neue Welt, wo mir jeder Tag, jede Stunde Arbeit und Wechsel brachte, nur in *Neben*stunden an meine Liebe denken konnte, füllte das *ganze* Herz meines Weibes nur *ein* Gegenstand aus: jeder ihrer Briefe legte davon Zeugnis ab, jeder ließ mich immer von neuem dieses zarte Gemüt, diese treue und hingebende Liebe, diese schöne Seele erkennen!

Dieses gute, liebe, treue Weib, das bald Mutter werden sollte! Dreiviertel Jahre waren wir verheiratet und nur die geringere Zeit davon waren wir beisammen! Wie wenig waren da für sie Tage der ungetrübten Freuden, wie viel der Sorgen und Befürchtungen! Die arme Frau kam aus der Angst nicht heraus: immer bangte sie, es könne mir ein Leid

widerfahren; sie sah mich im Geiste von Feinden umgeben, die nur darauf lauerten, mich aus dem Wege zu schaffen.

Sie war guter Hoffnung, und wie sie meinte, nicht sehr fern von ihrer Entbindung: junge Frauen pflegen sich das erstemal über den Eintritt des Ereignisses zu täuschen. Ich sprach immer mit großer Zuversicht, es werde ein Bub sein, und so setzte sich dieser Gedanke auch in ihrem Köpfchen fest. „Wenn ich denn schon wieder allein sein muß", schrieb sie mir nach meinem letzten Abgang von Prag, „so wird mein Trost die Beschäftigung mit meiner kleinen Ausstattung sein. Wenn ich arbeite und mir unsern kleinen Kerl hineindenke, da kann es nichts glücklicheres geben als mich, und doch zitt're ich bei dieser Freude, ob mir der Allmächtige die ganze Fülle seiner Gnade schenken wird." Es hatte sich in Prag einige Jahre früher in unserer Bekanntschaft ein trauriger Fall ergeben. Die junge Frau des Dr. Likawetz-Oberhauser war in Folge ihrer Entbindung gestorben und das Kind mit ihr, und allgemein hatte es geheißen, sie sei nicht dahin zu bringen gewesen, ihre Trägheit zu überwinden, sondern sei die letzten Monate fast unausgesetzt im Zimmer geblieben. Dieses Beispiel hielt ich meiner Mina vor Augen und ich erinnerte sie fast in jedem meiner Briefe an das Versprechen, das sie mir gegeben, recht viel Bewegung zu machen. Das tat sie denn auch. Wenn sie nicht spazieren ging, so machte sie sich im Hause zu schaffen oder in der Wohnung, die wir gemietet hatten, da sie noch immer an dem Gedanken festhielt, daß wir schließlich in Prag bleiben würden.

Dabei ließen ihr aber die fortwährenden Sorgen um mich keine Ruhe. „Wenn ich mich endlich so weit beruhige, daß ich keine Gefahr für Dich sehe, so quäle ich mich wieder damit, daß Du zu viel arbeitest und Dir keine Erholung gönnst. Wie oft habe ich Dich gebeten, nicht so lang in der Nacht aufzubleiben, und nie hat es etwas genützt. Jetzt wirst Du es gewiß weniger als je unterlassen. Dann bist Du auch so leichtsinnig in Deiner Behütung, das Wetter ist jetzt so ungesund, bösartige Krankheiten so häufig!" Da sie mich so oft unterwegs wußte, examinierte sie mich: ob ich mir Filzstiefel, warme Socken angeschafft? Ob ich nicht ihr zu lieb doppelte Wäsche anziehen wolle? „Dein Pelz reicht ja nur bis zu den Knien!" Auch meine Toilette machte ihr zu schaffen: sie schrieb mir vor, wie ich mich kleiden, was ich tragen, was ich nicht tragen solle, z. B. kein dreieckiges Halstuch: „Du weißt was ich meine, die ‚Strickeln'; ich bitte Dich recht schön darum! . . . Sei nur nicht böse auf Deine kleine Frau, daß sie Dich so plagt — aber kann ich dafür, daß ich Dich so unendlich lieb habe? Ich glaube nicht, daß ich dafür kann, und da es nun einmal so ist und nie anders sein wird, so lebe ich nur ganz für Dich!" Auch als Hausfrau hatte sie durch mich

allerhand Plage. Bei unserer übereilten Flucht aus Wien hatten wir unser größeres Gepäck in Wien zurücklassen müssen und jetzt kam von den Koffern der eine nach Prag, der andere nach Olmütz und meine Frau vermißte bald dies, bald das, z. B. meine gestickten Hemden, ob ich sie etwa erhalten habe? Als in meinem nächsten Brief — ich immer in Geschäften und in der hohen Politik! — keine Erwähnung davon machte, bekam ich von meinem allerliebsten und allerschönsten Weibchen einen kleinen Putzer: „Dir scheint das alles freilich sehr kleinlich; aber für mich ist das so wichtig, wie für Dich eine Sitzung!"

So lang sie mich in Olmütz wußte, war sie etwas ruhiger. Wenn ich aber mit Stadion und Schwarzenberg, mit Bach und Bruck jetzt nach Kremsier, jetzt nach Wien fahren mußte, da hatten ihre Befürchtungen kein Ende. Und besonders ein Gedanke war es, der ihr keine Ruhe ließ. „Ich klagte Dir", schrieb sie mir eines Tages, „daß ich niemals von Dir träume, aber jetzt kamst Du mir zwei Nächte nacheinander im Traume vor. Seitdem schlief ich aber zwei Nächte gar nicht aus Angst und Kummer, ich weiß nicht, warum ich mich gar so fürchte; vor was, kann ich eigentlich nicht aussprechen, aber hauptsächlich wohl um Dich. Ich möchte Ruhe überall wissen nur wegen Deiner, und ich muß täglich neue Sachen hören, die mich quälen die ganze Nacht; es fehlt nur noch, daß mir einmal Löhner begegnet, dann fall' ich um!" Ja, Löhner war ihr Schreckbild! Er war mein politischer Gegner, und besonders häufig waren meine persönlichen Berührungen mit ihm nicht; wir waren beide empfindlich, er mied mich und ich mied ihn. Doch im Umgang war er durchaus höflich und zuvorkommend, Gentleman durch und durch. Aber meine Mina in ihrem reizbaren Zustande setzte sich's nun einmal in den Kopf, Löhner sei unser persönlicher Feind, sie bildete sich ein, er stelle ihr um meinetwillen nach. Löhner erschien ihr öfter im Traum und immer so fürchterlich, daß sie vor Schrecken erwachte: „Er war, seit ich ihn das erstemal gesehen, mein innigster Feind, jetzt aber ist er mein böser Geist und ich fürchte ihn als solchen. Heute Nacht konnte ich gar nicht schlafen, da fällt mir dann allerhand tolles Zeug ein. Ich höre ein Geräusch, als ob jemand bei uns im ersten Stock durchs Zimmer ginge, später, als ob die Möbel geschoben würden. Meine Angst war sehr groß, ich nahm mir den Mut, die Köchin zu wecken, diese mußte um den Hausmeister gehen, meine Mutter wachte auf, und so gingen sie suchen. Es fand sich alles in der besten Ordnung. Nun darfst Du aber nicht glauben, daß ich einen Dieb gefürchtet, sondern meine Einbildung war, daß mich Löhner suche, um mich zu morden. Am Morgen ärgerte ich mich selbst über den Einfall, Alterchen, lache mich recht aus, ich verdiene es." Von da an machte

sie jeden Abend, bevor sie sich schlafen legte, mit der angezündeten Lampe die Runde durch alle Zimmer, um zu sehen, ob nicht Löhner irgendwo versteckt sei.

Da ich ihre Angst kannte, so beschloß ich, ihr nicht zu schreiben, wenn ich nach Wien reisen mußte und so lange ich dort weilte, sondern erst nachdem ich wieder zurück war. Aber damit wurde es noch schlimmer. Als während einer solchen Pause durch sechs Tage kein Schreiben von mir eintraf, kam namenlose Angst über sie. So oft am Haustor geläutet wurde, lief sie die Stiege hinab, ob es nicht der Briefträger oder ihr Bruder Ferdinand sei, der ihr meine Briefe aus dem Komptoir zu bringen pflegte. Sie litt Todesqualen und schlief keine Nacht. Als der siebente Tag da war, wollte sie mir nachreisen, allein die Mutter verwehrte es ihr. Dafür mußte ihr Bruder Heinrich versprechen es zu tun; es sollte nur die Post des nächsten Tages abgewartet werden. Da kam endlich ein Olmützer Brief und nun war sie ihre Befürchtungen los. „Du kannst meine Angst nicht übertrieben finden," schrieb sie mir, „wenn Du nachdenkst, wie oft ich Ursache gehabt, um Dich zu bangen, und wie die Entfernung noch alles verschlimmert und wie ich so gar nichts anderes denke als an Dich und das, was Dich umgibt."

Das war um die Zeit, da ich mich wegen des Ministeriums entscheiden sollte. Ehrgeiz hatte mein Engel nicht, sie hatte nur ihre Liebe. „Wenigstens habe ich wieder diese Angst überstanden, Dich in Wien zu wissen," schrieb sie mir am 15. November; „auch bin ich über Deinen Entschluß, die Stelle abgelehnt zu haben, sehr beruhigt . . . Ich habe nie gern davon gehört, doch nie meine Meinung darüber geäußert, weil ich mich ganz auf Deine klare Einsicht verlasse. Du kennst meinen Wunsch, aber halte Dich nicht daran, wenn Deine Bestimmung eine andere ist." Endlich war doch der Schritt geschehen und nun gab es Glückwünsche von allen Seiten. Alexander Dreyschock gab in dieser Zeit jeden Sonntag eine musikalische Matinée und Heinrich hatte seiner Schwester mit einem Abonnement ein Geschenk gemacht. Sie fand da einen kleinen, aber sehr hübschen Kreis und machte recht angenehme Bekanntschaften. „Letzten Sonntag", schrieb sie mir Ende November, „war ich bei 180*) und habe mich sehr gut unterhalten, deshalb, weil so viel von Dir gesprochen wurde. Die Gräfin Elise Schlick konnte gar nicht genug von Dir reden. Stolz bin ich nicht, wenn mein liebes Männchen überall so gelobt wird, denn es ist ja nicht mein Verdienst; aber oft kann ich mich vor inniger Freude der Tränen kaum erwehren!"

Das zweite, was sie mit meiner neuen Stellung aussöhnte, war die gute Laune, die sie aus meinen Briefen wahrnahm. Es war für den

*) 3 × 60 = drei Schock.



28. November den Abgeordneten zu Ehren in Kremsier ein Ballfest arrangiert worden und ich hatte meinem Weibchen, um es ein wenig zu necken, geschildert, wie ich mich da unterhalten, wie ich tanzen und die Kour machen wolle. Was schrieb mir das seelengute Wesen zurück? „Glücklich war ich, als ich aus Deinen lieben Zeilen Deine heitere Stimmung erkannte. Tanze, Alterchen, so viel Du willst, natürlich mit Rücksicht auf Deine Gesundheit, aber denke dabei hübsch an Deine Frau. Den Hof machen darfst Du aber nicht, nur deshalb, weil es sich für einen so kleinen Ehemann nicht schickt.“ Bald darauf konnte ich ihr melden, ich sei mit Bach und Cordon auf dem Ball gewesen, aber bloß ein Halbstündchen: „Getanzt habe ich nur zwei Touren, die eine ehrenhalber mit meiner Hausfrau, die andere aus Belohnung mit einem hübschen Mädchen. Den Hof habe ich gar nicht gemacht, bist Du's zufrieden?“

* * *

Immer hoffte meine Frau, daß ich nach Prag kommen werde. Wenn unten am Hausflur geläutet wurde, selbst zu ungewöhnlichen Stunden, meinte sie, ich müßte es sein. Wenn ihr Bruder Ferdinand etwas später nach Hause kam oder wenn Herr Steiner, ein alter Freund ihres Vaters, der seit einiger Zeit im Fügner'schen Hause wohnte, in der Nacht die Glocke zog, „weil er oft den Hausschlüssel vergißt“, gleich war sie an der Treppe, „und ging immer traurig zurück“, wenn sie dann sah, daß es eine Täuschung war. „Bis Du nach Prag kommst,“ schrieb sie mir am letzten November, „dann habe ich doch wieder einige schöne Stunden zu erwarten; dann darfst Du aber auch gar kein Geschäft unternehmen, nur bei mir und ich bei Dir sein!“

Am Sonntag den 3. Dezember verbreitete sich in Prag plötzlich das Gerücht, der Kaiser sei in der Nacht angekommen: „da überfiel ein Schauer alle Bewohner, es war so unheimlich, bevor sich alles aufgeklärt.“ Ihr erster Gedanke war: wenn der Kaiser da ist, kann das Ministerium nicht auf sich warten lassen; doch bald zeigte es sich, es sei nicht der Kaiser, der regiert, sondern der Kaiser, der die Regierung niedergelegt und sich Prag zu seinem Ruhesitz erkoren hatte: „Wenn nur jetzt unsere lieben Prager recht ruhig bleiben; ich möchte jeden, dem ich begegne, darum bitten!“

Zwar in der ersten Zeit kam immer wieder etwas, was die Ruhe der Stadt zu stören drohte. Am zweiten Tage nach der Ankunft des Kaisers war die große Deputation des Reichstages angekommen und im „schwarzen Roß“ abgestiegen. Mitglied derselben war, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, der Präsident Smolka und so hieß es jetzt, die Techniker wollten ihm, weil er Strobach vom Vorsitz im Reichstage verdrängt hatte, eine Katzenmusik veranstalten. Auf diese Nachricht wurden die Militär- und Nationalgarde-Posten verstärkt, abends Patrouillen durch die Straßen geschickt;

in den Häusern nächst dem Hotel hielten sich, so erzählte man sich in der Stadt, mit Stöcken bewaffnete „Gutgesinnte“ in Bereitschaft, um über die Studenten, falls sie mit ihren Musik-Instrumenten kämen, herzufallen und sie durchzubläuen. Es geschah aber nichts; gewiß war alles ein leeres Gerede und im Abendblatt vom 6. war zu lesen, die Studenten hätten der Deputation einen Fackelzug bringen wollen.

Kaum war diese Sorge beseitigt, so brachte der Streit um die Altstädter Hauptwache, nämlich die in den ebenerdigen Räumen des Rathauses, neue Aufregung. Jene Räume waren seit Einführung der Nationalgarde von ihr besetzt und nun verlangten Windisch-Grätz und Khevenhüller, sie sollten dem Militär abgetreten werden, da die alte Militär-Hauptwache am großen Ring in den Junitagen verwüstet worden war. Obwohl der Nationalgardedienst jetzt schon sehr lässig betrieben wurde und man Not hatte, die erforderlichen Leute zusammenzubringen, so galt es doch als Ehrenpunkt, das zu behaupten, was man errungen hatte. Die Aufregung verbreitete sich unter dem gemeinen Volk und Gruppen versammelten sich fast täglich vor dem Rathause mit trotzigen Mienen und herausfordernden Reden.

Noch etwas kam hinzu, was in gewissen Kreisen eine üble Stimmung erregte: die Belohnungen und Auszeichnungen, die an jene Leute der Mannschaft verliehen wurden, die sich bei dem Pfingst-Aufstande tapfer gehalten hatten. Von Seite des Militärs hatte man dazu volles Recht und allen Grund und die „Siebenundsechziger“ sahen das sehr wohl ein; allein die andern, wenn sie auch nicht Freunde der Revolution waren, erblickten eine Verhöhnung oder Beschimpfung darin, daß jene öffentlich ausgezeichnet wurden, die ihren Mitbürgern so empfindliche Schläge beigebracht hatten. Im Prager Stadtrat, der am 7. Dezember seine erste Sitzung in der neuen Ratsstube hielt, stellte ein gewisser Rott den Antrag, eine Verwahrung gegen die den Soldaten für ihre Mitwirkung in den verhängnisvollen Junitagen zuerkannten Auszeichnungen einzulegen.

Indeß ging auch dieser Ärger vorüber und mit jedem Tag besserte sich die Stimmung: es war doch nichts kleines, wieder einmal Kaiserstadt zu sein, was die Stadt seit Rudolf II. Zeiten nicht gewesen war. „In Prag“, berichtete mir meine Mina am 15., „ist's seit der Ankunft unseres alten Kaisers viel lebhafter geworden. Die Leute gehen nicht mehr mit trotzigen Mienen und gesenktem Kopfe umher; ich glaube es ist jetzt nirgends so gut zu leben als in unserem schönen Prag. Väterchen brachte heute die erfreuliche Nachricht, daß sich die akademische Legion aufgelöst habe, ohne dazu aufgefordert zu sein; ich wünsche sehr, daß es so wäre!“ Das war nun allerdings nicht so ganz der Fall. Gerade in jenen Tagen wurde die alte

Studentenfahne, die nach der Pfingstwoche auf den Hradschin gebracht worden war, feierlich von dort abgeholt, unter Bedeckung von bürgerlichen Grenadieren in das Klementinum getragen und einer Abteilung bewaffneter Studenten übergeben. Der Bürgermeister Wanka, der Rektor Magnifikus, der Nationalgarde-Kommandant Haase, der Präses des Studenten-Ausschusses hielten Reden, worauf Studenten und Bürger-Grenadiere die Fahne in das Rathaus trugen, wo sie aufbewahrt bleiben sollte, bis die akademische Legion reorganisiert sein würde.

Dazwischen trieb der nationale Zwist immer neue Giftblüten. Zwei Kompagnien der Nationalgarde, Rott und Fingerhut (Náprstek), weigerten sich, das deutsche Kommando anzunehmen, worüber es in der zweiten Hälfte Dezember einen erbitterten Zeitungskrieg gab.*) Selbst in Angelegenheiten, die das materielle Wohl betrafen, überwogen nationales Mißtrauen und Furcht fast überall die allein auf den Platz gehörigen praktischen Rücksichten. Als die Frage des kommerziellen Anschlusses an den deutschen Zollverein an der Tagesordnung war, wandte sich der Fabrikant Leitenberger aus Kosmanos an die Slovanská Lipa in einem Schreiben, worin er die Vorteile, ja die Unerläßlichkeit eines solchen Anschlusses nachzuweisen suchte. Er erhielt darauf eine Antwort, die das Hauptgewicht, warum dieser Anschluß nicht erfolgen könne, auf die nationale Seite der Angelegenheit legte. Am Abend des 11. März war im Saale des Wenzelsbades das Wort: „Der Čeche und der Deutsche ein Leib!" erklungen und mit lebhaftem Beifalle begrüßt worden. Aber was geschah seitdem?! Von beiden Seiten wurde jede Kleinigkeit gierig aufgefaßt, um den Riß zwischen beiden Nationalitäten größer zu machen, um die Wunde, an der das Vaterland zu verbluten drohte, mehr und mehr aufzureißen, nationale Sympathien und Antipathien gaben den Maßstab ab, nach dem alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens beurteilt wurden. So tief fraß sich die gegenseitige Abneigung, ja Feindschaft in die Gemüter hinein, daß sie selbst das Heilige in ihren häßlichen Parteizwist hineinzogen, die Čechen den Vers ihres uralten frommen St. Wenzelsliedes »utěš smutné, zažeň vše zlé« (Tröste die Trauernden, verjage alles Böse) in »vyžeň Němce, cizozemce« (Treibe die Deutschen hinaus, die Fremdländer) umsetzten, was ihnen die Deutschen damit vergalten, daß sie ihre slavischen Landsleute „Wenzelsläuse" schimpften, ja in manchen Gegenden die Wenzels- und Adalbert-Statuen als Abbilder „čechischer" Heiligen verunglimpften oder gar zerstörten.

* * *

*) Bohemia Nr. 254 vom 22. Dezember „Eingesendet", Nr. 255 vom 23. „Entgegnung", Nr. 256 „Erklärung", &c.

Meine Frau wurde immer matter und schwerfälliger und darum wiederholte ich es in meinen Briefen fort und fort, sie möge der gefährlichen Neigung nach Ruhe nicht nachgeben, sondern täglich und fleißig spazieren gehen und in jedem ihrer Briefe kam die Versicherung, daß sie meinen Mahnungen gewissenhaft nachkomme, wenn es ihr gleich etwas schwer falle. Tatsächlich mußte sie manchmal während eines Ganges durch die Stadt in ein Haus treten und sich für ein Weilchen auf die Stiege setzen, um frische Kräfte zu sammeln: „Das braucht Dich aber nicht zu ängstigen, ich bin dabei gesund; auch gehe ich nie allein aus, meine gute Mutter begleitet mich jeden Schritt, schläft bei mir und sorgt für mich wie für ein Kind.“ Abends war sie immer todmüde und würde sich schon um acht Uhr niedergelegt haben, wenn die Mutter sie nicht genötigt hätte, noch ein Stündchen aufzubleiben; dafür mußte die Mutter ihr versprechen, sie am Morgen länger im Bette zu lassen. „Heute bin ich sehr müde“, schrieb sie mir eines Tages, „ich war in der Kirche, bei Deiner Schwester Marie, bei der meinigen, bei Dreyschock im Konzert, auf der Bastei und am Abend noch auf dem Roßmarkt um einen Einkauf zu besorgen — bin ich nicht brav?“ Aber ich war auch brav, ich befolgte ihre Mahnungen und sie lobte mich dafür: „Dafür, daß Du für Deine Gesundheit sorgst, kann ich Dir nicht genug danken; denn ich bin es von Dir nicht gewohnt. Wenn Du zu Weihnachten recht gut aussiehst, werde ich Dir die Freude machen, recht gesund zu sein.“

Ihre Klagen wegen zunehmender Müdigkeit wiederholten sich nun mehr und mehr. „Ich kann vor Mattigkeit nicht mehr schreiben“, hieß es eines Abends in ihrem Briefe, „ich habe eingepackt und ausgepackt und das wird mir nun schon etwas schwer. Auch bin ich heute so traurig, ich kann Dir gar nicht schildern wie, und da ists besser ich schließe. Gute Nacht mein Alter!“ Am andern Tag setzte sie noch ein paar Zeilen dazu: „Guten Morgen! Ich liebe Dich noch immer so wie gestern, *mehr* nicht, weil man nicht mehr lieben kann!“

Und so kam die frohe Zeit näher und näher und ihre Stimmung wurde freudiger und freudiger: „Ach Weihnachten, Weihnachten, wenn ihr nur schon da wäret! Ihr seid ja der Anfang meines Glückes!“

Indes, bevor ich ihrer und meiner Sehnsucht willfahren konnte, hatte ich noch einige Pflichten zu erfüllen. Ministerialrat Exner drang fortwährend in mich, ich möchte auf einige Zeit nach Wien kommen, es werde sich da vieles besser und schneller schlichten lassen. Stadion kam wohl ab und zu nach Wien, aber nicht wegen der Unterrichts-Angelegenheiten; nur wenn es etwas besonders dringendes gab, wurde er von Exner aufgesucht.

Endlich am 14. Dezember konnte ich Kremsier für einige Tage verlassen. Ich betrat in Wien zum erstenmal mein Amtslokal. Es befand sich im Hoftrakt des sogenannten Modeneser-Palastes in der Herrengasse. Meine Bureauzimmer waren, wenn ich nicht irre, dieselben, wo bis zum 15. März Graf Sedlnicky gewaltet hatte. Sie waren allerliebst und ich befand mich von allem Anfang ganz behaglich darin. Ein alter Amtsdiener, Grünes mit Namen, kam seinem jetzigen Gebieter mit aller Beflissenheit entgegen. Einen so jungen Vorgesetzten hatte er während seiner langen Dienstzeit nie gehabt; er konnte mein Großvater sein und etwas von der liebevollen Obsorge eines solchen hatte, bei aller sonstigen Untertänigkeit, sein Benehmen gegen mich. Ich machte nun die Bekanntschaft mit meinen Referenten, die mir größtenteils persönlich fremd waren, sowie ich ihnen, und die mir alle äußerst freundlich entgegenkamen. Es waren in den verschiedenen Departements viele Angelegenheiten vorbereitet oder in der Vorbereitung begriffen, über deren Erledigung wir in mündlicher Beratung bald schlüssig wurden. Ich blieb nur einige Tage, versprach aber nach den Feiertagen wieder zu kommen, um einige wichtige Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen.

Um den 20. kehrte ich nach Kremsier zurück, um meinen Sitz im Reichstage wieder einzunehmen. Es handelte sich um einen Kredit von 80,000.000 fl., den der sparsame Kraus sich endlich entschlossen hatte in Anspruch zu nehmen. In der Kammer war nur von den „Polen im Frack“, in deren Namen Ziemiałkowski das Wort ergriff, und von Prato im Namen der Italianissimi die Einwendung erhoben worden, man solle zuvor das Verfassungswerk zustande bringen und dann erst das Verlangen des Finanzministers in Beratung ziehen. Das hieß also das Ganze vereiteln, der Staat konnte inzwischen verhungern; denn Kraus brauchte das Geld wie einen Bissen Brot. Der Finanzausschuß hatte, um beiden Teilen, den Ministeriellen und der Opposition, einen Gefallen zu tun, die Forderung Kraus' von 80,000.000 auf 50,000.000 fl. herabgerundet. So kam denn in der Sitzung vom 21., der ich wieder beiwohnte, die Angelegenheit zur zweiten Lesung. Im Reichstag war die Opposition an Zahl klein, obwohl an Ansprüchen sehr groß. Der kärntnerische Abgeordnete Nagele machte den Vorschlag, nur 30,000.000 zu bewilligen; das übrige solle man dadurch hereinbringen, daß man die Armee auf die Hälfte, den Beamtenstand auf ein Drittel herabmindere. Die Polen Bilinski, Ziemiałkowski, Durbasiewicz wollten gar nichts bewilligen; Borkowski war für die Bewilligung einer halben Million, und das tue er, wie er beifügte, nur deshalb, „weil nach der Geschäftsordnung ein Antrag, der den Hauptantrag gänzlich vernichtet, nicht gestellt werden darf“. Allein die überwiegende Mehrheit der Versammlung stellte sich auf die Seite

der Regierung; ja Schuselka und Borrosch, die man doch in anderen Fragen nicht zu den Ministeriellen zählen konnte, sprachen sogar für eine über die Ziffer des Finanzministers hinausgehende Kredit-Bewilligung. Als daher der Linzer Abgeordnete Wiser den Antrag stellte, nicht den vom Ausschuß reduzierten Betrag von 50,000.000 fl., sondern die von der Regierung verlangte ganze Summe zu bewilligen, waren die Oppositionellen in entschiedener Minorität, der Berichterstatter des Finanzausschusses blieb mit seinem Antrage allein und die eminente Mehrheit erhob sich für den Antrag Wisers.

Das Ministerium hatte somit einen glänzenden Sieg erfochten, und die Minister konnten vergnügt die Weihnachtsferien antreten. Für sie waren es allerdings keine Ferien, denn sie gedachten in Wien, wo sie von ihren parlamentarischen Verpflichtungen frei waren, erst recht zu arbeiten.

Stadion und Schwarzenberg, die beiden Unverheirateten, hatten an dem jungen Unterstaats-Sekretär für den Unterricht kaum etwas auszusetzen, als daß er eine Frau hatte und sie liebte. Sie sahen es daher allerdings nicht gern, als ich mir drei Tage erbat, um nach Prag zu reisen; doch abschlagen konnten sie mir es doch nicht. Und ich selbst, konnte ich anders? Wenn ich nicht käme, so hatte mir meine Mina geschrieben, dann würde sie „sehr traurig“ sein. Es lag in diesen wenigen Worten für mich etwas unsagbar Rührendes, so daß ich ihr unmöglich die Freude verderben konnte, ganz abgesehen von meiner eigenen Sehnsucht, das teure Weib wieder einmal an meine Brust zu drücken. So holte ich mir denn am 23. Dezember meinen „Passierschein“ zur Reise auf der Eisenbahn nach Prag „in Amtsgeschäften“. Als ich am anderen Tage vom Bahnhof in das Fügnersche Haus eilte, kam mir in der Hibernergasse mein Weibchen mit Begleitung entgegen. Sie ging schon sehr schwerfällig. Sie hängte sich in mich ein und ließ meinen Arm nicht mehr los, bis wir im Hause angelangt waren. Und was dann?

Und was dann? Nach einem Ausspruche Goethes wäre nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von schönen Tagen. Was versteht Goethe unter schönen Tagen? Er meint Tage von offizieller Freude, wo eine Festlichkeit die andere jagt, wo es Pflicht und Anstand gebieten, unausgesetzt ein heiteres Gesicht zu zeigen und verbindliche Worte zu sagen, in dem allgemeinen lauten Getümmel tätig und teilnehmend mitzutun. Das ist allerdings, wenn es eine Weile vom Morgen bis zum Abend so fort geht, schwer zu ertragen. Aber es gibt schöne Tage anderer Art. Eine englische Schriftstellerin sagt: „Das Leben hat seine Krystall-Tage (The life has its crystal days), seine auserlesenen Stunden fleckenloser Schönheit und einer so reinen Freude, daß wir die Blumen hereinrufen möchten, sich mit uns zu freuen, und das Gezwitscher der Vögel für uns aufhört, eine unverständliche Sprache zu sein.“ Von Blumen und

dem Geflöte der Nachtigallen war jetzt mitten im Winter allerdings keine Rede. Aber meine Mina und ich brauchten sie auch nicht, wir waren uns selbst genug. Nach langen Wochen ernster und unaufhörlicher Arbeit ein paar Tage halkyonischer Ruhe genießen, und dies an der Seite eines geliebten Wesens, dessen Umgang man so lang entbehrt hatte, den Abend schließen mit der Voraussicht eines schönen Morgens, am Morgen erwachen, um einen neuen Tag von Glück vor sich zu haben, wo das Erdenrund, wo die ganze Welt nichts für Dich ist, um nur dem geliebten Wesen, das Du Dein nennst, anzugehören, o, das sind Seligkeiten, die man erleben und genießen, aber nicht beschreiben kann!

Ich ging fast nicht vom Hause. Besuche machten wir keine, wir wollten die wenigen Tage, die uns vergönnt waren, für uns allein ausnützen. Eine einzige Ausnahme wurde gemacht, und ich habe mein allerliebstes Weibchen im Verdacht, daß sie es nur darum tat, um ihren Mann von allen Seiten geehrt und bewundert zu sehen. Es war eine Matinée bei Dreyschock, und der geneigte Leser wird mir erlassen, es auszumalen, welche Artigkeiten, welche Komplimente und Schmeicheleien dem jungen Unterstaatssekretär, dem Mitgliede des neuen, so kräftigen Ministeriums, dem Kollegen eines Stadion und Schwarzenberg dargebracht wurden. Nur einer tat dies mit kaum verhohlenem Widerwillen. Es war Bernhard Gutt, den ich in meiner früheren Prager Zeit durch Franz Klutschak kennen gelernt und mit dem ich damals auf recht gutem Fuße gestanden hatte. Jetzt aber hatte er einen tiefen Groll gegen mich gefaßt: ich war in seinen Augen ein Abtrünnling von der liberalen Partei, der wir jungen Leute unter dem Drucke des früheren Systems ja alle angehört hatten, ein Reaktionär, ein Werkzeug und Diener der freiheitsmörderischen Gewalt. Als ich nun in der Gesellschaft erschien, da hatte er, wie ich nachderhand erfuhr, mich gar nicht kennen, mir den Rücken kehren wollen und hatte sich auf Zureden der anderen nur soweit bezwungen, daß er, als ich auf ihn als alten Bekannten freundlich grüßend zuschritt, mir mit kalter Miene die Hand reichte.

Die schönen Tage von Aranjuez waren rasch genug vorbei, sie waren gekommen, sie waren gegangen, meine Frau und ich wußten nicht wie. Der Abschied wurde uns diesmal schwerer als sonst. Ich sollte am 26. mit dem Nachmittagzug abreisen. Wir hatten das „Henkersmahl" genossen und saßen um den Tisch, mein Weibchen an meiner Seite. Ich hielt sie umschlungen, sie hatte ihr schönes Köpfchen an meine Brust gelehnt. Besucher erschienen, sie beachtete nicht wer kam und wer ging, sie blieb regungslos an mich geklammert. „Wenn doch ein Maler da wäre, um die

Gruppe aufzunehmen," sagte einer der Augenzeugen leise zu meiner Schwiegermutter, die es mir später wieder erzählte.

Bevor ich aus dem Hause schied, band ich es meiner Schwägerin Julie auf die Seele, mir sogleich zu telegraphieren und zwar gleichzeitig nach Wien und nach Kremsier, weil ich ja nicht wissen konnte wo ich um diese Zeit sein werde, und das Telegramm habe kurz zu lauten: „Sie ist gesund, er ist gesund." „Aber wenn es ein Mädchen sein wird!?" „Es wird ein Knabe sein!" sagte ich in meinem Übermut, so daß nun auch mein armes Weibchen meinte, es könne gar nicht anders kommen. Es war nicht recht von mir, daß ich so sprach. Ich wußte, wie sehr sie an mir hing und wie ängstlich beflissen sie war, jeden meiner Wünsche zu erfüllen, und gewiß hat sie jeden Tag inbrünstig zu Gott gebetet, daß Er ihr einen Buben schicken möge. Wenn es nun aber nicht so kommen sollte? Der Gram darüber konnte an ihrer Gesundheit zehren!

Meine Freunde waren alle auf das Ereignis gespannt, besonders jene, die selbst junge Eheleute waren. „Was macht Deine Frau?" schrieb mir Schmidt-Goebel aus Wien. „Es muß ja bis zum jungen Unterstaatssekretär nicht mehr weit sein? Wir wünschen, daß es gut ablauft." Und Leopold Klaudy aus Kremsier: „Hast Du bei Dir zu Hause schon Vaterleiden und Vaterfreuden genossen, so bitte ich Dich, schreibe es mir. Meine Frau und ich sind sehr begierig, das wie und wann zu hören." Theodor Michel, der bei seiner Familie in Prag weilte, hatte meine Anwesenheit erfahren und wollte mich aufsuchen; als er aber am 27. kam, sagte ihm die Pförtnerin: »Pán Štabšekater už do Vidně odjel.«







Warnung.

Von M. Herbert.

Nehmt die gold'ne Täuschung nicht
Ganz dem armen Menschenhirne!
Reißt den Kranz der Jugend nicht
Von des Volkes brauner Stirne!
Ach, — der Liebe Göttin ward'
Längst durch Euch zur Straßendirne.

Von den Höhen habt den Wald
Ihr gefegt mit Eurem Besen,
Qualm und Ruß erfüllt das Tal,
Schmach und Not, wo Ihr gewesen.

Die Ihr Steine gebt statt Brod,
Statt des Glaubens halbes Wissen
Und des Wahnsinns Nervengrau'n
Für das ehrliche Gewissen,

„Wahrheit" schreibt Ihr auf's Panier!
In der Wahrheit Namen lügen,
Heißt um seine Seligkeit
Ein vertrauend Herz betrügen!

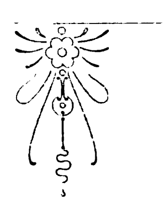
Eurer eig'nen Kinder Herz!
Ach, die Wahrheit ist kein Schemen,
Ist ein Geist von Gottes Geist,
Rächend wird sie Euch verfehmen.

Wahrheit ist, was lebt und treibt,
Was da blüht in Waldesgründen.
Wahrheit hüllt das Angesicht
Sich vor Lastern und vor Sünden.

Wahrheit steht in Licht und Kraft,
Wahrheit hat sich auserkoren
Ein geliebtes, blondes Kind,
Das sie selbst an's Licht geboren,

Das sie lächelnd Schönheit nennt,
Das in Unschuld und in Wonne,
Einer Frühlingsblüte gleich,
Sich entfaltet ew'ger Sonne.

Wahrheit scheut nicht vor dem Tod,
Doch sie weckt mit güt'gen Händen
Blumen auf dem öden Grab,
Ewig will sie Tröstung spenden.





Paul Verlaine.

(Mit Proben aus »Sagesse«.)

Von Laurenz Kiesgen.

Für den französischen Lyriker Paul Verlaine noch die besondere Aufmerksamkeit des deutschen literarisch gebildeten Publikums aufzurufen, dürfte keinen Zweck haben. Verlaine ist bei uns wohl bekannt. Wer die drei Schlagwörter Symbolismus, Mystizismus und Dekadenze mit vollem Bewußtsein gebraucht, der wird bei einiger Kenntnis der durch diese vielgenannten Begriffe gekennzeichneten Literaturzustände auch an Verlaine denken. Gerade jetzt kann eine Betrachtung seines zerrütteten Lebens und seiner Dichtung besonders willkommen sein, jetzt, wo man fast in jeder literarischen Revue von ihm oder über ihn liest und wo kürzlich der Wiener Poet Stefan Zweig den Versuch unternommen hat, das Beste der deutschen Übertragungen zusammenzustellen.*)

Das Interesse, das die katholische Literatur an einem Paul Verlaine nehmen kann, beruht hauptsächlich auf seiner Verssammlung „Sagesse". Ehe aber die Entstehung eines so merkwürdigen Bekenntnisses religiöser Erhebung zu begreifen ist, muß über das Leben des Verfassers hinreichende Klarheit geschaffen sein. Wir folgen dabei im wesentlichen dem Buche „Verlaine intime", von Ch. Donos nach Briefen und Dokumenten, die der Verleger Léon Vanier gesammelt hat. (Paris 1898, L. Vanier.)

Seiner Vaterstadt Metz, wo er am 30. März 1844 geboren wurde, widmete Paul Verlaine noch 20 Jahre nach dem unglücklichen Kriegsjahre 1870 Verse von glühender patriotischer Anhänglichkeit. Dort wuchs er auf unter vorwiegend militärischer Umgebung; nicht nur die Stadt war als starke Grenzfestung des französischen Lothringen die Garnison zahlreicher Truppenteile; sein Vater selbst war als „capitaine adjutant-major" zur Kriegsschule nach Metz abkommandiert. Früh zeigte sich bei dem Knaben ein zeichnerisches Talent; in den Unterrichtsfächern waren die Fortschritte mäßig. Seit 1851 wohnte die Familie Verlaine in Paris. Aber jedesmal in den großen Ferien besuchte man eine Tante väterlicherseits in den belgischen Ardennen, in dem Dörfchen Bouillon, wo reizende Naturschönheiten und weltabgeschiedene Ruhe den Hang zu poetischen Träumen genährt haben mögen. Daneben nährte die produktiv noch schlummernde Seele ein Durcheinander für Schüler „verbotener" Autoren; Joseph Prudhomme, Piron, Theodore de Banville werden genannt und ein Exemplar der „Fleurs du Mal" von Ch. Baudelaire begeisterte ihn zu Versen, die später seinem Erstling, den Poèmes saturniens beigegeben wurden.

*) Berlin 1902, Schuster und Löffler.

Die Bakkalaureatswürde, den Schlüssel aller öffentlichen Ämter in Frankreich, erhielt der wenig Strebsame doch im Jahre 1862; die Studentenzeit aber, die der Rechtswissenschaft geweiht sein sollte, in Wirklichkeit jedoch mehr der Kneipe gehörte, wurde sehr bald durch den wachsamen Vater unterbrochen. 1864 erhielt Paul eine Sekretärstelle bei der Seinepräfektur. Damit war sein amtlicher Ehrgeiz einstweilen befriedigt; umsomehr stachelte ihn nun das Streben nach literarischem Lorbeer.

Bald verband ihn eine enge Freundschaft mit François Coppée, obwohl ihre dichterische Ausdrucksweise so ziemlich die entgegengesetzte oder ausschließende war. 1866 ließ Verlaine bei Lemerre ein schmächtiges Bändchen erscheinen, dessen Druckkosten er durch eine Anleihe bei einer Cousine deckte. Es waren die schon erwähnten Poèmes saturniens. Augenscheinlich von Baudelaire beeinflußt, fand das Buch in der Kritik begeisterte Zustimmung und auch Sainte-Beuve hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück. Er schrieb ihm in launiger Art: „Comme tous ceux qui sont dignes de mâcher le laurier, vous visez à faire ce qui n'a pas été fait. C'est bien.“

Es folgt nun ein Leben, das mit den bekannten Versen „morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon“ kurz und gut bezeichnet ist; nur muß man bei Verlaine die Änderung eintreten lassen, daß der Helikon nicht der mondscheinbeleuchtete Hain oder die stille, heimatliche Klause des deutschen Poeten, sondern der glänzende Salon der Pariser Welt oder ein Nachtcafé bedeutet. Verlaine fing an, berühmt zu werden, also öffneten sich ihm die Salons. Er kam mit den literarischen Celebritäten seiner Zeit in enge Berührung. Am treuesten behielt er die Erinnerung an sein erstes Zusammentreffen mit Viktor Hugo, den er im Sommer 1868 in Brüssel aufsuchte.

Daß in dieser ersten Zeit des Ruhmes Verlaine glücklich war, ist wohl zu glauben. Neben literarischen beschäftigten ihn auch politische Interessen, die mit der Regierung des Kaisers (Napoleon III.) nicht gerade übereinstimmten. Der Hang zum Absinthgenusse aber nahm in jener Zeit der langen Abenddiskussionen bei einer großen Zahl näherer und entfernterer Freunde schon bedenklich zu. Es wird erzählt, daß Verlaine einst in heftiger Katerstimmung ausging, den Kaiser zu — töten. Er traf ihn auch auf seinem Morgenspaziergange, begnügte sich indes, ihn mit einem Blicke zu durchbohren.

Bald nach der Publikation der zweiten Lyriksammlung Fêtes galantes (1869) lernte der Dichter Mathilde Mauté kennen, ein einfaches Mädchen, die Milchschwester seines Freundes de Sivry. Hier schien ihm ein fester Halt im Leben geboten; die Brautzeit inspirierte ihn zu den ruhigen, schönen Gedichten in La bonne chanson (1870), die einen ganz anderen Verlaine mutmaßen lassen als den der beiden früheren Bücher. Allein, wer hoffte, daß dieser Bohemien durch die Ehe gezähmt werden und seine dichterische Aufgabe mehr in der ruhigen, bürgerlichen Richtung erkennen würde, der täuschte sich doch sehr.

Schon in die ersten Wochen der jungen Ehe (August 1870) warfen die Niederlagen der französischen Armee ihre Schatten; zwar wurde Verlaine nicht zur Grenze abberufen, aber er entzog sich nicht dem Dienste als Nationalgardist. Der Dienst, der ihn viel von Hause fernhielt, brachte bald Auseinandersetzungen und ernste Zerwürfnisse unter die jungen Gatten. Wenn

schon wahr ist, daß der „Krieger“ zuweilen seinen Heimweg ohne Aufenthalt in den Kneipen und Cafés hätte beschleunigen können, so ließ es anderseits Madame Verlaine an einer verständigen Leitung des Gatten fehlen. Sie liebte das Szenenmachen. — An den Ausschreitungen des kommunistischen Regimes nach dem Kriege in Paris beteiligte sich Verlaine „en bon patriote.“

Die Bilder, die La bonne chanson in anheimelnder Friedlichkeit von dem zukünftigen Eheglück entworfen hatte, verflüchtigten sich auf Nimmerwiederkehr, seit im Oktober 1871 ein junger Poet den Lebensweg des haltlos sinkenden Verlaine kreuzte: Arthur Rimbaud, der Dichter des Sonetts „Les Voyelles“ und des bekannteren „Bateau ivre.“ Rimbaud war damals 16 Jahre alt, war schon einige Male nach abenteuerlicher Flucht und Landstreicherei in seine Heimat Charleville (Ardennen) zurückgebracht worden und begann in den literarischen Kreisen in Paris Aufsehen zu erregen. Das etwas übereilt hingeworfene Wort Viktor Hugos über ihn: „Shakespeare-enfant“ machte die Runde. Durch ein paar Gedichte war Verlaine auf ihn aufmerksam geworden; sie wurden nun unzertrennlich. Was ihn leider sonst noch an Rimbaud fesselte, ist aus den Andeutungen „affection anormale“ und „vices contre nature“, die Ch. Donos gebraucht, zu entnehmen. Sehr richtig fügt er über diese dunkle Stelle in Verlaines Leben hinzu: „On a beau être atteint de la rage de la dissection, il est des charognes décomposées, purulentes et puantes où la main se refuse à plonger le scalpel.“

Der dämonische Hang zu Rimbaud war stärker als die Ehebande, die durch die Geburt eines Söhnchens, wie man hätte annehmen dürfen, bessere Verknüpfung finden konnten. 1872 und das folgende Jahr bis in den Juli wurden vagabundierend von den beiden zugebracht, teils in Frankreich, teils im Auslande. Sie sollen eines Tages wie abgerissene Landstreicher über die Grenze in französisches Gebiet zurückbefördert worden sein. Rimbaud verlor zuerst die Lust an diesem Leben. Als er aber — in der Nähe von Brüssel — dem Genossen die feste Absicht der Trennung kundgab, zog Verlaine einen Revolver, schoß und verwundete Rimbaud am Arme. Die Polizei nahm ihn in Gewahrsam, das Gericht verurteilte ihn zu zweijähriger Haft, die er im Zellengefängnis zu Mons absaß.

Von Rimbaud ist kurz zu bemerken, daß sein dichterischer Ehrgeiz früh, wie er gekommen, starb. Praktische Tätigkeit, eine krankhafte Sehnsucht nach dem Orient nahmen ganz von ihm Besitz; als Vertrauter des Negus Menelik sehen wir ihn später in Abessinien; eine tückische Krankheit verzehrte ihn langsam und führte seinen Tod im 37. Lebensjahre herbei (10. Nov. 1891).

Bei Verlaine vollzog sich in der Einsamkeit der Haft jene Umwandlung, die aus dem Libertin den Dichter des Buches Sagesse machte. Man kann darin freilich keine übernatürliche Einwirkung sehen. Es war der natürliche Rückschlag der früheren Ausschweifungen, daß er, in eine so schändliche Lage versetzt, in sich ging. Unter dem Eindrucke des Scheidungsurteils, das auf die Klage seiner Frau erfolgt war und ihm im Gefängnis zugestellt wurde, verlangte er einen Katechismus. „Ich weiß nicht“, erzählt er selbst, „was oder wer mich plötzlich erhob, mich aus meinem Bett warf und, ohne daß ich mir Zeit nahm mich anzukleiden, mich in Tränen schluchzend zu den Füßen des Kruzifixes niederzwang. Erst als es zum Aufstehen läutete, mindestens zwei

Stunden nach diesem kleinen Bekehrungswunder, erhob ich mich und betrieb der Regel gemäß die Reinigung und Ordnung meiner Zelle; dem Wächter, der eintrat und die gewöhnliche Frage: ‚Alles in Ordnung?‘ an mich richtete, sagte ich sogleich: ‚Lassen Sie den Priester kommen.‘ — Einige Minuten später teilte ich ihm meine Bekehrung mit.“

Wie wenig wichtig man diese „Bekehrung“ einschätzen darf, beweist der schnelle Rückfall, nachdem die widrigen Verhältnisse verschwunden waren. — Verlaines Mutter, die seit langen Jahren Witwe war, hatte auf die Kunde von der Einkerkerung ihres Sohnes Paris verlassen und in Mons Wohnung genommen, um stets in seiner Nähe zu sein. Als im Januar 1875 belgische Gendarmen den Dichter, der seine Strafe verbüßt hatte, zur französischen Grenze abschoben, da begleitete ihn die Mutter. Was geschah einen Monat später? Verlaine wurde vom Gerichte in Vouziers zu einem Monat Haft und 500 Frcs. Geldbuße — wegen „schwerer Bedrohung seiner Mutter“ verurteilt.

Es läßt sich denken, daß nach Verbüßung dieser Strafe Madame Verlaine ihren Sohn nicht erwartete: später aber söhnten sich die beiden wieder aus und versuchten einen kleinen Pachthof in den Ardennen zu bewirtschaften. Es kam nichts dabei heraus, ebensowenig bei der (1878) vorübergehenden Beschäftigung als Lehrer am Gymnasium zu Réthel. Seit 1881 finden wir ihn wieder mit der Mutter in Paris, ganz auf die Erträgnisse seiner literarischen Arbeiten angewiesen. Als 1886 die Mutter Verlaines starb, ergab der Verkauf des armseligen Mobiliars gerade die Kosten zu einem bescheidenen Begräbnis.

Mit der guten Mutter verlor der bedauernswerte Mann das letzte Band, das ihn an ein anständiges Verhalten hätte knüpfen können; von nun an ergab er sich dem Absinthteufel ganz und es beginnt die traurige Periode seines Lebens, die ihn betrunken von Kneipe zu Kneipe oder krank von der Straße ins Hospital wanken sah. Der Verleger Vannier war der einzige, der sich herzhaft der haltlosen Existenz annahm, Geldvorschüsse ins Endlose geben mußte und für rechtzeitige Unterbringung ins Krankenhaus sorgte, wenn die stets wiederkehrende Schwellung des Kniegelenks, an der Verlaine litt, es erheischte. Diese Krankheit darf man sogar als heilsam für den unverbesserlichen Vagabunden ansehen: so kam er, zeitweise wenigstens, von der Straße.

Verlaine schrieb viel; die Namen aller Vers- und Prosabücher hier anzugeben, hat wenig Nutzen. Im Jahre 1892 luden ihn begeisterte Verehrer in Holland zu einer Vortragsreise ein; er folgte der Anregung, besuchte so Holland und Belgien, später auch London, Oxford und Manchester, hatte auch überall viel Zulauf, obwohl er schlecht las. Der Geldsegen, der ihm zufloß, schmolz ebenso schnell dahin. Wie sehr er sich der Wertschätzung der jungen Poetenwelt Frankreichs erfreute, erwies seine Wahl zum Roi des poètes (August 1894). Die Boten dieser Ehrenwahl suchten ihn in einem ärmlichen Stübchen der Rue de Vaugirard auf, dessen Fenster auf den Jardin du Luxembourg gingen. Der Poet war guter Laune. „Je n' ai point de palais, mais voici mon parc royal,“ sagte er. Im Januar 1896 starb er im Hospital; das literarische Paris geleitete ihn pompös zu Grabe.

* * *

Der Karikaturenzeichner Emile Kohl stellt in der Sammlung Les Hommes d' aujourd'hui Paul Verlaine als Laubfrosch dar, der in einer menschlichen Hand ein aufgespießtes Herz trägt und mit der Rechten die Lyra schlägt. Ein langer Schwanz zeigt die Aufschrift Décadence, während uns das Angesicht Verlaines ziemlich ähnlich getroffen entgegensieht, mit der hohen, mißgeformten Stirn, worauf das Wort *Ἀνάγκη* steht, — mit dem wirren Bart und den tiefliegenden Augen. Die Karikatur ist nicht übel und der dominierende Begriff Notwendigkeit für die Auffassung dieses Trinkerdaseins scharf und charakteristisch.

Zur Beurteilung des Gesamteindrucks von Verlaines literarischer Persönlichkeit und der Wirkung in seinem Heimatlande ist es billig, die Stimmen französischer Kritiker zu hören. Zunächst stellt Georges Pellissier*) die anfängliche Beeinflussung durch Baudelaire fest, den später Leconte de Lisle und Théodore de Banville ersetzten. Zwischen der geschickten Nachahmung ihrer Kunst, die den feinziselierten Vers als die Höhe der Leistungen hinstellt, brechen auch schon originelle Verlainische Gedichte hervor. Die Parnassiens mit ihrer gezwungenen Rhetorik entsprachen nicht dem Wesen Verlaines. In La bonne chanson trifft man „viele kleine Gedichte, die durch naive Einfalt, durch Zartheit, durch Fluß der Form und ein gewisses linkisches Wesen auf eine neue Weise hindeuten. Das Kriegsjahr 1870 zerstreute die Parnassiens. Vier Jahre später erschienen die Romances sans paroles. Der Titel der Sammlung kündet eine mehr musikalische als rhetorische Poesie an. In der Tat finden sich hier flüchtige Seelenzustände, die nicht analysiert, nicht einmal durch bestimmte Züge festgehalten erscheinen, sondern durch Anspielungen, durch entfernte, schwankende Bilder, die kein logisches Band unter sich haben, ausgedrückt werden. Sieben Jahre später erschien Sagesse. Verlaine hat sich bekehrt; er schreibt jetzt fromme Verse, eine Art Litanei, in welcher sich sein angeborener Mystizismus aushaucht.

1885 wurde Verlaine als Vorläufer der Poeten angesehen, die sich dem Parnasse entgegenstellten. Die Symbolisten, die das Geheimnis einer weniger starren Form als die der Parnassiens suchten, einer Form, ausdrucksfähiger für Traumstimmung, wandten sich zum Verfasser der Romances sans paroles und machten ihn zu ihrem Meister. Aber wenn Verlaine auch ohne Zweifel der Pfadfinder des Symbolismus ist, wollen wir ihn doch nicht zum Haupt einer Schule machen. Er war nicht imstande, sich jemals irgend welche Regel aufzuerlegen. Seine ganze Doktrin faßte er in dem Alexandriner zusammen:

L'art, mes enfants, c'est d'être absolument soi-même.

Ein berühmtes Gedicht aus Jadis et Naguère enthält das, was er selbst sein Art poétique nennt.**) Diese Poetik enthält jedoch nichts zweifellos Symbolistisches im eigentlichen Wortsinne, sondern gibt genau die allgemeine Richtung an, in der sich die neue Entwicklung bewegt. — Was Verlaine will, ist eine Poesie, nicht verstandesgemäß wie die der Malherbe und Boileau, auch nicht nur malerisch wie die Théophile Gautiers oder architektonisch wie die des Leconte de Lisle, sondern fließend, ätherisch, mit weitem Spielraum im Ausdruck, eine „chanson grise."

*) Le mouvement littéraire contemporain. Paris, 1901, Hachette, S. 185 bis 192.

**) Von Otto Hauser vorzüglich übersetzt, Seite 98 der Sammlung, die St. Zweig herausgab. Vgl. oben.

Alles, was von Verlaine bleiben wird, kann auf ein Hundert Seiten geschrieben werden. Die zwölf oder fünfzehn Bände, aus denen sich seine poetische Arbeit zusammensetzt, verraten alle Augenblicke den Wirrwarr des Gedankens und das Ungeschick der Komposition. Manche Gedichte geben keinen nennenswerten annehmbaren Sinn und die meisten der verständlichen sind bald platt, bald gekünstelt oder sie vereinigen gar Bedeutungslosigkeit mit Geschraubtheit. Die letzten Sammlungen, im allgemeinen sehr matt, haben etwas unsagbar Greisenhaftes und Kindisches zugleich. Sagen wir das rechte Wort: es finden sich viele Albernheiten darin.

Aber was tut das? Eine kleine Zahl Gedichte, in Wirklichkeit ausgezeichnet und mit einem Ausdruck, der bis dahin unbekannt war, genügt, um ihm seinen Platz unter den größten Dichtern dieses Jahrhunderts zu sichern und ihn ohne Übertreibung als den Bahnbrecher der modernen Poesie anzusehen. Eine unaussprechliche Zartheit gibt gewissen Liedern Verlaines ihren eigentümlichen Reiz. Ganz instinktive Ergüsse eines schwachen Herzens, das bis zu seinen schlimmsten Ausschreitungen etwas Naives bewahrt hat, sind sie keiner Schule beizuzählen und man kann sie kaum Kunstwerke nennen. Aber gerade deshalb eröffneten sie im Gegensatz zur Dichtung der Parnassiens eine neue poetische Kunst.

Diesem Urteile Pellissiers sei ein durchwegs anderes aus der „Revue bleue“ angefügt, die in einem Aufsatze von M. Ernest-Charles (1901, 8) schrieb: Wäre Verlaine zwei Jahrhunderte früher geboren, so würde er in die lärmende Schar der Mottin, Berthelot, Sigogne u. s. w. aufgenommen worden sein. Diese unermüdlichen Schoppenstecher gossen ihre Trunkenheit in Versen aus, die zuweilen gut, sehr oft schlecht waren. Zwischen zwei Gläschen dichteten sie bacchische Strophen oder Liebeslieder und wenn sie zu viel getrunken hatten, schrieben sie religiöse oder philosophische Gedichte, gewürzt mit tiefen, großartigen Gedanken. ‚Nächst der Theologie und der Ästhetik sind die Frauen das Thema, über das die Männer am liebsten reden, wenn sie betrunken sind!‘ sagt einer der Helden Théophile Gautiers. Frauen, religiöse und ästhetische Stoffe, das ist auch wohl der ganze Ideenkreis des in Bezechtheit schaffenden Verlaine. Aber statt der guten französischen Weine trinkt man jetzt, was früher als heilsames Mittel galt: man trinke daher einige Absinth — etwas starke — und man wird wunderbar verstehen, wie Verlaine seine krankhaften, fast verrückten Zusammenhangslosigkeiten mystischer, religiöser oder unsauberer Art schreiben konnte, seine wahnsinnigen poetischen Theorien, seine Verse und seine unfaßliche, abschweifende Prosa. Man versteht dann auch, woher seine klagenden Lieder kommen, die oft entzückend und ausgelassen sind, seine melancholischen und bisweilen grausigen Kantilenen, seine verderblichen Bänkelsängereien: ungesunde Sachen wie der Absinth, der sie hervorbrachte. Gewiß, der Alkohol arbeitete an ihm langsam — aber sicher; aber im Ganzen war er das Opfer der Hanswurste, die ihn umgaben, unfertiger Poeten, die ihre langen struppigen Haare mit Leidenschaft trugen und auch weil sie nicht Geld genug hatten, sie schneiden zu lassen. Den übrigen Leuten kam er wie ein unerhörtes Wunder vor. Verlaine bemühte sich, diesen Ruhm noch höher zu treiben und eilte betrunken oder krank seinem Ende zu. Dazwischen schrieb er Verse, aber welche!

Man muß dieses scharfe und harte Urteil nicht außer acht lassen, da es von einem Manne herrührt, der Verlaines Treiben miterlebte und dessen Wort immerhin als Ausdruck der Meinung, die Zeitgenossen über den Dichter hatten, Beachtung verdient.

Deutscherseits hat man, wie schon bemerkt, sich viel mit dem sonderbaren Dichter beschäftigt. Otto Hauser, Siegmar Mehring und Paul Wiegler haben in besonderen Sammlungen eine Auswahl seiner Verse herausgegeben. In der Zusammenstellung von Zweig sind außer diesen noch vertreten Richard Dehmel, Franz Evers, Cäsar Flaischlen, Max Fleischer, Karl Henckell, Karl Klammer, Fritz Koegel, Hedwig Lachmann, Rich. Schaukal und Johannes Schlaf. Im Vorwort werden ferner noch 16 Namen aufgeführt, die einzelnes verdeutschten, wozu ich noch als 17. M. von Ekensteen nennen könnte, die im 2. Jahrgang der „Literarischen Warte" den Sonettenzyklus aus Sagesse in deutscher Übertragung veröffentlichte.

Die Gründe, die eine solche Beteiligung rechtfertigen, liegen wohl einerseits in den merkwürdigen Lebensumständen Verlaines, die eine gewisse Teilnahme hervorrufen müssen. Will man den Hang, etwas von dem absonderlichen Manne zu übersetzen, nicht einer Mode zuschreiben, so findet sich eine genügende Erklärung in der Verwandtschaft Verlainischer Empfindung mit der des deutschen Lyrikers. „Verlaine, der Dichter, dessen Vorfahren Deutsche gewesen, hat nicht viel mehr für Frankreich gefunden als das deutsche „Lied", das den Franzosen noch heute so unfaßbar und unbegreiflich ist, daß sie sich kein Eigenwort dafür gefunden und es hilflos in Anführungszeichen im Texte stehen lassen, der sich befremdet und beirrt von ihm abhebt." (St. Zweig.) Soviel dürfte aus dem Leben Verlaines, aus seinem Irren und Wirren sowohl wie aus seinen besseren Tagen, hervorgehen, daß wir hier einen jener genial unbeholfenen Menschen, einen wirklichen und echten Dichter vor uns haben, dessen Entwicklung nun einmal diesen Lauf genommen, dessen Andenken aber in zahlreichen wertvollen Schöpfungen lebendig bleiben wird.

* * *

Sagesse erschien 1880. Fünf Auflagen wurden bis 1899 gedruckt, gewiß kein großer Erfolg. Vielleicht, wenn das Buch einen deutschen Dichter zum Autor hätte, daß es dann mehr verbreitet worden wäre. So herzensinnige, fromme Klänge würden im Leierschlag deutscher Poeterei eine Erquickung sein.

Für viele Gedichte des Buches, das im Gefängnisse zu Mons entstand, zeigt das nachstehende Gedicht gleichsam die Grundstimmung. Es ist übrigens dasjenige unter Verlaines Stücken, das am meisten übertragen wurde; ich führe es im Original an, zugleich um den Verlainischen Vers zwar nicht gerade in einem der vollendetsten, wohl aber charakteristischesten Beispiele hinzustellen

Le ciel est, par dessus le toit,
Si bleu, si calme!
Un arbre, par dessus le toit
Berce sa palme.

La cloche dans le ciel qu'on voit
Doucement tinte.
Un oiseau sur l'arbre qu'on voit
Chante sa plainte.

Mon Dieu, mon Dieu, la vie est là
Simple et tranquille.
Cette paisible rumeur-là
Vient de la ville.

— Qu'as-tu fait, ô toi que voilà
Pleurant sans cesse,
Dis qu'as-tu fait, toi que voilà,
De ta jeunesse?

Die wohlgelungene Übersetzung von Cäsar Flaischlen setzt als Aufschrift über dies Gedicht: „Im Gefängnis".

Über die nachfolgenden eigenen Übertragungen aus Sagesse möchte ich kein Wort weiter sagen. Sie sind nach längerer Beschäftigung mit dem Buche entstanden und mögen für sich selber sprechen. Ob nicht andere, das Buch besser zeichnende Proben hätten übersetzt werden müssen, will ich nicht verneinen; aber es sind nun einmal diese. Am klarsten führt in die Verse Verlaines Vorwort ein, das zugleich ein Zeugnis ist, wie ernst es wenigstens damals dem Dichter mit seinem Buche war. Das Vorwort lautet unverkürzt wie folgt:

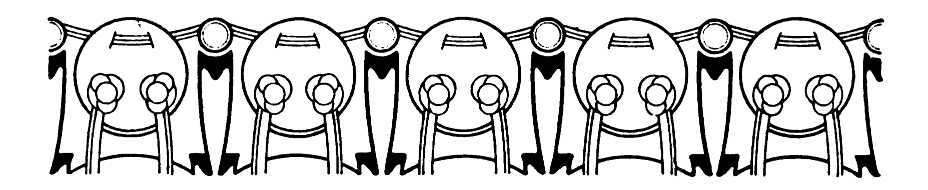
„Der Verfasser dieses Buches hat nicht immer wie heute gedacht. Er irrte lange in der gegenwärtigen Verderbnis und nahm daran teil aus Nachlässigkeit und Unwissenheit. Wohlverdiente Kümmernisse haben ihn seitdem gewarnt und Gott verlieh ihm die Gnade, die Warnung zu verstehen. Nun wirft er sich vor dem lange mißachteten Altare nieder, betet die unendliche Güte an und fleht zu der Allmacht, als der Kirche ergebener Sohn, zwar der letzte an Verdiensten, aber voll guten Willens.

„Das Bewußtsein seiner Schwäche und die Erinnerung an seine Sünden haben ihn zur Ausarbeitung dieses Buches veranlaßt; es ist das erste nach einem langen literarischen Schweigen, sein öffentliches Glaubensbekenntnis. Man wird, hofft er, nichts Gegenteiliges inbezug auf jene Nächstenliebe finden, die der nun wieder christliche Autor den Sündern schuldet, mit denen er ehemals und noch bis kürzlich den hassenswerten Lebenswandel führte.

„Zwei oder drei Stücke jedoch unterbrechen das Stillschweigen, das er sich mit Rücksicht hierauf in seinem Gewissen auferlegt hat; aber man wird bemerken, daß sie auf allgemein bekannte Tatsachen abzielen, auf Ereignisse, die seitdem zu providentiell erscheinen, als daß man in ihrer Wirkung nur ein notwendiges Zeugnis zu sehen vermöchte, nur eine Konfession, hervorgerufen durch die Idee der religiösen Pflicht und einer vaterländischen Hoffnung.

„Sehr jung, d. h. vor zehn oder zwölf Jahren, hat der Verfasser skeptische und trauriger Weise leichtsinnige Verse herausgegeben. Er wagt darauf zu rechnen, daß in diesen hier kein einziger Mißklang das Zartgefühl eines katholischen Ohres verletzen wird; das würde sein liebster Ruhm sein, wie es seine stolzeste Hoffnung ist."





Jakob Bidermann und das Jesuitentheater.*)

Von Dr. Anton Dürrwaechter.

Als im Jahre 1557 das Jesuitengymnasium in Köln begründet worden war, erstand an demselben bald auch eine Bühne für dramatische Aufführungen. Sie geschahen freilich erst zaghaft und tastend, mehr im Geiste einer schulmäßigen Rhetorik als wirklicher Dramatik, mehr in der Form von Dialogen über den Umgang mit den Menschen (De civilitate morum, 1562) oder über den wahren Ruhm (Ratio parandi veram gloriam) oder andere Erziehungsthemata als in ausgeführter Handlung, mehr mit Gedankenschemen als mit lebensvollen Menschen. Die blassen Begriffe, die Allegorien des Ruhms, des Glaubens, der Tugend und manche andere taten sich den Kothurn an und maßen sich mit ihren Gegensätzen im Geiste eines Prudentius, den Menschen des 16. und 17. Jahrhunderts zur Lust und Augenweide, unbegreiflich für unseren Geschmack. Auch der polemische Sturm der Zeit forderte seine Opfer. Die Bühne hallte wieder von dem Gezänk Luthers, Calvins und der Wiedertäufer (1565) oder Bezas und der Lutheraner (1567) und von dem Spott, den der Teufel mit ihnen trieb, oder der Triumphrede, welche St. Michael auf den Aufschwung der Kirche in Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien hielt. Aber auch diese polemische Dramatik blieb, so nahe sie auch durch das Beispiel des Reformationsdramas gelegt war, zum Glück nur ein tastender Versuch. Ernster faßte man die schöne Kunst des Sophokles und wenn man auch nicht durchdrang zu einer rein idealen Pflege derselben um ihrer selbst willen, so widmete man sich ihr doch bald eifriger und umsichtiger der Erziehung der Schüler wegen. Das Theater der Jesuiten in Köln und sonst wo war deine moralische Anstalt und zugleich ein Mittel der Propaganda, nun aber nicht mehr im polemischen Sinne, sondern in positiver Verklärung katholischer Glaubensanschauungen. Die Legende bestieg die Bühne, die Stoffe des alten und des neuen Testamentes wurden dramatisiert, die szenische Aufführung zu einem Fest- und Glanzpunkt ersten Rangs im Leben der Schule und der Stadt gemacht. Als man im Jahre 1579 die hl. Magdalena gab, geschah es an einem öffentlichen Platze der Stadt vor dem Nuntius Castagna, dem Erzbischof, dem Bischof von Würzburg, Karl von Aragon, und

*) Die Anregung zu den folgenden Ausführungen erhielt ich durch M. Sadils verdienstvolle Monographie: Jakob Bidermann, ein Dramatiker des 17. Jahrhunderts aus dem Jesuitenorden. Sonderabdruck aus dem Jahres-Berichte des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien. 1899 und 1900. Was ich hier nur in großen Zügen biete, wird an anderer Stelle ausführlich belegt erscheinen.



mit einer Wirkung, daß einer von den Bürgermeistern erklärte, in hundert Jahren sei Ähnliches in Köln nicht gesehen worden. Die Aufführung eines zweiten Stückes im nämlichen Jahre, des Daniel, fiel so aus, daß zahlreiche, beim Reichstage anwesende Persönlichkeiten sich eine Separatvorstellung erbaten.

So war man in Köln von dem Dialog einfachster Art und geringfügigster Handlung bis zum glänzenden, reichbewegten Festspiel fortgeschritten und so verlief noch an vielen anderen Orten die Entwicklung des Jesuitendramas in dieser Zeit. Was die von den Humanisten überkommene Erbschaft und der Wetteifer mit der protestantischen Dramatik ins Leben gerufen hatte, das reifte die Rücksicht auf die engeren Zwecke der Schule oder auf die weiteren der katholischen Welt und je nach dem Vorwiegen der einen oder der anderen, der Schule oder der Welt blieb das Theater der Jesuiten nur eine Aula für gymnasiale Zwecke oder weitete es seine Kulissen zu einer Bühne großen Stiles oder ward es ein Mittelding zwischen diesen beiden.

Zu einem solchen war es in Köln, wo sich seine Entwicklung aus dem Kleinen heraus besonders leicht verfolgen läßt, im Jahre 1579 geworden, ein weit über die Aula hinaus gewachsenes Theater großen Stiles war es bereits um die nämliche Zeit in München. Hier, wo die Jesuiten zuerst in Deutschland festen Fuß gefaßt, in der Hauptstadt des führenden Staates der katholischen Reform in Deutschland, wo nicht bloß ihre politischen Fäden zusammenliefen, sondern auch ihre geistig schöpferischen Kräfte sich wechselseitig befruchteten, hier trat das Jesuitentheater unter der Sonne fürstlicher Gunst und Freigebigkeit merkwürdig rasch aus ersten, fast verborgenen Keimen heraus und ward ein Ereignis für den Herzog wie für den geringsten Bürger der Stadt. Denn diese selbst ward zur Bühne, wie es noch heute Rothenburg in den Pfingsttagen ist. Nur war in München der Stil ein anderer und ein größerer. Die Königin Esther und Assyriens prächtiger Hof, die Mauern Jerusalems und der gegen sie heranwogende Strom des Kreuzfahrerheers unter Gottfried von Bouillon oder der große Konstantin, der mit dem Labarum an der Spitze seiner Legionen die Roma sich zu Füßen zwang, das waren die Helden und die Szenerien dieser Bühne. Die Schwesterkünste der Musik und der Malerei stellten sich in den Dienst der dramatischen Muse, das Können des Regisseurs feierte wahre Triumphe und die schwere Pracht des Barock bezauberte die Sinne.

Aber die Gefahr war groß, sich in Äußerlichkeiten zu verlieren und für das überwuchernde und doch so vergängliche glänzende Beiwerk das allein Dauernde der Kunst dranzugeben. Zumal wenn dichterische Mittelmäßigkeiten oder noch Geringeres herrschte, war dies die naturgemäße Folge. Sie wäre es auch für die Münchener Jesuitenbühne gewesen, wenn diese nicht zur rechten Zeit in Jakob Bidermann einen Dramaturgen erhalten hätte, der, mehr Dichter als Regisseur, die Kunst in ihre vollen Rechte setzte.

Jakob Bidermann war ein Schwabe. In Ehingen 1578 geboren, machte er seine Gymnasialzeit, wie wir sagen würden, in Augsburg bei den Jesuiten durch. Wenn er hier Lehrer hatte wie den Jakob Pontanus, den Verfasser einer für ihre Zeit beachtenswerten Poetik, und den anregenden, poetisch selbst talentierten Mathaeus Rader, so wurde das für den Dramatiker bedeutungsvoll. Zunächst freilich bedeutete die Trennung von diesen Lehrern auch die Loslösung von der Poesie. Denn die zweijährige Probationszeit, die er in Landsberg

am Lech 1594—1596 durchmachte, und gar die Jahre des philosophischen Studiums in Ingolstadt ließen ihm, wie er in beweglichen Briefen an den geliebten Rader selbst oft klagt, keine Zeit für die Musen. Schließlich aber wurde er der Bühne — wenn auch nur der Technik derselben — zurückgegeben, als er am Ende dieser Zeit den Choragus, den Regisseur, zu machen hatte.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Augsburg wurde hier zum erstenmal ein Drama von ihm aufgeführt, der Cenodoxus, vielleicht nicht sein Erstlingsdrama, vielleicht auch damals noch nicht in der Form, in der es uns jetzt noch erhalten ist. Seine Nachfolge erhielt es aber erst vier Jahre später nach der Absolvierung des theologischen Studiums. Nach München war Bidermann damals, im Jahre 1606, berufen worden. Und nun begann eine Zeit, ein Dezennium, wo die Münchener Jesuitenbühne, das will sagen, wo das Münchener Theater von Bidermann beherrscht war. Der St. Adrianus, der Belisar, der Cenodoxus, der Macarius und der Ägyptische Josef folgten in den Jahren 1606 bis 1615 rasch nacheinander und hielten das gespannt lauschende und folgende Publikum festgebannt. Hatte schon der Adrian einzigartigen Beifall gefunden, so wurde der Belisar im Jahre 1608 vor einem Parterre von fürstlichen Persönlichkeiten — nicht weniger als 17 waren anwesend — gespielt. Der Cenodoxus aber wirkte so ungemein erschütternd, daß unter seinem Eindruck mehrere vornehme Männer dem Weltleben entsagten. Auch vom „Ägyptischen Josef" wird berichtet, daß er alle Fürsten, den damals noch protestantischen Neuburger Herzog mitinbegriffen, bis zu Tränen rührte.

Bidermann schloß jedoch seine Tätigkeit, auch seine dramatische, nicht in München ab. 1615 oder 1616 ging er als Dozent der Philosophie nach Dillingen und brachte nacheinander auf der dortigen Bühne, die mit zu den bedeutenderen des Ordens gehört, seine Cosmarchia, den Johannes Calybita und Barlaam und Josaphat zur Aufführung. Vielleicht ist dort auch der Philemon entstanden, das letzte reifere Drama Bidermanns, das neben dem unreifer erscheinenden Wucherer Jakob noch zu nennen wäre. Anfangs der zwanziger Jahre beorderte ihn sein Ordensgeneral Mutius Vitelleschi nach Rom und entriß ihn, wie man meinen möchte, seinem eigentlichen Künstlerberufe. Denn hier in Rom sind zwar Werke lyrischer und didaktischer Poesie teils neu entstanden, teils gesichtet und gesammelt worden, aber eine dramatische Dichtung scheint dieser Aufenthalt nicht mehr gezeitigt zu haben. Und doch ist dies das Resultat einer natürlichen und aus sich begreiflichen Entwicklung. Die schweren Zeiten des Krieges in Deutschland gestatteten, wie allem künstlerischen Leben, so auch dem des Jesuitentheaters nur mehr ein verkümmertes Dasein. Waren sie zunächst auch Jahre des Sieges für den katholischen Süden Deutschlands, so waren es doch auch Zeiten endloser Truppendurchmärsche, freundschaftlicher Brandschatzung, rastloser politischer Intriguen, lärmenden Siegesjubels, Zeiten, so ungünstig wie nur möglich für die dem Weltlärm abholde, in sich gekehrte Muse Bidermanns. Für den strengen, nur in einer freilich oft mißverstandenen Antike sich wohlfühlenden Klassizismus der Tiberstadt aber war der Dramatiker Bidermann viel zu deutsch, als daß er vor ihrem Theaterpublikum in seiner Art sich hätte ausleben

können. So schloß denn Bidermanns dramatische Dichtertätigkeit lange vor seinem Tode — er starb 1639 in Rom — von selbst ab.

Ich sprach soeben von der weltflüchtigen, in sich gekehrten Muse Jakob Bidermanns und schulde noch die Erklärung dafür. Ein rascher Überblick über den Inhalt seiner noch erhaltenen Stücke wird sie geben. Der Welt Schein und der Ewigkeit Sein ist ihr Leitmotiv. Die Lüge eines Menschenlebens, die vor dem gerechten Urteile Gottes haltlos zusammenbricht, ist das Thema des Cenodoxus, das Facit jenes gelehrten Doktors von Paris, der in seiner Eitelkeit den Menschen als ein Weiser und ein Heiliger gelten wollte und, dreimal aus dem Sarge erstehend, bekennen muß, daß er verklagt, gerichtet, verdammt ist. Belisar aber bot sich dem Dichter als ein Beispiel von der Unbeständigkeit und Lüge glänzenden Erdenglückes. Indem er den Günstling eines Kaisers auf die beneidete Sonnenhöhe eines Triumphators führt und ihn nach jähem, nicht unverdientem Sturze auf dem Wegstein um milde Gaben flehen läßt, beweist er, daß Fortuna nichts anderes ist als „ein Glas, das zerbricht, ein Traum, der lügt, ein Schaum, der zerschmilzt, ein Freund, der schmeichelt, ein Feind, der verderben will". Was in diesen beiden Stücken so in negativer Weise behandelt ist, erscheint von einer mehr positiven Seite aus beleuchtet im Wucherer Jakob und im Ägyptischen Josef. Denn der erstere, der sich in letzter Stunde noch bekehrte, soll zeigen, wie die Allbarmherzigkeit Gottes auch nach einem Sündenleben noch Gnade für Recht walten läßt, während der vom Sklaven zum Vicekönig erhobene Josef die nur durch Demut verdiente Erhebung aus der Erniedrigung auf den Gipfel menschlichen Glanzes zum Gegenstand hat. Nicht in den trügerischen Tag hineinleben, ist das Motto der Cosmarchia. Wer das Glück sich erhalten will, darf nicht sorglos genießen, sondern muß es umsichtig zur Treue sich zwingen, lehrt diese Fabel von der Respublica Mundi, deren Bewohner den Nichtsahnenden zum König machen und nach einem Jahre den Nichtsahnenden wieder zum Bettler degradieren. Aus diesem Charakter der Respublica Mundi aber, der verführerischen, treulosen Welt, ergibt sich dem Dichter als rettende Folgerung das Ideal, dessen Verherrlichung seine sämtlichen übrigen Dramen gewidmet sind: die Flucht aus der Welt. Der Prinz Josaphat, der sich für unsterblich gehalten und den man in diesem Glauben ängstlich behütet hat, sieht im Frühlingssonnenschein die Armen, die Blinden und die Krüppel und folgt Barlaam in die Wüste. Philemon, der Flötenspieler, war der ausgelassene Gaukler und Possenreißer weintrunkener Jugend, bis er das Gaukelspiel eines Christen, das er begonnen, im Ernste voll Reue über das verlorene Leben weiterführt und mit dem Martertode beschließt. Macarius endlich und Johannes Calybita, in dem Bidermann den Stoff des Macarius schöner, reifer, durchdachter und künstlerischer noch einmal bearbeitete, ziehen die letzte Konsequenz dieses Ideals der Weltflucht. Reichtum, Glanz, Freunde, Braut und Eltern verlassen sie, um ganz Gott zu gehören und im schwersten Kampfe gegen Ruhm, Begierde und Sehnsucht ganz dem Ewigen zu verbleiben. Das war die positivste Formel, Erstrebtes, Erlebtes und Erkämpftes in Bidermanns Herzens- und Gedankenwelt und darum ist ihm auch keines seiner Dramen so wohlgelungen, keines macht auch jetzt noch beim Lesen schon einen gleich tiefen Eindruck wie der Johannes Calybita.

Denn der Calybita ist, auch von der technischen Seite aus betrachtet, das beste unter Bidermanns Stücken. Hier ist es ihm gelungen, die auf- und die absteigende Handlung spannend zu gestalten. Sonst ist die erstere seine Schwäche und daher macht er immer wieder den Versuch, ihre Mängel durch Einschiebung komischer Szenen zu verdecken. Im Calybita hatte er dies nicht notwendig, der hohe, ernstgestimmte Ton des Ganzen klingt stark und schön von vorneherein an und erleidet keine Einbuße. Aber auch in Bidermanns übrigen Dramen lebt er sich uneingeschränkt aus, sobald die Handlung zum Ende hinabzusteigen beginnt, vom dritten, vierten Akt ab. Das ist im Cenodoxus so, im Josef und namentlich auch im Philemon, der liebenswürdigsten Märtyrertragödie, die ich kenne. Der hervorragende Bühnenerfolg solcher Dramen ist nicht zu verwundern. Im Gegenteil, es wäre wunderbar, wenn unter der hohen Spannung, unter der sich die Lösung vorbereitete, das Publikum nicht bis ins Innerste gepackt und hingerissen worden wäre. So erklärt sich auch der Erfolg einem Publikum gegenüber, das die lateinische Sprache seiner Dramen nicht verstand, aber durch die ausgegebenen Inhaltsangaben mit ihrem Stoffe vertraut war. Die jedoch auch seine Sprache beherrschten, konnten ihre wahre Freude auch an ihr haben. Das ist nicht das rhetorische Feuerwerk neulateinischer Stilübung, nicht leerer Schall großtönender Worte, nicht das Pathos einer auf Stelzen gestellten Legendenpoesie, wie so oft in den Jesuitendramen des ausartenden Barockstils. Es ist ungezwungen dahinrauschender Fluß des Dialoges, natürlicher Ausdruck des Empfundenen, Fleisch vom Fleische einer nicht mehr toten Sprache und Geist vom Geiste eines gedankenreichen Mannes. Zum Wortgeklingel wird diese Sprache für uns Menschen einer anderen Zeit nur da, wo in den häufigen Dämonenszenen sich Satanas und seine Genossen ihrer bedienen. Dem Zeitalter des krassen Teufelsglaubens und des Hexenwahns mochte auch sie natürlich erscheinen. Ihm waren auch die Personifikationen nicht befremdend, durch welche Bidermann seelische Vorgänge, Schwanken, Kämpfe, Zweifel und anderes auszudrücken und dramatisch vorzuführen pflegte. Für seine Beurteilung sind diese Allegorien auch heute noch wertvoll als Beweise der wiederholten Versuche seinerseits, in das Seelenleben seiner Helden einzudringen und es dichterisch bloßzulegen.

Darf man so, wenn man alles zusammennimmt, Jakob Bidermann in der neulateinischen Dramatik mit allen Ehren nennen, so wird er über die Bedeutung eines Einzelnen noch hinausgehoben durch das, was er für das Jesuitentheater geworden ist. Er hat es zunächst verinnerlicht, ohne auf die starken theatralischen Effekte zu verzichten. Man kann überall in seinen Dramen leicht nachweisen, wie und wo er Platz für den Regisseur freigehalten, damit dieser seine Künste spielen lassen kann. Kaum eines seiner Stücke entbehrt einer Massenszene, keines der lyrischen Partien, wo die Musik des Zeitalters Orlando di Lassos schwesterlich mit der dramatischen Muse zusammenwirken durfte. Wenn aber das, was echt volkstümlich sein soll, keineswegs bloß zum Herzen des Volkes sprechen darf, sondern auch in Augen und Ohren der schauenden und lauschenden Menge dringen soll, dann ist Bidermann, weil er diesen Bedürfnissen allseitig Rechnung trug, echt volkstümlich gewesen. Noch heute wirkt das Oberammergauer Passionsspiel so merkwürdig auf Gebildete wie Ungebildete gerade durch die Ver-

einigung dieser drei Elemente, eines hohen Inhalts, der lyrischen Rührung, der Musik und der Würde und Schönheit des theatralischen Effekts. Bidermann verstand diese Harmonie und schuf, nicht der Sprache, aber der Form und dem Geiste nach ein deutsches Jesuitendrama, über die Ästhetik seines Lehrers Pontan hinweg. Denn, man mag seine Werke messen an dieser wie man will, sie lassen sich nicht nach ihr strecken, sie lassen sich nur begreifen als eine mit vollem Bewußtsein unternommene Abwendung von der starr klassischen Schuldramatik zu der freieren, mit Raum und Zeit, Chor und Personenwahl fessellos verfahrenden Dramatik des deutschen Bodens. Wenn man von Shakespeareschem Geiste bei ihm reden wollte, hier könnte man es tun mit dem Hinweis auf den lebhaften Wechsel der Schauplätze, auf die Mischung von Scherz und Ernst, auf die beabsichtigte Ablenkung, die der erstere dem letzteren sein muß, und auf das trotzdem stetige Hereinragen der Schatten seiner Weltanschauung auch in die sonnige Welt des Scherzes. Man darf es nicht vergessen: Bidermann hat den volkstümlichen Typus für ein Ordenstheater erst dadurch geschaffen, daß er in die dem Leben entnommene weitere Form das Erz einer Anschauung goß, die ebensosehr seine eigene wie die seines Ordens war und allerdings auch in großen Kreisen seiner Zeit- und Glaubensgenossen verwandten Anklang fand. Der Leichenchor im Cenodoxus spricht sie aus:

Vixdum bene nascimur
Cum repente morimur:
Vita enim hominum
Nil est nisi somnium

und der hl. Bruno zieht die Folgerung daraus:

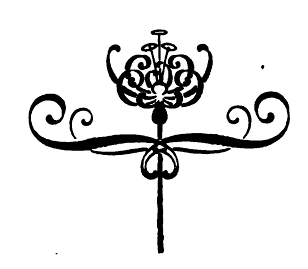
Mundi spernite gaudia!

Er ist so ein Prediger geblieben, ein Werber für den strengen Kriegsdienst der Weltflucht. Ihr hat er all den Pomp, den Prunk, die szenische Kunst, die Augenlust, auf welche das Jesuitentheater, das Münchener am wenigsten, nicht verzichten konnte und wollte, dienstbar gemacht und ihm den richtigen Weg gewiesen. Wenn er jedoch über die Mauern des Collegs hinausführen sollte, so durfte er die Welt, wie sie einmal war, nicht vermeiden und darum gestattete Bidermann auch ihren übermütigen Kindern, wenn auch nur in dem ausgelassenen Volk der Diener, der Köche, der Parasiten, der lustfrohen Jugend einen Platz an der Sonne seiner dramatischen Dichtung. Ja, nicht einmal die Liebe schloß er ganz aus, in der Form der Liebe der verlassenen Braut behielt er auch sie bei. Dazu gewann er in geschickter Wahl dem Jesuitentheater Stoffe, die bis in seine letzten Zeiten sich jugendkräftig bewahrten und immer wieder zur Bearbeitung einluden oder in seiner Bearbeitung sich auf der Bühne bis tief in das 18. Jahrhundert hinein erhielten.

So hat denn auch dieser dem Jesuitenorden angehörige Schwabe des 17. Jahrhunderts im Kulturleben unseres Volkes eine nicht unbedeutende Stelle, die ihm nur der streitig machen könnte, der das Jesuitentheater als kulturellen Faktor für die katholischen Gegenden Deutschlands auszumerzen im stande wäre. Aber die gesamte tiefer dringende Erforschung desselben hat jenen schon oft zitierten Satz eines ihrer Pioniere, Jakob Zeidlers, bestätigt: „Mögen die einzelnen Produkte (des Jesuitentheaters) häufig recht ab-

geschmackt und zopfig, mitunter als leere Quisquilien erscheinen: sie sind dennoch Belege für geistiges Schaffen und Genießen, bisweilen für recht verborgene Winkel, die völlig abseits vom großen Strom deutschen Bildungsganges lagen. Generationen auf Generationen . . . entwickelten ihre Geistesform unter dem Einflusse dieser Anregungen und pflanzten sie weiter fort in die verschiedensten Kreise des Lebens und Wirkens."

Nun, was Bidermann dichtete und seinem Orden als Muster gab, ist weder abgeschmackt noch zopfig und ist von leeren Quisquilien himmelweit entfernt. Weit ist von ihm gewiß auch der Weg zu einem Shakespeare. Aber in der Beschränkung, die das Jesuitentheater seinen Dichtern auferlegte, ist er ihm doch etwas wie ein Shakespeare geworden. Wie er kein Theoretiker, aber ein Praktiker, kein Sklave der Schule, sondern ein Schüler des Lebens, ein gründlicher Kenner der Bühnenmittel, Schauspieler einst selbst und Regisseur und dabei ein wirklicher Dichter und ein Mann von Witz und tiefem Erfassen seiner freilich eng umgrenzten Weltanschauung. Damit aber verhalf er der Jesuitenbühne im führenden Staat der katholischen Reform unter ihrem begabtesten Herrscher zu einer Blüte, die mustergiltig für das Jesuitendrama blieb und für den Lessing desselben, wenn man seinen Reformator Jakob Masen so nennen darf, die Grundlage schuf.





Die neuere Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung.

Von G. Gietmann S. J.

Bedeutsam und zugleich befremdend ist auf der diesjährigen Ausstellung zu Düsseldorf die friedliche Vereinigung der Großindustrie mit der neueren Kunst und dem alten Kunstgewerbe. Die Tatsache selbst weist auf das bewußte Streben hin, diese drei Gebiete menschlichen Schaffens einander wieder näher zu rücken und die in der Neuzeit vielfach entstandene Feindschaft zwischen den Bewunderern der gewerblichen Technik unserer rastlos fortschreitenden Zeit den Verehrern der edlen Kunst unserer Vorfahren und den begeisterten Jüngern der neuesten Malerei und Plastik allmählich auszugleichen. Die Großindustrie mit dem modernen Handwerk nimmt in Düsseldorf einen ebenso breiten Raum in Anspruch wie im Leben der Gegenwart überhaupt. Die große Industriehalle, welche in ihren weiten Sälen den verschiedensten Erzeugnissen hart neben einander Platz gewährt, bedeckt einen Raum von 30.000 Quadratmetern, die riesige Maschinenhalle mißt 20.000 Quadratmeter; ihnen schließt sich die Krupp'sche Halle würdig an. Über 150 Quadratmeter weitere abgesonderte Ausstellungsräume füllen auf zwei Kilometer Länge das schöne Gelände des Stromes von der neuen Rheinbrücke bis in den Hofgarten hinein. Die Kunst wird dagegen von einem einzigen, allerdings ansehnlichen Gebäude umschlossen und der alten Kunst ist davon nur ein kleiner Teil zugewiesen. Das alles ist bezeichnend. Obendrein ist die Ausstellung der Kunst eine deutsch-nationale, die der Industrie nur eine rheinisch-westfälische. Die Mordwaffen aus der Krupp'schen oder Ehrhardt'schen Fabrik erinnern am wenigsten an die Künste des Friedens; aber auch die gewaltigen Maschinen in den verschiedensten Räumen scheinen lediglich dem Gelderwerb zu dienen. Dennoch wurde am ersten Mai bei der Eröffnung mit scharfer Betonung das Wort gesprochen: „Ideale schafft nicht nur der Griffel und der Pinsel; auch die Hand, die den Hammer schwingt, der sinnende Geist, der am Reißbrett sitzt, sind Diener und Schöpfer des Idealen, sind Kulturträger und Kulturvertreter im edelsten Sinne des Wortes und deshalb büßt die Kunst nichts ein von ihrer Höhe, wenn sie sich der Industrie zugesellt; denn Schönheit, gepaart mit Kraft, harmonische Gliederung, das Streben nach dem Höchsten sind in dem so plump erscheinenden und doch so feinen Räderwerk der industriellen Organisation für den Sehenden zu schauen, wie in jedem Kunstwerk."

Die in diesen Worten ausgesprochene ideale Anschauung besteht in der Theorie zurecht. Wer die großen Erzeugnisse der Industrie und die Werkzeuge, mit denen sie arbeitet, nachdenklich betrachtet, wird den Aufwand von Fleiß und Kraft und Geist inne, womit der Mensch sich den Stoff dienstbar macht und die Kultur

zu fördern rastlos bemüht ist. Wenn er die Aluminothermie kennen lernt oder die Gasmotoren anstaunt, so findet er auch das Glück der Erfindung mit dem strebsamen Geiste im Bunde. Daß ferner die Industrie gegen die schöne Form nicht gleichgültig ist, beweisen die bei aller Zweckmäßigkeit doch bald gefällig gestalteten, bald ornamentierten, immer wenigstens hübsch blank geputzten Werkzeuge und Produkte des Klein- und Großgewerbes. Außerdem hat man in den meist aus Eisen und Glas konstruierten Baulichkeiten die Schönheit nicht ganz vergessen. Die Krupp'sche Halle erscheint mit ihren Türmen und dem 54 Meter hohen Gefechtsmast, ganz dem Inhalt entsprechend, wie ein furchtbares Panzerschiff; die Düsseldorfer Handwerkskammer hingegen mehr als trauliche, behagliche Wohnung; symbolische Figuren zieren mehrere Hallen. Der freie Raum auf dem Ausstellungsgebiete ist durch eine schöne Allee mit vier Lindenreihen, durch Springbrunnen, Blumenbeete belebt, abgesehen von dem Stück Hofgarten, der hereinbezogen ist. Natürlich hat man die Beleuchtungskünste nicht vergessen; Feuerwerk in der Luft, Scheinwerfer in der großen Fontäne, elektrische Beleuchtung der Rheinbrücke. Wichtiger ist, daß z. B. die Kuppelhalle des Hauptgebäudes durch einen Mosaikboden und einen bedeutsamen Bilderfries von 600 Quadratmeter Fläche ausgezeichnet wurde.

So begleitet den Besucher auf der Ausstellung überall das Gefühl erhabener Größe und einfacher Schönheit; er findet natürlich auch in der hohen Zweckmäßigkeit und Vollendung aller Erzeugnisse ein Moment, das ihn erfreut und erhebt, durch das Glockengeläute vom Turm der Bochumer Ausstellung kann er religiös gestimmt werden und selbst in den Erholungen des Panoramas (Blüchers Übergang über den Rhein, Neujahr 1814), bei den Marineschauspielen wird ihm etwas Bedeutendes geboten.

Die höhere Kunst braucht nur in demselben Geiste sich mehr zum Idealen aufzuschwingen, um das Beste zu leisten. Die Technik entlehnt sie ja ohnehin den praktischen Künsten; das Kunstgewerbe hat ihr unmittelbar vorgearbeitet: in Holz und Eisen, in Porzellan, Glas und Stein, in Webstoffen und Musikinstrumenten, was alles in verschiedenen Räumen reichlich vertreten ist. Wenn nur nicht die leidige Trennung der höheren von der technischen Kunst so viel verdürbe! Von der soliden Zweckmäßigkeit, selbst im idealsten Sinne verstanden, will die schöne Kunst oft nichts mehr wissen; auch dem großen Inhalt entfrembet sie sich immer mehr; so aber trennt sie sich von den ersten Idealen des praktischen Lebens und verliert die Fühlung mit der Masse des Volkes, das sie nun seinerseits als etwas Fremdes zu mißachten anfängt.

Sehr erfreulich ist, daß man der Kunst nicht ein auf Abbruch gebautes, sondern in einem festen Steinbau ein dauerndes Heim bereitet hat; die Hoffnungen der Künstlerwelt und ihrer Freunde sind hoch genug gespannt gewesen, um bei dieser Gelegenheit unfern der Malerakademie und dem historischen Museum noch einen besonderen Kunstpalast ins Leben zu rufen. Eine schöne Kuppelhalle und ein prächtiger Säulenhof dahinter führen würdig ein. Bescheiden zieht sich die alte Kunst auf einen kleinen Teil innerhalb des Gebäudes zurück. Aber sie ist doch da und wird berücksichtigt. In ihrer stillen Größe erregt sie vornehmlich das Interesse derjenigen, welche sich in die ältere, besonders die kirchliche Kunstperiode liebevoll eingelebt haben. Eben solche Freunde und Kenner haben denn auch hier Schätze zusammengebracht, wie sie sobald nicht wieder in einem Raume vereinigt sein werden. Die unteren Haupträume sind mit Kirchenschätzen und Architekturabgüssen gefüllt. Durch Stoff und

Technik ragen hervor die Reliquienschreine, Monstranzen, Ziborien, Stäbe usw. Die westdeutschen Kathedralen, Stifts- und Pfarrkirchen haben mit großer Freigebigkeit das Beste, was sie besaßen, beigesteuert und dem vergleichenden Studium unterbreitet. Getriebene, gravierte, Email- und Filigranarbeit veranschaulicht die Kunst eines Jahrtausends. Dazu kommen prächtige Schnitzwerke, namentlich auch Altäre, ferner die herrlichsten gewebten und gestickten Stoffe. Bei den Metallwerken und auch sonst wird der Kenner mit Interesse die geschickten und ungeschickten Restaurationen beobachten. Die Sammlung der aus Museen noch ergänzten Kirchensachen wird sodann durch Profangegenstände vervollständigt und damit werden zugleich einige weitere Jahrhunderte rückwärts in Glas-, Holz-, Stein-, Elfenbein- und Metallwaren veranschaulicht. Museen und reichhaltige Privatsammlungen haben mehr als 2000 Nummern beigebracht, so daß das Kleingewerbe der kirchlichen und profanen Kunst von der römischen bis zur Rokokozeit vertreten ist.

Weiterhin ist eine Reihe von Abgüssen monumentaler Werke höchsten Werts aufgestellt, darunter als Original das hohe Kreuz aus dem Kreuzgang des Xantener Domes. In großen Aufnahmen der Berliner Meßbildanstalt auf der oberen Gallerie wird die Geschichte der westdeutschen Baukunst vor Augen gestellt. Kopien von Wandgemälden aus verschiedenen Jahrhunderten machen das Bild der alten Kunst, bis auf die leider fehlenden Tafelbilder, einigermaßen vollständig. Kein Wunder, daß Kunstgelehrte, Künstler und Kunsthandwerker in großer Zahl hier Belehrung und Anregung suchen. Die Fülle des Dargebotenen fordert behufs eines wirklichen Verständnisses ein langes und mühsames, aber lohnendes Studium; für den Laien mag sie leicht verwirrend wirken, zumal in dem engen Raum manches nicht recht nach seiner Bedeutung hervortritt. Ein jeder aufmerksame Besucher steht aber unter dem Eindruck des tief religiösen und hohen Sinnes, wie der Sorgfalt und Geschicklichkeit der alten Zeit. Wie viel ist da zu lernen, wie vieles kann unter Beihilfe der neueren Techniken auf das glücklichste nachgebildet werden! Wie viel Aufmunterung und Belehrung kann auf alle Fälle der neuere Künstler hier schöpfen! Die einzige Bedingung wäre ein liebevolles Eingehen nicht nur auf die großen Gedanken, sondern auch auf die Kunstfertigkeit der Vorzeit. Der Bruch mit ihr verurteilt zur geistigen Verflachung und verleitet in mancherlei Dingen auf bedenkliche Irrwege. Warum sollen wir alles noch einmal von vorn beginnen, wenn unsere Vorfahren so vieles grundgelegt, angebahnt und oft abschließend vollendet haben?

Treten wir nun in die weiteren Räume der neueren Kunst über. Die Beschränkung auf Westdeutschland fällt hier weg. Neben Düsseldorf haben München, Berlin, Wien, Dresden und andere Musenstädte ihre neueren Leistungen hier ausgestellt. Dem Raume und dem Werte nach stufen diese sich ungefähr in gleicher Ordnung gegen einander ab. Es kann nicht fehlen, daß in den meisten Zimmern dem Blicke Beachtenswertes begegnet. Düsseldorf wollte in seinem neuen Kunstpalast würdig auftreten; man kann sich aber des Gedankens nicht erwehren, daß etwas weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Aber man wollte jedem Streben Luft und Licht gönnen. Der starke Zudrang hat trotzdem neben der großen Ausstellung noch eine besondere der „freien Kunst" (Königsallee 50) geschaffen, die freilich weniger den höchsten Erwartungen entsprechen konnte.

In der großen Kunsthalle wird der Besucher alsbald durch bedeutende Werke der Düsseldorfer Peter Janssen, v. Gebhardt, Lauenstein, Feldmann, Nüttgens, Kiederich und Anderer gefesselt. Die Stoffe sind meist religiöse und wirken als solche



ebenso sehr wie durch eine anerkennenswerte Ausführung. Die hl. Familie von Lauenstein, ein Altarbild, bringt den Gedanken würdig zum Ausdruck: „Meine Wonne ist es, bei den Menschenkindern zu sein.“ Das Jesukind ruht voll Liebe und Herablassung auf dem Arm der Mutter; diese selbst ist hoheitsvoll und mild; Josef, Elisabeth mit Johannes und die Engelchen zu beiden Seiten füllen das Gruppenbild schön aus und stimmen zur Andacht. Das Werk ist eines der besten oder das beste in der Kunstausstellung. Janssen stellt in einem allegorischen Bilde wirksam dar, wie die verschiedenen Klassen der Menschen, an der Spitze hoch zu Roß die Könige aus dem Morgenlande, sich dem aufgehenden Himmelslichte zu bewegen. Vielleicht ist die Darstellung der himmlischen Erscheinung durch einen Kometen malerisch nicht glücklich; es hätte wohl auch nach alter Legende das leuchtende Bild einer Jungfrau mit dem Kinde in einer größeren Lichterscheinung sich zeigen können. v. Gebhardts Bergpredigt wird wegen der reichen Gruppierung der Zuhörer und der Schönheit in den vielen Köpfen mit Recht bewundert; der Heiland ist ganz Herablassung. In dem wundervoll einheitlich komponierten „Jesus im Tempel“ zeigt das göttliche Kind jedenfalls zu wenig jene Hoheit und Verklärung, welche (gemäß der gewöhnlichen Auffassung der Szene) die älteren Zuhörer, berufene Lehrer des Gesetzes, fortriß und entzückte. Erst in der Auferweckung des Lazarus tritt uns der Heiland mit göttlicher Würde entgegen; Lazarus und Maria sind auffallend jung. In dem „Sturm auf dem Meere“ herrscht in den Figuren ein übertriebener Realismus; der Heiland ist unschön gemalt. Bei der „Kreuzigung“ vermißt man eine festere Haltung des im Tode siegreichen Erlösers und gleichfalls seiner Mutter, die unter dem Kreuze „stand“; in der hingestreckten Magdalena übersteigt der Schmerz das künstlerisch erlaubte Maß. Bei dem Allen hat v. Gebhardt eine ernste würdige Malweise; es wäre nicht zu verwundern, wenn ihm verständige Kritiker auf der Ausstellung die Palme zuerkennten. Zu den „Neuen“ wird er jedenfalls heute nicht mehr zählen; dafür hält er zuviel auf die ältere Technik und auf die großen Gegenstände seiner Schöpfungen. Diese wecken tatsächlich mehr Interesse als alle Genrebilder und Naturstücke.

Der Grundsatz, von dem sich soviele Künstler leiten lassen, die Kunst bestehe in der Form allein, ist in der Tat auch ein theoretischer Irrtum. Die schöne Form verliert ebenso viel an Bedeutung, als sie an Inhalt verliert: ohne Inhalt ist sie eitler Prunk. Wenn in dem Saal von Stuttgart die Weihnacht durch eine Art von Feuerwerk und nichts anderes vorgestellt werden soll, so empört jeden Zuschauer die große Leerheit, die nichtssagende Dürftigkeit des Werkes. Der bedeutende Inhalt in Verbindung mit der vollkommenen Darstellung gibt z. B. auch in dem Münchener Saale den beiden Szenen aus den Tiroler Freiheitskämpfen ihren Wert. Den großen Saal hinter dem Ehrenhof zieren Grotemeyers (Berlin) Verhandlung über den westfälischen Frieden und Pet. Janssens für Marburg entworfene Gemälde. Daß im Ganzen die Geschichte, auch die vaterländische, und die großen Ereignisse und Bestrebungen der Gegenwart so kärglich bedacht sind, vermindert merklich den Eindruck der ganzen Kunstausstellung. Draußen in den Hallen der Industrie wird man wirksamer zu großen Gedanken und Gefühlen angeregt als in den meisten Räumen der höheren Muse. Der religiösen Bilder ist ja noch eine ziemliche Anzahl da zu finden; aber manche verfehlen den erhebenden Eindruck. Der hl. Hubertus von Dietz (München) ist nichts weniger als ideal gehalten; viel besser der hl. Georg von Keller (Karlsruhe) und besonders der hl. Martinus von Kiederich (Düsseldorf). Marr

(München) hat eine durch Lichteffekte pikante „Geburt Christi" geschaffen. Otto Sohn-Rethel (Düsseldorf) verdirbt die neue Darstellung der Auferstehung dadurch, daß er den Sieger über Tod und Hölle gleichsam als schwache Traumgestalt aufschweben läßt; oder soll der „Traum des Wächters" gar etwas ganz anderes darstellen? In der „Salome" des Berliners Korinth macht die grobsinnliche Darstellung des Weibes, das vom Henker das Johanneshaupt erhält, die Darstellung äußerst widerwärtig. Nicht anders ist es mit der Versuchung des hl. Antonius von Götz (München) und nicht viel anders mit den Even, Susannen u. dgl. — Fleischmalerei paßt zu religiösen Stoffen am wenigsten.

Im Porträtfach kann man die Neueren nicht schelten. Wahrhaft groß sind im Wiener Hauptsaal mehrere Bildnisse hochstehender Personen, im Münchener mehrere sehr ausdrucksvolle von Lenbach. Auch sonst findet man sauber ausgeführte Porträts voll Leben oder Anmut. Durchschnittlich wird freilich auf die Gemeingültigkeit solcher Werke zu wenig gesehen; es ist nicht genug, wenn bloß ein freundlicher Herr oder eine liebenswürdige Dame in glänzenden Farben, in sprechender Haltung und reinlicher Ausführung vor Augen gestellt wird. Die spanische Tänzerin von Heilemann (Berlin) wird durch die ungewöhnliche Größe der Bildfläche, auf welcher sie erscheint, kaum bedeutender. Bei Kindern begnügt man sich am ersten mit dem Ausdruck lebensfrohen und unschuldigen Sinnes und Kinder haben unter den Malern der Gegenwart noch viele Freunde, welche ihre Eigenart richtig auffassen und treffend malen.

Die menschlichen Figuren im Genrebilde sind von sehr verschiedenem Werte, je nach der Auffassung der Szene selbst. Besonders beliebt scheint die Schilderung äußerster Armut und Not. Aber sie ergreift in den meisten Fällen nicht, wie sie könnte und sollte. Etwa darum, weil man ein aristokratisches Behagen an dem Anblick des Elends aus der Darstellung herauszufühlen glaubt? Doch die Voraussetzung wäre allzu beleidigend; vielleicht hat die Kälte, die über diesen Bildern liegt, einen anderen Grund. Der Maler vergißt nur zu oft, dem schwer Geprüften irgend einen Trost zu lassen. Oder aber er gesellt der Armut die Roheit bei, indem er aus dem Armen geradezu einen Proletarier macht und auch in Angesicht und Haltung keinerlei Adel der Seele erscheinen läßt. Die auf die Spitze getriebene Perspektive, nämlich die ganz körperhafte Darstellung, steigert den Ausdruck des Häßlichen. An sich hat eben die Flächendarstellung vor der plastischen den Vorteil, daß sie das Abstoßende minder aufdringlich vor Augen stellt; aber es gewinnt den Anschein, daß die Malerei heute ebenso mit der Skulptur, wie diese ihrerseits mit der Malerei wetteifern will; daraus erwächst beiden nur Nachteil.

In einem Düsseldorfer Saale führt ein Bild den Titel „Gebet und Arbeit". Zwei Mönche ziehen mit größter Anstrengung eine Egge durch ein Brachfeld; die Kleider und Nähte der Arbeiter sind kaum weniger rauh als der Boden, den sie unter den Füßen haben. Die vorgebeugten Köpfe treten perspektivisch so aus dem sehr großen Gemälde heraus, daß sich der Gedanke an hartstirnige Zugtiere unabweisbar aufdrängt. Durch beide Umstände wird nun ein Eindruck äußerster Derbheit hervorgerufen. Derselbe erhält auch kein Gegengewicht durch die Darstellung betender Mönche oben im Hintergrund, da sie kaum wahrgenommen werden. Wie viel wirkungsvoller ist in rein ästhetischer Beziehung ein anderes Bild im ersten Düsseldorfer Saal hart neben dem Eingang, auf welchem ein halbes Dutzend Mönche in einem gemeinsamen Saale verschiedenen geistigen Beschäftigungen in verschiedenen

Stellungen obliegen, zwei auch ganz leise mit einander reden. Hier fühlt man lebhaft, was gottgeweihte, mit Gebet verbundene Arbeit in stillen Klosterräumen bedeutet. Mit Recht gibt der Maler seinem Bilde die Bezeichnung „Klosterfriede“: denn diesen Frieden kostet man bei liebevoller Betrachtung des Bildes; die beschränkten räumlichen Verhältnisse, in denen wir die Personen finden, haben wir nicht einmal nötig, um zu herzlicher Teilnahme gestimmt zu werden.

Die Derbheit des Farbenauftrags, die Verstreichung mit dem Daumen oder Spatel wird leider sehr gewöhnlich, auch dort, wo sie gar nicht am Platze ist. Man scheint sie aus der Theaterdekoration herüberzunehmen, wie ja auch manche affektierte Stellung und Farbengebung an die Bühne gemahnt. In weitaus den meisten Fällen ist bei einem Tafelbilde die ältere sorgfältige Verteilung der Farben für die beabsichtigte Wirkung vollkommen ausreichend. Die Tupfen und Kleckse mißfallen in der Nähe; bei einigen Bildern flieht man vergebens bis in die äußerste Ecke des Raumes; man wird den Eindruck verschmierter Flächen nicht los. So ist es z. B. bei einem Bilde eines Stuttgarter Malers, das „Steinbrucharbeiter“ darstellt. Die Derbheit in Auffassung und Ausführung macht auch bessere Gemälde mindestens für den Salon ungeeignet; nebenbei sei bemerkt, daß sogar die Größe mancher Bilder verrät, wie wenig der Künstler an eine solche Verwendung gedacht hatte. Tatsächlich ist zwar für eine ansehnliche Summe verkauft worden, aber nicht an Privatpersonen, was freilich auch andere schon berührte und noch zu berührende Gründe erklären können.

Wohl am glücklichsten ist die neueste Kunst in der Landschaft; hier kann sie alle Reize der Farbenkontraste, der Naturtreue, der Perspektive und vor allem des Stimmungsausdruckes zu einer Gesamtwirkung vereinigen. Die Staffage braucht sie oft gar nicht. So findet man es in manchen Karlsruher Landschaften; aber auch in fast allen Sälen trifft man schöne Proben und man wird recht inne, daß auch die nordische Natur, Wasser und Land, Berg und Feld und Wald ihre hohen Reize haben. Manche Maler tauchen freilich ihren Pinsel mit Glück auch in die glühenden Farben des Südens. Allein für die Stimmung bietet der Norden in Wolken und Nebel, Schnee und Eis, Morgen- und Abenddämmerung eine treffliche Grundlage. Beleidigt wird der Blick, wenn hier das Subjektive in die Farbengebung hineinspielt; man empfindet und kann es beim Durchschreiten der Säle wohl auch hören: „Aber so ist das Meer nicht“, „das Gras sieht doch etwas anders aus“, „Haben Sie je so einen Himmel gesehen“. Die Maler vergessen offenbar, daß die Ausnahmen der Natur sich für die Kunst wenig eignen. Der normalen Erfahrung und normalen Stimmung der Betrachter soll die Kunst entgegenkommen und wenn man mitunter der Hoffnung lebt, es werde ein gleichgestimmter Beschauer schon die Wahrheit der Darstellung erkennen, so hindert dies nicht, daß sie von den Meisten nicht erkannt werden kann.

Die Naturbeobachtung feiert auch schöne Triumphe in der Schilderung von Tieren, vom Löwen bis herab zur Ente. Der Münchener Adam hat es verstanden, eine Katzenfamilie in eine geradezu dramatische Szene zu bringen. Der Hahnenkampf von Joanowits (Wien) ist vortrefflich gemalt, wenn auch die Gesellschaft zuschauender Männer künstlerisch in keinem Verhältnis zur Bedeutung der Szene steht.

Fügen wir noch ein Wort über die Plastik auf der Düsseldorfer Ausstellung hinzu. Es kann des Lobes nicht viel enthalten. Offenbar sind manche Werke sehr eilig fertiggestellt worden. Das gilt z. B. gerade von denen, welche auf der

führenden Linie vom Rhein in die Säle der Ausstellung liegen. Mit richtigem Geschmacke hat man, wie vor der Hauptindustriehalle, so auch vor der Front des Kunstpalastes den Ausblick auf den schönen Strom freigelassen. Da wären nun achtunggebietende Werke der Plastik am Platze gewesen. Leider aber sind z. B. um die klassischen Säulen herum, in der Nähe der großen Fontaine, nicht weniger als acht nackte, hockende und vornübergebeugte Figuren angebracht, die jedes Kunstgeschmackes spotten und in der Tat selbst zum Gespötte geworden sind. Im Springbrunnen werden ein Centaur und eine Centaurin von riesigen Wasserschlangen teils umschlungen, teils bespritzt, ein recht unklassisches Gebilde in Zement. Rühmen kann man die zum Knäuel verschlungene Gruppe vor dem Eingange der Kunsthalle auch nicht. Geht man dann in die Düsseldorfer Säle hinein, so trifft man an bevorzugter Stelle einen „Abschied" und eine „Hausiererin", beide derb in Stoff und Form. Besser ist die „Steinklopferin", die eben von der Arbeit auf ihr zur Seite gebettetes zartes Kind blickt; die Ausführung in Gips und insbesondere die edle Bildung des Angesichtes der Mutter machen nach dem Vorausgehenden einen wohltuenden Eindruck. Im großen Ehrensaal drängt sich in der Apsis die mächtige Marmorfigur „Beethoven" von Klinger (Leipzig) dem Blicke auf. Diese hat viele Bewunderer. Verdient sie wirklich die Bewunderung? Groß ist ja freilich die Gestalt des Musikers, seines Ehrensitzes und des Adlers, der zu ihm aufschaut. Die Figur aus verschiedenartigem Marmor, die Sitzlehne aus Bronze mit Reliefdarstellungen ziehen die Gäste an. Aber nur Ausdruck und Haltung! Der Musiker, mit entblößtem Oberkörper sanft vornüber geneigt, stemmt die beiden geballten Hände hintereinander vor sich hin und läßt in seinem Gesichte eine fast verzweifelte Energie lesen. Muß der begeisterte Musensohn wirklich so dargestellt werden? Selbst die Mischung verschiedenfarbigen Marmors (die öfter begegnet) macht in der Nähe zu sehr den Eindruck einer äußerlichen Zusammensetzung und ist wohl nur dort eigentlich am Platze, wo für eine weite Fernwirkung einzelne Teile sich schärfer gegen einander abheben sollen. In einem Saale befindet sich eine Pietà unter einem kaum zur Einheit verbundenen Kreuze, der hl. Leib ist minder schön ausgestreckt und die Mutter, die ihn auf dem Schoße trägt, wendet in schlaffer Haltung das Haupt etwas zurück. Am besten entsprechen einige Einzelbilder ihrer Idee und Bestimmung.

Die Gesamtwirkung der modernen Kunst entspricht kaum den Erwartungen, die wohl jeder in die national-deutsche Ausstellung mitbringt. Vielleicht urteilt man wegen zu hoher Erwartung zu streng. Vielleicht erschwert die Vermengung der verschiedenen Stile, in welche sich die moderne Kunst schroff abscheidet, die richtige Wertbestimmung. Eine der Hauptursachen aber, weshalb ein ungestörter Genuß nicht aufkommt, ist das sittlich Widerwärtige in ziemlich vielen sogenannten Kunstwerken. Da macht sich im Dresdener Saal ein Riesenbild breit, das den Titel führt „Kampf um die Wahrheit". Man versteht es kaum ganz; nur soviel ist klar, daß ein weiblicher Götze in der Mitte oben als Wahrheit angebetet werden soll; rechts und links nähern sich ganz oder halbsymbolische Gestalten, die größere untere Hälfte der Wand nehmen etwa zwanzig nackte Jünglinge in Lebensgröße ein, die sich mit Lanzen und Schwertern befehden; ein paar liegen blutig getroffen am Boden. Man kann das Bild nur ungeheuerlich nennen. Außerdem findet sich auch eine Anzahl wirklich liederlicher Bilder und eine Anzahl wenig anständiger, sinnlicher und häßlicher plastischer und malerischer Werke, angefangen von den Hallen des prächtigen Ehrenhofes durch die ganze Reihe der Säle. Wenn man

bedenkt, daß man diese hunderttausenden von Besuchern jeglichen Alters unter der Flagge „Kunst" vor Augen stellt, so wird man ein gutes Stück von der Frechheit dieser hochgefeierten, jedem Gesetz sich trotzig entziehenden Kunst gewahr.

Ein zweiter Grund des Mißbehagens liegt darin, daß sich unter die würdigen Bilder durchaus ehrenwerter Meister immer wieder solche mengen, die durch mißlungene Neuerungen der Technik unangenehm berühren und zugleich der billig zu erwartenden Vorzüge entbehren. Auch ganze Räume sind für den „neuen" oder „Jugendstil" vorbehalten und nach demselben ausgestattet. Den Zweck, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, haben so auch die „Neuesten" erreicht: vielleicht erwarten sie selbst nicht mehr. Denn der an die alte Kunst Gewöhnte wird so überrascht, daß er kaum ein Urteil abzugeben wagt; er würde es nur zu oft in die Worte „absurd" oder „lächerlich" oder „kindisch" kleiden. Wer weiß, ob es nicht wirklich besser ist, sich des abschließenden Urteiles zu enthalten? Ein neuer Stil wird ja wohl im Gefolge der Kulturumwälzung der Gegenwart wirklich kommen. — Manche Elemente der sezessionistischen Kunst sind durchaus anerkennenswert. Sie scheint hier in Düsseldorf auch nicht ganz unversöhnlich gegen die ältere Schwester zu sein. Denn wie in der Hauptausstellung alle Richtungen von Lauenstein, Feldmann, Gebhardt bis zu Korinth und den Wiener Sezessionisten vertreten sind, so auch sogar in der Sonderausstellung der „freien Kunst", wo man nur das Neueste erwartet, von Andreas Achenbach und Klein bis zu Diepold und Korinth, der (mit anderen) auch hier wieder unerträglich sinnliche Bilder zur Schau stellt. „Versöhnung" ist ein Stichwort des Augenblicks; fraglich ist nur, ob trotz der vielen Mittelstufen eine Annäherung möglich wird.

Daß die Neuesten zurückgehen werden, bevor sie durch das Verdikt des Publikums gezwungen sind, hoffe man nicht; eher werden die Älteren sich vorwärts bewegen. Viele Anzeichen weisen darauf hin. An den Sieg der kecken Fortschrittler glauben wir indessen keineswegs. Sie schütten das Kind mit dem Bade aus. Wir wollen aber doch nach all' den Arbeiten der Vergangenheit nicht wieder von vorne anfangen. Was kann da anderes herauskommen als unreif „Jugendliches"? Erfindungen wie die Automobile oder die Aluminotherme, welche einen plötzlichen Umschwung herbeiführen, sind auf dem Gebiete der Kunst nicht zu erwarten und aus dem Boden stampfen kann man einen Stil auch nicht. Läßt man einmal der Willkür freien Spielraum, so werden die Äußersten und Konsequentesten zum Ungeheuerlichen fortschreiten und auch einem Liebermann (Berlin) den Rücken kehren. Der Subjektivismus ist eben in der Sezession zum Prinzip erhoben, so sehr man glaubt, nun erst die Natur zu sehen, wie sie erscheint, und in ihren eigenen Farben wiederzugeben. Ein Irrtum liegt auch darin, daß man meint, die Farbenskala der Palette entspreche derjenigen der Natur. Weiterhin vergißt man, daß die Natur nicht immer schöne Werke schafft, weil sie zunächst ganz andere Ziele verfolgt. Das Sehen des menschlichen Auges ist nicht einmal das gleiche, besonders wenn affektierte Stimmungen maßgebend werden. Während man der Natur treu zu bleiben vorgibt, verfällt man der eigenen Laune, findet in der Natur nur das Häßliche und Anstößige, greift zu grellen Farben und Farbenkontrasten, bis man Himmel und Erde schließlich violett oder rot oder grün sieht. Das Publikum soll aber fest glauben, so sei die Natur, die Künstler sind jedenfalls unfehlbar und haben den Geschmack zu machen. Das ist aber ein Spott auf das Publikum und wird von diesem in seiner Weise mit Verachtung gestraft. Man schlägt dem Gemeinsinne und der objektiven Vernunft

oft geradezu ins Gesicht, man steigt tief ins Kleine und Leere und Liederliche herab, man vertraut auf die Form ohne Gehalt und scheidet die großen Gegenstände mehr und mehr aus dem Bereich der Kunst aus. Eine solche Kunstübung hat keinen Boden im Volke; es kann wohl nicht anders kommen, als daß sie frühzeitig abstirbt.

Eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete der Kunst läßt sich nicht verkennen; selbst Frauenhände führen Pinsel und Meißel und Hammer nicht ohne Geschick. Wird aber nicht viel Fleiß vergeudet sein, wenn man durchaus das Lehrgeld, das frühere Zeiten reichlich gezahlt haben, noch einmal entrichten muß? Warum will die bildende Kunst (wie auch die Poesie) der Neuesten mit kindlichen Leistungen wieder anfangen? „Prüfet alles und behaltet das Beste." Ein Fortschritt über das Alte hinaus ist in manchen Punkten möglich und wünschenswert, in der Hauptsache nicht.

Wahrhaft verderblich wird der Kunst jene ästhetische Ketzerei, daß ein Kunstwerk nicht mehr aus einem bedeutenden Inhalte und einer gefälligen Form bestehe. Der Inhalt gibt allein Maß und Norm für Gestalt oder Farbe, sonst verfallen beide der Willkür. Die Mittelmäßigkeit wirft sich von jeher auf die glatte, dann auf die pikante, endlich auf die unnatürliche und verzerrte Form. Selbst wirkliche Naturtreue ohne großen Gehalt kann für die höheren Leistungen der Kunst nicht genügen; mit größerer Treue sieht unser Auge draußen die Natur als auf der bemalten Fläche. Aber der Geist will, vom Künstler angeleitet, in der Natur mehr lesen, als diese an der Oberfläche zeigt. Die Natur selbst hat nicht nötig, die höchste Schönheit überall zur Erscheinung zu bringen, da sie in dem wirklichen Leben und Wachsen andere Mittel zu fesseln besitzt. Im Geiste des Künstlers haben sich Natur und Geist zu vermählen, damit eine neue Schönheit, die echte Kunstschönheit, geboren werde.

Der Mensch mit seinen geistigen Vorzügen muß wieder mehr in der Kunst zur Geltung kommen, nicht die Natur allein und die leibliche Seite des Menschen. Über den modernen, dem rein Körperlichen zugewandten Aktstudien (die man sogar öffentlich auszustellen den traurigen Mut hat) geht das Studium des Menschen in seinem wirklichen Leben und dies nicht bloß in Genreszenen, nicht bloß in Elend und Not, Unglück und Verzweiflung.

Ihre mächtigste Gönnerin erkenne die Kunst in der Religion, welche sie geboren und großgezogen hat. Die Stoffe, welche diese darbietet, verflache und fälsche sie nicht. Das wäre ein sicherer Weg zur eignen Entwürdigung. Selbst bei Goethe (Leben Winckelmanns [1805], S. 204) liest man Worte wie die folgenden: „Raphael bemalte Hallen und Säle, des Michelangelo hauptsächlichste Bilderarbeiten sind Grabmäler. Wir wollen nicht sagen, daß diese unwürdige Beschäftigungen für diese großen Meister gewesen seien, allein es bereitete doch schon das Ableben der Kunst vor. In der Stille und Freiheit fand sie nicht mehr volle Beschäftigung und mußte darum der Welt dienen, den Launen auf mancherlei Weise schmeicheln. Ihre Anwendung wurde ausgedehnter, aber auch gemeiner; die mindere Würde zog Bestreben nach größerer Fertigkeit, das Bedürfnis, schnell zu arbeiten, die Manier, aber das Geistlose, das Handwerksmäßige nach sich. Das sind die Stufen, über welche die neuere Kunst von ihrer Höhe herabstieg und wenig anders ist es auch mit dem Verfall der alten beschaffen gewesen." Man studiere also die alte religiöse Kunst, lerne ihren Geist kennen und verschmähe ihre Stoffe nicht; dann kleide man sie in das Gewand einer naturgetreueren Form.

Sobald einmal der Gegenstand nach seiner geistigen Bedeutsamkeit wieder in seine Rechte eingesetzt ist, wird auch die Zweckmäßigkeit, durch welche die

mechanischen Künste so groß sind, wieder gebührend gewürdigt werden. Die Kunst ist nicht für einige wenige da, welche alle Kunstgriffe der Technik durchschauen, sondern für die große Masse des Volkes, welche sehr sachlich nach seinem eigenen Bedürfnis urteilt. Sie will ja freilich durch die Schönheit erfreut werden, darum sucht und liebt sie die Kunst; sie will aber auch mit dem Kunstwerk etwas anfangen, es in Kirchen oder gewöhnlichen Wohnräumen beherbergen und sich daran geistig erheben und erbauen können, sonst kauft sie es nicht. Die Kunst muß aus dem Kunsthandwerk erblühen und die Zweckmäßigkeit desselben, wenn auch in höherer Weise, nachahmen. Kurz, was dort auf der Ausstellung räumlich hart aneinander grenzt, sollte auch durch ein geistiges Band verbunden bleiben. Die alte Kunst sollte als Grundlage und Muster geehrt und studirt, die Industrie und Handwerkskunst durch die schöne Kunst in würdigem Stile gekrönt werden. Die Kunst muß, um zu gedeihen, Großes, Nützliches und Gefälliges schaffen. Wenn sie die geistige Wohlfahrt fördern und den edelsten Bedürfnissen des Lebens entgegenkommen könne, wenn sie sich um einen würdigen Inhalt ihrer Werke nicht mehr umsieht, in der eitlen Hoffnung, die Künste der Form könnten eine dauernde Befriedigung gewähren, und wenn sie die gefällige Form auf den Sinnenkitzel berechnet oder die Schönheit ganz verschmäht, um nur die kalte Naturwahrheit zu kopieren und allenfalls die Nerven zu erschüttern, so wird sie den ihr gebührenden Platz im Leben um so weniger behaupten, als ihr die technischen Fertigkeiten und industriellen Leistungen die Gunst des Publikums vorwegzunehmen längst begonnen haben.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Die El-Amarna-Tafeln und ihre geschichtliche Bedeutung.

Von Prof. **Dr. Jos. Rieber.**

Die im abgelaufenen Jahrhunderte in rascher Aufeinanderfolge bekannt gewordenen Funde in den alten Kulturzentren von Mesopotamien und Ägypten hielten bekanntlich einen großen Teil der europäischen und amerikanischen Gelehrtenwelt beständig in Atem, ja ich möchte sagen, in einer fieberhaften Aufregung. Fast kein Jahr verging, ohne daß nicht neue Entdeckungen bekannt wurden, besonders die Auffindung der riesigen Bibliothek Asurbanipals im Nordpalaste eben dieses Königs in Kujundschik (1854 durch Rassam) und des großen Tempelarchivs von Sepharwaim in den ausgedehnten Ruinen von Abu Habba (1881 ebenfalls durch Rassam) verblüfften durch die ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Schätze. Eine nicht geringe Erregung unter den Biblisten und Semitisten hatte auch die Auffindung des Mesasteines in Dibon im alten Moab, östlich vom Toten Meer, hervorgerufen (1868), denn dieser Stein trug die älteste bekannte und wertvollste Inschrift eines dem Hebräischen ganz nahe verwandten Dialektes, des Moabitischen, aus dem 9. Jahrh. v. Ch.; ebenso dann im Jahre 1880 die Entdeckung der sechszeiligen Inschrift im Siloahtunnel zu Jerusalem aus dem 8. vorchristlichen Jahrhundert. Kaum hatte sich aber die begreifliche Freude über diese Funde etwas gelegt, als schon wenige Jahre später, 1888, eine geradezu unglaubliche Nachricht, unglaublich besonders für die Assyriologen, Ägyptologen und Historiker, sich in Europa und Amerika mit Blitzesschnelle verbreitete. Es war dies die Nachricht von der Auffindung der seither so vielgenannten und in ihrer wissenschaftlichen Bedeutung auch heute noch nicht abschätzbaren El-Amarna-Tafeln oder El-Amarna-Briefe.

Ungefähr 80 Kilometer südlich von Minieh in Oberägypten breitet sich bei dem Dorfe Schech Kandîl eine von Felsen eingeschlossene, fast kreisförmige Ebene aus (Vollers Z. A. 1893, S. 208). Man wußte schon längst, daß hier jene Stelle Oberägyptens zu suchen ist, auf welcher der geschichtlich bekannte König Amenophis oder Amenothes oder Amenhotep IV., der Naphuria der El-Amarna-Briefe, eine neue Stadt erbaute (c. 1380 v. Ch.), um hier ungestört und unbekümmert um die Anhänger der mächtigen Priesterkaste, die Verteidiger der alten polytheistischen religiösen Traditionen,

seine Neuerungen zugunsten des monotheistischen Sonnendienstes durchzuführen. Doch hat nur dieser König hier residiert. Schon der Nachfolger des Königs Amenophis IV. war dem Polytheismus wieder vollständig ergeben und trachtete daher jede Erinnerung an die Ketzerei seines Vorgängers auszutilgen, weshalb er zunächst diese neugegründete Stadt Chuen-Aten von Grund aus zerstören ließ. So hat also Chuen-Aten, die Stadt des Sonnengottes Aten, geschichtlich nur eine vorübergehende Rolle gespielt, ist aber für uns durch die hier gemachten Funde bedeutungsvoller geworden als so manche andere Stadt Ägyptens, deren stolzer Name durch Jahrhunderte in der Geschichte genannt wird.

Es verdient erwähnt zu werden, daß wir hier den für Ägypten vereinzelten Fall haben, in welchem sich die Trümmer einer großen Stadt so gut erhalten haben, daß man sogar heute noch die Umrisse der ganzen Stadt und die regelmäßigen Straßenzüge erkennen kann. Denn sonst sind die alten Städte in Ägypten meist spurlos verschwunden, so daß in der Regel nicht einmal mehr der Ort angegeben werden kann, wo sie einst gestanden. Das lockere Material, aus dem diese Städte in der Regel gebaut waren, begünstigte ja den raschen Zerfall der vernachlässigten Trümmer und Ruinen. Nur dem Umstande, daß Chuen-Aten plötzlich zerstört wurde und in der Folge gänzlich verlassen und unbeachtet blieb, ist es zu danken, daß die Ruinen teilweise erhalten sind. In den Felswänden, welche die genannte Talebene mit dem Trümmerfeld umgeben, befinden sich zahlreiche Höhlen mit Gräbern vornehmer Bewohner und aus den daselbst vorkommenden Inschriften und Abbildungen hatte man, wie gesagt, schon früher erkannt, daß in diesem Ruinenfelde die Reste der einstigen Residenz Amenophis IV. zu suchen seien. Der alte ägyptische Name Chuen-Aten ist natürlich heute gänzlich verschwunden, das Trümmerfeld der alten Stadt wird gegenwärtig nach dem in der Nähe liegenden Fellachendorfe Tell El-Amarna oder einfach El-Amarna genannt.

Hier war es nun, wo Fellachen im Jahre 1888 das Ruinenfeld durchwühlten und nach Altertümern suchten, als sie plötzlich bei ihrer Schatzgräberarbeit auf einige Kisten mit harten Tontafeln stießen (vgl. Niebuhr „Die Amarna-Zeit"). Diese merkwürdigen Tafeln waren von verschiedener Größe und Farbe, aber meistens auf beiden Seiten mit einer ganz eigentümlichen Schrift beschrieben. Die schlauen Fellachen erkannten sofort, daß die fränkischen Sonderlinge gerade für solche Gegenstände schweres Gold zu zahlen bereit seien. Nun aber fanden sich unter diesen Tafeln einzelne Exemplare von ganz ungewöhnlicher Größe (0·45 Meter lang—0·26 Meter breit). Um daher einen größeren Erlös aus ihren Funden zu erzielen, zerschlugen die pfiffigen Bauern gerade die größten und schönsten Tafeln in zwei, ja sogar auch in vier Stücke. Der durch diesen Vandalismus verursachte Schaden ist natürlich ein ganz bedeutender, da einzelne Stellen der Bruchstücke überhaupt nicht mehr entziffert werden können. Wir haben hier also

einen ganz analogen Fall zu der barbarischen Handlungsweise jener Beduinen, die den Mesastein zu sprengen suchten, ebenfalls zum großen Schaden für die Wissenschaft. — Hätten die Fellachen von El-Amarna noch durch einige Zeit über ihren Fund verfügen können, so wäre wohl vieles gänzlich vernichtet und anderes in alle Welt zerstreut worden, so daß wir heute gewiß nicht in der Lage wären, an der Winckler'schen Ausgabe der El-Amarna-Briefe unsere Studien zu machen. Glücklicherweise gelangte aber die englische Regierung alsbald zur Kenntnis von dem merkwürdigen Funde und sorgte dafür, daß eine Verschleuderung der kostbaren Tafeln verhütet wurde. So kamen denn 60 Stück derselben in das ägyptische Museum von Bulak, während durch die Bemühungen Theodor Grafs in Wien der größte Teil zusammengehalten und in europäische Sammlungen gebracht wurde. Es befinden sich heute 80 allerdings der schönsten und besterhaltenen Tafeln im Britischen Museum zu London und 180 Nummern im Museum zu Berlin.

Die eben genannten großen und besonders gut erhaltenen Tafeln wurden von Duschratta, König von Mitanni an Nimmuria, d. i. Amenophis III., den Vater Amenophis' IV., geschickt. Sie sind sowohl in babylonischer Sprache als auch mit schöner babylonischer Schrift geschrieben und handeln von der Vermählung der Tochter Duschrattas mit dem Könige von Ägypten. Nebenbei sei bemerkt, daß dieses Mitanni in den Briefen zwischen den Euphrat und Belias lokalisiert wird. Eine große Anzahl der kleineren Tafeln aber ist aus minder festem Material hergestellt und schon heute, nach kaum 15 Jahren seit ihrer Auffindung, weist eine ganze Reihe derselben durch den zerstörenden Einfluß der Luft einen solchen Zustand der Zerbröcklung auf, daß sie nur noch mit Mühe gelesen werden können. Was also durch fast 3½ Jahrtausende unter der Erde unversehrt für unsere Zeiten aufbewahrt und erhalten blieb, wird, kaum ans Tageslicht gebracht, teilweise vielleicht in ebensoviel Jahrzehnten wieder der Vernichtung anheimfallen. Ihr wertvoller Inhalt aber wird wohl für immer der Nachwelt erhalten bleiben.

Schon nach dem Fundort und ganz besonders an dem mit den Tafeln gefundenen Tonsiegel des Königs Amenhotep IV. erkannte man sofort, daß man die Tafeln für das Ende der XVIII. Dynastie anzusetzen habe; ohne Zweifel hatte man das Staatsarchiv dieses Königs vor sich; doch bleibt die Frage bis heute noch offen, ob man mit den 300 Tafeln von El-Amarna wirklich in den Besitz des ganzen Archivs gelangt ist. Winckler (Schrader KAT[3]) behauptet nämlich, daß mit diesem Funde nur ein geringer Teil des ganzen Archivs in unseren Besitz gelangt sei. Das ganze Archiv wurde früher in Theben, der alten Hauptstadt von Oberägypten, aufbewahrt, bei der Verlegung der Residenz nach Chuen-Aten durch Amenophis IV. mitgenommen und hier vor oder nach der Zerstörung der Stadt von einem Hofbeamten — vielleicht nur zum Teile — vergraben.

Die wichtigsten Aufschlüsse über bislang ganz und gar unbekannte Tatsachen wurden durch diese Tafeln gegeben. Man hatte durch die Entzifferung sowohl der Hieroglyphen als besonders der assyrisch-babylonischen Keilinschriften bereits einen tiefen Einblick in das Kulturleben jener hochentwickelten Völker in Ägypten und Mesopotamien gewonnen und wußte so manches von den Beziehungen zwischen diesen Ländern und ihren Bewohnern, aber man hatte bisher keine Ahnung, in welcher Form der Gedankenaustausch zwischen den Königen Ägyptens und den Potentaten Vorderasiens bewerkstelligt wurde. Und jetzt erfuhr die gelehrte Welt plötzlich durch diese Tafeln, daß um jene Zeit, d. i. um 1400 v. Chr., aber gewiß schon längere Zeit vorher und wahrscheinlich auch noch späterhin, im vorderen Oriente die Diplomatensprache das Babylonische war, ja wir können annehmen, daß im internationalen Verkehr von Mesopotamien angefangen bis zum Nil dieser uralte semitische Dialekt die Verständigungs- und Vermittlungssprache gewesen ist. — Die Schrift, welche die asiatischen Könige und Fürsten in den Briefen verwenden, ist die neubabylonische, bei der sich allerdings eine Reihe von Varietäten findet. Nur ein Brief ist in der sogenannten hethitischen Sprache abgefaßt, jedoch mit babylonischen Schriftzeichen geschrieben, der aber, weil diese Sprache ganz unbekannt, bis jetzt nicht entziffert werden konnte. (Lehmann Z. A. 1888, S. 372.) Es ist nun selbstverständlich, daß nicht immer korrekt geschrieben wurde, daß daher manche unrichtige Lesung und manche unverständliche Stelle auf den Tafeln auf unrichtige Schreibung oder ungewöhnlichen Gebrauch der Zeichen durch die Schreiber zurückzuführen sein wird. Daß es für die Staatsschreiber der ägyptischen Könige, ihrer Vasallen und Beamten in Vorderasien keine leichte Aufgabe war, sich die fremde Schrift anzueignen, begreifen wir sehr wohl. Die Sprache selbst, die ja nur ein semitischer Dialekt ist, war durchaus nicht so schwer zu erlernen, aber die komplizierte und vieldeutige Schrift verlangte ein gründliches und andauerndes Studium. Interessant ist in dieser Beziehung eine Tafel der Sammlung, aus der wir ersehen, wie die Ägypter sich diese Schrift angeeignet haben. Es ist das eine Tafel mythologischen Inhaltes, die also an und für sich gewiß in kein Staatsarchiv gehört, auf der aber mit ägyptischer schwarzer und roter Tinte Teilstriche verzeichnet sind, wodurch die einzelnen Wörter und Silben von einander getrennt werden, selbstverständlich zu keinem anderen Zweck, als um das Lesen zu erleichtern, beziehungsweise zu erlernen. Unter allen Umständen war aber für die Ägypter das Lesen solcher Briefe etwas Mühevolles, es war für sie wohl meistens nur ein Buchstabieren oder vielmehr ein Syllabieren, weshalb die asiatischen Briefschreiber auch entsprechende Rücksicht übten, indem sie fast ausschließlich Lautzeichen, beziehungsweise Silbenwerte gebrauchten, mehrdeutige Ideogramme aber möglichst vermieden.

Fast in allen Briefen wird eine bestimmte äußere Form eingehalten und ängstlich jede Verletzung der höfischen Etikette vermieden. Name und

Titel der Adressaten kommen immer an die Spitze des Briefes zu stehen, mag der Brief an den Herrscher und Vorgesetzten, mag er an einen Ebenbürtigen oder an einen Untergebenen gerichtet sein. Verstöße gegen diese Höflichkeitsform scheinen eine arge Beleidigung des Adressaten involviert zu haben. So beklagt sich ein königlicher Kollege in einem Briefe bitter beim ägyptischen Könige über die Verletzung dieser konventionellen Höflichkeitsform mit den Worten: „Und jetzt dein Brief, den du geschrieben hast, warum hast du deinen Namen über meinen gesetzt?" (34. Hier, wie in allen folgenden Fällen werden die Briefe nach der Numerierung Wincklers zitiert.) Der ägyptische König wird in den Briefen immer mit seinem Vornamen angeredet, nämlich Amenhotep III. mit Nimmuria und Amenhotep IV. mit Naphuria; als Appellativum für König erscheint immer schar oder scharru, merkwürdigerweise aber kein einzigesmal der in der Bibel so oft vorkommende Name Pharao, woraus sich wohl der Schluß ergibt, daß diese Bezeichnung des ägyptischen Königs in Kanaan erst nach der Einwanderung der Hebräer in dieses Land bekannt und geläufig wurde. — Als Beispiel einer solchen Briefüberschrift möge Nr. 19 dienen: „An Nimmuria, den großen König, König von Ägypten, meinen Bruder, meinen Schwiegersohn, den ich liebe und der mich liebt." Darauf folgt erst: „Duschratta, der große König, König von Mitanni, dein Bruder, dein Schwiegervater und der dich liebt" u. s. w. Die königlichen Kollegen nennen sich also im Gefühle ihrer Ebenbürtigkeit „Brüder". Ganz anders dagegen sehen die Einleitungsformeln in jenen Briefen aus, welche an Höhergestellte und besonders an den König gerichtet sind. Und gerade solcher Briefe enthält die Sammlung eine große Zahl, sie bilden fast den fünften Teil des Fundes und stammen von Statthaltern, Beamten und Vasallen des Ägypterkönigs aus Vorderasien, aus Syrien und Kanaan. In den überschwänglichsten Ausdrücken wird in diesen Briefen bei den Einleitungsformeln die Versicherung tiefster Unterwürfigkeit gegeben, aus denen wir ersehen, daß den Orientalen knechtischer Sinn, kriecherisches und heuchlerisches Wesen dem Mächtigen, dem Vorgesetzten und Gebieter gegenüber schon damals zur zweiten Natur geworden war. Ein besonders markantes Beispiel hiefür bietet ein Brief (38) Abd-Aschratus, des Vaters des noch zu erwähnenden Aziru, Statthalters oder Fürsten der Amurri, der seiner erheuchelten Ergebenheit mit folgenden Worten Ausdruck verleiht: „An den König, die Sonne, meinen Herrn. Abd-Aschratu, dein Diener, der Staub deiner Füße. Zu Füßen des Königs meines Herrn 7 und 7mal falle ich. Siehe, ich bin ein Diener des Königs und ein Hund seines Hauses (= kalbu scha bitischu) und das ganze Amurri bewache ich für den König, meinen Herrn." — Sehr zu bedauern ist jedoch, daß die Briefe nicht die geringste Spur einer Datierung aufweisen; die Anordnung der Briefe, wie sie in der Wincklerschen Ausgabe zu finden ist, wurde nur auf Grund des Inhaltes der Briefe vorgenommen, ist daher keineswegs über allen Zweifel

erhaben; die in neuester Zeit von Knudtzon in Angriff genommene und auf peinlichster Prüfung und Vergleichung der Originale beruhende Ausgabe und Übersetzung der ganzen Briefsammlung wird daher durchgreifende Änderungen notwendig erscheinen lassen.

Die El-Amarna-Briefe enthalten ferner eine große Anzahl von Landschafts- und Städtenamen, in denen wir häufig Namen wiedererkennen, welche auch die Bibel erwähnt, über deren Lage man aber oft im Unklaren war. Aber nicht minder zahlreich sind umgekehrt besonders Ortsnamen, deren Wortlaut es uns unmöglich macht, den etymologisch entsprechenden hebräischen Namen dafür zu finden. Doch kann uns eine solche Resultatlosigkeit unserer Bemühungen nicht wundern. In jenen Kriegszeiten, in denen wie bei allen Völkerwanderungen die siegreich vordringenden Völkerstämme alles zerstörten und niederbrannten, was ihnen irgend Widerstand leistete, sind gewiß auch beim langsamen Vordringen der hebräischen Stämme eine große Anzahl von Städten und Ortschaften vom Erdboden verschwunden, die wohl in der Amarna-Zeit dem Großkönig in Ägypten als tributpflichtig gut bekannt waren, bei den späteren Besitzern des Landes aber der Vergessenheit anheimfielen und daher auch in der Bibel nie genannt werden. Andererseits wurden gerade zur Zeit des Einbruchs der Hebräer in Kanaan von den Eroberern vielfach Namensänderungen vorgenommen. Der alte Name blieb dann zwar zuweilen neben dem neuen, doch war wohl das Verschwinden des alten Namens bei den späteren Generationen Regel. Ich erinnere hier nur an Dan, den nördlichsten Grenzort in Palästina, früher Laisch, Zoar früher Bela, Bethel früher Lus, Hebron früher Kiriath Arba, Jerusalem früher Jebus. Und gerade die Eroberung der Städte gab gewöhnlich Veranlassung zur Namensänderung, z. B. Jud. 1, 17. Juda besiegte die Kananiter, welche Sephat bewohnten, und vollstreckte den Bann an ihr; daher hieß die Stadt Horma. II. Reg. 14, 7 u. a.

Ich erwähne hier zunächst, daß der oft vorkommende Ausdruck (mât) Hatti = (Land und Leute der) Hatti als Ländername jedesfalls Syrien im weiteren Sinne, d. i. die ganze Gegend zwischen dem Euphrat und dem Orontes bedeutet, während für Phönizien und Palästina im engeren Sinne in den Keilinschriften sonst mât aharrê = mât MAR-TU gesagt wird, ein Ausdruck, der sich in den Amarnatafeln nicht findet, dafür wird aber öfters der Name Kinahhi oder Kinahna gebraucht, z. B. 11, 15, 17. 156, 46 u. ö. Wie auf den ersten Blick zu erkennen ist, haben wir hier das biblische Kanaan vor uns, wobei allerdings beim Guttural ein bedeutungsvoller Lautwechsel zu konstatieren ist. Übrigens findet sich auch im Ägyptischen derselbe Ausdruck, nur daß er hier mit dem Artikel verbunden wird Pa-Kenaan, woraus erhellt, daß man Kanaan ursprünglich als Appellativum behandelte. Damit ist uns aber weiter möglicherweise ein Fingerzeig gegeben, daß die alte etymologische Deutung von Kanaan als „Tiefland“ im Gegensatz zu Aram als „Hochland“ doch eine gewisse Berechtigung habe.

Von solchen Städtenamen, die auch anderweitig bekannt sind, seien nur einige erwähnt: Gubla = Biblos, Sumur = das heutige Sumra nördlich von Tripolis, Aialuna = Ajjalon, Sarha = Sora (im Stamme Juda), Aschkaluna = Askalon, Akka = Akko, Birutu oder Birunu (60, 25 u. ö.) = Berut, Kidscha = Kadesch am Orontes, Sidûna = Sidon, Magiddu = Megiddo, Hasura = Hasor (westlich vom Huleh-See), Hazzatu oder Azzati = Gaza, Schamhuna, mit dem Ideogramm alu = Stadt geschrieben, kann vielleicht mit Simeon zusammengestellt werden, ist aber in der Bibel nur Stammesname u. a.

Dagegen enthält z. B. Nr. 237 eine Reihe von Ortsnamen, mit denen wir bisher wenig oder nichts anzufangen wissen. Dort lesen wir nämlich: „Als sich empörten alle Städte des Landes Gari: Udumu, Aduri, Araru, Mischtu, Magdali, Hinia-nabi, Sarki“ u. s. w. Die richtige Lesung vorausgesetzt, haben wir es hier möglicherweise mit Städten der Jordansau, des heutigen Er-Ror (= Gari), zu tun, ein strikter Beweis läßt sich vorderhand dafür allerdings noch nicht erbringen.

Sehr dankenswerte Aufschlüsse geben uns die Berichte über die Handelsbeziehungen zwischen Ägypten und den asiatischen Vorderländern in jener Zeit. Daß alle Karawanen aus den Euphratländern und aus Syrien auf ihrem Wege nach Ägypten durch Palästina und Phönizien zogen, daß die Bewohner von Kenahhi auf diese Weise mit allen jenen Handelsartikeln, welche diese Karawanen vertrieben, bekannt wurden, versteht sich von selbst, finden wir übrigens schon in den ältesten Teilen der Bibel angedeutet. Aus diesem Transitohandel zog Palästina von jeher einen ganz bedeutenden Nutzen, ja es gab Zeiten, wo der Durchgangszoll für fremdländische Waren mit eine Haupteinnahmsquelle der israelitischen Könige bildete. Die traurigen Verhältnisse zur Amarnazeit in Kanaan, das daselbst herrschende wilde Faustrecht, die Habgier der ägyptischen Vasallen und Beamten und noch mehr die durch die Einwanderung der vielgenannten Habiri hervorgerufenen Kämpfe mußten jedoch diese Handelsbeziehungen in jener Zeit fast gänzlich unterbinden. Die Amarna-Tafeln erzählen uns von räuberischen Überfällen auf solche Karawanen, ja sogar von frechen Verletzungen des Völkerrechtes durch des Ägypterkönigs eigene Beamten, welche königliche Gesandte aus Babylon, die dem König von Ägypten Geschenke bringen sollten, überfielen, ausplünderten, zurückhielten, ja sogar töteten. So schreibt Burraburiasch, König von Karduniasch an Naphuria (11): „Meine Geschäftsleute . . ., welche in Kinahhi geschäftshalber zurückblieben, . . . haben sie getötet und ihr Geld geraubt. Kinahhi ist dein Land und du bist der König. In deinem Lande bin ich vergewaltigt worden, bändige sie. Das Geld, welches sie geraubt haben, erstatte, und die Leute, welche meine Diener getötet haben, töte und räche ihr Blut.“

Sehr instruktiv sind die Briefe 294, 295, 296, welche Verzeichnisse von Geschenken enthalten, die einerseits der König von Ägypten, Naphuria,

an Burraburiasch, andererseits dieser an jenen als Mitgift seiner Tochter Tatuhipa sandte. Wenn nämlich die Könige des Ostens Geschenke nach Ägypten schicken, so erwarten sie Gegengeschenke, u. zw. in der Regel Gold, viel Gold. Ja wir entnehmen aus den Briefen, daß die persönliche und politische Freundschaft nur nach der Menge und der Kostbarkeit der empfangenen Geschenke bewertet wurde, Verweigerung von Geschenken beziehungsweise Gegengeschenken galt als Kündigung der Freundschaft. So schreibt Aschschur-uballit, König von Assur (15): „Gold ist in deinem Lande wie Staub vorhanden, . . . wenn du freundlich gesonnen bist, so schicke viel Gold.“ Und Duschratta, König von Mitanni, schreibt an Nimmuria: „So wolle mein Bruder Gold in gewaltiger Menge, welches keine Zahl hat, an mich schicken, und mein Bruder wolle mir mehr als meinem Vater Gold schicken, denn im Lande meines Bruders ist Gold wie Erde so viel.“

Als Geschenke des Burraburiasch an den Ägypterkönig werden besonders auch Pferde genannt, woraus wohl folgt, daß zwischen den Euphratländern und Ägypten auch ein lebhafter Pferdehandel getrieben wurde, obzwar in beiden Ländern das Pferd einheimisch war und besonders Ägypten gewiß keinen Mangel an Pferden hatte; denn wie wir wissen, hat wenige Jahrhunderte später König Salomo einen schwunghaften Pferdehandel von Ägypten her besonders nach Syrien betrieben und durch Monopolisierung desselben seine Einnahmen bedeutend gesteigert. Bei diesem Handelsverkehr wurde babylonisches Maß und Gewicht in ganz Vorderasien und in ganz Ägypten gebraucht; das als Zahlungsmittel gebrauchte Gold und Silber hatte man schon in bestimmte Formen von Barren, Ringen und Kugeln gebracht und zur Sicherstellung des Gewichtes und der Reinheit des Metalles waren diesen Zahlungsmitteln babylonische Zeichen und Stempel eingepreßt. Ein uraltes Handelszentrum in Mesopotamien war jedesfalls Haranu, das biblische H a r a n, das schon Gen. 27, 43 genannt wird. Nach Delitzsch (Assyr. Wörterbuch S. 291) bedeutet nämlich Haranu als Appellativum „Weg, Straße“, wofür das Ideogramm, von Delitzsch KAS umschrieben, an zahlreichen Stellen vorkommt. Aber auch in den Amarnabriefen hat haranu die Bedeutung: Weg, Karawane, Feldzug, Unternehmung, Kompagniegeschäft. Es ist nun wohl kaum ein Zweifel, daß von dieser Grundbedeutung Haran in Mesopotamien, von Niebuhr zwei Tagreisen südlich von Edessa lokalisiert, seinen Namen erhalten hat (vgl. Winckler KAT[3]). Hier war gewiß schon im 2. Jahrtausend v. Chr. der Knotenpunkt jener großen vorderasiatischen Handelsstraßen, welche von allen Seiten aus allen Kulturländern jener Zeit hier zusammenliefen, aus Medien, Babylonien, Armenien, aus Vorderasien und Ägypten. Damit aber war notwendig eine Blütezeit, eine Glanzperiode dieser Stadt verbunden, sie muß daher als eine der reichsten und blühendsten Städte von Vorderasien in jener Zeit angesehen werden. Haranu, das biblische Haran, ist daher die Kara-

wanenstadt oder die Handelsstadt κατ' ἐξοχήν, das Appellativum wurde zum Nomen proprium.

Auch mit den Königen von Alaschia, mit Niebuhr wahrscheinlich in Kilikien zu suchen, steht Ägypten in jener Zeit in Handelsbeziehungen. Aus den Briefen 25 ff. können wir auch entnehmen, welche Gegenstände hier als Handelsartikel besonders in Betracht kommen; es werden genannt: Silber, Kupfer, Bronze, Bettgestelle aus Uschu-Holz (doch konnte Uschu bislang noch nicht gedeutet werden), vergoldete Streitwagen, verschiedene Gewänder, Öl, Salben. Ausdrücklich ist übrigens in diesen Briefen auch die Rede von den beiderseitigen Handelsleuten. Wichtig ist der Brief Nr. 25 auch deshalb, weil hier das erste Mal der gefürchtetsten Krankheit des Orients, der Pest, Erwähnung geschieht, u. zw. durch die Wendung: „Die Hand Nirgals hat im Lande regiert". Nirgal erscheint nämlich überall als der Pestgott.

Um die politischen Verhältnisse in Kanaan zur El-Amarnazeit, die beständigen Kämpfe und Empörungen, von denen uns die Briefe erzählen, zu verstehen, müssen wir uns die Lage und die Bedeutung Kanaans für Ägypten vor Augen halten. Zwischen den beiden großen Kulturvölkern des Ostens und des Westens gelegen, bildete es damals für Babylonien und Assyrien den Schlüssel zu Ägypten, für Ägypten selbst aber ein mächtiges Bollwerk gegen alle Angriffe von seiten der größeren asiatischen Völker, besonders der Babylonier und Assyrier. Kein Wunder also, daß Ägypten zur Zeit seiner äußeren Machtentfaltung vor allem bestrebt war, diese wichtige Position in seine Gewalt zu bekommen und zu behaupten. Und so sehen wir, daß um 1400 v. Chr. sich die Herrschaft der Ägypter über ganz Palästina und Syrien erstreckt, u. zw. dürfte als die nördlichste Grenze der ägyptischen Herrschaft Ugarit, wohl bei dem heutigen Alexandrette im nördlichen Syrien zu suchen, gewesen sein, welches noch als zu jenem Gebiete gehörig genannt wird, das zu dem Amoriterfürsten Aziru abfiel. Einer weiteren Ausbreitung der ägyptischen Herrschaft leisteten jedesfalls die nördlich davon wohnenden Hatti Widerstand. Die beiden Könige der El-Amarna-Briefe aber, von denen Amenophis III. von 1560 an durch ungefähr 36 Jahre, sein Sohn Amenophis IV. jedoch weit kürzere Zeit regierte, besaßen nicht mehr die Energie und die kriegerische Tüchtigkeit, die Eroberungen ihrer Väter im ganzen Umfange zusammenzuhalten, beide befaßten sich mehr mit religiösen Angelegenheiten, so daß sie für das Kriegshandwerk keinen Sinn mehr hatten. Amenophis III. wird als ein edler Charakter geschildert, seine Liebe zu seiner Gattin, die nicht seine eigene Schwester, sondern wahrscheinlich die Tochter eines ägyptischen Magnaten war, wird ganz besonders rühmend erwähnt, ebenso sein übergroßer Eifer im Dienste der Götter, zu denen er allerdings auch sich selbst mitzählte. Als Kuriosum sei erwähnt, daß er sogar sein eigenes Bild anbetete (Meyer, „Geschichte des alten Ägyptens", S. 260). Daß er dabei auch einem ge-

wissen Synkretismus huldigte, können wir aus einer interessanten Stelle des Briefes Nr. 20 ersehen. In seiner Krankheit ließ er sich nämlich von Duschratta, dem König von Mitanni, das als wundertätig verehrte Bildnis der großen Göttin Ischtar aus Ninive schicken, um durch dasselbe Heilung zu erlangen; doch scheint ihn auch das ninivetische Simulakrum nicht mehr gerettet zu haben. Sein Sohn Amenophis IV. war mit der Durchführung seiner religiösen Neuerungen zu Gunsten des monotheistischen Sonnendienstes und mit der Bekämpfung des Widerstandes gegen diese Reformen im Innern des Reiches so in Anspruch genommen, daß er weder Zeit fand, noch Lust verspürte, sich um die politischen Verhältnisse des ägyptischen Vorderasiens zu kümmern. Hier verwaltete oder beherrschte eine große Anzahl ägyptischer Beamten und Vasallen in ziemlich loser Abhängigkeit von ihrem Herrn bald größere, bald kleinere Gebiete; sie hatten wohl nur einen bestimmten Tribut abzuführen und gegebenenfalls Heeresfolge zu leisten. Was Wunder, daß dann bei der offenkundigen Schwäche und Interesselosigkeit des Pharao sich bei einzelnen herrschsüchtigen Vasallen das Bestreben zeigte, auf Kosten der Nachbarn ihre Herrschaft auszudehnen! Was Wunder, daß wir in den Amarna-Briefen Klagen über Klagen und Hilferufe ohne Zahl seitens der vergewaltigten Fürsten und Beamten an den König lesen, wenn das roheste Faustrecht zur allgemeinen Herrschaft gelangt war! Hie und da scheint der König zwar noch kleinere Truppenabteilungen entsendet zu haben, die aber fast nie mehr etwas ausrichteten; ja sogar vor den sonst so gefürchteten Pidati und Schirtani, welche Niebuhr als „die Schweizertruppen" der ägyptischen Könige bezeichnet, war aller Respekt geschwunden, seit die Schirtani von den von Norden hereinbrechenden Sutu besiegt worden waren.

Nach den verschiedenen, in den Briefen vorkommenden Bezeichnungen unterscheidet Winckler mehrere Klassen von königlichen Beamten und Vasallen, welche aber immer nur als Verwalter, nirgends als eigentliche Könige erscheinen. Zunächst sind es die amelu oder amilu = Fürsten, (eine Bedeutung, die ich aber im Lexikon bei Delitzsch nicht finde); damit sind jene alten Stammesfürsten gemeint, welche nach der Eroberung des Landes durch die Ägypter eine gewisse Selbständigkeit behielten und dem Pharao nur Tribut zu zahlen und Heeresfolge zu leisten hatten. Der rabisu ist wohl ein Aufseher oder Gouverneur gewesen, der die von dem Pharao eingesetzten Beamten zu überwachen hatte. Dafür sprechen (88, 19): „Solange da war rabisu scharri (der Beamte des Königs), der in Simyra war, hatte Lebensmittel die Stadt Gebal" . . . sowie besonders (38, 10), wo Abd-Aschratu schreibt: „Ich habe wiederholt gesagt zu Pahanati rabisi-ia (meinen Aufseher) zu bringen die Schutztruppen" . . . Vielleicht aber war dieser rabisu eine Art außerordentlicher Bevollmächtigter, eine Art Generalinspektor, dem aber bei seinen Inspektionsreisen von den Angeklagten regelmäßig „die Hände wohl gefüllt" wurden, so daß der Pharao auch durch diese Beamten wohl nur

selten einen objektiven Bericht über die Zustände in Vorderasien erhielt. Als eine dritte Kategorie von Beamten erscheinen die hazanuti, die zum Unterschiede von den amelu in den von den Ägyptern zerstörten und dann wieder aufgebauten Städten unmittelbar von dem Pharao eingesetzt wurden, wenn sie auch der eingeborenen Bevölkerung entstammen mochten. So war Abd-hiba von Jerusalem ein solcher hazanu, und Zimrida, der Fürst von Sidon, nennt sich in einem Briefe an den König (147, 5) selbst hazanu scha Siduna. Außerdem wird an mehreren Stellen von einem (amilu) rabu, von einem „Großen" gesprochen und nach 61, 39 ff. scheint der dort genannte Janhamu dieser rabu zu sein. Vgl. 258, 259 und bes. 78, 13, wo es heißt: „Die Söhne Abd-aschirtas sind eingefallen ins Land Amurru, ihnen gehört das ganze Land. Nur Simyra und Irkata sind geblieben dem rabu." Marquart („Chronologische Untersuchungen." Leipzig, 1900) findet, Josef in Ägypten sei „ein Spiegelbild dieses Janhamu", und Winckler, anscheinend dieser Hypothese zustimmend, äußert sich: „Für Josef trifft in der Tat zu, daß Ägypten den Versuch einer monotheistischen Reform gehabt hat." Offen gesagt, bin ich aber bei aller Hochschätzung der beiden Gelehrten nicht imstande, hier ihrem Gedankengange zu folgen.

Die Berichte der Amarna-Tafeln über die beständigen Kämpfe und Streitigkeiten, über die Eifersüchteleien und gegenseitigen Verleumdungen der ägyptischen Vasallen, ihre echt orientalisch heuchlerische Kriecherei dem König gegenüber sowie ihre Bündnisse mit verschiedenen Volksstämmen würden für uns kaum eine besondere Bedeutung haben, wenn uns hier nicht ein Volksname begegnen würde, den man bis in die neueste Zeit in ägyptischen Quellen vermißt hat. Es sind das die Habiri, ein Name, der in dieser Form, aber auch in der Form SA-GAS, an mehr als 70 Stellen in den Briefen vorkommt. Diese rätselhaften Volksstämme der Habiri erscheinen hier als ein Volk, welches die Vasallen und Beamten des Ägypterkönigs auf allen Seiten bedrängt, welches, nachdem es wahrscheinlich von mehreren Seiten nach Kanaan eingedrungen, gegen die erbgesessenen Bewohner ankämpft und nach und nach Städte sowie größere Ländergebiete in seinen Besitz bringt. Zunächst sehen wir sie von Süden her vordringen, wie im Norden zu derselben Zeit die Sutu-Nomaden den ägyptischen Besitz gefährden. Die Klagen der Fürsten und Beamten über die Verwüstungen und fortschreitenden Eroberungen der Habiri, die Hilferufe, die eindringlichen Bitten scheinen aber am ägyptischen Königshofe keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben, Vasallen und Eingeborene blieben ihrem Geschicke überlassen, sie waren auf sich selbst angewiesen. Es darf uns nicht wundern, wenn einzelne der kleinen Fürsten, um sich zu retten, um das äußerste Verderben von sich abzuwenden, mit den ungebetenen Gästen paktierten, ihnen Städte und Ländereien abtraten oder sie mitten in ihren Gebieten ansiedeln ließen. Es darf uns nicht wundern, daß einzelne Fürsten mit ihnen sogar förmliche Bündnisse schlossen, sich ihrer Hilfe gegen unliebsame Nachbarn

bedienten und dann die neuen Bundesgenossen mit dem Besitze der niedergeworfenen Rivalen für ihre Hilfeleistung entschädigten, wodurch sie sich allerdings in der Regel nur eine Galgenfrist für ihre eigene Existenz sicherten. So scheint es, daß die Habiri bei einzelnen mächtigen Vasallen förmlich Söldnerdienste geleistet haben, obwohl in solchen Fällen für gewöhnlich an regelrechte Bündnisse oder Verträge nicht zu denken ist. Bald erscheinen diese gefürchteten Volksstämme auch im Norden des Landes als Verbündete des mächtigen Abd-Aschratu und seines nicht minder mächtigen und gewalttätigen Sohnes Aziru, des Fürsten von Amurri, des amil Amurra, wie er sich selbst in einem Briefe an den Pharao (50) nennt. Amurru oder Amurri bezeichnet in den Amarna-Tafeln das palästinensische Phönizien und entspricht ohne Zweifel dem biblischen „Amoriter". Es ist aber wohl zu beachten, daß in den Briefen sich auch öfters der Plural matât Amurri = „Länder Amurri" findet. So wenig nämlich mit Amoriter in der Bibel ein einheitlicher Stamm gemeint ist, so wenig scheint auch Amurru die exklusive Bezeichnung für jenes Volk oder jenes Land gewesen zu sein, als dessen Herrscher Aziru in den Briefen genannt wird. Gen. 10, 15 werden die Amoriter wohl als ein Stamm der Kanaaniter bezeichnet, aber sie werden uns später als an ganz verschiedenen Stellen Kanaans wohnend vorgeführt. Während sie in der Bibel bald als die gefürchteten Bewohner des Ostjordanlandes erscheinen, bald wieder als der bedeutendste Stamm in Südpalästina, sind sie in den Amarna-Briefen die vornehmsten Bewohner des Nordens. Von einer Einheitlichkeit dieses Stammes kann also wohl kaum die Rede sein. Wir werden aber nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß der Name Amoriter, der zunächst allerdings den stärksten und mächtigsten aller kanaanitischen Stämme bezeichnete, synekdochisch für sämtliche Kanaaniter gebraucht wurde. Jos. 24, 15. Winckler (KAT³ S. 180) ist der Meinung, daß Amurru zunächst einen Volksstamm bedeute und erst in zweiter Linie Ländername geworden sei. Da jedoch Amurru, auch MAR-TU geschrieben, sonst ungefähr Palästina, Phönizien und Zölesyrien umfaßte, so hatte es vor der Einwanderung der Habiri oder vor der El-Amarna-Zeit einen größeren Umfang; denn das Amoritergebiet des in Rede stehenden Vasallen Aziru umfaßte wahrscheinlich zunächst nur das nördliche Phönizien. — Aziru und besonders sein Vater Abd-Aschratu haben, wie gesagt, ebenfalls die Habiri zu Verbündeten; dieses Volk erscheint also jetzt auch schon im Norden und bittere Klagen führt besonders Rib-Addi, der Fürst von Gebal, über dieses Bündnis und über die Eroberungen der Habiri. „Könnt ihr mich denn wirklich nicht aus der Hand Abd-Aschratus retten? Alle Habiri sind auf seiner Seite" klagt er und an einer anderen Stelle schreibt er an den Pharao (55): „Alle meine Städte, welche im Gebirge und am Meere gelegen sind, sind in die Gewalt der Habiri gekommen." Auch Itakama, der Fürst von Kinza d. i. Kadesch, verklagt einen Nachbarn im Norden wegen seines Bündnisses mit den Habiri, indem er schreibt:

„Namiawza hat alle Städte des Königs im Lande Kadesch und im Lande Ube (vielleicht das Hoba der Bibel) den Habiri überantwortet.“ — Im Süden ist Abd-Hiba, der Fürst von Jerusalem, in beständigem Kampfe mit Milki-El und dessen Schwiegervater Tagi, beide im Besitze eines Gebietes bei Gath in der philistäischen Ebene und ebenfalls mit den Habiri verbündet. Besonders die Jammerbriefe Abd-Hibas an den Pharao lassen klar erkennen, wie rasch dieses eingedrungene fremde Volk das Land in seine Gewalt brachte. Folgende Stellen als Belege: „Sollen die Habiri sich der königlichen Städte bemächtigen? Erscheinen die Pidati (d. i. die schon erwähnten Elitetruppen des Königs) nicht in diesem Jahre, so lasse uns der König holen, daß wir sterben beim König unseren Herrn.“ „Siehe das Land Jerusalem, weder mein Vater noch meine Mutter haben es mir gegeben, der mächtige Arm des Königs hat es mir gegeben (eine wichtige Stelle, aus der wir ersehen, daß Abd-Hiba ein vom Pharao eingesetzter Statthalter ist). Siehe diese Tat ist eine Tat Milki-Els und eine Tat der Söhne Lapajas, welche ausliefern das Land des Königs den Habiri“ (180). Ferner schreibt er: „Habiri verwüsten das Gebiet des Königs . . ., wenn keine Truppen da sind, so ist das Gebiet des Königs, meines Herrn, verloren“ (179). Und der Fürst Rib-Addi sieht schon das Ende der ägyptischen Herrschaft in Kinahhi voraus, wenn er schreibt: „Alle Länder des Königs bis hin nach Ägypten werden geraten in die Hände der Habiri“ (65). Einen Vergleich mit der früheren Zeit der ägyptischen Macht zieht der Brief 180: „So lange Schiffe auf dem Meere waren, hat der mächtige Arm des Königs besetzt Nahrima und Kasch, aber jetzt besetzen die Städte des Königs die Habiri.“

Aus den angeführten Stellen, die noch bedeutend vermehrt werden könnten, ersehen wir, daß die Habiri ein Volksstamm oder besser, verwandte Volksstämme waren, welche nach und nach das ganze Land Kinahhi in Besitz nahmen, bald auf eigene Faust operierten, bald mit den Fürsten paktierten, zuerst vom Süden heraufkommen, bald aber auch im Norden des Landes zu finden sind. Die Uneinigkeit der kleinen Fürsten kam ihnen ganz besonders zu statten, so daß, wenn auch erst nach langwierigen Kämpfen, allmählich das ganze Land mit Ausnahme einer größeren Anzahl befestigter Städte, in ihren Besitz überging. Daß sie während dieser Eroberungskämpfe auch gegen die, wenn auch nur sporadisch erschienene ägyptische Miliz zu kämpfen hatten, ist mehr als wahrscheinlich, daß sie zuweilen auch Tribut entrichten mußten, muß wenigstens als möglich zugegeben werden.

Und nun die wichtigste Frage: Wer waren diese Habiri? Zimmern, der bekannte Leipziger Assyriologe, war der erste, welcher (ZPV. XIII. S. 137) Habiri mit dem hebr. ʿIbᵉri = Hebräer zusammenstellte. Niebuhr („Die Amarna-Zeit“) findet diese Gleichstellung selbstverständlich und Winckler (KAT³ S. 196 f.), der auch den ideogrammatisch lautenden Namen

SA-GAS in seiner Ausgabe der Amarna-Tafeln immer mit Habiri wiedergibt, weist nach, daß sachlich SA-GAS und Habiri identisch sind, während die etymogolische Identität von Habiri und Iberi-Hebräer wohl kaum ernstlich bezweifelt werden kann; denn für den etwas ungewöhnlichen Wechsel von ʿAjin und h lassen sich eine ganze Reihe von Parallelen anführen. Steuernagl wagt in seiner Schrift „Die Einwanderung der israelitischen Stämme in Kanaan" die Identifizierung von Habiri und Hebräer nur mit starkem Vorbehalt, u. zw. nur soweit, als es ihm zur Stützung seiner Hypothese dient, die noch erwähnt werden wird. Um aber die Habiri nicht auch hoch im Norden des Landes kämpfend annehmen zu müssen, behauptet er, SA-GAS habe an jenen Stellen appellative Bedeutung und sei zu übersetzen mit „Räuber" oder „Bandit". Auch darüber gibt Winckler die notwendige Aufklärung. SA-GAS ist eben Volksname, dem aber ein appellativer Sinn anhaftet. Es ist derselbe Bedeutungsübergang, wie er auch vorliegt, wenn der „Beduine" als Araber im Gegensatze zum Städter genannt wird oder wenn der Volksname „Aramäer" die appellative Bedeutung „Heide" bekommt.

Nach dem Gesagten erscheint es wohl als wahrscheinlich, daß uns die Amarna-Tafeln von der Einwanderung hebräischer Stämme nach Kanaan und von ihren Eroberungen daselbst ziemlich deutlich berichten. Ägypten hat damit endlich Kunde von jenem Volke gegeben, das in der Folge in Vorderasien eine so bedeutende und providentielle Rolle zu spielen berufen war. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß vor kurzem, nämlich i. J. 1896, abermals ein ägyptischer Zeuge in der Form der von Flinders Petrie aufgefundenen Inschrift des Pharao Merneptah für das alte Israel auftrat; hier wird das erstemal der Name Israel als Volksname erwähnt. Die Israeliten erscheinen nach dieser Inschrift zwischen Askalon, Gezer und Jenoam einerseits und Charu andererseits seßhaft. Welcher Stamm oder welche Stämme der Hebräer hier in Betracht kommen, ist vorderhand gleichgiltig. Das aber geht aus dieser Inschrift zur Evidenz hervor, daß ein Teil des israelitischen Volkes in der genannten Gegend Kanaan wenigstens schon vor 1250 feste Wohnsitze haben mußte, da Merneptahs Regierung um das Jahr 1250 anzusetzen ist.

Wenn ferner in den Inschriften der Könige Setis I. und Ramses II. öfter eines Landes Asser Erwähnung geschieht u. zw. gerade dort, wo in späterer Zeit der Stamm Asser erbgesessen erscheint, so ist es auch sicher, daß vor 1300 ein Stamm dieses Namens sich in Galiläa bereits festgesetzt hatte. Die El-Amarna-Tafeln aber zwingen uns, die Einwanderung dieser Stämme, wenigstens den Beginn derselben, schon um das Jahr 1400 anzusetzen; und da wir vor allem mit Scharen rechnen müssen, welche aus dem Süden, also wohl aus Ägypten kamen, — denn selbst ein nüchterner Kritikerverstand kann vielleicht überlieferte Details über den ägyptischen Aufenthalt der Hebräer in Zweifel ziehen, aber nie und nimmer diesen

Aufenthalt selbst, — so fällt notwendig eine bislang vielfach festgehaltene Annahme, die sich zunächst auf Ex. 1, 11 stützte (Bau der Städte Pithom und Ramses, wozu Hebräer verwendet wurden), daß nämlich Ramses II. der Pharao der Bedrückung, und Merneptah der Pharao des Auszuges gewesen sei, deren beider Regierungszeit ins 13., die hier besprochene Habiri-Einwanderung aber mindestens an die Wende des 15. und 14. Jahrhunderts zu verlegen ist.

Steuernagl hat sich, wie oben angedeutet, über die Einwanderung der hebräischen Stämme nach Kanaan eine eigene Hypothese konstruiert, zu deren Beweis er auch die El-Amarna-Briefe heranzieht. Nach seiner Meinung erfolgte diese Einwanderung in drei aufeinanderfolgenden Stadien: zuerst der Lea-Stamm von Süden her, wahrscheinlich schon vor dem 14. Jahrh., dann der Silpa-Stamm von Osten und endlich der Jakob-Rahel-Stamm, ebenfalls von Osten her im 14. Jahrh.; die weitere Teilung in Stämme sei erst in der Folgezeit vor sich gegangen. Welchen Grad von Wahrscheinlichkeit diese Hypothese besitzt, mag dahin gestellt bleiben, aber ohne Zweifel wird man Steuernagl zustimmen können, wenn er eine Eroberung des Landes durch die hebräischen Stämme in der Richtung im allgemeinen von Süden nach Norden als identisch mit der Habiri-Bewegung der El-Amarnabriefe annimmt. Der Schwierigkeiten, die sich der Identifizierung von Hebräer und Habiri entgegenstellen, gibt es allerdings mehrere, die jedoch bei näherer Betrachtung durchaus nicht so bedeutend sind, ja die ganz verschwinden werden, wenn man sich vor Augen hält, daß es sich hier um die Einwanderung eines immerhin zahlreichen, aus verschiedenen Stämmen bestehenden Hirtenvolkes handelt, wenn man ferner nicht etwa eine allzukindlich naive Vorstellung von dieser gewiß langwierigen, blutigen und grausamen Okkupation hat. Vielleicht operierten schon vor der allgemeinen Einwanderung der Hebräer nach Kanaan einzelne Stämme auf eigene Faust. Wenn in Num. 14, 45 erzählt wird, daß die große Masse der hebräischen Stämme den Versuch machte, von Süden her nach Kanaan einzudringen, jedoch durch die Kanaaniter eine gewaltige Niederlage erlitt, so ist die Annahme vollständig berechtigt, daß bei diesem oder ähnlichen sonst nicht erwähnten Versuchen es doch einem Teile der Hebräer gelang, von Süden her durch das Edomitergebiet nach Kanaan einzudringen, langsam gegen Norden vorzurücken, um dann später, mit der von Osten her über den Jordan einrückenden Hauptmasse ihrer Stammesgenossen vereinigt, die Eroberung des Landes intensiver und an verschiedenen Punkten zugleich zu betreiben, was mit den El-Amarna-Berichten ganz gut übereinstimmen würde. Ich mache hier noch auf einen sonst weniger beachteten Umstand aufmerksam. Wie eigentlich ganz selbstverständlich ist und Ex. 12, 38 ausdrücklich bemerkt wird, befanden sich in der nomadisierenden Hauptmasse der Hebräer auch sehr viele zweifelhafte Elemente, Abenteurer und fremdes Gesindel. „Und auch zahlreiches Gemengsel (= ʻEreb, d. i. zusammengewürfeltes Volk) war mit ihnen heraufgezogen.“ Daß sich diese Elemente keiner einheit-

lichen Leitung unterordneten, daß sie auch die eigentlichen hebräischen Stämme zum Aufruhr und zur Unbotmäßigkeit verleiteten, ist ebenfalls selbstverständlich und ist Num. 11, 4 deutlich genug bezeugt: „Das hergelaufene Gesindel ('asaphsuph) aber unter ihnen bekam Gelüste". Was Wunder, daß solche Elemente ihre eigenen Wege gingen, daß sie aber auch viele widerspenstige und abenteuerlustige Hebräer auf ihre Seite brachten! So drangen vielleicht ganz bedeutende Scharen der Hebräer raubend und plündernd von Süden her nach Kanaan ein, leisteten dort den ägyptischen Vasallen nach Bedarf auch Söldnerdienste, blieben aber während der ganzen Zeit in den Augen der erbgesessenen Kanaaniter ein Räubervolk, so daß sich, wie schon erwähnt, mit dem Volksnamen Habiri leicht der Begriff „Räuber, Banditen" verbinden konnte.

Wir erfahren ferner aus den Briefen allerdings, daß die SA-GAS bis Simyra vordrangen, während in der Bibel Dan, das heutige Tell el-Kadi beim Ursprung des mittleren Jordan, N. el-Ledan, als der nördlichste Grenzort des althebräischen Palästina genannt wird (Jos. 19, 47. Jud. 18, 29). Diese Tatsache schließt aber doch nicht aus, daß einzelne der genannten Habiri-Scharen als Bundesgenossen oder auch als Mietstruppen einzelner Fürsten weiter nach Norden vordrangen, hier vorübergehend auch manche Stadt und manches Gebiet für sich eroberten, ohne jedoch im Besitze dieser Eroberungen für die Zukunft zu bleiben. Das größte Bedenken jedoch, das sich gegen die in Rede stehende Identifizierung geltend macht, ist der Umstand, daß die Bibel scheinbar kein derartiges Verhalten der Hebräer ägyptischen Fürsten gegenüber kennt, wie es uns die El-Amarna-Briefe schildern. Ich gestehe, dieses Bedenken nicht ganz zerstreuen zu können. Doch dürften folgende Erwägungen einige Erklärung bieten. Zunächst glaube ich, daß für die spätere Periode der Okkupation Kanaans die Waffengemeinschaft mit einzelnen einheimischen Fürsten oder gar der Söldnerdienst bei denselben keineswegs mehr Regel war, sondern fast nur noch selbständige Kämpfe gegen die bisherigen Landesbewohner ohne Ausnahme. Das Paktieren aber der Hebräer mit einzelnen Eingeborenen wird wenigstens angedeutet in dem Verhalten der Hebräer den schlauen Gibeonitern gegenüber (Jos. 9).

Ferner ist in der Bibel wiederholt die Rede von den eisernen Wagen der Kanaaniter, welche für die Hebräer die größte Gefahr bildeten und ihnen wahrscheinlich auch öfters verderblich wurden, z. B. Jos. 17, 16. 18. 11, 6. 9. Jud. 4, 15. 5, 28 u. ö. Die Fürsten der El-Amarna-Briefe verlangen aber gerade gegen die Habiri vom Großkönig neben Fußtruppen besonders auch Streitwagen = narkabâti (vgl. Nr. 65, 24. 47. 67 u. ö.). Narkabtu, genau dem hebr. merkaba entsprechend, bedeutet im Assyrischen besonders den Streitwagen. Wir werden daher kaum irren, wenn wir annehmen, daß es zunächst die berühmten ägyptischen Streitwagen waren, welche den Hebräern einen solchen Schrecken einjagten; denn in Kanaan selbst konnte wegen der ungeeigneten Terrainverhältnisse in jenen ältesten

Zeiten der Streitwagen schwerlich ein einheimisches Kriegsführungsmittel gewesen sein. Vielleicht ist auch dieses Argument für die hier verteidigte Identifizierung nicht ganz bedeutungslos.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen über die El-Amarna-Tafeln betreffs der dort erwähnten Habiri wäre demnach folgendes: Die mit den hebräischen Stämmen im großen ganzen zu identifizierenden Habiri sind teils aus dem Negeb, aus dem Süden, u. zw. um 1400, gegen Norden vorgedrungen, die über den Jordan von Osten her einrückende Hauptmacht, aus verschiedenen Stämmen desselben Volkes bestehend, operierte von Osten her, dann ebenfalls gegen Norden. Kurze Zeit darauf ist schon das Gebirge Ephraim besetzt. Zum Teil jedoch blieben die erbgesessenen Kanaaniter im Besitze von festen Städten und Ackerland, wie denn nach Jud. 1, 21. die Judäer Jerusalem nicht bezwingen konnten und hier mit den Jebusitern noch lange Zeit zusammenlebten. Auch ziemlich weit nach Norden erstreckten sich in der El-Amarna-Zeit die Kriegszüge der Hebräer, jedoch in ihren dauernden Besitz gelangten nur die Gebiete bis zum Antilibanon bzw. bis zum N. Litani. In voller Übereinstimmung mit dem Buche Josua und besonders mit Jud. 1 zeigen uns diese neuesten Geschichtsquellen, daß die Eroberung des Landes Kanaan nicht auf einmal, sondern erst nach langwierigen und grausamen Kämpfen, aber auch da noch lange nicht vollständig, durchgeführt wurde.

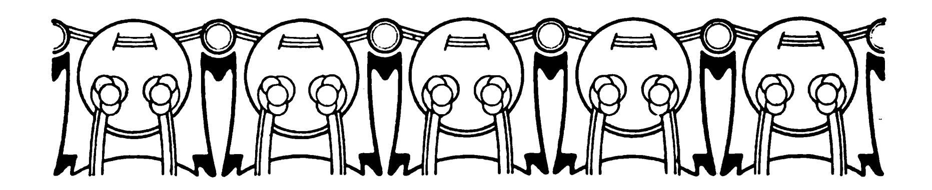


Zur Winterzeit.

Von Karl Domanig.

Die Vöglein zagen,
Armleute klagen:
Der Winter, der Winter naht!
Und unterdessen —
Habt ihr's ermessen? —
Hat sich gewendet die Sonnen,
Der Tag hat zu wachsen begonnen,
Es dehnt sich, es regt sich die schlafende Saat
Und der Frühling, der Frühling, der Frühling naht!





Die Symbolik in den deutschen Mariendichtungen des Mittelalters.

Nach einem in der Leo-Gesellschaft gehaltenen Vortrage von Professor Dr. P. **A. Salzer.**

Der ehrenvolle Gruß des Engels und die Kunde, die der Gottesbote von der Gnadenfülle der makellosen Jungfrau und von deren Erwählung zur Mutter des Sohnes Gottes zuerst der Welt gebracht, ertönen wie in einem nie endenden Echo von Land zu Land, von Meer zu Meer und wecken in den Herzen der Christen dasselbe ehrfurchtsvolle Staunen, die gleiche demütige Stimmung, womit Elisabeth, vom heil. Geiste erleuchtet, den Gruß der so überaus bescheidenen Jungfráu entgegennahm.

Keines Menschen Leben war ja für das Wohl der gesamten Menschheit auch nur von ferne von so segensreichem, heilbringendem Einflusse wie das Leben der jungfräulichen Mutter des Herrn. Kein Wunder daher, daß auch die deutschen Dichter des frommen Mittelalters zu ihrem Lobe die Harfen stimmten und zu ihrem Preise die schönsten und ergreifendsten Töne ihnen zu entlocken suchten. Da es aber galt, etwas Übersinnliches zu besingen, so suchten sie nach Symbolen, nach Sinnbildern, denn dort, wo das Wort zur Bestimmung des Begriffes fehlt, greift der Dichter nach dem Bilde, um in dieser Hülle das Geistige dem Sinne zu erschließen.

So wurde denn alles, was die Bibel hierzu bot und die morgen- und abendländische Kirche schon lange auf Maria gedeutet hatte, in die Mariendichtungen verwoben und nicht zufrieden damit, durchforschte man auch die Reiche der Natur und beobachtete dort sorgfältig alle Vorgänge in ihrem geheimnisvollen Leben und Weben, um Bilder zu finden, die geeignet waren, die geheimnisvolle Berufung und Würde der Auserwählten unseres Geschlechtes, der himmlischen Kaiserin, darzustellen.

Und was das Wort des Dichters verkündete, fand seine Verkörperung auch durch den Pinsel und den Meißel. Leider ist diese reiche, inhaltsvolle Symbolik, die der gläubige und naive Geist des Mittelalters schuf, Vielen schon fremd und unverständlich geworden und so kommt es, daß mancher an



den Gemälden, die die Wände und Fensterscheiben unserer altehrwürdigen Kirchen schmücken, an den Werken der Bildhauerkunst, an Torbogen und reich verzierten Chorstühlen verständnislos vorübergeht, höchstens einen flüchtigen Blick auf die, wie er glaubt, einer überreizten Phantasie entsprungenen Gestalten wirft und auch für die allegorisch-symbolische Sprache in den Dichtungen nur ein mitleidiges Lächeln hat. Und doch wirkten einst diese Bilder so mächtig wie das Wort, ja viel eindringlicher als das Wort, und „die Welt", sagte einmal ein Gelehrter, „war frömmer, so lange ihr noch die christliche Symbolik geläufig, Laien wie Priestern innig vertraut war, so lange noch jeder die Bilder verstand, mit denen die Kunst die Kirchen schmückte, und in der Natur selbst noch eine reiche Bilderbibel fand." Einen Schlüssel aber, dieses sinnige Reich der bildenden Künste zu erschließen, bieten uns die Dichtungen des Mittelalters.

Nach vier Richtungen können wir die Reihe der Bilder, unter denen Maria uns hier erscheint, teilen, je nachdem ihnen Maria als die jungfräuliche Mutter, oder in ihrer Tugendfülle, oder in ihrer Herrlichkeit, oder in ihrer Beziehung zu den Menschen als Mutter zu Grunde liegt. Doch soll hier nur von jenem Bilderkreis die Rede sein, der sich um ihre höchste Würde, ihre jungfräuliche Gottesmutterschaft, geschlossen hat und die Quelle bildet, aus der dann alle ihre anderen Ehrenvorzüge flossen.

Vor allem war es ja die wunderbare Einheit des Jungfräulichen und Mütterlichen in Maria, das des Dichters Phantasie anregte, durch Bilder und Vergleiche dem Urbilde nahe zu kommen. Maria muoter unde maget, muoter unde meit, meitmuoter, iuncfrou muoter, frowe unde maget, muoter und frowe, muoter, tohter und amme, liebstiu gotes trût, heiligiu trûtmuoter, gesellin gotes, minneclîchiu gotes brût, des kunigs tohter, muoter und brût, erweltiu gotes dirne, des heils gebærerîn, wirdige gotes gebererin, muoter âne meil, reyne muter lobesam, gotes reinestiu muoter, schône muder des schônen Jesu, Kristes muoter von himele, das sind die Namen, mit denen die Dichter Maria als die jungfräuliche Gottesmutter begrüßen, und mannigfaltig wie diese Ehrennamen sind auch die Bilder, durch die sie uns das von Gott gewirkte Wunder zu veranschaulichen suchen.

Da finden wir denn zunächst dem alten Testament entnommene Bilder: den brennenden und doch unverletzt bleibenden Dornbusch, aus dem Jehova zu Moses redete, die Gerte Aarons, die, obgleich dürr, dennoch grünte, blühte und Mandeln trug, und darum heißt Maria auch „blühendes Maienreis", „Mandel"- und „Himmelreis", das Widderfell Gideons, das mitten im Tau trocken blieb, die ver-



schlossene Pforte bei Ezechiel, durch die Gott hindurchging, ohne sie zu öffnen, Maria gleicht dem verschlossenen Garten im Hohenliede, den Gott selbst bewahrte, und darum heißt sie auch der „Rosengarten“ ohne Dornen, worin die Blume erblühte, die uns alle erfreute, „Gottes feuchter Maiengarten,“ „Gottes Wurzgarten im süßen Maientau“, sie ist auch der versiegelte Brunnen im Hohenliede, sie gleicht der gesegneten, von keiner Menschenhand entweihten Erde, aus der der zweite Adam hervorging, dem ungepflügten Acker, darauf eine Blume leuchtend steht, sie ist „Gottes Rosenanger“, die Erde, zu der der Himmel sich herniederneigte, das „Land der Verheißung“, die vom himmlischen Regen befruchtete Erde, in die das Weizenkorn gelegt ward, sie ist Davids traute Abisag, die Arche Noahs, das Paradies mit dem Baume des Lebens, der Berg, aus dem der Stein, das ist Christus, kam, der das Bild zerstörte, das Nebukadnezar im Traume sah, das mit den sieben Siegeln verschlossene Buch, die Bundeslade, die Blume des Feldes, aus der die Lilie erblühte, das Brautgemach des himmlischen Bräutigams, das Körblein, in dem Moses auf das Wasser gesetzt wurde, die Lampe des Heiligtums, der blendend weiße Libanon mit dem blühenden Reis, das rote Meer, die blühende Garbe von Jesse, das Morgenrot der wahren Sonne, der Morgenstern, Sara, die Burg Sion, die Narde, deren lieblicher Geruch Christum auf die Erde herniederzog, die Stadt Gottes, die Sonne, die den ewigen Tag brachte, der Tempel und Palast Gottes, der Thron Salomons, der Turm Davids, den die Gottheit schützte, die Wolkensäule des israelitischen Volkes auf seinem Wege durch die Wüste, die Wolke, die den Regen brachte in unser Land, die fruchtbare Weinrebe, der Weingarten, aus dem Josues Späher die Frucht brachten, der Stab (Wünschelgerte) Mosis, mit dem er das Wasser aus dem Felsen schlug.

Fast alle diese Bilder, deren Zahl noch leicht vermehrt werden kann, entnehmen die deutschen Dichter dem durch die lateinischen und griechischen Kirchenschriftsteller und die lateinisch-griechische Hymnenpoesie schon vor dem Konzil zu Ephesus (431) zum Gemeingute gewordenen Schatze und mit ihnen begnügte sich auch die deutsche Mariendichtung des 12. Jahrhunderts. Im 13. aber trieb sie in wechselweiser Beziehung zu der patristischen Literatur zahlreiche neue Blüten, wobei sie sich aber nicht mehr auf die Bibel beschränkte.

Vor allem boten die oft fabelhaften Berichte des Physiologus, einer Art Naturgeschichte, und die Bestiarien, Tiergeschichten, reichen Stoff zu

neuen, freilich nicht immer geschmackvollen, oft sogar recht gekünstelten Bildern. Da ist Maria des höchsten Reiches ein Adelar, ihr Lob schwebt über allen Himmeln, wie ein Aar, der sich in den Lüften wieget. Von dem Adler erzählt uns der Physiologus, daß er in seinem Neste einen kostbaren Stein (Amethyst) aufbewahre, der ihn gegen Krankheiten schützt. Seine Jungen schirmt er mit seinen Flügeln gegen den Jäger. Um ihre Sehkraft zu erproben, läßt er sie in das Licht der Sonne schauen und jene, die vor ihren Strahlen die Augen schließen, stößt er in die Tiefe und gibt sie dem Verderben preis. — In allen diesen Punkten gleicht Maria dem Adler. Sie ist die Königin der Engel, die in ihrem Herzen den Glauben bewahrte, durch den sie Christum empfing, und wie der Adler die anderen Vögel an Flug- und Sehkraft übertrifft, so Maria die Heiligen durch den hohen Flug ihrer Betrachtung und das Schauen der Sonne der Gerechtigkeit, das ist ihres göttlichen Sohnes. Sie stellt ihre Kinder, wie Konrad von Würzburg sagt, in den Glanz der wahren Sonne, nämlich Christi, und prüft deren Glauben, und wer von ihnen Gott nicht kennen will, dem versagt sie ihre Hilfe.

Zu Maria kam, vom Himmelsjäger getrieben, das Einhorn, d. i. Christus. Von diesem Tiere, das in der mittelalterlichen Naturgeschichte wie auch in der bildenden Kunst eine große Rolle spielt, ist unter dem Namen „Reem“ schon an mehreren Stellen in der Bibel die Rede, und zwar gilt es dort überall als ein Sinnbild der Stärke und Macht. Ktesias, dem wir die erste Beschreibung des Tieres verdanken, hält den *ὄνος ἄγριος* für das Einhorn und sagt von ihm, daß es einen weißen Körper, einen purpurroten Kopf und ein $1^1/_2$ Ellen langes Horn auf der Stirne habe. Auch andere, wie Aristoteles, Philostratus, Plinius, Aelian und Oppian halten es für eine Art Esel und letzterer erzählt, daß es drei Hörner habe. Cäsar versteht darunter eine Art Hirsch, Strabo eine Pferdeart mit einem Horne, wie es in Persepolis abgebildet war. Der Physiologus schildert es als ein kleines, einer Ziege ähnliches Tier, das unzähmbar sei, auch von keinem Jäger sich fangen lasse; sobald es aber eine Jungfrau erblicke, lege es sich ruhig in deren Schoß und werde so gefangen und in den Palast des Königs geführt. So wurde auch Christus mit Recht das Einhorn genannt, weil er unter allen Gewalthabern ein besonderes Horn der Stärke besaß, gefangen in dem Schoße der Jungfrau.

Diese Auffassung fand, wie ich schon andeutete, auch in der bildenden Kunst ihre Verwertung. Dabei erscheint, nach der Darstellung Konrads von Würzburg, Gott Vater selbst als der Jäger, der den Sohn in den Schoß der Jungfrau jagt, oder Gott tritt, nach einem alten Meistergesange, als ein Fürst auf, der eine Jagd veranstaltet. Die vier Hunde, die das Einhorn

zur Jungfrau treiben, sind die Barmherzigkeit, die Liebe, die Gerechtigkeit und die Frieden bringende Wahrheit Gottes. Der Jäger des Fürsten aber ist Gabriel. Dieser bläst das „Ave Maria“ in sein Jagdhorn, die Magd singt: „Es geschehe mir nach deinem Worte!“ und das wilde Einhorn birgt sich in der Jungfrau Schoß.

Dem höfischen Leben entnommen ist das Bild, das uns Maria als die Jägerin zeigt, die den Falken lockte, daß er sich zu ihr aus dem Himmel schwang.

Von dem Hirschen liest man im Physiologus, daß er, sobald er sich alt und schwach fühle, seinen Feind, die Schlange, aus der Höhle locke und töte, worauf er zur Wasserquelle eile, um sich vom Gifte zu befreien. Zugleich wirft er seine Geweihe ab und wird wieder jung und kräftig. Mit Bezug darauf sagt Konrad von Würzburg in seiner Goldenen Schmiede (1350 ff.):

> do klanc der kiusche brunne,
> der noch dar inne klinget . . . .
> sich wolte zim durch ruowe legen
> daz tier des himelrîches hôch:
> daz kêrte zuo dir unde vlôch
> in sînem durste manicvalt,
> den ez von minnen mit gewalt
> nâch aller menschen heile truoc:
> dîn kiusche labt im unde twuoc
> sîn herze alsam ein honicwirz.
> ich meine got, der als ein hirz
> wart, vrouwe, bî dir niuwe:
> durch dîne reine triuwe
> wart er junc als ein hinden kalp.

Derselbe Dichter sagt, daß uns Maria den überaus zarten Leopard geboren habe. Von diesem Tiere, das nach der Ansicht alter Naturforscher aus der Kreuzung eines Löwen mit einem Pardel entstehe, erzählte man sich, daß es sich zähmen und zur Jagd verwenden ließe. Wenn es aber nach dem dritten oder vierten Sprunge das Wild nicht erreiche, dann ergrimme es so sehr, daß es, wenn man nicht sofort durch ein Lamm seinen Blutdurst stille, den Jäger angreife. Daher spricht der Dichter die hl. Jungfrau also an: „Du reines Geschöpf, du gebarst uns den überaus zarten Leopard, dessen dreifacher Sprung jegliches Wild, alt und jung, kann erreichen, wie man sagt: wenn er es aber mit drei Sprüngen nicht erreicht, so verzichtet er darauf. Darum verglich ich ihn mit Deinem mächtigen Kinde. Dein Sohn sprang schnell vom Himmel an das Kreuz, dann in den Tod und hierauf in die Vorhölle, wo er gar viele Seelen erjagte.“

Ein häufig wiederkehrendes Bild ist auch der Löwe. Von diesem berichtet der Physiologus: Wenn die Löwin ihre Jungen geworfen hat, so schlafen sie drei Tage, bis der Löwe kommt und sie mit seinem Gebrüll erweckt. Nach anderen kommen die Löwen tot auf die Welt und werden erst durch das Anhauchen oder Brüllen des Löwen lebendig. Alle rühmen des Löwen Stärke und Wachsamkeit, da er mit offenen Augen schlafe, und bewundern seine Klugheit, da er seine Fußspuren mit seinem Schweife zu tilgen pflege, damit ihn der Jäger nicht finde. Einige Naturforscher fügen noch hinzu, daß die Löwin nur einmal Junge zur Welt bringe und bewundern deren Liebe zu ihnen. — Kein Wunder, daß die Symbolik an diese fabelhaften Berichte anknüpfte und in dem Löwen ein Sinnbild der Stärke, des Todesschreies Christi am Kreuze, durch den er die Menschen zum wahren Leben erweckte, seiner Auferstehung am dritten Tage und der Wachsamkeit im allgemeinen erblickte. Maria aber nennen die Dichter mit Bezug auf ihre einmalige Geburt des Löwen Mutter: „Du bist des Löwen Mutter, der seine toten Jungen mit seiner lauten Stimme lebendig machte. — Als dein Sohn um die neunte Stunde dreimal am Kreuze rief, da lösten sich des Todes Bande, der uns Arme, seine Kinder, bezwang, und die durch deine Hilfe, o Jungfrau, lebendig wurden.“ Die List des Löwen, seine Verfolgung unmöglich zu machen, ward also gedeutet: „So machte auch unser Heiland, der Löwe aus dem Stamme Juda, als er von seinem himmlischen Vater auf die Erde geschickt wurde, die Spuren seiner Gottheit unsichtbar, indem er Fleisch annahm aus der Jungfrau Maria, so daß der Satan, des Geheimnisses seiner Menschwerdung unkundig, ihn für einen gewöhnlichen Menschen hielt und zu versuchen wagte.“

Ein allbekanntes Bild ist ferner der Pelikan, dessen Liebe zu seinen Jungen die Tiergeschichten nicht genug zu rühmen wissen. Er nährt sie mit seinem Blute und heilt sie durch dasselbe von dem Gifte der Schlangen. Er pflegt mit seinen Jungen zu spielen und wenn er sie, gereizt von ihrem Übermute, getötet hat, erweckt er sie durch sein Blut, das er mit dem Schnabel seiner Brust entlockt, wieder zum Leben. Die Dichter nennen daher Maria das Blut des edlen Pelikans oder das „Himmelnest“, aus dem Christus, der wahre Pelikan, stammte, der mit seinem Herzblute den Menschen, die tot vor ihm lagen, das Leben verlieh, indem er ihnen durch seinen Opfertod am Kreuze das ewige Leben brachte. Daran erinnern uns jene Bilder, auf denen wir über dem Haupte des Gekreuzigten das Bild des Pelikans oder des Nestes mit dem Pelikan erblicken.

Jedem bekannt ist die Fabel von dem in seinem Alter sich verjüngenden Phönix. Die Mythe von diesem Vogel reicht weit ins Altertum

zurück. Die ersten Nachrichten darüber finden wir bei Herodot, der (II. 73) erzählt, er kenne den Vogel nur aus Abbildungen, da er nur alle 500 Jahre erscheine, wie die Einwohner von Heliopolis berichten. Die ältere Überlieferung, der auch Plinius, Tacitus und Aelian folgen, wissen vom Verbrennen noch nichts, sondern lassen den jungen Phönix aus den verwesenden Gebeinen und dem Marke des alten erstehen. Jüngere Schriftsteller halten ihn für einen indischen Vogel, der sich im Alter selbst in die Flammen stürze, wieder nach anderen erbaut er sich in seinen alten Tagen aus allerlei Gewürzarten einen Scheiterhaufen, auf den er sich setzt, um zu verbrennen. Aus der Asche erhebe sich der neue Phönix. Diese wunderbare Erneuerung galt den Dichtern als ein Symbol der jungfräulichen Geburt Mariens; sie ist das Feuer, in dem sich der alte Phönix verjüngte, da Gott sein Kind ihr sandte, doch so, daß seine Gottheit unverändert blieb. Die duftenden Kräuter aber, aus denen sich der Phönix sein Sterbebett aufschichtete, galten als Sinnbilder der Tugenden der Jungfrau und darum heißt sie wohl auch selbst der Phönix, der alle Wohlgerüche vereint und von dem himmlischen Feuer erfüllt ist, um den Himmel und die englischen Heerscharen mit seinem Wohlgeruche zu erfüllen; und ferner: „Wie aus den wohlriechenden Hölzern ein Rauch hervorqualmt, der lieblich duftet, so aus der Jungfrau der Wohlgeruch ihrer Tugenden, der bis zum Throne des allmächtigen Gottes des Vaters emporstieg und den Sohn Gottes so sehr erfreute, daß er ihrer Liebe sich zuneigte." — Die Beliebtheit der Sage erklärt es, daß wir dem Phönix mit seinem gekrönten Haupte und goldfarbenen Halse und seinen gelben und purpurnen Schwanzfedern auch wiederholt auf Gemälden als einem Symbole der Auferstehung Christi oder der Auferstehung im allgemeinen begegnen.

Maria gleicht ferner dem Gespinst des Seidenwurms, das Christum in sich schloß, dem Sittich, der vom Regen sterben würde und ihn daher beständig flieht und doch auch ohne denselben grünet wie das Gras, dann auch dem Strauß, der auf den Eiern nicht brütet, sondern sie durch seinen bloßen Blick belebt, und dem Wisel, das das Hermelin gebar, das die Schlange durch seinen Biß tötete; sie ist endlich der Spiegel, dessen sich der Jäger bediente, um sich vor dem verfolgenden Tiger, dem er seine Jungen geraubt hat, zu retten. Dem gereizten Tiger wird der Zorn des himmlischen Vaters verglichen, der besänftigt ward, als er in dem Spiegel, d. i. in Maria, das Bild seines Sohnes erblickte. Die Erklärung zu dieser etwas sonderbaren Symbolik gibt uns eine alte Tiergeschichte. Hier wird nämlich erzählt, daß die Jäger, die dem Tiger seine Jungen genommen haben, auf dem Rückwege Spiegel aufstellen. Wenn nun der die



Jäger verfolgende Tiger zu einem solchen kommt, bleibt er stehen, meint in dem Spiegelbilde ein Junges zu erblicken, beleckt es, fährt mit den Tatzen auf den Spiegel und zerbricht ihn. Getäuscht, eilt er zum zweiten Spiegel, erfährt dort dasselbe und so auch bei den anderen. Unterdessen aber haben sich die Jäger in Sicherheit gebracht.

Der Dichter Frauenlob singt in einem seiner Marienlieder:

die bluomen lachent beidenthalp der liten,
ir mündel hat der tou getwagen,
si tuont rehte als si wellen sagen:
diu meit ob allen meiden muoz uns wol behagen.

Und Bruder Wernher sagt von Maria:

dô stuont si sam der pluome
diu an der wise gruone
schînet ûz dem dorne.

Andere Dichter nennen sie diu gotes pluome, erweltiu bluom von himelrîch, himelbluome, des paradîses liechtiu bluome, bluome von Nazarêth, bluom in himels ouwen. Gern haben die Mariensänger in der Blumenwelt geweilt, auch die eine oder andere Blüte gepflückt, um sie zu einem Ehrenkranze zu binden und Maria als der jungfräulichen Gottesmutter zu Füßen zu legen. Zahlreich sind daher in den Mariendichtungen die Bilder, die der Pflanzenwelt entnommen wurden, um das Geheimnis ihrer jungfräulichen Mutterschaft zu erklären. Maria ist der Baum, Christus die Frucht; sie gleicht der Blume im Meere, in die sich nachts ein Vogel senkt und einschließt, die Zeder verband sich mit der Distel, da der neue Adam vom Himmel kam, Maria ist der Werder, in dessen herrlichem Duft der Herr sich erging, sie ist der Garten, in dem die Himmelrose erblühte, sie ist aber auch selbst die rôse in himeltouwe sunder sünde dorn betaget, von gotes geist erfiuhtet, diu rôse rôt von Jerichô; dann wieder ist sie die Lilie, die uns die Rose brachte, eine süeziu brinnendiu lilia, eine Lilienau, ein Liliengarten, sie gleicht der Mandelschale, aus der der Kern drang, wie der Sonne Licht durch das Glas, sie ist Christi Rosenkleid, die blühende Aloe, sie brachte uns den himmlischen Honigseim, daher gleicht sie auch dem Wachse, in das der Honig gelegt ward, sie mahlte das edle Weizenkorn, daraus das Himmelsbrot gebacken wurde.

Gries und Staub, Gras und Laub,
Regentropfen und Sterne, könnten sie sprechen,
würden ihr Lob nicht zu Ende bringen.

So Konrad von Würzburg, und daher ward auch das Reich der Gesteine, das Meer und die Luft zum Lobe Mariens durchforscht und alles, was man dort an edlem Gesteine, an Wundern der Tiefen und Höhen fand, mit dem, was das tägliche Leben an Vergleichen bot, zu einem Hymnus auf die Herrlichkeit der himmlischen Frau vereint. Ihre jungfräuliche Mutterschaft sehen die Dichter versinnbildet in dem Achate, in den ohn' alles Weh durch das Ave die hl. Dreifaltigkeit gegraben ward, Maria ist das Erz, aus dem das Silber kam. Wie die Sonne durch das Glas leuchtet, ohne es zu verletzen, so ward Maria Mutter und blieb dennoch Jungfrau, und wie das Sonnenlicht, das durch färbiges Glas scheint, des Glases Farben annimmt, ohne es zu verletzen, so nahm Christus von Maria die Menschheit an, und sie blieb Jungfrau. Wie Kristall und Beryll ihre Natur nicht ändern, wenn die Sonne durch sie scheint, während eine Kerze durch sie entzündet wird, so ward durch den göttlichen Schein aus Maria das wahre Licht, Christus, uns entzündet, Maria gleicht dem Kupfer, darin das Gold sich barg, sie ist die Muschel, Christus die Perle. Dieses Bild beruht auf den alten, durch die Wissenschaft längst widerlegten Ansichten von der Entstehung der Perlen. Während die Wissenschaft diese als Krankheitsbildungen des Tieres, hervorgerufen durch Beschädigung desselben, erklärt, sind nach Plinius die Perlen unter den Kostbarkeiten das Kostbarste, eine Frucht des himmlischen Taues, den die Perlmuscheln im Frühlinge aufsaugen und zur Perle ausbilden, deren Reinheit sich nach der des empfangenen Taues richtet. Nach einer mohammedanischen Legende sind die Perlen aus Evas Reuetränen entstanden, nach anderen aus den Tränen gefallener Engel, wieder nach einem anderem Berichte durch einen Regentropfen, der in das Meer fiel, dort seine Kleinheit mit der Unendlichkeit des Meeres verglich, worauf Gott bewirkte, daß er in eine Muschel fiel und zur kostbaren Perle wurde. Zur Auffindung der Perle dient nach der Ansicht der Alten der Achat, der, als Angelhaken an einem Stricke angebracht, sich dorthin wendet, wo die Perle ist, so daß die Perle leicht gefunden wird. Die Symbolik deutet den Achat auf Johannes, der auf Christus, die Perle, hinwies, für dessen jungfräuliche Geburt aus Maria die Entstehung der Perle ein Bild ist.

Der Spiegel nimmt tausend Bilder auf und bleibt unverletzt, ihm gleicht Maria, sie ist der Spiegel der Dreifaltigkeit, da Gott in ihr zuerst sich schauen ließ. — Wie die Sonne bei den Blumen, wenn sie den Tau verzehrt, so war Gott bei Maria und wie das Gestirn durch seine Strahlen, die es herniedersendet, nichts von seinem Glanze verliert, so blieb Maria auch nach der Geburt Jungfrau und gebar ohne Schmerz. Sie ist

der Zunder, an dem Gottes Flamme sich entzündete, ihre Geburt hat, wie das Gestirn die Luft, die Finsternis erhellt, sie erglänzt gleich dem Regenbogen im Lichte der göttlichen Sonne. Bei der Geburt ihres Sohnes floß Honig aus der Luft in alle Lande, womit bezeichnet ward, daß der süße Honigseim, der Sohn Gottes, in unser Land gekommen sei. Verkündet ward der Jungfrau ihre Mutterwürde durch des Engels Ave. Dieses war der Vermählungsring, hat uns den ewigen Hort gebracht, der Gottesbraut das Bettlein mit Blumen bestreut, ward zu Gottes Fourier, Gottes Marschall im Felde, ein Künstler, der in Gottes Münster die göttliche und menschliche Natur vereinte, hat die Erde mit dem Himmel verbunden, war das Land unseres Herrn, sein Riemchen und Gürtel, das Liebesband, der Schleier und Wendel, der Gott und Menschen verband, Gottes Minnebote nach Nazareth, Gottes Kanzler, Schatzmeister und Schlüsselträger. In Maria verband sich die Seide mit dem Golde, der Flachs mit der Seide.

Maria ist der Altar, auf den das Himmelsbrot gesendet wurde, sie ist die Ampel, Christus das Licht, sie gleicht einer Burg, auf deren Wall Christus Rast hielt, sie ward zur Herberge, zur Klause, zum Saale und Palast des Königs, in dem er sich wappnete, als er kam, um sein Reich wieder zu gewinnen. Von ihr erhielt er den Waffenrock, als er in den Kampf gegen den Höllenfürsten zog, sie wob ihm sein menschlich Rosenkleid, den Gürtel, den er trug. Maria ist der Sälden Tor, das Siegel, das Oblateisen, in das Christus gegraben war, die Oblate, in der Christus verborgen lag. Der Engel grüßte sie mit dem Ave und sie empfing durch das Ohr den, der ohne Ende ist und in ihr zum Kinde ward. Maria gleicht der Leiter, auf der Gott zu uns herabgestiegen ist, dem Glase in der Monstranze, innerhalb dessen Gott verborgen lag, sie ist Gottes Freudenhort, der in ihr Herz sich schloß, sie schenkte uns den edelsten Wein und gleicht dem Schiffe, das das Himmelsbrot uns brachte.

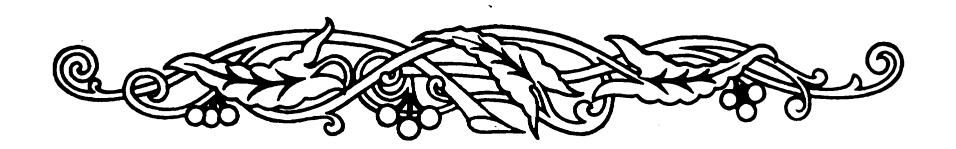
Dies eine Auswahl aus den Bildern, unter denen die Dichter des Mittelalters Maria als die jungfräuliche Gottesmutter besangen, gleichsam erfüllend jenes prophetische Lied, das sie selbst einst gesungen hat, als ihr die hohe Würde verkündet ward. Und dieses Lob Mariens klang fort durch alle Zeiten, über Goethe, Heine und Eichendorff herauf bis zu den Dichtern unserer Tage, überall dort einen freudigen Widerhall weckend, wo man den Sinn für das Ideale nicht verloren hat und nicht, angekränkelt von einer modernen Weltanschauung, im Materialismus den Sinn für das Geistige eingebüßt hat. Das Mittelalter hat sich an der allegorisch-symbolischen Marienpoesie erfreut, denn man wußte die Bilder zu

beleben durch den Geist des positiven Glaubens. In einer Zeit aber, deren Signatur Verneinung des Überirdischen ist, mußten sie erblassen und unverständlich werden.

Dies gilt auch zum Teile von unserer Zeit, die, wie auf vielen Gebieten, so auch auf dem der Poesie die Merkmale einer Übergangsperiode an sich trägt. Wie in der Zeit des Sturmes und Dranges im 18. Jahrhunderte hat die moderne Richtung des 19. mit dem überlieferten klassischen Kunstideale gebrochen und der Poesie ein anderes Ziel gesteckt. Verschwommen aber oder gar zu niedrig, wie es war, konnte es nicht lange genügen. Der Naturalismus mit seiner krassen Darstellung der geistig und körperlich kranken Menschheit hat sich überlebt, der Mystizismus und Symbolismus, womit die Rückkehr zum Idealismus durch die Romantik sich einzuleiten schien, hat sich in das Reich des Phantastischen verirrt und so bleibt, wenn Klarheit in dieses Chaos von Kunstbestrebungen kommen soll, nichts anderes übrig als die Rückkehr zum positiven Glauben an ein bestimmtes, fest umgrenztes Ideal. Im Positiven wurzelten ja die wirklich großen Geister, die auf den Hochwarten der Poesie gestanden sind, Homer, Sophokles, Virgil, Dante, Calderon, die deutschen Klassiker des Mittelalters, Shakespeare, Goethe und Schiller in ihren Meisterwerken, von einem positiven Glauben, nicht aber vom Geiste der Verneinung empfingen sie ihre Inspirationen und dadurch ward auch ihren Werken die Unsterblichkeit. Die Form allein genügt nicht und daher mag mancher Jünger der „Moderne“ dichten und wieder dichten und die Wirklichkeit in ihren Verirrungen aufs genaueste kopieren, sein Werk wird sich bald überleben, wenn nicht wahrer Lebensodem aus ihm weht. „Die wahre Poesie bringt Blumen und Früchte, gereift auf einer anderen Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur“.

Reges Leben pulsiert im christlichen, im katholischen Lager, der Ruf von der Inferiorität der katholischen Literatur hat es geweckt. An uns, an unseren Dichtern ist es, das Palladium des christlichen Idealismus zu ergreifen und durch Werke zu zeigen, daß in seinem Sonnenglanze die schönsten Früchte noch immer reifen, und wohin alles drängt und weist, die neue klassische Periode der Poesie zu inaugurieren, die die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auf technischem Gebiete durchgeistigen soll mit dem Geiste des Christentums, dem Glauben an den einen persönlichen Gott und Jesu jungfräuliche Mutter.





Der biblische Schöpfungsbericht im Lichte der »Neustern«-Hypothese.

Von Prof. Dr. **W. Láska.**

Wenn man vom Widerspruch zwischen Bibel und der Wissenschaft spricht,*) so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß wir derzeit noch keine feststehende Texterklärung des biblischen Berichtes besitzen und daß die Bibel — nach der Lehre der Kirche — ein Dokument der göttlichen Offenbarung und kein wissenschaftliches Lehrbuch ist, weil sie im Schöpfungsberichte keineswegs den naturwissenschaftlichen Interessen dienen wollte und konnte. Sie war eben nicht für eine Epoche, sondern für alle Zeiten bestimmt.

Die Unsicherheit des Bibeltextes und der wissenschaftlichen Dogmen — sofern diese die Kosmogonie betreffen — läßt einen weiten Spielraum der Spekulation frei, der sowohl von Seiten der Theologen als auch der Gelehrten ausgiebig ausgenützt wird.**) Zur Schwierigkeit in der Erklärung des Bibeltextes trägt auch der Umstand viel bei, daß die Bibel sich oft — orientalischer Sitte gemäß — der poetischen Bildersprache bedient, welche uns Abendländern eben nicht geläufig ist. Noch eines wichtigen Umstandes ist zu gedenken. Zwischen Wort und Begriff ist ein gewaltiger Unterschied. Die „Deszendenz" z. B. ist ein Wort. Der Begriff, d. h. das, was das Wort umfaßt, ist in der Regel bei einem jeden Individuum ein anderer Komplex von Ideen und Ansichten. Es existieren gewiß ebenso viel Deszendenztheorien, als es wissenschaftlich geschulte Darwinisten gibt. Wir gelangen so zum Schluß, daß eine jede ernstgemeinte Erklärung des Schöpfungsberichtes notwendigerweise in eine Gegenüberstellung zweier Hypothesen oder besser gesagt zweier individueller Ansichten ausarten muß. Die eine

---

*) Heutzutage wo die Popularisierung der Wissenschaft von Berufenen und noch öfters von Unberufenen so eifrig betrieben wird, hört man nur zu oft von den Widersprüchen zwischen Bibel und Wissenschaft, ohne daß der Vortragende sich Mühe geben würde, den wahren Sachverhalt eben wissenschaftlich und voraussetzunglos darzulegen.

**) Der vorliegende Aufsatz hat nicht und kann nicht den Zweck haben, eine Übereinstimmung zwischen Bibel und Wissenschaft nachzuweisen. Für manches, was man heutzutage als absolut sicher betrachtet, wird die Nachwelt nur ein mitleidiges Lächeln haben. Dem gegenüber darf nicht vergessen werden, daß die Bibeldeutung nur mit Bezug auf die Dogmen der katholischen Kirche festgesetzt wurde. Und das nur insoferne, als es gelang Begriffe durch Worte darzustellen.

betrifft den Text der Bibel und die andere den Text desjenigen wissenschaftlichen Kodex, welcher das Credo des Auslegers bildet. Um diesem Umstande Rechnung zu tragen, teilen wir unsere Darlegungen in zwei scharf von einander geschiedene Abschnitte.

Der erste gibt die Neustern-Hypothese wieder.*) Es ist dieses eine Kosmogonie, welche, fußend auf neuesten Errungenschaften, die Nebular-Hypothese ergänzen soll. Da ihre Begründung nicht hieher gehört, so haben wir nur einige wenige große Züge derselben zur Darstellung gebracht. Die literarischen Nachweise wurden in der Absicht hinzugefügt, — es sind nicht alle, die beigebracht werden könnten, — um, nach der Methode der kleinsten Quadrate zu sprechen, das Gewicht unserer Äußerungen bestimmen zu können. So wie sich heute kein Gelehrter erlaubt, eine Zahl als Resultat seiner Untersuchungen ohne das „Gewicht" aufzuschreiben, so sollte man auch keine Meinung äußern, ohne ihren Geltungsbereich festzustellen.

Die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern ist derzeit noch eine offene.**) Während aber in früherer Zeit die Annahme der sich abkühlenden, im Innern glühenden Erde als etwas Selbstverständliches galt, bleibt sie heute nicht ohne Widerspruch.***) Zwei Umstände waren es, welche ihr zu einem solchen Ansehen verhalfen: die Nebularhypothese, welche durch die Entdeckung der Spektralanalyse fast zum Dogma wurde, und die Existenz der geothermischen Stufe. Die erstere ist selbst wieder eine Hypothese. Aus der letzteren ist wenig zu schließen. Etwa 2000 Meter dürfte die größte bisher

*) Die sogenannten „neuen Sterne" sind diejenigen, welche durch ein ungewöhnliches, einmaliges Aufleuchten am Firmament ihr Dasein uns bekannt geben. Sie leuchten plötzlich auf und nehmen nach kurzem Maximum verhältnismäßig sehr schnell ab, wobei sie entweder ganz unsichtbar werden oder nach Ablauf der Katastrophenperiode den Charakter der übrigen Fixsterne annehmen. Der Übergang vom Maximum bis zum Normalstande ist gewöhnlich dadurch ausgezeichnet, daß er periodische Wechsel der Helligkeiten aufweist. Über die Ursache des Aufleuchtens lassen sich nur Vermutungen aufstellen.

**) Die Literaturangaben suche man in Günther, Geophysik, I. Band 1897, und Zittel, Geschichte der Geologie, 1899.

***) F. Ratzel, Die Kant-Laplacesche Hypothese und die Geographie (in Petermanns Mitteilungen, 1901). Man vergleiche auch den Aufsatz von A. Müller in vorl. Zeitschrift, III. Jahrgang, 5. Heft. Die hier vorgetragene Hypothese beschäftigt sich nicht mit der Weltentstehung, sondern nur mit einem Ereignis, welches stattfand, nachdem die Welt bereits existierte. Die Weltentstehung, über welche sich die Bibel nicht ausspricht, indem sie nur sagt: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, mochte also wohl so vor sich gegangen sein, wie es die Nebular-Hypothese fordert. Es geht ja aus dem Bibeltext klar hervor, daß von keiner Weltentstehung dort die Rede ist, sondern nur von Ereignissen, welche stattfanden, nachdem Himmel und Erde geschaffen waren. Alle Versuche, die Nebular-Hypothese mit der Bibel in Übereinstimmung zu bringen, beruhen nach unserer Auffassung nur auf einer unrichtigen Interpretation des Textes.

erreichte Tiefe sein, welche etwa den dreitausendsten Teil des Erdradius ausmachen. Denken wir uns nun die unbekannte Temperaturkurve auf einer Abszisse von 3 Metern aufgetragen, so werden wir sofort einsehen, daß aus der uns bekannten Länge der Kurve, welche etwa 1 Millimeter beträgt, keinerlei Schlüsse auf die Gestalt der Kurve gezogen werden können. Für die Hypothese des glühenden Erdinnern haben wir also keine sicheren Belege, aber es muß demgegenüber zugestanden werden, daß nichts bekannt ist, was ihr direkt widersprechen würde. Es ist zu hoffen, daß die neuere Erdbebenforschung uns das Erdinnere aufschließen werde.

Man kann annehmen, daß das Sonnensystem sich einst in einem Stadium befand, welches dem heutigen in vielfacher Hinsicht glich, wobei aber die Erde und der Mond keine oder doch nur eine unbedeutende eigene Wärme besaßen. In diesem Stadium gelangte das ganze Sonnensystem in eine kosmische Wolke, welche die Oberflächen aller Planeten zum Glühen brachte und die Sonne zu einem „neuen“ Stern umwandelte, so daß wir uns heutzutage im Stadium einer zweiten Abkühlung befinden. Dieses führt zu dem nachstehenden Bilde des Erdinnern: man hat sich einen kühlen Kern vorzustellen, welcher von einer glühenden Schicht umgeben wird, deren Bedeckung wieder eine bereits abgekühlte Oberflächenschicht bildet.*)

Die Gründe, welche für diese Hypothese sprechen, sind in Kürze die nachstehenden. Zunächst ist es die Oberfläche des Mondes. Nach den neuesten Forschungen von Puiseux und Loewy entstand die Oberfläche des Mondes durch eine ungemein rasche Abkühlung, welche viel schneller erfolgt ist, als es die Nebularhypothese zuläßt. Selbst wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß der Mond keine merkliche Atmosphäre besitzt, bleiben noch bedeutende Schwierigkeiten, welche wegzuräumen die Nebularhypothese nicht vermag. Die vulkanische Tätigkeit des Mondes hat sozusagen plötzlich aufgehört, während sie doch bei der Annahme der Nebularhypothese nur ein durch die Existenz einer sehr feinen Gashülle modifiziertes Bild der Erde zeigen sollte.**)

Alle Versuche, welche man unternommen hat, um die Geologie des Mondes mit jener der Erde in Übereinstimmung zu bringen, schlugen entweder fehl oder führten zu so künstlichen Theorien, daß sie schon a priori zu einer vorsichtigen Entgegennahme mahnten.***)

Die Stellar-Astronomie lehrt ferner, daß die neuen Sterne keineswegs seltene Erscheinungen sind und daß ihr Auftreten zumeist auf die Umge-

*) Man vergleiche hierzu E. Wiechert: Über die Massenverteilung im Innern der Erde (Göttinger Nachr., 1897). — M. Rudzki in den Abhandlungen der Krakauer Akademie, XXXVII. — J. Dana, Amer. J. of Sciences, 1873.

**) Man vergleiche die begleitenden Worte der Pariser Astronomen Puiseux und Loewy zu ihrem photographischen Mondatlas mit dem, was E. Sueß in seinen bekannten, die Mondoberfläche betreffenden Arbeiten anführt.

***) Vergl. Günther, Geophysik, I., S. 127 (Ausgabe 1897).



bung der Milchstraße beschränkt ist. Vom Sonnensystem wird oft angenommen, daß dasselbe zur Milchstraße gehöre. Auch steht es fest, daß im Bereiche der Milchstraße große Nebelmassen und kosmische Wolken sich befinden. Kurz gesagt, die „Neustern"-Hypothese ist vom astronomischen Standpunkte aus wenigstens möglich.

Verlassen wir die Astronomie und wenden wir uns der Erde zu. Hier zeigen die neueren Forschungen, daß die Äußerungen der vulkanischen Kraft an räumlich begrenzte Herde gebunden sind. Um diese auf Grund der Nebularhypothese zu erklären, hat Stübel*) die sogenannte „Panzerung" eingeführt. Diese bezweckt aber nichts anderes, als eben die Existenz einer glühend plastischen Zone zwischen der erstarrten Erdoberfläche und der ebenfalls erstarrten Panzerung begreiflich zu machen. Mit den neueren vulkanischen Forschungen steht also die früher mitgeteilte Theorie des Erdinnern nicht im Widerspruch.

Betrachtet man die allgemeine Morphologie der Erdoberfläche, so findet man ausgedehnte Meeresbecken, bei welchen sanft gewellte Hügelreihen abwechseln mit nahezu vollkommenen Ebenen, während der Kontinentalbau viel verwickeltere Oberflächenformen aufweist. Die Schwerkraft auf dem Meere scheint die normale zu sein. Die neuesten Vermessungen haben ferner dargetan, daß die Kontinente stärkere Krümmung besitzen, also sozusagen gewölbt sind; hält man an diesen Tatsachen fest und nimmt man an, daß, nachdem die Abkühlung so weit fortgeschritten war, daß ausgedehnte Niederschläge**) die Erde mit großen Wassermassen bedecken konnten, dieselben sich an geeigneten Orten sammelten und die noch ziemlich elastische Oberflächenkruste belasteten und zum Sinken brachten, so hat man einen Prozeß vor sich, der den scharfen Unterschied zwischen Land und Meer zu erklären vermag. Indem der Meeresboden sich senkte***), drängte er das Magma unter die Kontinente, wodurch diese sich wölbten. Das hatte zur Folge, daß noch mehr Wasser dem Meere zufloß, welches sich demzufolge fortwährend vergrößerte.

*) Vergleiche meinen Aufsatz über Vulkanismus in „Natur und Offenbarung", 1903.

**) Möglicherweise konnten hiebei die von Sueß eingeführten Ausbrüche von juvenilen Wassermassen eine Rolle spielen, welche auch später bei der Sintflut in Betracht kommen mögen. Siehe Sueß, Antlitz der Erde, I. Band, Seite 42, wo das Izdubar-Epos, übereinstimmend mit der Bibel, vom Heraustreten des Wassers aus der Tiefe — im Gegensatz zum Regen vom Himmel — spricht. Sueß deutete das damals als ein Phänomen, welches die Erderschütterungen in den Alluvialgebieten großer Flüsse begleitet.

***) Nehmen wir an, daß gegenwärtig keine merkliche Wasserzunahme erfolgt und daß dagegen die Abkühlung der Zwischenschicht fortdauert, so können wir die Hebungen des Festlandes — welche nun ruckweise vorkommen müssen (vergleiche die Hebungen an der Westküste von Südamerika) — als Einsenkungen des Meeresbeckens deuten

Wir erhalten so die Grundzüge der „Isostasie“ von Dutton. Der Meeresgrund sank aber ein, nicht weil er schwerer war als die Kontinente, sondern weil er durch das aufgesammelte Wasser schwerer gemacht wurde. Es blieben nur Binnenlandseen übrig, welche besonderen Verhältnissen ihr Dasein verdanken. Außer dem Aral-See, welcher mehr Sumpf als See ist, liegt der Wasserspiegel sowohl des Kaspischen Meeres als auch der Seegruppen von Nordamerika oft tiefer als der allgemeine Meeresspiegel. Man hat es hier mit Ausnahmen zu tun*), welche sich überdies auf wenige Fälle beschränken. Der Unterschied zwischen Land und Wasser ist also ein scharfer und fordert zur Erklärung heraus. Und diese folgt, wie oben gezeigt wurde, ungezwungen aus der angeführten Hypothese.

Nachdem wir so den Text der wissenschaftlichen Hypothese, soweit es für unsere Zwecke erforderlich war, festgestellt haben, geben wir den Bibeltext nach unserer Lesart wieder.

Im Anfange (der Dinge) schuf Gott Himmel und Erde (d. h. Erde, Mond, Sonne und den Sternhimmel).**) Die Erde war wüst und leer. Finsternis war über dem Abgrund (finster war es gegen den Abgrund des Himmelsraumes) und der Geist Gottes brütete (dachte an das Schöpfungswerk) über der Flut (d. h. oberhalb der beweglichen Materie, welche die Erde umgab, also oberhalb der Atmosphäre, — wir würden kurz sagen: im Himmel). Da sprach Gott: Es werde Licht und es ward Licht. Und Gott schied das Licht von der Finsternis. Und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht Und es wurde Abend und Morgen ein Tag (d. h. das war der Anfang und das Ende der ersten Epoche im Schöpfungswerke).***)

---

*) Es ist denkbar, daß z. B. das Kaspische Meer zu derjenigen Klasse von Seen gehört, welche durch Erdbeben entstanden sind. Es möge hier an die Katastrophe vom S. Mary-See im Mississippi-Gebiet (1811) erinnert werden. Als Reliktensee ist wohl das Kaspische Meer nicht zu deuten.

**) Für diejenigen, welche weniger mit der Geschichte der heil. Schrift bekannt sind, möge Nachstehendes bemerkt werden. Die literarhistorische Kritik hat gezeigt, daß Moses bei Abfassung der Genesis eine alte Urschrift vorlag, welche den sogenannten jahwistischen Text darstellt im Gegensatz zum elohistischen, welchen er selbst abfaßte. In Glaubenssachen gilt der lateinische Text der Vulgata als Normalkodex. An keinen dieser Texte hat eine Erklärung des Schöpfungsaktes anzulehnen, man muß vielmehr — mathematisch gesprochen — das arithmetische Mittel aus allen dreien nehmen, weil es sich nicht um die Worte, sondern um den Sinn handelt.

***) Abend als Tagesanfang bei den Israeliten, bildlich für Anfang überhaupt genommen, ebenso der Tag für die Epoche.



Zum Vergleich möge hier die möglichst wörtliche Übersetzung des Textes folgen:

Im Anfange schuf Elohim den Himmel und die Erde. Es war aber die Erde Einöde und Wüstenei (thóhū wābóhū) und Finsternis lag über dem Abgrunde (Ocean)*) und der Geist Elohims brütete über der Fläche (Antlitz) des Beweglichen. Da gebot Elohim: Es werde Licht! Da ward Licht. Und es sah Elohim das Licht, daß es gut war, und Elohim bewirkte eine Trennung zwischen Licht und Finsternis. Und es rief (nannte) Elohim zu dem Lichte »Tag« und zu der Finsternis »Nacht«. Und es wurde Abend und es wurde Morgen — ein erster Tag.

Abstrahieren wir gänzlich von dem Akte der Schöpfung, so gewinnen wir nachstehendes Bild.

Es war finster über der Erde (diese existierte also schon). Da trat das Licht ein (es wurde Licht) und es folgte ein Abwechseln von Licht und Finsternis.

Dasselbe Bild liefert auch die Neustern-Hypothese.

Die finstere Erde gelangt samt der Sonne in eine kosmische Wolke. Es erfolgt eine große Lichtentwicklung, welcher ein periodischer Wechsel von Licht und Dämmerung folgt. Schließlich kühlt sich die Erde ab, die Atmosphäre wird klarer und das Sonnenlicht bewirkt die Scheidung von Tag und Nacht.

Wir sehen also, daß der biblische Text ohne Gewalt der Neustern-Hypothese angepaßt werden kann.

Eines soll aber noch betont werden. Die Neustern-Hypothese ist und bleibt eine Hypothese. Welches Gewicht ihr zukommt, das ist derzeit schwer zu entscheiden. Es muß der ferneren Forschung überlassen werden, sie zu bekräftigen oder als unhaltbar darzustellen. Wir dürfen nie vergessen, daß derartige Hypothesen Gebiete streifen, über welche die Wissenschaft nur Vermutungen aussprechen kann.

Wir schließen hiemit. Die weitere Entwicklung dieser Frage hat kein wissenschaftliches, sondern nur ein apologetisches Interesse. Wenn aber heutzutage Männer der Wissenschaft sich nicht scheuen, offen vom Widerspruch zwischen Bibel und Wissenschaft zu sprechen, indem sie katholische und voraussetzungslose Wissenschaft unterscheiden, so ist es Pflicht der katholischen Gelehrten zu zeigen, daß für eine solche Unterscheidung keine reelle Basis vorliegt.

---

*) »Tenebrae erant super faciem abyssi et Spiritus Dei ferebatur super aquas« nach der Übersetzung der Vulgata.

Darum haben wir diese Zeilen geschrieben, nicht um zu zeigen, daß zwischen der biblischen und der wissenschaftlichen Auffassung Übereinstimmung herrscht, sondern um zu zeigen, wie derartige Fragen zu behandeln wären. Alles hier Gesagte behält seine Giltigkeit, auch wenn die vorgetragene Hypothese durch eine andere, z. B. durch die Nebularhypothese, ersetzt wird. Immer wird es eine Hypothese sein, die wir im Namen der Wissenschaft der Bibel gegenüberstellen können. Und selbst wenn es gelingen sollte, den biblischen Text in wissenschaftlicher Beziehung der Ungenauigkeit zu überführen, so darf nicht vergessen werden, daß die Bibel ein Glaubenskodex und keine Sammlung wissenschaftlicher Dogmen ist.



Sonntag draußen.

Von Friedrich Castelle.

Weiche, müde Sommerruh',
Kaum ein Windhauch will mich necken,
Blütenschwere Rosenhecken
Nicken mir verschlafen zu.

Sonntagskinder wandeln weiß
Durch den goldnen Ährensegen,
In den jungen Seelen regen
Lieb' und Glück die Schwingen leis.

Und dazwischen wiegt Musik,
Fern vom Schießstand Schüsse krachen,
Alle Menschen singen, lachen. —
Welt, wie strahlt dein Sonntagsblick.





Die Wodan-Religion.

Skizze von **Josef Seeber.**

(Schluß.)

Das interessanteste Kapitel des Seelenglaubens ist der Hexenwahn, bedeutsam nicht bloß für die mythologische Forschung, sondern viel mehr für die Kulturgeschichte der späteren Zeit. „Auf dem gährenden Moorgrunde der allgemeinen Zügellosigkeit, Verwilderung und Entsittlichung, begünstigt von zahlreichen Abirrungen der Wissenschaft, befördert von der unsittlichen und abergläubischen Volksliteratur und der barbarischen Kriminaljustiz, wuchs der Hexen- und Teufelsglaube zu jener ungeheuerlichen Erscheinung heran, welche gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts alle übrigen Züge des deutschen Kulturlebens an seltsamer, schauerlicher Eigentümlichkeit überragt" (Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes, VIII, 493).

Der primitive Mensch sieht in allen Vorgängen, die seine beschränkte Auffassung nicht erklären kann, übernatürlichen, dämonischen Einfluß. Krankheiten bei Menschen und Tieren, Unglück, Mißwachs, Hagelschlag, Hochgewitter u. s. w. sind für ihn nicht natürliche Ereignisse, sondern Wirkung feindlicher Gewalten und böser Geister. Dämonische Kräfte verfolgen ihn überall, wehrlos sieht er sich ihnen preisgegeben. Es gibt aber auch Menschen, die mehr vermögen als andere, die also über geheime Kräfte verfügen, Zauberer, die ihre Künste zum Nutzen oder Schaden der Genossen üben. Es gelingt ihnen namentlich im Bunde mit den mächtigen Geistern, allerlei Schaden zu stiften. Man erkennt solche Leute an den doppelten Pupillen, besonders sind Frauen mit rotrandigen und Triefaugen verdächtig. Diese Vorstellung ist uralt und ewig jung; man findet sie überall, bei den höchstentwickelten Völkern wie beim tiefststehenden Stamme. Ja, die „Gebildeten" von heute scheuen die »jettatura« und schützen sich durch Amulette, Formeln und Geberden vor dem „bösen Blick", wie es die alten Römer getan; noch jetzt kommen namentlich mißgestaltete Personen in den Verdacht schädlicher Hexerei.

Seit jeher galten die Juden, Chaldäer und Ägypter als Meister der Zauberei, in Kleinasien war Phrygien das klassische Land des geheimnisvollen Kybelekultus, Kolchis das Eldorado des Zauberwesens. In Griechenland

weiß schon Homer vom magischen Trank der Helena und von den Zauberkünsten der Kirke, die des Odysseus Gefährten mit betörendem Saft und magischer Rute in nützliche Tiere verwandelt: „sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber, auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig wie vormals" (Odyssee, X. 239 f.). Später vermengten sich einheimische und fremde Vorstellungen in den dionysischen Mysterien, in den phrygischen und ägyptischen Kulten zu einem Wust phantastischen Aberglaubens und Zauberwahns. Die Römer wurden ihre gelehrigen Schüler.

Unter den Göttern war neben Aphrodite, Hermes und Artemis besonders Hekate die zaubermächtige Gebieterin, bei deren Mysterien allerlei Gespensterspuk inszeniert wurde. Die Priester der phrygischen Göttermutter verstanden sich vorzüglich auf das Einkochen von Giftsäften. Das Ideal einer Zauberin war Medea, die von ihrer Mutter Hekate die Kunst erlernte, Berge zu erschüttern, Bäume zu entwurzeln, die Wolken zu lenken und den Mond herabzuziehen. Einen großen Ruf als Magus genoß Pythagoras, dann Empedokles und der Perser Osthanes. Ja, es gab Familien, in denen das Zaubergewerbe erblich war und deren Anhang besonders aus alten, zauberkundigen Weibern bestand.

Über die Wirkungen, die sie hervorzubringen verstanden, liest man bei Platon, Vergil, Ovid, Horaz, Plinius u. a. die seltsamsten Dinge. Ich füge nach der Zusammenstellung bei Lübker (Reallex. d klass. Altertums, Artikel Zauberei) das Wichtigste hier an: Gestirne werden in ihrem Laufe gehemmt, die Sonne verfinstert, der Mond vom Himmel herabgezogen, die Erde gespalten; Flüsse werden gestaut, Wälder und Berge erschüttert. Durch Zaubergesänge und allerlei Zeremonien werden Wolken aufgetürmt, Stürme erregt und vertrieben, Dürre und Unfruchtbarkeit, Regen, Schnee, Sonnenschein herbeigeführt, Hagel abgewendet u. dgl. m. Das Getreide konnte vom Felde des Nachbarn auf das eigene durch Anwendung pontischer Kräuter, das Drehen der Spindel herübergezaubert werden, was schon die XII Tafeln erwähnen; Wasser konnte in Wein verwandelt, Götterstatuen und sonstige leblose Dinge (der wasserholende Besen bei Lucian) konnten belebt werden. Wilde Tiere wurden gezähmt, der Biß giftiger Reptilien unschädlich gemacht. Die Zauberwirkungen auf den Menschen waren außerordentlich mannigfach. Man wurde verzaubert durch den bösen Blick, besonders von Weibern mit doppelter Pupille, durch zauberische Kraft in Tiere verwandelt, mit Krankheiten behaftet, getötet . . . Türen wurden von Zauberern geöffnet, Hausteufel gesendet und ausgetrieben. Liebeszauber ward geübt durch Sprüche, Tränke, Zauberknoten und mancherlei andere Dinge. Zauberer fliegen durch die Luft, wie Abaris auf einem von Apollon empfangenen Pfeil oder Spieß reitend;

ihre Seele verläßt den Körper und geht auf Reisen; sie erscheinen zugleich an mehreren Orten. Wenn Dämonen von Menschen Besitz genommen haben, so werden diese Besessenen durch ephesische Formeln, Sprüche Salomons, Wurzeln, Ringe, Speichel, Nägel, Haare u. dgl. von ihren Peinigern befreit. Dämonen werden auch zur Dienstbarkeit gezwungen. Dieser Dienst böser Dämonen heißt vorzugsweise Goëtie.

Denkt man noch an die dichterisch verherrlichten Buhlschaften der Götter und Göttinnen mit menschlichen Lieblingen, an die orgiastische Feier sovieler Mysterien, an die Schwärmerei und den Sinnentaumel der Geheimkulte, dann findet man im griechisch-römischen Heidentum bereits alle Ingredienzien, aus denen der spätere Hexenwahn gebraut wurde. Doch scheinen mir Soldan-Heppe (Geschichte der Hexenprozesse) zu weit zu gehen, wenn sie die ganze Entstehung und Entwicklung des Hexenglaubens bei den Germanen auf römische Beeinflussung zurückführen. Es finden sich eben überall, wo es Menschen gibt, die Keime dieses Aberglaubens; befruchtet wurde die germanische Vorstellung jedenfalls durch die Fremde.

Seit alter Zeit lag bei den Germanen der Zauber vorzüglich in den Händen der Frauen. Sie walteten des Opferdienstes als Priesterinnen und besaßen die Gabe der Weissagung. Schon Strabo berichtet, wo er von den Cimbern redet, von Frauen, die aus dem Blut im Opferkessel die Zukunft prophezeiten. Sie standen im nähern Verkehr mit der Götter- und Geisterwelt, ihr Gemüt ist ahnungsvoller als das der Männer, wie ihre Kenntnisse naturgemäß vielfach bedeutender waren, da die Krieger ja nicht Zeit fanden, sich mit andern Dingen als dem Waffenhandwerk abzugeben. Die weiblichen Ärzte besprachen die Wunden und heilten die Krankheiten. Sie hatten Erfahrung im Gebrauch von allerlei Hausmitteln, Kenntnis von heilenden und schädlichen Kräutern, ältere Frauen natürlich mehr als junge Mädchen. Man mag schon frühzeitig mit einer gewissen Scheu zu solchen Frauen aufgesehen haben, besonders wenn sie ihr Tun mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgaben. Starb eine Zauberin und gelangte ihre Seele in die Schar der Geister, übte sie auch jetzt ihr altes Handwerk aus, namentlich in den Zwölfnächten, dem eigentlichen Hauptfest der Hexen und seelischen Geister. Manche besaßen, wie erwähnt, schon bei Lebzeiten die Fähigkeit, daß sich ihre Seele mit den Scharen der Geister vereinigen und durch die Lüfte fahren konnte. Von den alten, verstorbenen Zauberinnen lernten sie ihre dunklen Künste.

Wie der Zauber zum Nutzen der Mitmenschen, so konnte er ebensogut zu ihrem Schaden verwendet werden. Als durch die christlichen Glaubensboten der Abfall von den alten Göttern immer allgemeiner wurde und die Heiden

mit ihren Priestern und Zauberinnen mehr im Geheimen auf Bergblößen und im dunkeln Forst ihren Opferschmaus hielten, mag mancher Christ in dem finstern, feindseligen Blick der alten Frauen drohendes Unheil gelesen haben. So mag sich allmählich, vom römisch-griechischen Aberglauben stark beeinflußt, der Begriff der Hexe entwickelt haben. Das Wort Hexe kommt zuerst in der Pariser Handschrift der Vergilglossen vor. Furiarum wird mit hagazussun glossiert. Etymologisch scheint der Name soviel als „Waldweib" zu bedeuten; in Süddeutschland heißen die Hexen auch Druden.

Man schrieb den Hexen auch in Deutschland alles Üble zu. Sie entwenden den Kühen die Milch, sie bringen Wechselbälge, zaubern Krankheiten an, bannen den Menschen auf der Stelle fest (unser Hexenschuß) und erzeugen Sturm, Hagel und Unwetter. Ihre Hauptbelustigung ist der Tanz, ihre vorzüglichste Nahrung Pferdefleisch (Opferfleisch). Wie die Opferfeier der alten Germanen gern auf Bergen stattfand, so versammeln sich auch die Hexen am liebsten hier und in ganz Deutschland finden wir noch heute bestimmte Berge genannt, die von ihnen bevorzugt wurden (Blocksberge — der Brocken im Harz, Hexentanzplätze). Nach dem Versammlungsorte reiten die Hexen in der Dämmerung auf Besen, Heugabeln und andern Geräten nicht selten auch auf Böcken, Katzen oder Ebern. Außer in den Zwölfnächten kommen sie besonders in der Walpurgisnacht und in der Nacht vor Johannis zusammen.

„Frauen, die sich in Hexen verwandeln können, sind äußerlich erkennbar: man erkennt sie an zusammengewachsenen Augenbrauen, an roten, triefenden Augen, an einem wackeligen, entenartigem Gange, an den Plattfüßen. Sie vermögen ihrem Mitmenschen nicht ins Gesicht zu schauen, können über keinen Besen gehen. Ihre Gesichtsfarbe ist fahl, ihr Haar verwirrt und struppicht, ihr Leib mager. Nach christlichem Mythus hat ihnen an verschiedenen Teilen des Körpers, namentlich am Kreuz, der Teufel sein Siegel aufgedrückt" (Mogk, Myth. S. 277).

Für die Annahme, daß die Hexen im Geisterheere mitziehen, haben wir den ältesten Beleg im Beichtspiegel des Bischofs Burchard von Worms († 1025). An das Beichtkind sollten folgende Fragen gerichtet werden: „Hast du geglaubt, was einige wähnen, daß sie Gewitter erregen oder der Menschen Sinn umändern können? daß es Weiber gebe, die durch Zauberkunst Haß in Liebe, Liebe in Haß verwandeln oder das Gut der Mitmenschen durch Zauberei beschädigen und sich aneignen können? Hast du geglaubt, was manche gottlose, vom Teufel verblendete Weiber vorgeben, daß sie zur Nachtzeit mit der angeblichen Göttin Holda (Holle) und einer großen Menge



von Weibern auf Tieren reiten, ihr als einer Göttin gehorchen und zu ihrem Dienst in andern Nächten gerufen werden?"

Wer nun meint, damit den germanischen Ursprung beweisen zu können, irrt. Der Beichtspiegel geht nämlich zurück auf den sogenannten Ancyranischen Canon Episcopi, der zuerst in einer Visitations-Anweisung des Abtes Regino von Prüm († 915) vorkommt. Hier lautet die betreffende Stelle: „Lasterhafte Weiber . . glauben . . , daß sie in nächtlichen Stunden mit der Diana, der Göttin der Heiden, oder mit Herodias in Begleitung vieler anderer Weiber auf gewissen Tieren reitend in der Stille der Mitternacht die Räume vieler Länder durcheilen, und dabei behaupten sie, sie müßten den Befehlen ihrer Herrin in allem gehorchen und würden in bestimmten Nächten zu ihrem Dienste aufgeboten . ."

Wer da weiß, daß Diana-Artemis-Hekate nach griechisch-römischer Anschauung als unterirdische Gottheit über den Schatten herrscht, die Geister der Toten aus der Unterwelt ruft und mit ihnen in der Nacht besonders auf Kreuzwegen (Dreiwegen) und an Gräbern herumschwärmt, die Menschen schreckt, die Zauberinnen schirmt u. s. w., der erkennt, daß eine ursprünglich römische Anschauung auf deutsche Vorstellungen übertragen wurde.

Alles in Allem: gäbe es kein germanisches Heidentum, so ließe sich der spätere Hexenglaube in allen seinen Verzweigungen aus dem griechisch-römischen Aber- und Zauberglauben erklären.

Als männliches Seitenstück zur weiblichen Hexe erscheint in Schlesien, Sachsen, Franken und Bayern der Bilwis. In der Nacht vor Walpurgis oder Johannis geht der Bilwis, ganz nackt, mit einer Sichel am Fuße durchs Getreidefeld, murmelt Zauberformeln und vernichtet des Landmanns Hoffnung. Die Bilwis- oder Bockschnitte — er reitet nämlich mitunter auf einem schwarzen Bocke —, fußbreite niedergelegte Streifen im Felde, zeigen seine Spuren. Wie der Name slavisch zu sein scheint, ist auch die Vorstellung über Schlesien her nach Mittel- und Süddeutschland vorgedrungen; im Volke hat sie nie tiefe Wurzeln geschlagen, wenn auch die Beichtbücher des 14. und 15. Jahrhunderts sie erwähnen. Schon die ganz verschiedenen Namen, die der Bilwis bei mhd. Dichtern erhält, zeigen, daß Name und Auffassung dem Volke nie recht vertraut wurden.

Im oben erwähnten Beichtspiegel Burchards von Worms ist Diana mit Holda (Frau Holle) wiedergegeben. Grimm erblickte in ihr eine altgermanische Gottheit und brachte sie, wie erwähnt, mit Frigg in Verbindung. In Wirklichkeit gehört Holle der spätmittelalterlichen Vorstellung an, ebenso wie die Perchta oder Bertha in Bayern und Österreich. Sie erscheint als Führerin des Seelenheeres, als chthonisches Wesen, ist den Menschen im

allgemeinen freundlich gesinnt, verleiht Eheglück, steht Wöchnerinnen bei u. s. w. und treibt besonders in den Zwölf-Nächten ihr Wesen. Mit dem Berchtenabend (Dreikönigstag) findet diese Geisterzeit ihr Ende. Mogk reiht diese und ähnliche Figuren spätern Volksglaubens unter die seelischen Geister, die frühzeitig auch Holden (neben Unholden) hießen und meint: „Diese Gestalten lehren, wie auch noch in später Zeit unter dem Einflusse mythischer Denkform Wesen entstehen konnten, die ebensogut im Heidentum ihre Wurzel haben könnten. Heidnisch-germanisch von all diesen Wesen ist, daß sie selbst und die Scharen, die sie führen, seelischen Ursprungs sind; ihre Ausbildung aber gehört einer spätern Zeit an." Ich denke, daß Frau Holle und Perchta und ähnliche Gestalten nicht im mythischen Denken des Mittelalters wurzeln, sondern im spätrömischen Dianakult, wie denn auch die Scharen der seelischen Geister nicht spezifisch germanische Erfindung, sondern internationales Gemeingut der dichtenden Volksphantasie sind.

Ebensowenig vermag ich den besonders in nordischen Quellen ausgebildeten Glauben an Nornen, an Schicksalsgöttinnen, für ursprünglich germanisch zu halten. Daß man das abstrakte Schicksal mitunter als persönliche Macht dachte, beweist nichts dafür; in den alten religiösen Anschauungen der Germanen ist wenig enthalten, was dem Nornenglauben Grund und Halt verliehe. Ihn mit dem Seelenglauben in Verbindung zu bringen, wie Mogk es tut, scheint mir sehr gekünstelt. Alle Schwierigkeiten lösen sich leicht, wenn wir den Moiren- und Parzenglauben der griechisch-römischen Welt als die Quelle ansehen, aus der in früher Zeit die Vorstellung von Schicksalsgöttinnen nach Deutschland und dem Norden drang.

Bei Homer erscheint meist eine, wenig individuell gestaltete Moire, auch in Italien gab es in älterer Zeit nur eine parca. Bei Hesiod finden sich drei benannt: Klotho, die Spinnerin; Lachesis, die das Los zuteilende; Atropos, die Unabwendbare: Töchter der Nacht, des Zeus oder der Themis. In der römischen Literatur finden sich dann auch drei Parzen: Parca (dafür Morta), Nona und Decuma, die mit den Moiren identifiziert wurden. Man dachte sie entweder, sagt Lübker, als die strengen und erhabenen Göttinen des allgemeinen Schicksals, die das Steuer der Notwendigkeit führen und den vergeltenden Erinnyen ihr Amt verleihen, mit Szeptern in der Hand, oder als die Göttinnen der menschlichen Lebensdauer. Diese bestimmen dem Menschen den Zeitpunkt seiner Geburt; sie spinnen ihm den Lebensfaden und setzen sein Ende fest.

Auch bei den Nordländern ist Urðr ursprünglich die eine Schicksalsgöttin; die Verðandi und Skuld (Gegenwart und Zukunft) verdanken ihre Existenz etymologischer Spielerei des 12. Jahrhunderts. Wie das Wort



nornir, Nornen, nach Schade zu snerhan = binden, knüpfen gehört, so scheint sich Urðr = das Geschick (ahd. wurt = fatum, fortuna) zu ahd. wirt = Spindel zu stellen. Die Norne spinnt den Lebensfaden des Menschen, teilt ihm sein Geschick zu und bestimmt seine Todesstunde. Späte, nordische Dichtung weist ihnen Wohnung bei Urds Brunnen zu und das Amt, die Weltesche Yggdrasil mit dem Wasser aus dem Brunnen zu besprengen, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen. (Snorri Edda, Gylfaginning.)

* * *

Das lebendige Weben und Schaffen der Naturkräfte wird in der Volksphantasie durch persönliche Wesen repräsentiert. So hatten die Griechen ihre Nymphen, die sich nach den verschiedenen Wohnorten in Meernymphen, Fluß- und Quellnymphen, in Nymphen der Berge, Täler, Wälder und Bäume gliederten. Die Römer hatten gute Hausgeister, die lares, und suchten sich vor den bösen, den larvae und lemures, durch allerhand Zeremonien zu schützen. Von Pygmäen, Fäustlingen, gegen die im Frühling die Kraniche zum Krieg ausrücken, weiß schon Homer zu berichten; die gewaltigen Naturerscheinungen, die ungeheuren Elementarkräfte wurden in den Titanen und Giganten personifiziert, die mit den Göttern im Kampfe liegen. Kurz, wir finden hier die nämlichen Vorstellungen der dichtenden Volksphantasie, wie sie auf germanischem Boden in den elfischen Wesen, den Wasser-, Berg-, Feld- und Hausgeistern, in den Zwergen und Riesen verkörpert sind.

Die Elfen, eigentlich Elben (albh = glänzend), oder Wichte (vielleicht mit „bewegen“ in Verbindung zu bringen: belebende Naturgeister) bezeichnen die mehr im Stillen und freundlich wirkenden Naturkräfte. Daher erscheinen sie als zarte, schlanke, lilienartige Wesen, die in den Sonnenstrahlen baden und im Mondlicht tanzen. Es sind die eigentlichen Licht- und Luftelben. Im Felde hausen die Kornmutter und die Erbsenmuhme; bewegt der Wind das Getreide, rennt der Roggenwolf durchs Korn und jagen sich die Hunde. Im Walde wohnen die Holz- und Moosweibeln, auch wilde Leute, salige Fräulein oder Fanggen genannt. Im Wasser, besonders an Quellen und Wasserfällen, haben die Wassergeister ihren Sitz; da tummelt sich der Nix oder Wassermann, da zeigen sich die Seejungfern und Wasserweibeln; im Meere haust der Meermann mit dem Seeweib. Daheim aber, im Hause schalten und walten die Kobolde (Kobe = Kammer), besonders im Gebälk; sie helfen den Leuten bei der Arbeit und schirmen das Haus vor Feuersgefahr. Auch Geld und Schätze bringen sie und heißen dann Alraunen, während in den Bergen — nach spätem Aberglauben — feurige Drachen den Hort hüten. Bei den Schiffern heißen die Kleinen Klabautermännchen, sie helfen

den Matrosen das Schiff reinigen und die Segel hissen, wofür sie Milch und Speise erhalten.

Die Naturkräfte wirken auch im Innern der Erde, in den Bergen: hier wohnen die Zwerge, während sich die ungeheuren, den Menschen schädigenden Elementargewalten, die Riesen, in Bergländern und an Meeresküsten offenbaren.

„Fast kein mythisches Gebilde", sagt Mogk, „wurzelt so fest in der Volksphantasie wie der Zwerg. Andere mythische Namen haben ihren Begriff bald erweitert, bald verengert, der Zwerg, wo er sich auch findet, lebt wie der Riese noch heute im Volksglauben in derselben Gestalt fort, in der wir ihn in den ältesten schriftlichen Quellen finden. Klein an Gestalt, oft einen Daumen groß, erscheint er meist als bejahrter Mann, als Greis mit langem weißen Barte, zuweilen schmutzig grau, mit übelgebautem Leibe, öfters verwachsen, angetan mit grauer Sackleinewand, woher er auch den Namen „graues Männchen" führt. Sein Kopf, den eine Zipfelmütze bedeckt, ist besonders groß und dick. Zuweilen haben die Zwerge Gänse- und Ziegenfüße, in der Oberpfalz Kinderfüße. Stets sind sie sehr schnell; sie sind plötzlich da und ebenso schnell wieder verschwunden. Durch eine Tarn- oder Nebelkappe können sie sich unsichtbar machen. Immer wohnen die Zwerge in den Bergen und in der Erde. . . Oft verlassen sie die Berge und werden dann von Menschen gesehen. Im Berge haben sie ein Reich, das die Volksphantasie ähnlich weltlichen Reichen ausgestattet hat: Könige regieren sie, wie Alberich, Goldemar oder Laurin in der mhd. Dichtung. Die Auffassung dieser Zwergkönige ist ganz die germanische Auffassung vom Königtum zur Zeit der Völkerwanderung. In dieser mögen daher diese dichterischen Gebilde vom Zwergstaate ihre Wurzel haben, zumal sie sich besonders bei den südgermanischen Stämmen finden. In den Bergen hört man oft Musik: da sind die Zwerge bei Tanz und frohem Gelage. Verlassen wird der Berg nur in der Nacht; das Tageslicht scheut der Zwerg; wird er von diesem überrascht, so wird er in Stein verwandelt. Eigen ist den Zwergen große Weisheit und Geschicklichkeit. Sie sind die besten Schmiede und fertigen die trefflichsten Waffen und Kleinode. Im Gestein ruht Eisen und Metall; als Herren und Bewohner des Gesteins haben die Zwerge dies in ihrer Gewalt. Daher besitzen sie ungezählte Schätze, wie die Dichtung vom Nibelungenhort lehrt. Mit ihrer Schmiedekunst stehen überall die Zwerge den Menschen zur Seite. Von der Zeit an aber, so erzählt die Sage, da der Mensch selbst den Bergbau betreibt, haben sich die Zwerge zurückgezogen: das Hämmern und Pochen in den Bergen können sie nicht vertragen. Dazu kommt noch, daß die Menschen ihnen gegenüber immer treuloser werden. Das dritte endlich, was sie

vertreibt, ist das Glockengeläute und dadurch zeigen sich die Zwergmythen so recht als Sprößlinge aus der Heidenzeit."

Selbst die Kleinode und trefflichsten Gerätschaften der Götter stammen nach nordischem Mythus von den Zwergen. Die Snorri Edda erzählt: Loki hatte der Sif, Thors Gemahlin, hinterlistiger Weise alles Haar abgeschoren. Als Thor das gewahrte, ergriff er Loki und würde ihm alle Knochen zerschlagen haben, wenn er nicht geschworen hätte, von den Schwarzelfen (Zwergen) zu erlangen, daß sie der Sif Haare von Gold machten, die wie anderes Haar wachsen sollten. Darauf fuhr Loki zu den Zwergen, die Iwaldis Söhne heißen. Diese machten das Haar und zugleich (das Schiff Freyrs) Skidbladnir und den Spieß Odhins, der Gungnir heißt Da verwettete Loki sein Haupt mit dem Zwerge, der Brock heißt, daß dessen Bruder Sindri nicht drei ebenso gute Kleinode machen könnte, wie diese wären. Und als sie zu der Schmiede kamen, legte Sindri eine Schweinshaut in die Esse und gebot dem Brock zu blasen und nicht eher aufzuhören, bis er aus der Esse nähme, was er hineingelegt. Aber sobald Sindri aus der Schmiede gegangen war und Brock blies, setzte sich eine Fliege auf seine Hand und stach ihn. Dennoch hörte er nicht auf zu blasen, bis der Schmied das Werk aus der Esse nahm. Da war es ein Eber mit goldenen Borsten. Darauf legte er Gold ins Feuer und gebot ihm zu blasen und nicht eher davon abzulassen, bis er zurückkäme. Er ging hinaus; aber die Fliege kam wieder, setzte sich jenem auf den Hals und stach nun noch einmal so stark; doch fuhr er fort zu blasen, bis der Schmied aus der Esse einen Goldring zog, der Draupnir heißt. Darauf legte er Eisen in die Esse und hieß ihn blasen wie zuvor. Da setzte sich ihm eine Fliege zwischen die Augen und stach ihm in die Augenlider, und als das Blut ihm in die Augen troff, daß er nichts mehr sah, griff er schnell mit der Hand zu, während der Blasebalg ruhte, und jagte die Fliege fort. Da kam der Schmied zurück und sagte, beinahe wäre das völlig verdorben, was in der Esse läge. Darauf zog er einen Hammer aus der Esse. Alle diese Kleinode legte er darauf seinem Bruder Brock in die Hände und hieß ihn damit gen Asgard fahren, die Wette zu lösen. Als nun er und Loki ihre Kleinode brachten, setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle; es sollte das Urteil gelten, das Odhin, Thor und Freyr sprächen. Da gab Loki dem Odhin den Spieß Gungnir, dem Thor das Haar für die Sif und dem Freyr den Skidbladnir und nannte die Eigenschaften dieser Kleinode: nie verfehlt der Spieß sein Ziel; das Haar wächst, sobald es auf Sifs Haupt kommt; Skidbladnir hat immer Fahrwind, sobald die Segel gehißt werden, auch kann man das Schiff nach Belieben zusammenfalten und wie ein Tuch in der Tasche tragen. Darauf brachte Brock seine

Kleinode hervor und gab dem Odhin den Ring und sagte, in jeder neunten Nacht würden acht ebenso kostbare Ringe von ihm niederträufeln. Dem Freyr gab er den Eber und sagte, er renne durch Luft und Wasser Tag und Nacht schneller als irgend ein Pferd und nie wäre es so finster in der Nacht oder im Schwarzwald, daß es nicht hell genug würde, wohin er auch führe: so leuchteten seine Borsten. Dem Thor gab er den Hammer und sagte, er möge so stark damit schlagen als er wolle, was ihm auch vorkäme, so würde der Hammer doch keinen Schaden nehmen; und wohin er ihn auch werfe, so solle er ihn doch nicht verlieren; nie solle er soweit fliegen, daß er nicht in seine Hand zurückkehre, und wenn es ihm beliebe, solle er so klein werden, daß er ihn im Busen verbergen könne. Er habe nur den Fehler, daß der Stiel zu kurz geraten sei. Da urteilten die Götter, der Hammer sei das beste von allen Kleinoden und die beste Wehr wider die Hrimthursen (Riesen); sie entschieden die Wette dahin, daß der Zwerg gewonnen habe. (Simrock.) Mit List und Mühe gelingt es Loki, sein Haupt zu retten.

Die Feinde der Götter und Menschen sind die Riesen, in allem ein Gegenstück zu den Zwergen; sie sind ungeschlacht, grob, leidenschaftlich und meist tölpelhaft. Oft haben sie mehrere Häupter und Arme, nicht selten erscheinen sie in Tiergestalt. Sie heißen türsen (ahd. duris, altn. thurs, altind. turás = stark), im Altnordischen auch jötunn (Fresser), in Oberdeutschland Riesen (skr. vršan = stark), in Westphalen und am Meeresstrande hünen; im Angelsächsischen erscheint die Bezeichnung ent, wozu bayrisch enterisch = ungeheuer gehört.

Die Ausbildung der Mythen ist durchwegs lokal: die Natur des Landes, Ort und Umgebung erklären die Sage. Die Mythen von Káris Kindern z. B. (den Schneestürmen) „lassen sich“, sagt Mogk, „nicht von dem Boden trennen, wo sie sich finden; nur in Skandinavien können sie ihre Heimat haben, nur aus den nordischen Sprachen können wir sie verstehen: es sind durch die Phantasie der Nordländer vermenschlichte Naturerscheinungen ihrer Heimat, die in menschliches Gewand gehüllt und durch die Dichtung zu Sagengestalten weiter gebildet worden sind. Und wie es hier im Norden gegangen, so ist es überall der Fall gewesen. Die Sagen vom Riesenkönig Watzmann oder von Rübezahl oder von den Oldenburger und Schleswiger Riesen, die ans Land steigen, u. dgl. erklären sich nur aus der Natur des Landes, wo sich die Dämonenmythen finden; sie sind überall zu Hause, besonders aber ausgebildet in Berggegenden und in Ländern, wo das weithin sichtbare Meer die Küste bespült. Alle Naturerscheinungen und Elemente haben sie in der Phantasie unserer Vorfahren wachgerufen; mit der Zunahme der Heftigkeit der Elemente wachsen auch sie. Aus urgermanischer



Zeit mögen unsere Vorfahren nur den Typus mitgebracht haben, das höhere Wesen, das in den Elementen herrscht, das dem Menschen bald in übermenschlicher, bald in tierischer Gestalt sich zu erkennen gibt, das höhere Wesen, in dem sich namentlich die verderbliche Seite des Elementes zeigt; die Ausbildung der einzelnen Formen und Gestalten dagegen gehört einer späteren, z. T. der christlichen Zeit an."

Noch ein anderer Umstand mag zur lokalen Ausbildung von Riesenmythen beigetragen haben. Man fand nicht selten im Erdreich, in Höhlen u. s. f. Überreste gewaltiger, vorsintflutlicher Tiere; die mangelhafte anatomische Kenntnis führte die Finder zur Annahme, hier Knochen von Riesen entdeckt zu haben. Es war gleichsam eine Bestätigung des alten Glaubens. An den Küsten wurden bei Sturmfluten hie und da gewaltige Wale, Polypen u. s. w. angespült; die übertreibende Phantasie der Erzähler vergrößerte die Funde vielemale und so entstand eine neue Sage von entsetzlichen Meerungeheuern. Man fand endlich — in Pommern, Sachsen, Hannover, Skandinavien — die vorgeschichtlichen Grabanlagen mit den gewaltigen Steinmonumenten, die „Hünengräber", und hielt sie für Grabstätten der Riesen. Interessant ist, daß das Wort hun, Hüne in Deutschland vor dem Auftreten der Hunnen, mit denen es gewöhnlich zusammengestellt wird, vorkommt und es ist eine zwar nicht streng beweisbare, doch immerhin nicht unwahrscheinliche Annahme, daß mit diesem Wort die vorgermanische Urbevölkerung bezeichnet wurde. Dann steckte in der Vorstellung vom feindlichen Verhalten der Hünen gegen die Menschen zugleich eine Erinnerung an die wohl schweren Kämpfe, die der Landnahme durch die Germanen vorangingen.

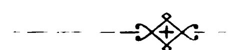
Wie dem auch sei, ganz lassen sich solche und ähnliche Beziehungen für die lokale Entwicklung der Riesenmythen nicht abweisen. In ihrer dichterischen Verwertung ist auch die schaffende Kraft der subjektiven Phantasie nicht hoch genug anzuschlagen.

In der verheerenden Gewalt der sturmgepeitschten See haben die Wasserriesen und -Ungeheuer, meist Rosse oder drachenähnliche Ungetüme, ihre Wurzel. Dem Beowulf mag die dunkle Erinnerung an ein gewaltiges vorhistorisches Ereignis, das Eindringen des Meeres ins Land, zugrunde liegen; Orendel und seine Mutter dürften Wasserungeheuer in dichterischer Übertreibung sein. Ein Meerriese ist Hymir, der mit seiner neunhunderthäuptigen Mutter im Osten an des Himmels Ende im Krystallsaale wohnt. Er repräsentiert das Meer im Winter, wenn fahlgraue Luft das Meer umgibt; Ägir dagegen ist schon von Uhland als Personifikation des ruhigen, den Schiffern günstigen Meeres gedeutet worden. Er ist darum ein Freund der Götter, denen er im mächtigen Kessel den Trank bereitet. Funafangr und Eldir

(Nordlicht) sind seine Diener (Oegisdrecka). Ein Liebling nordischer Dichtung ist Mimir, der Weise. „Alles weiß ich, Odhin," sagt die Wala, „wo du dein Auge bargst: in der vielbekannten Quelle Mimirs. Met trinkt Mimir allmorgendlich aus Walvaters Pfand: wißt ihr, was das bedeutet?" (Völuspa.) Allabendlich scheint die Sonne ins Meer zu sinken: der Sonnengott Odhin kommt um Meergott Mimir und setzt sein Auge, die Sonne, zum Pfande; allein „die Sonne saugt Wasser", Odhin erhält von Mimir Weisheit als Gegengabe.

Bergriesen gibt es überall, wo gewaltige Berge zum Himmel ragen; Felsen sind Riesen, in Stein verwandelt. Stehen sich zwei Berge nahe gegenüber, so hausen auf ihnen zwei Riesen, die sich oft mit Steinen bewerfen. Wo kühne Felszacken aufragen, erhebt sich die Riesenburg. Riesen stehen im Ansehen als tüchtige Baumeister bei Göttern und Menschen. Die jüngere Edda weiß von einem Bergriesen, der sich den Asen anbot, eine Burg zu bauen in drei Halbjahren, die den Göttern zum Schutz und Schirm wäre wider Bergriesen und Hrimthursen (Frostriesen), wenn sie gleich über Midgard (Erde) eindrängen. Dafür bedingt er sich Sonne und Mond zum Lohn und die Göttin Freyja. Die Asen gehen darauf ein, wenn er die Burg in einem Winter fertig stelle. Mit Hilfe seines Rosses Swadilfari, das in jeder Nacht gewaltige Felsen herbeizieht, gelingt es ihm, alles bis aufs Burgtor zu vollenden. Nur Lokis List hält ihn die letzten Tage hin und endlich erscheint Thor, der ihm mit dem Hammer den Hirnschädel zerschmettert. Der Riese Hrungnir hat nach der Skalda ein Herz von hartem Stein, scharfkantig und dreiseitig, wie man das Runenzeichen zu schneiden pflegt, das man Hrungnirs Herz nennt. Auch sein Haupt war von Stein, von Stein auch sein breiter, dicker Schild; seine Waffe ist ein Schleifstein, gewaltig groß. Den Schild hält er vor sich, als er auf Griettunagardr steht und Thors wartet. Der Hammer Miölnir trifft den Schleifstein des Riesen im Fluge; der Schleifstein bricht, ein Teil fährt in Thors Haupt, der andere zur Erde; davon stammen alle Wetzsteinfelsen. —

Thors Riesenkämpfe sind ein Lieblingsthema des nordischen Dichters. Sein Auge heftete sich auf das Gebirge, bis die beschneiten Felstürme menschliche Züge annahmen und der Eis- oder Steinriese schweren Trittes herangewandelt kam. (Uhland.) Die grandiose nordische Natur steht in plastischer Fülle vor unseren Augen.





Nikolaus Lenau.

Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt.

Von **Prof. Jakob Zeidler.**

Man zählte 1827. Von Dornbach stiegen zwei junge Männer, in den beginnenden Zwanzigerjahren stehend, zu den Anhöhen empor, die einen so hübschen Ausblick gewähren über Wien, damals noch von Basteien und Glacis umgeben, weiterhin über die Donauebene bis an den Saum der Karpathen, die herübergrüßen aus dem Ungarland.*) Es war im Mai und der Lenz senkte seinen duftigen Glast und Bluft auf die lebensvolle Kaiserstadt und ihre lauschig-liebliche Umgebung, wo Waldvöglein lockend in Busch und Grün sangen. Das Frühlingsgefühl und der Eindruck des schönen Rundbildes machte sich in den Herzen unserer beiden Wiener Spaziergänger geltend, umso lebhafter, als sie zur leicht erregbaren Jüngerschaft des Musengottes Apollon gehörten. Dem Jüngeren sah man dies in der schlichten Art seines Äußeren nicht sogleich an. Es war Johann Gabriel Seidl (geb. 21. Juni 1804). 1826 war er mit einem Gedichtband an die Öffentlichkeit getreten. Jetzt arbeitete er an seinen „G'stanzln und G'sangln" im heimatlichen Dialekt, die er bald unter dem Titel: „Flinserln" herausgab. Er bereitete sich eben, nachdem er der Jurisprudenz Valet gesagt, auf die Erwerbung einer Professur vor. Das Ziel war 1829 erreicht; freilich mußte er in das südsteirische Cilli, ins „Exil", wie er als echter Wiener wähnte, übersiedeln, wo er elf Jahre am Gymnasium lehrte. Das gemischtsprachige Land, wo sich Deutsch und Slovenisch berühren, bot dem Dichter manche Anregung. Er studierte das Volkslied, übersetzte aus dem Slovenischen und spann die Fäden weiter, die er in Wien dichterisch angeknüpft hatte. Der altrömische Kulturboden Celejas, wo die Überreste antiker Vergangenheit sozusagen an den Straßen lagen, lenkte den jungen Professor auf archäologische Forschungen hin. Ein glückliches Familienleben und ein kleiner Kreis von Freunden ließen ihn, so schwer er die Vaterstadt verlassen, verhältnismäßig rasch in dem neuen Boden Wurzel fassen. Vielleicht wäre er zeitlebens in dem Provinzstädtlein, in „dessen stille Bucht der Wellenschlag der Literatur spät und spärlich drang," vergessen worden, hätte man ihn nicht irrtümlich 1840 tot gesagt. Die Nekrologe und Elegien, welche den frühen Heimgang des heimischen Poeten beklagten, machten in der Vaterstadt wieder auf den Lebendigen aufmerksam. So kehrte er als Kustos am k. k. Münz- und Antikenkabinet nach Wien zurück. Hier schuf er auf den verschiedenen Gebieten, in die er gedrungen war, in gemütlicher Tätigkeit, war einige Zeit wieder im Lehramt und hatte als Redakteur der österreichischen

*) Über diesen Spaziergang, dessen Lenau noch in einem Brief von 1838 gedenkt, berichtete J. G. Seidl in Frankls „Sonntagsblättern". (Wiedergedruckt bei L. A. Frankl, Zur Biographie Nik. Lenaus. Wien, 1885. S. 13—30.)



Gymnasialzeitschrift auch seinen Anteil an der Bewegung, welche mit der Thun'schen Unterrichtsreform anhub. 1875 starb er, nachdem ein Jahr vorher der Siebzigjährige die in Österreich üblichen Schriftstellerehrungen empfangen hatte. Es liegt etwas Enggeschlossenes in seinem Schaffen und Leben. Den „Bifolien", seiner wichtigsten Gedichtsammlung, setzte er als Motto die Verse vor:

„Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh."

„Bescheiden" und „still", Epitheta, die bekanntlich auch Grillparzer liebt, bezeichnen recht die Art Seidls, der seine Existenz, physisch und geistig, innerhalb der Grenzen zu umzirken strebte, die ihm Talent und heimische Verhältnisse anwiesen. Innerhalb dieses Geheges blühten ihm Rosen der Liebe und Freundschaft, der Achtung und Anerkennung, deren er sich heiteren Sinnes erfreute, nicht ohne zuweilen mit stiller Wehmut dem Problem des wechselnden Erdenglückes mit sinnigem Blicke nachzugehen. Er bezeichnet als seinen „Grundsatz: nichts Begonnenes unvollendet zu lassen", wenn er auch „im Geist und in der Wahrheit mit aller Kraft der Seele" auch „unter den drückendsten Lebensverhältnissen den Musen huldigte." — Ein Mensch ganz anderer Artung war sein Wandergefährte. Ein Zug ins Weite ging durch sein Leben und Dichten. Der Klang des Posthorns schlingt sich wie ein Leitmotiv durch sein Lied und Leben. Gegenüber Seidls seßhafter Art lag etwas vom Vaganten- und Troubadourwesen in seiner Natur. Dunkle Sehnsucht, ein angeborener Zug der Unstätheit war physisch und geistig in ihm lebendig. Er ließ ihn nie zur Ruhe kommen und dennoch erfüllte auch seine Brust leidenschaftliches Streben nach Glück. Stets am Wanderstabe, trieb und drängte ihn sein Geschick, bis endlich den 42jährigen die Irrenzelle festhielt, wo den angehenden Fünfziger der Tod erlöste. Faustisch lockte es schon den Studenten von Fakultät zu Fakultät; soviel Fleiß er anwenden konnte, sobald sein Interesse angeregt war: auf die Dauer festhalten konnte ihn kein Stand, bis er — nicht immer finanzieller Sorgen ledig — ein freies Dichterdasein wählte, eine Erscheinung, die im vormärzlichen Österreich zu den Seltenheiten gehört. Man begreift, daß der wandelbare Stimmungsmensch dem altösterreichischen Studienschema und Prüfungsturnus nicht gerecht werden konnte, noch mehr, daß der Dichter, dem sein Musendienst tatsächlich wie ein Priestertum erschien, weder als Bureaukrat noch sonst einen Platz finden mochte. „Die Kunst ist nichts anderes als transiente Religion, der reinste Kultus", schrieb er einmal. Je nach der Art bezeichnet man dieses völlige Aufgehen in der Kunst heute als apollinisch oder dionysisch.

Seine Natur offenbarte sich auch in der Weise, wie er sich auf jenem Maispaziergange den äußeren Eindrücken hingab. Wie ein ungezähmtes Füllen tummelte er sich im Rasen, jauchzte freudig auf und ahmte den Pfiff der Waldvögel nach. Auf solche Ausbrüche der Lust versank er in tiefes Schweigen und starrte mit großen dunklen Augen, die melancholisch sein blasses Antlitz, dem allerdings der Schnauzbart einen martialischen Zug verlieh, beherrschten, in die weite Ferne, als wollte er jenseits der Karpathensäume ein Glück suchen, das er dort einmal verloren. Dieses braune Augenpaar war gewohnt, über weite Pußten hinzuträumen, wo Rinderherden weiden und freie Rosse jagen.

Seidl war den Stimmungswechsel an dem Freunde gewohnt. So kannten den „Meister Niklas" die literarischen Genossen, die sich damals — Grillparzer und Bauernfeld an der Spitze — im „Silbernen Kaffeehaus" Neuners in der Plankengasse und beim „Stern" auf der „Brandstatt" zu versammeln pflegten. Da saß er, stets aus einer langrohrigen Kölner Pfeife rauchend und starken Kaffee schlürfend, in sich verloren oder er spielte mit eleganter Meisterschaft Billard. Man wußte, daß er Poet sei, wenn er sich auch noch nicht „kraft selbständiger Druckwerke ins löbliche Poetengremium des Vaterlandes eingekauft hatte". Die „auf den Wellen der Journalistik mit vollen Segeln Herumtreibenden" unter den Genossen nannten ihn mit ironischem Scherz einen „Kryptopoden" oder „Fußverstecker". Bauernfeld schildert seine Weise einmal: „Er war durchaus nicht ungesellig und zeitweise zu Scherz und Possen aufgelegt wie wir anderen Sterblichen; aber mitten in der Fröhlichkeit im Gasthause oder auf einer Landpartie verstummte er plötzlich, stierte in die Luft oder in das Trinkglas, in sich versenkt, oder fuhr auf, wendete sich an mich oder sonst einen Freund: Bruder wollen wir nicht lieber ein zusammenhängendes Gespräch führen?" Dann konnte er bis tief in die Nacht, wie er überhaupt gern den Wechsel der Tageszeiten in seiner Lebensart umkehrte, theosophisch-philosophische Gespräche führen, indem er sich bald grübelnd in die spitzigsten metaphysischen Probleme einbohrte, bald sich schwärmend „im tiefen Walde der Betrachtung" verlor und über den Abgründen der Mystik schwebte. Dabei konnte er leidenschaftlich und aufbrausend werden und es lag zuweilen etwas von der Art des Wahnsinnigen, der an eisernen Gitterstäben rüttelt, in seiner Weise, wenn er mit dämonischer Sehnsucht „dem Weltgeheimnis in den Schlund zu schauen" bestrebt war.

Auf jenem Maienspaziergang hätte Seidl von dem „Kryptopoden" gern etwas über seine Dichtungen vernommen; denn er war damals als Redakteur des Taschenbuches „Aurora", das bei Franz Gräffer erschien, auf der Jagd nach Beiträgen. Das Schicksal war ihm günstig. Mit dem Abendrot stiegen die Freunde ins Dorf hinunter und tauschten bei einem ländlichen Vesperbrot die Eindrücke des Tages aus. Da taute Niklas auf und las dem Freund einzelne seiner Gedichte vor. Besonders eines ergriff diesen mächtig: „Die Jugendträume". Mit hellem Jubelklang setzt es ein und singt vom „Jüngling", der in einem „Blütengarten" weilt, das Haupt umflattert von „buntem Gevögel wunderbar singend". Er ruft: „Die Jugendträume sind es!" und fügt bei: „Wohl das Beste", was dem Jüngling „für diese Welt beschieden sei". Damit schlägt die Stimmung um und das Gedicht schließt:

„Doch weh! ihm naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel — und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter zieh'n."

Das Gedicht endet eigentlich nicht, sondern versinkt — ein getreues Abbild vom Wesen seines Autors — in banges, wehmutsvolles Schweigen. Ein Zug unendlicher Traurigkeit breitet sich über diesen Schluß der „Jugendträume" aus, die ein 25jähriger gedichtet hatte. Es klingt aus wie der bange Ruf aus dem Herzen eines Menschen, der, ohne sich recht klar zu sein, das Gefühl leidvoller Zukunft, ich möchte sagen, im Blute trägt. Der Dichter hat

sich später in einem Briefe richtig gezeichnet mit den Worten: „Aber mein innerstes Wesen ist Trauer und meine Liebe schmerzliches Entsagen.“ Wie ein Trauerfalter, prächtig, aber unsagbar ernst, schwebt sein Lied über duftende Blütengefilde. Der „Blütengarten“ des Lebens mit allen seinen Wonnen bildet, wie in seinem Jugendgedicht, immer den Hintergrund seiner Dichtung. Sie weilt gern in „wonnigen Provencertalen“, an den Sonnengehängen, wo die „Tokaiertraube“ reift, wundervoller Nachtigallenschlag durchzittert sie, Geigenstrich und Cimbal durchtönt sie: aber, wie reich das Leben wogt und flutet, sobald sein „dunkles Auge“ darauf weilt, verwandelt sich alles in „ernste, milde, träumerische, unergründlich süße Nacht“. Ein Schatten verhüllt den Strahl der Sonne und wir fühlen in allem Blühen den Anfang des Verwelkens.

„Ein Verrauschen — ein Verschwinden
Alles Leben! — Doch von wannen?
Doch wohin? — Die Sterne schweigen
Und die Welle rauscht von dannen.“

Unserem Dichter bringt „treulich jedes Jahr welkes Laub und welkes Hoffen“. Man hat ihn mit Hölty verglichen, der tatsächlich zu seinen Lieblingen gehörte, man denkt zuweilen an Novalis, Horazens „pallida mors“ tönt an unser Ohr und J. Baldes „Quod quaerimur rosas fugaces“ glauben wir zu hören. Aber meist resultiert hier aus dem Todesgedanken nicht die süße Wehmut Höltys, nicht der resigniert-maßvolle Anakreontismus Horazens oder die fromme Gläubigkeit Baldes; hier wechselt Verzweiflung, die sich in tolle Lebenswirbel stürzt, mit grübelndem Hinbrüten über den großen Lebensrätseln.

Seidl ließ die „Jugendträume“ 1828 in der „Aurora“ drucken, unterzeichnet mit den Namen „N. Niembsch“. Einige Jahre später war der Träger dieses Namens unter dem Hehlnamen Nikolaus Lenau, den er, wie Freund Auersperg das Pseudonym Anastasius Grün, zum Schutz gegen die Zensur, der er freilich als Ungar freier gegenüberstand, angenommen hatte, in ganz Deutschland berühmt. Und der Ruhm hat sich als echt erwiesen. Lenau führt nicht nur ein papierenes Scheinleben in Literaturgeschichten, seine Dichtungen sind längst Stücke des eisernen Lektürbestandes der gebildeten Deutschen geworden, einzelne seiner Lieder, wie „Lieblich war die Maienacht“ und andere, sind in weitere Schichten des Volkes gedrungen. Der Deutsche aus Ungarn, der wie Walther von der Vogelweide in Wien singen und sagen gelernt hat, zählt zu den Größten, wenn von den Lyrikern deutscher Zunge die Rede ist. Es ist nur österreichische Bescheidenheit, wenn wir dies häufig nur mit halblauter Stimme zu sagen wagen. Schon G. Schwab hat in einer Rezension darauf hingewiesen, daß mit der Sammlung seiner Gedichte „ein echter lyrischer Dichter vor unsere Nation tritt, der er wohl gar nicht einmal unmittelbar angehört“. Der Relativsatz zielt auf die magyarische Heimat des Dichters und auf das Eigenartige seiner Heimatkunst, die der deutschen Lyrik so unendlich viel Neues und Echtes zugeführt hat wie kaum ein anderer Singgenosse im zeitgenössischen deutschen Dichterwald. Die klassifizierende Ästhetik hat ihn gern den „deutschen Byron“ genannt, hat ihn mit dem exotischen Freiligrath verglichen, ihn endlich Heine an die Seite gestellt und mit diesem und anderen unter den „Weltschmerzpoeten“ und „Pessimisten“ registriert. Byron hat unzweifelhaft auf ihn eingewirkt. Im „Faust“ vernehmen wir deutlich Anklänge an den „Manfred“,

14*

das Problem des „Don Juan" hat beide Dichter, wie gleichzeitig Grabbe und andere, beschäftigt. Sie waren eben beide Söhne ihrer Zeit, zum Teil typischer Ausdruck jener Hamletepoche. Die Philosophie von Hegel bis Schelling und Baader hat mächtig auf Lenau eingewirkt und nicht nur seinen Verstand, sondern sein innerstes Herz getroffen. Der Neukatholizismus, welcher im Österreich der Epoche Hofbauers so tiefe Furchen gezogen, ging, eigenartig verknüpft mit seiner Liebe zu Sophie Löwenthal, nicht spurlos an seinem Wesen vorüber. Die Neigung zur Mystik und den sogenannten Nachtseiten des Seelenlebens teilte er nicht nur mit dem Geisterseher Justinus Kerner, dem Herausgeber der „Seherin von Prevorst". Aus demselben dunklen Untergrund, aus dem Am. Hoffmann seine grausen Spukgestalten, W. Hauff seine gemütlichere Gespensterwelt des Bremer Ratskellers erwuchs, stiegen die Dämonen empor, welche Lenaus Leben und Dichten so mächtig beherrschten und seine großartige Natursymbolik hervorriefen. Er verstand nicht nur die Sprache, die in Feld und Flur lebt und webt, sondern er wußte unmittelbar in ihren Ausdrücken zu reden. Heines „Buch der Lieder" (1828) hat er gekannt; aber sein Wesen war von Heines Art soweit entfernt als Wahrheit und tiefes Empfinden von Schein und Spiel. Heine wußte mit Geschicklichkeit auf dem Instrument der Poesie zu spielen; er weiß zuweilen Psalmentöne zu treffen, er versteht sich in lyrisches Empfinden hineinzudenken und wo er aus dem Quell des Volksliedes schöpfte, hat er zuweilen echte Töne angeschlagen; aber er wandte alle Mittel der Poesie an, um ihren innersten Kern zu zersetzen. Für Lenau war die Poesie nicht Instrument, sondern eigentliches, unmittelbares Ausdrucksorgan seines Wesens. Er dachte in Tönen und Bildern, alles was er spricht, ist Gleichnis und mit Recht durfte er sagen: „Meine sämtlichen Werke sind mein Leben." Heines „hellenisches Lustgefühl", das allerdings einen Rückschlag vom klassischen Schönheitskult Aphroditens zur Orgiastik der phoenikischen Astarte bedeutet, hat bekanntlich Lenaus Widerspruch hervorgerufen. Alle Vergleichungen und Parallelen — man könnte neben Hölty, Novalis, Horaz und den Genannten, den Ungarn Petöfi, den Polen Antoniewicz und andere nennen — können gewiß einzelne Züge im Wesen des Dichters aus seiner Zeit und seinem Bildungsgang erläutern, für das Verständnis des Eigenartigen und Selbstwüchsigen, welches jeder Zeile des Dichters innewohnt, vermögen sie wenig zu bieten. Alles, was Zeit und Bildungsgang hervorgebracht, bildet nur eine Kraftlinie in dem Kräfteparallelogramm, dessen Resultierende die Dichterpersönlichkeit Lenau gibt. Nicht Weltschmerz, nicht Pessimismus in dem schulmäßigen Sinne des Wortes ist sein eigentliches Wesen, sondern Melancholie, die er selbst als seine Muse bezeichnet hat, tönt uns aus seiner Dichtung entgegen. R. Gottschall sagt mit Recht: „Die Zerrissenheit Lenaus ist kein koketter Weltschmerz; sie ist voll inniger Wehmut und Rührung, voll stiller Andacht. Sie bricht aus der Tiefe eines Geistes hervor, der sich stets auf dem Wege zum Ideale verirrt hat." Die moderne Forschung suchte diesem Kern seines Wesens sozusagen von seinem tragischen Ende aus beizukommen. Von der Tatsache des Wahnsinns ausgehend, betrachtet sie sein ganzes Schaffen als Meilenzeiger zum Wahnsinn. Niemand wird den Zusammenhang zwischen der Geistesrichtung des Dichters und seiner pathologischen Veranlagung verkennen. Oft hat er vom Wahnsinn gesprochen

und gewissermaßen mit ihm gespielt. Schon in den „Marionetten" und sonst häufig in seinen Dichtungen schildert er den Wahnsinn und läßt ihn wirksam eingreifen. Wer das unglückliche Ende kennt, der erschaut in seinem Schaffen genug böse Vorbedeutungen — und doch auch die pathologische Veranlagung bietet wieder nur eine Kraftlinie, die zwar vieles, aber nicht alles erklärt. Sie hat seiner Melancholie ihre strenge Düsterkeit und ihren herben Ernst verliehen; aber in ihrer Grundlage war sie nicht Besonderheit seiner Natur. Sie steht in Verwandtschaft mit dem Zuge tiefer Wehmut, der Grillparzers hohe Kunst durchbebt, der uns in Raimunds schlichten Schöpfungen zu Tränen rührt, der in Lanners lustigsten Walzerweisen oft plötzlich wie ein gellender Schmerzensschrei aufzuckt, er ist auch in Schwinds Farbenpracht lebendig, verliert sich in Bauernfelds Lustspiel und ist selbst dem Faun Nestroy nicht fremd. Er bildet ein Kennzeichen aller Kunst Altösterreichs, gemahnt an das alte Nibelungenweh, „daz ie die liebe mit leide enden muoz", und ist gewiß auch beeinflußt von Zügen slavischen und magyarischen Wesens. Wer jemals Slaven ihre Volkslieder singen gehört, wer jemals einer Zigeunerkapelle gelauscht, der kennt diese Stimmungen. Wie in Liszts Rhapsodien die magyarische Volksseele Eingang in die deutsche Kunstmusik fand, so verpflanzte sie Lenaus Dichtung in die deutsche Kunstpoesie. Und hier stehen wir, abgesehen von allem, was Zeit und Bildungsgang, pathologische Veranlagung und Lebensschicksale zur Gestaltung von Lenaus Eigenart beigetragen haben, am eigentlichen Urquell seines besonderen Wesens in der deutschen Kunst. Unzweifelhaft, es liegt etwas Fremdartiges in seiner Erscheinung, etwas Exotisches in der Pracht seiner Lieder; aber dennoch ist alles wieder grunddeutsch und echt österreichisch; es ist fremde Landschaft und fremde Wesenheit mit deutschem Auge geschaut und aus deutschem Gemüte gesungen.

Darin ist er ein echter Sohn der Ostmark, welche die Karolinger und Ottonen als deutschen Erkerbau in den Osten hineinbauten, in dessen Rahmen unter dem Zepter der Habsburger die deutsche Art gedieh und sich weithin verbreitete, ohne daß sie die Eigenart der andern Stämme vernichtet hätte. Wie im gewissen Sinne alle Poesie Österreichs, ist Lenaus Dichtung in wahrem Sinne des Wortes Kolonistenpoesie.*) Der Grundton seines Wesens ist Romantik, aber eigentümlich gefärbt durch die Melancholie der weiten ungarischen Heide, durch deren Gefilde die Zigeunerfidel klingt, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt. Von der Musik ging, wie bei den größten Dichtern Altösterreichs, auch seine Dichtkunst aus. Von Kind an trieb er mit Meisterschaft das Spiel der Guitarre, später spielte er voll charakteristischem Ausdruck die Geige und am Vogelherd übte er das Pfeifen, das er fast bis zur künstlerischen Virtuosität brachte. Seine ersten Gedichte waren sprachliche Paraphrasen, in denen er in Worte zu kleiden suchte, was er auf der Guitarre phantasierte. Mit Guitarre und Fidel denken wir uns den Dichter gerne und so gemahnt er an die Minnesänger des Mittelalters und an die französischen Troubadours, die er so gern besang, und auch seine Dichtung ist aus der Musik geboren. Im Klang und Rhythmus hören wir die Weise des ungarischen Volksliedes, die Weise der steirischen Tänze. Auch

*) Vergleiche darüber Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, a. v. St.



an Einwirkungen slavischen Wesens fehlt es nicht. Er sagte später, Beethoven, die österreichischen Alpen und der atlantische Ozean wären seine Lehrmeister in der Dichtkunst gewesen. Von der Landschaft und der Musik ist sie ausgegangen, und wenn der grunddeutsche Dichter den Wiener und den schwäbischen Freunden zuweilen als Magyare erschien, so war es die Poesie der weiten Heide, des weinreichen Tokai, wo er seine zwei glücklichsten Jahre verlebt hat, welche aus seiner Dichtung zu ihnen sprach. In ähnlicher Weise glaubte er später die Poesie des Urwaldes, des Niagara, des Weltmeeres für seine Dichtung gewinnen zu können. Das alles ist aber nicht gesucht und gemacht, nicht willkürlich, wie etwa bei Freiligrath, es lag ihm im Blute, denn er war ein echtes Kolonistenkind. Das bezeugt schon seine Name. Im 16. Jahrhundert hatten sich seine Ahnen zu Strehlen in Schlesien niedergelassen. „Niemetz", „Nemaz", im 17. Jahrhundert „Niembtz", das heißt „Deutsche", nannten sie die slavischen Einwohner der Stadt. Daraus ist „Niembsch" geworden. Kaiser Franz I. bestätigte dem Großvater des Dichters, Josef von Niembsch, der als Oberst zu Wien 1822 starb, den Adel, welchen die Familie ohne Diplombesitz führte, und verlieh ihm das beziehungsreiche Prädikat von Strehlenau. Aus dem zweiten Teil formte der Letzte des Geschlechtes den Dichternamen Lenau. Auch er wurde in einer Kolonie, nahe der serbischen Woiwodschaft, vier Meilen von Temesvár, im Banat, in dem Dorf Csatád geboren am 13. August 1802; aber trotz des magyarischen Namens des Heimatdorfes tönten deutsche Wiegenlieder an das Ohr des Knäbleins. Er blieb übrigens nur ein Jahr in seinem Geburtsort, dann übersiedelte die Mutter, eine geborene Theresia Maigraber, in ihre Heimatstadt Altofen. Der Vater, Franz von Niembsch, eine haltlose Natur, der in Spiel und wüstem Leben seine Kraft und das Glück seiner Familie verschleuderte, starb, erst 29 Jahre alt, am 23. April 1807, als Erbe den Seinen Elend und krankhaftes Wesen hinterlassend. „Es gibt einen Geist", schrieb Lenau 1821 an die Mutter, „der unser Familienwesen leitet, der kein guter ist." Dieser Geist begann schon auf das Wesen des Kindes zu wirken, als es die Mutter unter dem Herzen trug. Wie Grillparzer, Goethe und so viele Dichter, ist auch Lenau geistig ein Sohn seiner Mutter. Diese war damals eine tief unglückliche, in ihren heiligsten Gefühlen rücksichtslos gekränkte Frau, noch dazu ringsum bedrängt von der bittersten Lebensnot — und so ist Lenau ein Kind der Trauer, wie Goethe ein Kind heller Lebensfreude. Erst eine Erbschaft und eine zweite Heirat der Mutter mit Dr. Karl Vogel brachten etwas günstigere Verhältnisse. Auch jetzt war aber die Familie auf ein wanderndes Leben, bald in Tokai, bald in Ofen, bald in Preßburg angewiesen. So wurde der Zug ins Weite, der in der Seele des Kolonistenkindes lebendig, durch Unstätheit des Jugendlebens verstärkt. Festere Zucht kam in das Dasein des Knaben erst, als sich der Oberst Josef von Niembsch des Enkels annahm und ihn 1818 nach Stockerau berief. Freilich fügte sich der Jüngling nur schwer in die steife Etikette des großväterlichen Hauses und es gab zahlreiche Konflikte, die verschärft wurden durch die eifersüchtige Liebe der Mutter zum Sohn, die bis zur Schwäche ging. Die Mutter — es muß gesagt werden, — der unser Dichter, wie das schöne Gedicht der „Offene Schrank" und tiefgefühlte Stellen im „Faust" zeigen, mit seinem ganzen Wesen verwachsen war,

hat viel dazu beigetragen, das Unstäte seines Wesens zu fördern. Das Undisziplinierte seines Willens, das Ungeordnete seines Lebens hat gewiß das schon infolge ererbter Krankhaftigkeit überreizte Nervensystem des unglücklichen Dichters noch mehr verwirrt und die traurige Katastrophe, der er entgegenging, jedesfalls beschleunigt. Er selber sagte einmal zu Emma Niendorf: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig sein soll; eine Tiefe, wo es immer still sein, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still sein soll. Und da wimmelt jetzt auch alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an." Wir werden dabei an eine Briefstelle (vom 19. März 1832 an Mayer) gemahnt, die uns fast ruchlos anmutet: „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemütes betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich des Gedichtes von Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? („Das Kruzifix. Eine Künstlerlegende 1820"). Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere in die Schanze schlägt der Kunst zuliebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr."

Gewiß — die Kunst fordert, wie jedes Priestertum, Aufopferung, nicht aber Selbstverstümmelung wie das Korybantentum. Mag Lombroso noch so viele verwandte Züge zwischen Genie und Wahnsinn aufspüren, das wahre Genie ist immer Streben nach Gesundheit, die wahre Kunst bringt Heilung krankhaften Wesens. Mag mancher Genius, wie etwa Grillparzer, aus Gründen emporwachsen, in deren Nachbarschaft der Wahnsinn wuchert: gerade die Kunst hat ihn aufrechterhalten und sein poetisches Schaffen war ein Ringen und ein Siegen über angeborene hypochondrische Mächte, die sonst in seiner Familie so düsteres Unheil anrichteten. Man könnte hier in anderem Sinne an Aristoteles' vielbesprochene „Katharsis" denken, an eine Reinigung der Leidenschaften in der Seele des Künstlers durch die Kunst.

Im Jahre 1819 trat Lenau zu Wien ins Rechtsstudium, 1822 gab er es auf, widmete sich der Landwirtschaft, kehrte bald wieder zum Jus zurück, um sich 1827 der Medizin zu widmen. Er betrieb sie zu Wien und Heidelberg, zuletzt mit solchem Eifer, daß er in Krankheit verfiel. Nach seiner Genesung gab er die Studien auf. Im Kreise der schwäbischen Dichter Uhland, Schwab, Kerner, Mayer u. a. verlebte er schöne Tage und brachte seine „Gedichte" in Druck. Die schwäbischen Freunde hätten ihn gern durch Bande der Liebe festgehalten. Er lernte Charlotte Gmelin kennen und gewann einen „Eindruck von ihr", der sein „ganzes Wesen auf ewig durchdrang". Sie „würde ihn — wie es Novalis' Geliebte tat — zur höchsten Poesie der Religion führen", schreibt er. Dennoch glaubte er entsagen zu müssen. Der „Dämon des Unglücks", den er in seinem Inneren zu beherbergen wähnte, regte sich. „Merkt der Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehen wollte, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Nebelkappe über die Augen."

In den „Schilfliedern" fand diese schönste Liebe des Dichters, den Jahre hindurch ein Verhältnis, welches das Mittelalter „niedere Minne" genannt hätte, in Verwirrung und Enttäuschung versetzt hatte, ihr Denkmal. Als „Schilflottchen" lebt das Angedenken Charlottens fort.



„Um meine wunde Brust geschlagen
Den Mantel der Melancholei,
Flog ich, vom Lebenssturm getragen,
An dir, du Herrliche, vorbei."

Der Dichter ging nach Amerika, kaufte Land in Pennsilvanien. Der nervöse Mann taugte aber nicht zum Farmer und das „Land der Krämer", in dessen Wäldern kein „Nachtigallenschlag" ertönte, gab ihm, abgesehen vom Rauschen des Niagara, statt Erhebung Enttäuschung. Krank kehrte er, ein „Amerikamüder", wie ihn Ferd. Kürnberger geschildert, nach Europa zurück. Nur kurze Zeit beglückt ihn der Dichterruhm, den er inzwischen gefunden. Der Herzensbund mit Sophie Löwenthal, der Frau eines Freundes, der nie den beglückenden Abschluß einer Ehe finden konnte, aber die Verbindung mit anderen Frauen hemmte, steigerte die Reizbarkeit seines Wesens. Das ungesunde Verhältnis zwang den stark-sinnlichen Mann zur Askese und erinnert in mancher Richtung an das Verhältnis des mittelalterlichen Troubadours zu seiner Herrin. Es hat die Untergrabung seiner Gesundheit jedesfalls begünstigt. Ein Schlaganfall traf ihn während eines Aufenthaltes in Schwaben, bald folgte ein Tobsuchtsanfall. Aus der Heilanstalt Winnenthal holte ihn sein treuer Schwager Schurz ab und übergab ihn der Irrenanstalt zu Ober-Döbling bei Wien, wo er am 22. August 1850 starb.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um die Eigenart des Sängers aus Stammesart und Heimatland, aus Vererbung, Bildungsgang und Lebensschicksalen zu erklären: noch ein Farbenton fehlt in dem Bilde des Dichters der vor allem religiöse Probleme behandelt hat. Als Lenaus Grabdenkmal feierlich eingeweiht wurde, meinte die „Ostdeutsche Post" in einem Bericht, wie schön es sei, daß sich über dem Grabe dieses Dichters kein „frömmelndes, Kreuz" erhebe. Sophie Löwenthal schrieb darüber in einem Brief: „‚Kein frömmelndes Kreuz, nur der Name Lenau prangt am Monument', sagt die ‚Ostdeutsche Post'. Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmütiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Übermut des ersten Wissens der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann, durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, ‚mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten', konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in die Oase des Glaubens zurückzuführen, die sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte, wie ihre Kinderzeit. Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung: ‚den Herrn nicht lieben, wäre schwer'. Er strebt durch Genuß und Schuld hindurch der Wahrheit nach. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, selbst in der klaffenden Todeswunde des Feindes sucht er Anfang und Ende alles Seins, sucht er den Herrn." Sophie schildert dann weiter, wie im „Savonarola" die „Liebe zu einem persönlichen Gotte" wieder erwachte, und geht den Spuren des

Gottesglaubens des Dichters auch in seinen späteren Werken nach. L. A. Frankl, dem wir die Mitteilung dieses Briefes verdanken, überliefert unter der Überschrift „Wie der Dichter Christ wurde" eine recht bezeichnende Erzählung Lenaus. Auf die Frage Frankls, wie Lenau vom Pantheismus zum geoffenbarten Gott gedrängt worden wäre, erzählte dieser: „Ich ritt einmal über eine Heide, sie war schneebedeckt, aufflatternde Raben nur waren die schwarzen Gedanken der Heide. Ich fühlte mich mit meinem innern warmen Leben so allein in der weiten kalten Welt. Es kam mir lächerlich vor, mit dem kleinen Lebensfunken Trotz bieten zu wollen dem Alles starr machenden Winterozeane. Endlich mußte er doch siegen. Ich fühlte mich sehr einsam in der weiten Welt und tieftraurig. So war ich, mich meinem Pferde überlassend, in einen Wald gekommen; jenseits desselben, in einem Dorfe, war ich von Freunden erwartet. Plötzlich spielte ein Lichtschimmer über die schneebedeckten Tannenzweige und bald sah ich mir zur Linken ein Jägerhaus, durch die Fenster leuchtete es hell heraus, mich lockte ein seltsamer Zug, ich möchte es nicht Neugierde nennen, das Tun in dem einsamen Jägerhause zu belauschen .... Drin brannte ein lustiger Weihnachtsbaum, glückliche Kinder, halb fröhlich, halb erschrocken, ließen sich von ihren freudig bewegten Eltern Gaben herabreichen, die an den Zweigen hingen. Ich konnte die Worte nicht hören .... aber ich fühlte mit ihnen und die Tränen hingen als Reifperlen an meinen Wimpern. Ich kehrte zurück zu meinem Pferde, bestieg es und ritt weiter. Aber es war eine andere Stimmung in mich gekommen. Ich fühlte, daß die Kluft zwischen dem Leben des Menschen und der ihm kalt gegenüber trotzenden Natur eine unausfüllbare sei und daß die Kreatur eines Mittlers bedürfe, damit sie nicht verzweifle und untergehe. Die Feier der Weihnacht in dem einsamen Jägerhause war ein Leuchten der Erkenntnis für mich, ich fühlte mich nicht mehr einsam; eine heitere, selige Stimmung goß sich, wie die Wellen eines warmen Bades, um meine erstarrte Seele und — so bin ich Christ geworden."

Die Erzählung hat in mir unwillkürlich immer die Erinnerung an eine Szene im IX. Buch von Wolframs von Eschenbach „Parzival" hervorgerufen. Parzival reitet in voller Rüstung einsam durch den Wald. Seit er infolge des Schimpfes der Kundrie (VI. Buch) den Hof des Königs Artus schmachvoll verlassen mußte, ist er gottentfremdet, voll „hazzes gein gote". Er ist „wald- und weltmüde", die „fröude" ist ihm „ein troum":

„swâ kirchen ode münster stuont,
dâ man gotes êre sprach,
kein ouge mich dâ nie gesach
sît denselben zîten."

Es war frischer Schnee gefallen. Es tat dem Helden weh, der den Harnisch trug, daß der Frost ihn anfaßte. Da begegnet er, barfuß, im Pilgerkleid, einem greisen Ritter mit Frau und zwei Töchtern, die von einer Bußfahrt kommen. Der Greis klagt, daß der Held an einem so heiligen Tage gerüstet daherreite. Parzival erwidert:

„hêrre, ich erkenne sus noch sô,
wie des jâres ûrhap gestêt



ode wie der wochen zal gêt.
swie die tage sint genant,
daz ist mir allez unbekant.
ich diende eim' der heizet got,
ê daz sô lasterlîchen spot
sîn gunst über mich erhancte:
mîn sin im nie gewancte,
von dem mir helfe was gesaget:
nu ist sîn helfe an mir verzaget."

Der Greis belehrt ihn: „ez ist hiute der karfrîtac" und rät ihm, zu dem nahen Einsiedel zu gehen. „Mac gotes kunst die helfe hân", meint Parzival und läßt seinem Roß die Zügel hängen, auf daß es selbst den richtigen Weg finde. Und sein treuer Kastilianer trägt ihn gegen Funtane wo Trevrizent über dem fließenden Quell seine Klausnerhütte erbaut hat. Hier erringt Parzival Belehrung und Entsühnung sowie die Kraft, in bewußtem Streben seine Reinigung zu vollenden und so die Herzenseinfalt und Reinheit der Jugend in stetem Ringen nach Gott wieder zu erlangen, die ihn der Gralskrone würdig macht. Jeder Besucher der Bayreuther Festspiele denkt an die großartige Szene, wo der irrende Held bei der Hütte anlangt, in der Gurnemanz und die büßende Kundrie weilen.

An Parzival, den irrenden Helden, der den Glauben an Gott verloren, und nun auf Irr- und Abwegen mit sehnender Seele nach dem Verlorenen strebt, gemahnt Lenaus Leben und Schaffen, wenn man es, wie es der streng lyrische Charakter seiner gesamten Dichtung erlaubt, als zusammengehöriges Ganzes betrachtet. Die Eingangsverse von Wolframs großem Seelengemälde:

„Ist zwîvel herzen nâhgebûr,
Daz muoz der sêle werden sûr" —

ziehen sich wie ein Leitmotiv durch die Lebenstragödie unseres Sängers. Wir haben aus dem Munde der Frau, von welcher der Dichter sang:

„Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat niemand mich wie du verstanden" —

gehört, wie tief das katholische Fühlen, mochte ihn sein Denken und Grübeln auf welche Pfade immer leiten, mit dem innersten Wesen des Dichters verwurzelt war. Der Dichter selbst erzählte gern, wie er als Kind fromm gewesen, wie ihn himmlische Seligkeit durchströmt habe, als er rein wie ein Engel von der Beichte gekommen. Den Zweifel, den Skeptizismus nennt er selber das „Gift", welches sein Leben verzehrt habe. Zuerst träufelte es sein Oheim Mihitsch, ein alter Husarenoffizier, bei dem er zuweilen in Altofen wohnte, in die Brust des Jünglings. Er las mit ihm die Schriften Voltaires und wenn sie nachts in einem Zimmer schliefen, pflegte der Ohm um Mitternacht den Knaben zu wecken: „Niki! schläfst du?" — „Nein, Herr Onkel!" Darauf sagte dieser nach altungarischer Art in lateinischer Sprache: „Und es gibt doch keinen Gott!" Was der Oheim begonnen, vollendete Studium und Lektüre des Jünglings. Er rang sich aber schwer los vom frommen Glauben

seiner Jugend. Man braucht nur die Allegorie „Glauben, Wissen, Handeln“ oder die Gedankenrhapsodie „Der Zweifler“ zu lesen, um zu empfinden, wie tief den Dichter der Verlust der Gralskrone seines Jugendglaubens schmerzte. Dieser Schmerz hat ihn vor allem zum elegischen Dichter gemacht, dessen Sehnsucht die „prima aurea aetas“ des verlorenen Jugendglaubens bildete. Vom Glauben der Kindheit losgerissen, versenkte er sich zunächst in das Studium der Natur und Philosophie und suchte Halt im Pantheismus. Der „Faust“ ist, abgesehen von zahlreichen Gedichten, das Produkt dieser Entwicklungsstufe. Noch im „Morgengesang“ heißt es:

„O wolle nicht mit Gott zusammenfallen,
So lang dein Los auf Erden ist zu wallen.
Das Land der Sehnsucht ist die Erde nur;
Was Gott dir liebend in die Seele schwur,
Empfängst du erst im Lande der Verheißung
Nach deiner Hülle fröhlicher Zerreißung.“

Freilich wandelt Faust bald andere Wege. Wie Parzival weicht er Kirchen und Münstern aus, die Kirche erscheint ihm als „ein Notgezelt“, er wirft die Bibel in das Feuer mit den Worten: „Mich soll der Glaube nimmer locken“ und verschreibt sich Mephistopheles. Aber seither wich auch von ihm wie von Parzival „alle Freude“. Er erscheint seiner Umgebung, „als wär er innerlich zerbrochen“. Wie ihm zu Mute, drückt er im Gespräch mit seinem Jugendfreund Ysenburg aus:

„O Freund! du schöner, letzter Strahl
Von meiner Sonne, die versunken!
Wohl bleich, — ich habe Gift getrunken,
Des Zweifels Gift in starken Zügen...“

Er kann kein Weib nehmen; denn „Ein Weib, das mir nicht Ekel brächte, Das müßte fromm sein und im Bund der Mächte, Mit denen ich in Bruch und Fluch...“

So tönen durch das ganze Gedicht immer wieder gleich Glockenklängen Worte der Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendparadies. Ich verweise nur auf den „Nächtlichen Zug“, der so wunderbar schön „die heilig-nächtliche Johannisfeier“ schildert. Wie der Zug vorüberwallt, „singend durch Waldesbahnen“, wie sich im Wechselgesang der Kinder und Greise „Lebensahnung und tiefes Todesahnen“ mischen:

„Horch! Faust, wie ernster Tod und heitres Leben
In Gott verloren, hier so schön verschweben!
Er starrt aus dunklem Busches gitter,
Die Frommen um ihr Glück beneidend bitter...“

Der Zug ist vorüber, da drückt er sein Antlitz in die Mähnen seines Rosses und weint heiße Tränen, wie er noch nie so bitter sie vergoß.“

Als dem Wüstling in der Königstochter Maria das Bild hoher Weiblichkeit entgegentritt, da beginnt der Dichter den Abschnitt mit den Versen:

„Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen, hellen Klang...“

Und auch in der Frau sucht er das verlorne Glück und er kennt in ihr das Ewige.



„O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberhülle blickt,
Doch sieht er auch ein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund, scheu zusammen."

Derartige Stellen sind wie Erzadern, welche die Natur des Dichters bloßlegen, der, weil er ein echter, gottbegnadeter Künstler war, selbst wo er verworrene Bahnen irrte, den göttlichen Funken in der Seele trug. Es lag in ihm „des Gottes Kraft", darum konnte ihn „Göttliches entzücken". Das ist ein ganz anderer Frauenpreis, als ihn Heine dem „Leib des Weibes" gesungen hatte in einem Gedicht, das er blasphemisch das „Hohe Lied" nannte. Und später flucht Faust dem Teufel: „Ich fluche dir, der fort mich riß In seine grause Finsternis Aus meiner Unschuld Heiligtum."

In der tollen Szene in der Matrosenkneipe, die Fausts Tod vorangeht, meint er zu Görg:

„Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die seines Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde."

Und in dem letzten düsteren Bild schildert er seinen Entwicklungsgang:

„Ich habe Gottes mich entschlagen
Und der Natur, in stolzem Hassen,
Mich in mir selbst wollt' ich zusammenfassen;
O Wahn! ich kann es nicht ertragen . . . . .
Mit doppelt heißer Leidenschaft
Streck' ich die Arme wieder aus
Nach Gott und Welt
Aus meinem Totenhaus."

Freilich faßt ihn schließlich die Verzweiflung wieder, er möchte alles für Traum und Schein halten und auch das Messer, das er sich ins Herz sticht.

Die Wendung, welche das Seelenleben des Dichters am Schlusse des „Faust" genommen, fand in seinem nächsten größeren Werk „Savonarola", das ein Motto aus Tertullian trägt: „Vocati sumus ad militiam Dei vivi", ihre Vollendung. An keinem seiner Werke hat der Dichter so schnell und mit soviel innerer Freude gearbeitet als an diesem Gedicht. Eine beruhigte Weihnachtsstimmung beseligte ihn:

„Es kehrt zu seinem Heiligtume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt!
So richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt."

Er schreibt an Justinus Kerner: „Den alten Dämon, das pantheistische... habe ich dahin geschickt, wohin er gehört, zum Teufel. Ich habe in meinem

Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt und dieses Herz zur Herberge umgeschaffen für gute freundliche Geister, die Du auch liebst und hegst und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges." Aus Skepsis und Pantheismus, aus allen Schwankungen seines Geisteslebens hat sich der Dichter hinübergerettet auf den Fels des Glaubens. Der „Savonarola" bildet den Höhepunkt von Lenaus Schaffen. Getragen von einer großen Weltanschauung, hat das Werk, trotzdem es wie alle größeren Dichtungen Lenaus in die Form eines Romanzenzyklus gefaßt ist, innere Einheit und Harmonie. Es ist falsch, den Hauptinhalt des Werkes in den Predigten Savonarolas und seines Gegners Mariano zu sehen und in dem Kampf gegen die Entartung am päpstlichen Hof. Nicht in diesen homiletischen und polemischen Partien liegt die innere Seele des Gedichtes. Seinen Inhalt bildet der christliche Gedanke und wie dieser die in fremder Kulturwelt erstarrten Seelen wieder erfaßt und zur Schaffung einer neuen großen Kultur begeistert. Das ist der Duft der Rose, deren Hauch zu riechen dem prächtigen Mediceer Lorenzo versagt ist. Darum stehen im Mittelpunkt des Gedichtes die grausig-schönen Schilderungen der „Pest in Florenz" und seinen Grundgedanken sprechen die Verse Michel Angelo Buonarottis aus:

„Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund."

Die Mystik Savonarolas bedeutet dem Dichter nur eine Seite des Christentums. Sie soll nur dazu dienen, die in fremden Kulturkreisen erhärteten Herzen aufzulockern, den verschütteten Glauben freizumachen, um so den Boden zu gewinnen, auf dem sich ein neues, mächtiges Gebäude christlicher Kultur erheben soll, dessen innerstes Heiligtum Mitleid, Liebe und Versöhnung ist. Darum stirbt der alte Tubal an einem Kreuz am Arnofluß, der die Asche Savonarolas fortwälzt, versöhnt:

„Sein Herz empfing von ihm die Milde,
Zu dem er sich hinübersehnt;
Er blickt hinauf zum Christusbilde
Und stirbt, das Haupt ans Kreuz gelehnt."

Man ist dem Werk des Künstlers in katholischen, protestantischen und freidenkerischen Kreisen zu sehr — ich möchte sagen — doktrinär gegenübergetreten, man faßte mit dem Verstand an, was mit Herz und Phantasie ergriffen sein will — und so ist man dem Dichter auf keiner Seite gerecht geworden. Indem man in den homiletischen und polemischen Partien den Kern des Gedichtes sah, verkannte man das eigentlich Positive des Kunstwerkes und der Verdruß darüber trug neben allen anderen Momenten gewiß dazu bei, den Dichter wieder aus dem kaum gewonnenen Paradies zu vertreiben.



Schon am 24. April 1838 hatte er an Martensen geschrieben: „Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich und in Stunden düsteren Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti". Aus solchen Stimmungen erwuchs sein Albigenserzyklus, dessen „Held", wie er in einem Brief an Hermann Marggraff schreibt, der „Zweifel" ist. Der „Don Juan" kehrt teilweise zur Idee des „Faust" zurück. Der Zweifel hat ihn erfaßt und seinem vergeblich nach Ewigkeit ringendem Gemüt bleibt nur das Aufgehen in toller Sinnenlust, deren Ende der völlige Bankerott in trostloser Öde ist. Don Juan ist im Zweikampf mit Don Pedro. Er wirft den Degen weg:

„Mein Todfeind ist in meine Faust gegeben;
Doch dies auch langweilt, wie das ganze Leben."

Pedro ersticht ihn. Wie Parzival ist unser Dichter der Gläubige, der Zweifelnde und Verzweifelnde, den niemals der Drang nach Licht und Wahrheit verläßt. Ob der Dichter noch zu innerer Harmonie gekommen wäre, ob er Versöhnung der in ihm kämpfenden Gegensätze gefunden hätte, bleibt eine offene Frage. Der kranke Körper war nicht imstande, die Konflikte zu ertragen, von denen seine Psyche bestürmt wurde. Sophie Löwenthal hat diesen Gedanken in einem schönen Gleichnis ausgedrückt: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus; kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie sich nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn auf dem wilden dunklen Strom nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihren Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, mit dem schönen, ewig grünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht; sie halten die Unbill dieser rauhen Zeit nicht ab — und darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landmann und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht."



Silchester, das englische Pompeji.

Von O. Freih. von Schleinitz.

Wie bekannt, beherrschten die Römer England als Provinz seit dem Jahre 85 n. Chr. bis etwa 409 n. Chr. Obgleich Caesar zweimal (55 u. 54 v. Chr.) in Britannien landete, vermochte er doch nicht, daselbst wirklich festen Fuß zu fassen. Kaiser Claudius und seine Nachfolger nahmen den Eroberungsplan zwar wieder auf, indessen gelang es erst dem dorthin entsandten Feldherrn Agricola, das Land zu unterwerfen. Britannien blieb dann römische Provinz bis zur Regierungszeit des Kaisers Honorius, der die Eroberung aufgab und die römischen Legionen zurückzog.

Das bedeutendste, zum Teil bis auf den heutigen Tage erhaltene Werk der Römer bildet der quer durch ganz England, von Carlisle bis Newcastle laufende Steinwall, welcher in geeigneten Zwischenräumen mit befestigten Plätzen und Kastellen besetzt war und vielfach dem Limes Romanus, dem Grenz- und Schutzwall gegen Deutschland, gleicht. Außer diesem Bauwerke wurden, namentlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, immer mehr Fundstätten mit altrömischen Überresten aufgedeckt, bis endlich sogar eine vollständige Stadt, Silchester, vor etwa 10 Jahren entdeckt und seitdem systematisch ausgegraben wurde.

Den ersten Anstoß zu den genannten Ausgrabungen gab die beim Pflügen in der Nähe von Winchester aufgefundene altrömische Villa, die, nach ihrer Ausdehnung und ihren gut erhaltenen Mosaiken zu schließen, wohl eines der prächtigsten Gebäude gewesen sein muß, das je in England gestanden hat. Merkwürdigerweise lagen die umgestürzten Mauern und die Mosaikfußböden nur 3 bis 4 Fuß tief unter der heutigen Oberfläche. Die Mosaiken zeigen Muster, aber keine eigentlichen Sujets; im Grundton blau, hin und wieder mit Köpfen von Gottheiten belebt, werden die ganzen Flächen durch rote und weiße Streifen eingefaßt. Große Baderäume sind in der Villa nachgewiesen und die Sachverständigen behaupten, daß die Heizapparate sowie die Konstruktion der Röhren ganz einzig in ihrer Art seien. Die Wände, welche zerstreut in Stücken umherlagen, konnten in mehreren Fällen zusammengestellt werden und es ergab sich alsdann, daß dieselben mit wertvollen Freskomalereien geschmückt waren. Auch zahlreiche altrömische Münzen wurden bei den Ausschachtungen zutage gefördert.

In Anbetracht dieser günstigen Resultate nahm die englische antiquarische Gesellschaft die Angelegenheit in die Hand und beschloß nach einigen Probeversuchen, in Silchester mit der systematischen Ausgrabung der ganzen Stadt zu beginnen. Die gesamte Fläche, die ungefähr so umfangreich wie die City von London ist, wurde in 100 Quadrate oder Inseln eingeteilt, von denen jetzt ungefähr zwei Drittel erforscht sind, so daß sich ein bereits annäherndes Resultat überblicken läßt. In jedem der



letzten Jahre veranstaltete die Gesellschaft Ausstellungen in der königlichen Akademie zu London, woselbst die Funde besichtigt, sowie Pläne der Stadt und Zeichnungen und Aquarellbilder einzelner besonders interessanter Baulichkeiten studiert werden konnten.

Auf der alten, in Trümmer gesunkenen, überdeckten, früher sehr bedeutenden Stadt Silchester erhebt sich heute ein kleines Dorf von ungefähr 400 Einwohnern. Da nun hin und wieder auf dem ehemaligen Terrain der alten Stadt, wenn auch in erhöhter, zweiter Erdschicht, neue Gebäude entstanden sind, die Hauptgrundfläche aber Ackerland bildet, konnte die Ausgrabung bisher verhältnismäßig leicht und mit nicht zu großen Kosten vor sich gehen. Das erwähnte Dorf liegt in der Grafschaft Hampshire, 6 englische Meilen nördlich von Basingstoke. Aus dem Südtore dieser Stadt führten zwei, heute noch ganz deutlich erkennbare altrömische Militärstraßen nach Sarum (Salisbury) und nach Winchester. Letzteres hieß bei den Römern zuerst Venta Belgarum, das latinisierte Caer Gwent (weiße Burg) der alten Briten, dann später Vindonum. Im Jahre 495 eroberten die Sachsen die Stadt und nannten sie Winte ceaster (ceaster = castrum); hiernach wurde sie Hauptstadt des Königreiches Wessex, später Residenz Alfred des Großen und Kanuts. Von hier ging die Bekehrung des westlichen England durch den Bischof Birinus im Jahre 635 aus; bis zu dem 1141 erfolgten großen Brande besaß die Stadt 90 große Kirchen. Heute ist Winchester eine stille Stadt und nur noch berühmt durch seine prachtvolle Kathedrale.

Nach Murray bedeutet im Worte „Silchester" die Vorsilbe Sil in der wallisischen Sprache soviel wie Wald und Chester ist wiederum das lateinische Castrum. Durch einen besonderen Glücksumstand stieß man bei den ersten Ausgrabungen auf das Zentrum der alten Stadt, und zwar unmittelbar auf eine freistehende, von einem großen Platz umgebene Basilika. Die vier Seiten dieses Platzes wurden durch Straßen eingefaßt, welche Läden und Häuser aller Art enthielten. Eins dieser Verkaufsmagazine ist vollkommen erhalten und bildet den Anbau eines Hauses, dessen Hauptzimmer mit einem Mosaik von auffallend schönem, seltenem und vollständig erhaltenem Muster geziert ist. Weiters wurden in den ersten Jahren alle bekannten Arten römischer Tongefäße, Amphoren, Vasen, Bronzeartikel, namentlich ein schöner Leuchter, Gläser und eine Menge altrömischer Münzen aufgefunden. Zoologen dürfte es interessieren, daß man auch das unversehrte Gerippe eines Hundes ausgrub, der in keine heutige Rasse klassifiziert werden kann und dessen Typus also verloren gegangen sein muß. Unter den Architekturfragmenten sind Säulen in guter Zeichnung und gleicher Ausführung von parischem Marmor zu erwähnen, ferner ein Altar und dekorative Wandbekleidung von sehr kostbarem fremden Marmor.

Im Verlauf der letzten Jahre stieß man auf die Hauptstraße der Stadt Silchester. Die wichtigste Entdeckung bestand in einem Bau, der als christliche Kirche erkannt wurde, die somit die älteste christliche Kirche Englands überhaupt darstellt. Ein bedeutendes Fundobjekt bildet ferner ein prachtvolles Mosaik, 15 × 20 Fuß, welches unter besonders interessanten Umständen aufgefunden wurde, da durch den Sachverhalt hier zum erstenmale der Beweis geführt werden konnte, daß in den übereinanderliegenden Schichten zwei verschiedene Städte bestanden haben müssen. Jenes Zimmer nämlich, in welchem das etwa aus dem Jahre 80 n. Chr. stammende Kunstwerk den Fußboden bildete, gehört einem Hause der tieferen Schicht an, welches sich unter einem Gebäude altrömischer Bauart befindet. Besagtes farbige Mosaik zeigt ein auffallend schönes Muster von Blumen und Blätterguirlanden, Köpfen, Vögeln

und allerlei Tieren, so daß es den besten pompejanischen Mosaikarbeiten gleichgestellt werden kann. Das hiezu verwendete Material besteht aus Purbeckmarmor, hartem Kalk und gebrannten Ziegeln. Von kleineren Fundgegenständen sind zu bemerken: goldene und silberne Schmuckstücke, Amulette, Nadeln, Schnallen, hölzerne mit Zieraten versehene Paneele, Ringe, Broschen, altbritische Bronzen, darunter ein Ziegenbock aus diesem Metall, und ein Kasten, in dem eine Sammlung von Gypsstücken aufbewahrt ist. Diese sind sämtlich bemalt, und zwar derart, daß sie als Proben die mannigfaltigsten Marmor- und Steinarten täuschend imitieren. Auf einem zu dem betreffenden Hause gehörigen Ziegel hat mit ungelenker Hand ein Arbeiter, wahrscheinlich nach vollbrachtem anstrengenden Tagwerk, das Wort »satis« geschrieben.

An einer anderen Stelle wurde ein Stein mit einer „Ozam-Inschrift" aufgefunden. „Ogam" oder „Ogham" nennen die Iren eine Schrift, die sich aus senkrecht oder schief zur Grundlinie stehenden Strichen zusammensetzt und deren Sprache fast durchwegs dem gälischen Idiom angehört. Sie galt als Geheimschrift und kam in den beiden britischen Inseln bis zum 5. Jahrh. n. Chr. vor. Auf der diesjährigen Ausstellung erregte das meiste Interesse ein schön geformter und gut erhaltener Jupiter- oder Serapis-Kopf, der Adler einer römischen Legionsstandarte, der Adler von dem Helm eines Soldaten, ein irdener Trinkbecher mit dem Spruch: »Vitam tibi«, eine Vase mit Malerei, welche einen Hahnenkampf darstellt, ein irdenes Gefäß mit 250 Silber- und zwei Goldmünzen aus der Zeit des Kaisers Honorius, ein altrömisches Schwert und endlich ein vollständiger Schmelzapparat, wie er für eine Silberraffinerie gebraucht wird.

Die Privathäuser in Silchester sind entweder im pompejanischen oder, wie er im Gegensatz hiezu genannt wird, im Korridorstil erbaut. Durchwegs aber sind die Häuser in beiden Bauarten ungleich größer als in Pompeji. Einzelne sind so umfangreich, daß zwölf pompejanische Häuser in einem von Silchester Raum fänden. Bei einem im Korridortypus erbauten Hause konnte durch Nebenfunde nachgewiesen werden, daß es aus dem Jahre 80 v. Chr. stamme. Leider vermochte man bis jetzt die Begräbnisstätte noch nicht zu erforschen. Bis auf den Zoll genau sind die Dimensionen eines hier entdeckten Heiz- und Färbeapparates, wie sie in Pompeji, in dem „Hause des Färbers" sich vorfinden. Man darf daher wohl mit Recht annehmen, daß in dem betreffenden Hause in Silchester eine große Färberei bestand. Die Fundstücke werden zumeist nach dem Museum in Reading gebracht, das dem Herzog von Wellington gehört, da die gesamte Fläche, unter der die Stadt Silchester begraben liegt, Besitztum der Herzoge von Wellington ist. Nach der Schlacht von Waterloo wurde der Feldherr mit der Herrschaft Stratfield belehnt, von welcher das Silchester-Terrain nur einen kleinen Teil bildet. Stratfield leitet seinen Namen von stratum her, d. h. derjenigen Straße, die im Altertum von London durch Silchester nach Cirencester führte.

Durch welche Ereignisse die Stadt Silchester dereinst von der Bildfläche verschwand, ist zur Zeit noch unaufgeklärt, denn von vulkanischen Erscheinungen findet sich hier keine Spur, ebensowenig sind Erdbeben nachzuweisen. Ein Überfallen der römischen Garnison kann gleichfalls nicht stattgefunden haben, denn im Ganzen sind nur vier menschliche Leichen, darunter zwei Kinderleichen, ausgegraben worden. Man vermutet, daß, als die Römer Britannien aufgeben mußten, die ganze Einwohnerschaft Silchesters sich an eine sichere Stelle, vielleicht an die See begab, um sich im Notfalle auf die Schiffe retten zu können. Ein ähnliches Beispiel bietet in der

Geschichte die siculische Stadt Naxos, deren Bevölkerung auszog und den Ort Tauromenium, das moderne Taormina, gründete.

Von den meisten Archäologen wird die Ansicht vertreten, daß Silchester ein sehr bedeutender Handelsplatz während der römischen Epoche gewesen sein müsse. Leider sind zur Zeit noch keine Legionsinschriften zutage gekommen. Ein kolossaler Wall, dessen Längsrichtung zirka 2 englische Meilen beträgt und der in der Breite sich ein und eine halbe englische Meile ausdehnt, scheint das eigentliche Kastell der Stadt umschlossen zu haben.

In einem Punkte unterscheidet sich jedoch das englische Pompeji sehr wesentlich und sehr zu seinem Nachteile von der italienischen Ruinenstadt. Der Nichteingeweihte wird sich, wenn er zum Besuche der Ausgrabungen sich nach Silchester begibt, sehr gründlich enttäuscht fühlen. Sobald nämlich ein Quadrat ausgegraben ist, die beweglichen Fundstücke entfernt, die entdeckten Baulichkeiten ausgemessen, abgezeichnet und photographiert sind und ein Protokoll über den ganzen Hergang aufgenommen ist, muß der ausgegrabene Teil wieder zugeschüttet werden. So verlangt es der jetzige Herzog von Wellington, da das gesamte Terrain über der alten Ruinenstadt wertvolles Ackerland ist, das alljährlich bestellt werden muß.

Die englische antiquarische Gesellschaft erläßt nun einen Aufruf zur Bildung einer Gesellschaft, um dem Herzog von Wellington die Äcker abzukaufen und bessere Beförderungsmittel zu einem der interessantesten und landschaftlich hervorragend schön gelegenen Punkte Englands herzustellen. Vornehmlich ist die antiquarische Gesellschaft aber schon jetzt bemüht, wenigstens die älteste christliche Kirche Englands vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren; sie hat mit Genehmigung des Herzogs beschlossen, das betreffende Bauwerk an Ort und Stelle zu belassen und durch eine überragende Glaskonstruktion zu schützen.



Dämmerung.

Von Franz Eichert.

Im Nebel dampfen alle Fluren
Und rauchen mir ins Angesicht.
Am Himmel hängt mit Rosenspuren
Ein sonnverträumtes Abendlicht.

Wo Licht und Schatten sich bezirken,
Stehn Tag und Nacht vereint im Kuß.
In meiner Seele fühl' ichs wirken,
Wie ferner Jugend Scheidegruß.



Die Perserbraut.

Aus einem Zyklus heimatlicher Novellen.

Von **Richard von Kralik.**

Es ist vielleicht manchem von euch bis jetzt noch unbekannt gewesen, daß in alten Zeiten der Gotenkönig Antar der Alte an der Donau herrschte bis nach Thrakien und bis ans Meer. Seine Frau, die schöne Regerei, war gestorben, sie hatte ihm aber ein noch viel schöneres Töchterlein hinterlassen; Hagedise war sie genannt und es war ihre einzige Lust, durch die Haine und Hage ihres Vaterlandes zu schweifen und da schöne und heilsame Blumen und Kräuter zu sammeln. Das hatte sie von ihrer weisen Mutter gelernt, denn damals gab es in deutschen Landen keine Ärzte, wohl aber waren manche Weiber und Mädchen kundige Heilfrauen. Nun war zu dieser Zeit ein edler Athener, Miltiades genannt, auf die thrakische Halbinsel gekommen, um sie als Markgraf zu verwalten. Der König Hippias von Athen hatte ihn dahingeschickt. Miltiades verwaltete wohl sein Amt, baute Burgen und Grenzschlösser, in der Zwischenzeit aber durchstreifte er das naheliegende gotische Gebiet, teils aus Vergnügen an der schönen Jagd daselbst, teils auch um das Land ein wenig auszukundschaften. Da geschah es nun, daß er auch einmal die schöne Hagedise in einem Haine traf, wie sie Blumen sammelte, Blüten im Haar, Kräuter im Schoß. Heftig erschrak sie vor dem fremden Jäger, obwohl er ihr schöner und edler vorkam als jeder, den sie bisher geschaut, und obwohl sie ganz gut bemerkte, welchen schmeichelhaften Eindruck ihre eigene Erscheinung auf ihn ausübte. Er trat auf sie zu, fragte sie nach Namen, nach Vater und Stand, gab sich auch selber zu erkennen und trug ihr schnell gefaßt an, sein Weib zu werden; das werde nicht nur ihnen beiden, sondern auch ihren Ländern zum Vorteil gereichen. Aber obwohl Hagedise dem Werber am liebsten gleich an den Hals geflogen wäre, so war es doch teils ihre jungfräuliche Schüchternheit, teils der Schrecken und die Furcht vor dem Manne an diesem einsamen Ort, teils auch eine schnippische Anwandlung des Backfischchens, was ihr ein keckes Nein entlockte,

sie wußte eigentlich selber nicht wie. Miltiades war weder der Mann, der lange bettelte, noch war er so niedrig, die Gunst der Gelegenheit zu mißbrauchen, darum grüßte er höflich, setzte hinzu, er stünde immer zu ihren Diensten, und verschwand wieder im Wald. Nachdenklich ging er nach Hause, und auch Hagedise war in Gedanken versunken, als sie am späten Abend mit ihren Blumen nach Hause kam.

Ein neuer Gast kommt nun ins Gotenland. Es ist der italische Grieche Demokedes aus Kroton, ein trefflicher Arzt, der Schüler des Philosophen Pythagoras. Die Pythagoreer hatten in Kroton eine Aristokratie der Weisen und Gelehrten errichten wollen. Das war aber dem dortigen Volk gar nicht recht, es umzingelte einmal das Haus, darin eben Pythagoras mit allen seinen Jüngern versammelt war, und zündete es an, so daß der Meister und viele Schüler verbrannten und von all seinen Werken nur der pythagoreische Lehrsatz gerettet wurde. Unter den wenigen, denen es gelang, dem Feuer und der Wut der Menge zu entspringen, war auch Demokedes. Sein früherer Reichtum war freilich dahin, er mußte seinen Lebensunterhalt als Arzt erwerben. Zu diesem Behuf mußte er aber auch, da es damals noch keine Apotheker gab, sich die Heilkräuter selber suchen und sammeln. Nun war damals ob seiner fast wunderwirkenden Heilkräuter und Wurzeln am meisten das thrakische, gotische und skythische Land bekannt. Demokedes machte also einen Sommerferienausflug dahin, kam zuerst zum Markgrafen Miltiades, ließ sich von ihm das fernere Land beschreiben und bat ihn auch um einen Empfehlungsbrief an den Hof des Gotenkönigs, da er hörte, daß Miltiades wenigstens dessen Tochter kenne. Miltiades gewährte ihm gar gern diese Bitte und so drang denn Demokedes mit seiner Botanisierbüchse weiter in das Land ein. Da er sich aber wenig auskannte, fand er auch wenig. Das änderte sich erst, als er an den Hof des Königs Antar kam und seinen Brief übergab. Der König gab sogleich seiner Tochter den Auftrag, als die Sachkundigste dem Gast jene Orte zu zeigen, wo die kräftigsten Heilpflanzen stünden; denn man war hierzulande stolz auf den Ruhm der Heimat und suchte ihn durch wohlwollende Mitteilungen an die Fremden zu vergrößern.

Prinzessin Hagedise errötete ein wenig, als sie hörte, der Gast bringe Kunde vom Grafen Miltiades, aber sie faßte sich bald und erbot sich, ihm alles zu zeigen und zu sagen. Das tat sie denn auch, wies ihn an die rechten Orte, erklärte ihm die verschiedenen Kräfte der Säfte, teilte ihm auch die Hauptgrundsätze der medizinischen Weisheit mit, die auf die Überlieferung des alten Zalmoxis zurückgingen, den man schier als einen Halbgott verehrte. Wollt ihr diese Hausmittel vielleicht auch gleich mitnehmen? Nun gut, so hört hier den Auszug aller medizinischen Weisheit: „Medizin allein tuts nicht,

es muß auch Besonnenheit dazukommen. Ein Glied des Leibes kann nur heil werden, wenn der ganze Leib geheilt wird, der Leib aber nur dann, wenn erst die Seele heil ist. Ihr zum Heile muß daher die Medizin auch mit weisen Sprüchen und Reden vermischt werden." Das teilte sie ihm auch alles mit. In den Zwischenpausen ließ sie sich auch wieder von ihm erzählen über Griechenland, über Miltiades und dergleichen. So verging beiden die Sommerzeit schnell genug. Demokedes nahm endlich Urlaub von ihr und dem König, dankte beiden gar sehr und Antar, der Alte, gab ihm noch einen Brief an den Grafen Miltiades mit, worin er diesen seiner freundnachbarlichen Gesinnungen versicherte. Als Miltiades den Arzt wieder bei sich sah und den Brief des Königs gelesen hatte, fragte er ihn, ob die Prinzessin ihm nichts aufgetragen hätte. Jener aber sagte, das wäre nicht geschehen.

Demokedes fuhr bald darauf mit dem attischen Postschiff nach Athen und begann da seine Praxis auszuüben. Er wurde auch in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen mit einem Talent jährlicher Besoldung als Gemeindearzt angestellt. Sein Ruhm breitete sich aus und der König Polykrates lud ihn ein, an seinen Hof nach Samos zu kommen, er gebe ihm zwei Talente jährlich. Dieser ehrenvolle Ruf wurde angenommen, denn die Kunst und die Wissenschaft geht bisweilen nach Brot. Wer am meisten zahlt, der hat sie. Nun verschlimmerten sich aber bald die Verhältnisse dieses Königs. Ihr kennt ja die Geschichte vom Ring des Polykrates. Sein allzu großes Glück lockte das Unglück herbei; er stürzte, fiel in die Hände der Perser und wurde ans Kreuz geschlagen. Da war freilich sein Leibarzt überflüssig.

Das Unglück der Menschen ist das Glück des Arztes; so wollte es denn der Zufall, daß gerade damals dem mächtigen Großkönige der Perser ein Unfall auf der Jagd zustieß. Darius, der König der Könige, verrenkte sich nämlich ein Bein, als er, einem Eber nachjagend, vom Pferde sprang und über eine Wurzel stolperte, und keiner seiner ägyptischen Ärzte vermochte den Schaden wieder zu heilen. Im Gegenteil, alles Versuchen, Herumtappen und Dreinpfuschen machte die Sache immer ärger, so arg, daß dem König schon um sein Leben bange wurde. Da, als schon alles verpatzt schien, erinnerte man sich des gefangenen Demokedes. Darius, der schon seit sieben Tagen vor Schmerz kein Auge geschlossen, machte ihm die größten Versprechungen und es gelang dem glücklichen Heilmanne wirklich, durch einen Umschlag von jenen Kräutern der Prinzessin Hagedise sowie durch die dazugehörigen Sprüche den König vollkommen wieder herzustellen. Man kann sich vorstellen, daß dieser Tat auch eine würdige Belohnung entsprach. Der König beschenkte nicht nur selber den Arzt mit Gold und Gütern, sondern schickte ihn auch zu allen seinen Frauen, um

diesen Gelegenheit zu geben, durch reiche Gaben ihre Freude über die Rettung ihres geliebten Ehegatten wetteifernd kundzutun. Demokedes ward nicht nur der Leibarzt, nein der liebste Freund des Königs, sein täglicher Tischgenosse, der ihn unterhielt. Von ihm ließ er sich alle möglichen Geschichten über Griechenland erzählen und über die anderen Länder, die jener besucht hatte. So kam die Rede auch auf den Gotenkönig Antar und auf seine schöne und weise Tochter. Sie war ja eigentlich die Lebensretterin des Königs, denn von ihr hatte Demokedes die sicher wirkenden Mittel erhalten. Das machte den tiefsten Eindruck auf den König. Er hörte zum erstenmal etwas Gewisses über den großen und mächtigen König der Hyperboreer, der ihm bisher nur wie vom Dämmerschein der Sage umflossen schien. Die Schönheit der Prinzessin schien ihm noch durch ihre Weisheit ins Wunderbare gehoben. Die Fremdartigkeit des fernen Landes wirkte auch mit. Kurz, Darius wurde nur vom Hörensagen von der unwiderstehlichsten Liebe ergriffen. Er beschloß sogleich, den Demokedes mit anderen vornehmen Gesandten und den kostbarsten Geschenken ins Gotenland zu senden, um den alten König Antar zu begrüßen und von ihm die Hand seiner Tochter zu verlangen.

Das wurde auch alsbald ausgeführt. Mit größtem Pomp fuhr nun der einst so arme Arzt als persischer Gesandter nach Europa zurück und landete an der thrakischen Halbinsel im Gebiet des Miltiades. Wie wunderte sich der, ihn so wiederzusehen! Noch mehr staunte und stutzte er aber, als er seinen Auftrag erfuhr. Wohl sagte er nichts dazu, er bat aber seinen Gast, im Andenken an frühere Wohltaten ihm eine Gefälligkeit zu erweisen und auch einen Brief an Prinzessin Hagedise mitzunehmen. Dazu war Demokedes gerne bereit und so zog denn die prunkvolle Gesandtschaft ins Land hinein bis zur Königsburg des Gotenherrschers an der Donau. Da wurden dem König in feierlicher Ratsversammlung die Anträge des Darius vorgelesen und ihm die Geschenke übergeben. Er war darob baß geschmeichelt, aber auch ein wenig erschrocken, wenn er des fernen Landes und der fremden Sitten des Werbers gedachte. Nun, er hatte ja noch einige Tage Bedenkzeit. Er trug die sonderbare Werbung seiner Tochter vor. Diese sagte erst nichts, sondern bat nur um eine heimliche Unterredung mit Demokedes. Er kam in ihre Kammer und nun fragte sie ihren ehemaligen Gast aus über den Perserkönig. Ha, was hörte sie da alles! Sie sollte ihre eheweibliche Würde mit andern Frauen teilen? Niemals! „Aber“, fügte sie bei, „du kommst ja von Miltiades, was sagt er dazu?“ Da überreichte der Bote das Brieflein; darin stand ganz kurz und gut: „Nun, mein Mädchen, werde ich dich doch als Braut holen; wenn nicht für mich, so doch für einen anderen.“ Hagedise verstand diese Kürze sehr wohl. Sie erkannte, daß Miltiades sie noch immer liebe,



aber sich nicht aufdringen wolle. Sie erkannte auch, daß sie dem Großkönig und allen seinen Verbündeten nicht widerstehen könne, wenn ihm alle dazu verhülfen. Denn auch die Athener waren damals seine Bundesgenossen, ja fast Untertänige. Dabei vertraute sie aber doch, daß der List, der Kraft, der Liebe des Miltiades alles möglich sei. Darum bat sie den Demokedes, auch ein kleines Brieflein an Miltiades zu besorgen; dem Vater aber teilte sie mit, daß sie nicht Perserkönigin werden wolle, und dieser entbot solchen Entscheid der Gesandtschaft bei der Abschiedsversammlung. Auch schickte er die Geschenke des Darius zurück und legte dazu noch von seinen eigenen Schätzen und Merkwürdigkeiten des Landes bei.

Demokedes zog also wieder zu Miltiades zurück und überreichte ihm das versiegelte Brieflein der Prinzessin. Darin stand geschrieben: „Ich will doch lieber, daß du mich für dich selber, als für einen anderen holest." Nun, das genügte. Die persische Gesandtschaft bestieg wieder die Schiffe und fuhr zurück. Man kann sich denken, wie der Perserkönig, der keine Abweisung gewohnt war, wütete. Fast wäre es für die Boten gefährlich geworden, aber Demokedes erwiderte ganz ruhig: „Warum hast du uns nicht mit einem großen Heer ausgeschickt? Niemals können Einzelne so nachdrücklich reden." „Wohlan", rief Darius, „so soll es auch geschehen! Und ihr selber sollt sogleich wieder ausziehen, um die ganze Macht, die mir untergeben und verbündet ist, aufzubieten." Demokedes verlangte gar nichts anderes. Er fuhr also mit dem Befehl des Königs zuerst nach Sidon, wo er die Phöniker und Juden aufbot, dann nach Ägypten, weiter nach Athen, und alle Unterkönige und Bundesfürsten sagten ihre Hilfe zu. Zum Schluß fuhr er auch in seine Vaterstadt Kroton. Dort war indessen seine Partei wieder ans Ruder gekommen. Darum trat er gar wohlgemut auf den Marktplatz, entledigte sich seines Auftrages, fügte aber bei: „Wenn ihr klug und tapfer seid, Mitbürger, so weist ihr diese Zumutung zurück. Übrigens will ich nun auch wieder bei euch bleiben. Ihr aber, meine persischen Freunde, fahrt ohne mich zurück! Ich habe meine Sache getan, der Großkönig mag nun ohne mich zusehen, wie er damit zu Ende kommt." Und so geschah es auch. Die Perser mußten allein absegeln. Demokedes blieb als wohlangesehener Arzt bei den Seinen und von ihm ist in dieser Erzählung weiter nicht mehr die Rede.

Nun ist aber von dem großen Feldzug zu berichten, der in der alten Geschichte als der berühmte skythische Krieg bekannt ist. Das Heer des Perserkönigs und seine Flotte versammelte sich am Bosporus in der Nähe von Byzanz. Dort ließ Darius eine Schiffbrücke über die Meeresenge schlagen. Er selber zog dann mit dem Landheer über Thrakien in das Gotenland; die Flotte aber sollte durch das schwarze Meer in die Donau einlaufen,



damit ihnen der Gegner ja nicht entkäme. Bei der Flotte war aber auch Miltiades mit dem attischen Hilfsaufgebot. Dort an der Donau, oberhalb der Mündungen wollten sie sich treffen. Das wurde auch ausgeführt. Aber weder das Landheer noch die Flotte traf auf einen Feind; denn König Antar hatte sich vor der Übermacht zurückgezogen und war mit seinem Heer, seiner Tochter und seinen Schätzen immer in wohlgeborgener Stellung. Also kam denn Darius mit dem Heer, Miltiades mit der Flotte richtig an der Donau zusammen, aber ganz unverrichteter Sache. Es wurde nun Kriegsrat gehalten. Die Nachrichten der Späher über die Rückzugslinie der Goten lauteten nämlich verschieden. Die einen sagten, der Gotenkönig hätte sich donauaufwärts geflüchtet, die anderen, er sei vielmehr gerade nach Norden hin von der Donau weggezogen. Da gab Miltiades diesen Rat: Darius solle wie bisher seine Macht getrennt lassen; der König möge mit dem Heer über die Donau nach Norden ziehen; er selber wolle, wenn es dem Könige recht sei, mit einem Teil der Flotte den Oberlauf der Donau absuchen. Nach sechzig Tagen sollte man sich hier wieder treffen und sehen, wer der Glücklichere war. Darius nahm diesen Rat an und befahl, eine Schiffbrücke für sein Heer über den Strom zu schlagen. Er ließ auch einen Teil des Heeres zur Bewachung zurück unter dem Befehl des Histiäus von Milet und gab ihm einen Riemen, in den sechzig Knoten gebunden waren. Jeden Tag sollte er einen Knoten auflösen. Wenn der letzte Knoten aufgelöst sei, stehe es ihm frei nach Hause zu kehren.

Wenn ihr etwa argwöhnt, daß der schlaue Miltiades durch heimliche Boten Kunde hatte, wo sich König Antar und Prinzessin Hagedise wirklich aufhielt, und deshalb den guten Darius in die grenzenlosen Steppenöden von Südrußland hineinschickte, so habt ihr ganz recht geraten. Er nahm also mit unterdrücktem Schmunzeln Abschied vom Großkönig und fuhr die Donau hinauf. Als Mitteilnehmer dieser Fahrt hatte er sich nur solche Bundesgenossen ausgesucht, deren er halbwegs sicher sein konnte. Und während Darius ziellos und führerlos dort hinten herumkrauchte, segelte er sicher und gemächlich die schöne Wasserstraße dahin, immer weiter und immer fröhlicher durch ganz Ungarn, bis er endlich bei Wien anhielt und Anker warf. Nun ja, bei Wien! Wo denn anders, da sich auch König Antar mit seiner Tochter nirgend anderswo befand. Der Gotenkönig hatte sogleich, als er von den ungeheuren Kriegsvorbereitungen des Darius hörte, die Bundesfürsten der Skythen, Agathyrsen, Gallier und anderen Germanen aufgeboten; vor allem aber hatte er den Sennan, den unsern Chroniken wohlbekannten biederen Markgrafen von Österreich, gebeten, ihm für die Dauer des Krieges Zuflucht, Rückhalt und Gastfreundschaft zu gewähren. Und dazu war dieser auch dienst-



eifrig bereit. Während nun die skythischen Bundesgenossen das Hauptheer des Darius nach Nordosten ablenken sollten, saß Prinzessin Hagedise in Sicherheit bei der Mutter des Markgrafen in Wien und schickte von dort aus einen ihrer vertrauten Kräutersammler heimlich zu Miltiades. Er kam glücklich hin und zurück und ihm folgte bald der erwartete Retter. Zuvor aber hatte Miltiades noch eine gefährliche Aufgabe. Er mußte seine Begleiter zu überreden suchen, die Sache des Perserkönigs aufzugeben und sich der seinen zuzuwenden. Dazu mußten mancherlei Mittel mitwirken: vor allem reiche Geschenke, die Wahrscheinlichkeit, daß Darius verloren sei, die Unwahrscheinlichkeit, aus so weiter Ferne je wieder zurückzukommen, die Lieblichkeit des Landes, die Gastfreundlichkeit der Einwohner. Kurz, es gelang wirklich. Die griechischen Genossen waren ohnedies für ihn und sie fanden ja hier Landsleute aus der Argonautenzeit her. Die Phönizier hatten sogleich die gute Handelslage der Stadt für den Bernstein-, Zinn- und Pelzhandel herausgefunden. Auch einige Perser, die dabei waren, ließen sich überreden, hier eine Niederlage persischer Teppiche, Shawle und des echten persischen Insektenpulvers zu gründen. In der Begleitung der Phönizier hatten auch Juden diese Expedition notgedrungen mitgemacht; sie waren von jenen Juden, die König Kyros wieder aus der babylonischen Gefangenschaft befreit hatte. Und darunter war auch ein weiser Mann, ein Schüler des Propheten Daniel, der ordnete die Wiener Judenstadt, die von da an ihren blühenden Aufschwung nahm.

Aber wohin komme ich da noch gar in meiner Erzählung! Für den Augenblick ist nun die Hauptsache, daß Miltiades Prinzessin Hagedise aus der Hand ihres Vaters empfing und damit wieder die Donau hinabfuhr. Als er zur Schiffbrücke kam, sagte er zu den Wächtern dort: „Wenn ihr klug seid, so tut ihr wie ich und wartet nicht länger auf den König Darius. Denn entweder ist er schon zu Grunde gegangen, dann wird euch bald das gleiche Los treffen, oder er kommt zurück und ihr werdet seine Sklaven bleiben wie bisher." Die Wächter schwankten zwar ein wenig, aber Histiäus entschied sich doch zum Ausharren, denn er berechnete, daß er aus der Tyrannei des Perserkönigs doch noch immer mehr Vorteil ziehen könne als aus einer allgemeinen Befreiung. So blieb er und Darius kam denn auch wirklich gerade noch am letzten Tag, da der letzte Knoten zu lösen war. Er war höchst mißmutig über seinen Mißerfolg, daß er sich so von diesen Barbaren hatte in die Irre locken lassen. Sein Heer war aber zu geschwächt und er selber zu müde, um dem Verräter Miltiades nachzueilen. Er zog still nach Hause, plante aber einen großen Rachekrieg.

Miltiades fuhr, da er in Thrakien nicht mehr sicher war, nach Athen zurück. Wie erschrak da König Hippias, der Freund des Darius, über die



kecke Tat! Er wollte dem Entführer befehlen, die Königsbraut und sich selber dem Darius auszuliefern. Und nun wäre es doch schief gegangen, wenn nicht Miltiades unter den Athenern Freunde und Gegner des tyrannischen Königs gefunden hätte. Auch die liebreizende, weise und kluge Hagedise wußte sich unter den Athenern und Athenerinnen beliebt zu machen. Alle betrachteten sie als ihre Schutzbefohlene, ihren Liebling, und veränderten ihren gotischen Namen in den griechischer klingenden „Hegesipyle". Es kam endlich gar zu einem Volksaufstand. Hipparch, der Bruder des Königs wurde getötet. Hippias selber mußte fliehen. In Athen wurde von nun an das Königtum ganz abgeschafft, statt dessen eine Volksherrschaft eingeführt und Miltiades zum Obmann derselben gewählt. Hippias aber floh zum Perserkönig Darius und schürte noch mehr dessen Wut über Miltiades, den frechen Räuber der holden Königsbraut. Neue ungeheure Kriegsrüstungen wurden unternommen, um den Dieb zu bestrafen und ihm die schöne Beute doch noch zu entreißen. Aber Miltiades, der Held, stellte sich kühn der Übergewalt entgegen und vernichtete die Macht des Tyrannen in der großen Schlacht bei Marathon. Voll Gram über seine gescheiterten Absichten starb Darius. Vergebens bot sein Nachfolger Xerxes noch einmal die halbe Welt zum Rachekrieg auf. Auch er wurde schimpflich heimgeschickt. Damals war freilich Miltiades nicht mehr am Leben. Aber sein und seiner geliebten Gattin Hegesipyle Sohn Kimon erbte Heldenmut und Weisheit seiner Eltern zum Heile seines Vaterlandes sowohl wie seines Mutterlandes. Denn beide Länder waren nun vor den übermütigen Ansprüchen der Perserkönige sicher. Und all das war nur die glückliche Folge der Liebe des Miltiades und der Gotenprinzessin.





Die Gründung der katholischen Gemeinde und Kirche zu Basel zu Ende des 18. Jahrhunderts.*)

Euer Wohlgeboren!

Die katholische Gemeinde in der Stadt Basel verdankt ihre Gründung meinem Vater Johannes Nep. Wolf, welcher, in Böhmen gebürtig, seine Studien in einem Kloster bei Budweis und später in Prag absolvierte, sich dann ganz der Musik widmete, viele Instrumente spielte, vorzüglich aber Piano-, Orgel- und Violoncellospiel kultivierte. Nach absolvierten Studien ging er auf Reisen und ließ sich in Basel als erster Violoncellist beim dortigen Konzerte nieder. Dort, als er zuweilen in der Kapelle des k. k. österr. Gesandten dem Gottesdienste beiwohnte und mit vielen Katholiken bekannt wurde, die selten das Glück hatten, einer Messe und Predigt beizuwohnen, weil es ihr Beruf ihnen nicht erlaubte, in 2—3 Stunden von Basel entfernte katholische Kirchen zu gehen, und die auch ohne die heiligen Sterbesakramente aus der Welt gehen mußten — dort faßte sein bekümmertes Herz den Entschluß, eine katholische Kirche in Basel zu gründen. Er erkundigte sich nach der Anzahl der Katholiken, welche aus Individuen aller Klassen bestanden, wählte 12 eifrige und vernünftige Männer aus ihnen, welche vierteljährliche Beiträge leisten und von den Katholiken erheben mußten, lehrte die Fähigen in seinem Hause die Kirchengesänge, welchem Unterrichte ich oft als kleiner Knabe beiwohnte, ließ Kirchenornate verfertigen, und als das Notdürftigste beisammen war, bat er Bürgermeister und Räte, welche ihm persönlich gewogen waren, mit unwiderstehlicher Beredsamkeit um nur ein bescheidenes, der Stadt entbehrliches Lokale, dasselbe zu einer Kirche einrichten zu können. Es wurde ihm zu diesem Zwecke eine Remise übergeben, aus welcher das Stadtbauamt sein Materiale entfernte, und selbe mit Betstühlen, Kanzel und Altar eingerichtet. Alles war prunklos, gemütlich, und die ernste Feierstimmung der ersten Christengemeinden durchwehte die fromme und frohe Versammlung, als ein Pater aus dem 3 Stunden von Basel entfernten Kapuzinerkloster des Solothurner Städtchens Dorneck am Sonntage darin Messe las. An der Pforte des kleinen Bethauses

*) Dieser interessante Brief wurde uns von Frau Henriette v. Liszt, Witwe nach dem um die österreichische Justiz so hoch verdienten, am 8. Februar 1879 zu früh verstorbenen ersten österr. k. k. Generalprokurator Dr. Eduard Ritter v. Liszt, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. — Verfasser des Briefes ist der Vater der genannten Dame, gewesener k. k. österr. Offizier Herr Rudolf Wolf, geb. zu Basel am 4. Jänner 1792, gest. zu Wien am 16. Februar 1869. — Der Brief stammt etwa aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.

sammelten zwei der 12 Vorsteher die Opfergaben, welche in einer eisernen Kasse aufbewahrt, jeden Monat in Gegenwart einer städtischen Gerichtsperson gezählt und verbüchert, deren Überschuß über die Ausgaben aber auf Zinsen angelegt wurde.

Die blutige, königsmörderische Revolution in den Jahren 1790—93 beförderte unerwartet das Wachstum dieser kleinen Gemeinde. In Frankreich war der Gottesglaube verfehmt, die Klöster wurden aufgehoben, ihre unglücklichen Bewohner grausam getötet. Wer dem rastlosen Blutbeile entrann, floh in andere Länder, und die Kirchen in Frankreich waren meistens verödet. Unter diesen Verhältnissen wallfahrteten die Christen der benachbarten französischen Ortschaften nach Basel, und die gleichsam erst sprossende Kirche mußte Alle aufnehmen und erbauen. Die reichlichen Opfergaben setzten die Vorsteher nun in die erfreuliche Lage, an einen eigenen Seelsorger denken zu können aber auch an das dringende Bedürfnis einer großen Kirche, da viele Flüchtige aus Frankreich sich in der Stadt niederließen und während des Gottesdienstes auf der Straße knieen mußten, weil sie das Bethaus und dessen Hof nicht fassen konnte.

Mein Vater, ergriffen von der Größe dieses Werkes, tat wieder, voll Vertrauen zur Gewogenheit und Einsicht der Herren Räte der Stadt, die geeigneten Schritte und erhielt die große Kirche, welche vor der Reformation dem Nonnenkloster der hl. Klara angehört hatte. Welche Freude, welche Dankgebete erfüllten diese Kirche, als nach so vielen Jahrhunderten wieder zum erstenmal ein Hochamt und Te Deum in ihr abgehalten wurde!

Für so viele Verdienste und Opfer (denn die Vorsteher dienten der Gemeinde unentgeltlich) wählte die Gemeinde meinen Vater zu ihrem Präsidenten, welcher alsbald in dieser Eigenschaft mit zwei Vorstehern in die katholische Kantons-Stadt Solothurn reiste und in der dortigen Ratssitzung seine Bitte um einen Geistlichen vortrug. Mit großer Freude nahm der Herr Stadtpfarrer diesen Antrag auf und stellte meinem Vater 3 Priester vor, von welchen er sich, die Verhältnisse und Anforderungen der Gemeinde und der protestantischen Stadt wohlerwägend, den Bürger Roman Heer aus Klingnau, einem Städtchen im Kanton Argau, erbat. Der Geist Gottes hatte seine Wahl geleitet. Dieser weise, gelehrte, welterfahrene und fromme Hirte eilte mit heiliger Begeisterung seiner Herde entgegen, die ihn mit heißer Sehnsucht erwartete. Er erfüllte ihre Hoffnung und besaß bis an sein Lebensende die Liebe und Verehrung aller Religionsparteien. Die Gemeinde vergrößerte sich mehr und mehr und die Liebe der Pfarrkinder bestrebte sich, dem Herrn Pfarrer seinen Aufenthalt unter ihnen so angenehm als möglich zu machen. Von den Kundgebungen dieser Liebe und Hochschätzung gerührt, sagte er einst zu meinem Vater, mit welchem er einen Freundschaftsbund geschlossen, den auch der Tod nicht lösen konnte: „Mich schmerzt es, daß ich, der Diener, so bequem wohne, während unser Herr in einem so armseligen Häuschen wohnen muß." (Der Altar war noch immer derselbe, wie er in der Remise gestanden hatte, von weichem, tapeziertem Holze.) Mein Vater, bewegt von seiner ungeheuchelten Frömmigkeit, tröstete ihn mit dem Versprechen, sich sogleich von Bildhauern Pläne von Altären einsenden zu lassen, und welchen der Herr Pfarrer wählen würde, der sollte auch in der Kirche aufgestellt werden. Der Herr Pfarrer wählte einen Altar von lichtgrauem Marmor mit schwarz marm. Gesimse, auf welchem ein weißl. marm. Tabernakel steht. Dieser trägt das Buch der Apokalypse, auf welchem das Lamm ruht, neben sich 2 Cherubim aus Alabaster in knieender Stellung mit ausgebreiteten Flügeln.

In der Folge wurden alle Kirchenornamente vollständig von den edelsten Stoffen und Metallen angeschafft, auch eine Schule eingerichtet und ein Kaplan dem Pfarrer beigegeben, so daß der Glanz der Kirchenfeier zum Erstaunen eines hohen Kirchenfürsten die ältesten Kirchen der Umgebung verdunkelte.

Wie selig waren damals der gute Vater und der Herr Pfarrer! Seine Herde mit der Liebe des guten Hirten weidend, zehrte der Pfarrer sich für das Haus Gottes auf. Er war die Liebe, die in Jesu Alles wirkte, in Jesu Alles suchte, in Jesu Alles fand.

Er übernahm aus Liebe zu meinen Eltern meine Erziehung und bestimmte mich für den geistlichen Stand. Von allen Menschen betrauert und gesegnet, schied Pfarrer Roman Heer am 29. Jänner 1804 aus dieser Welt und wurde mit seltener Trauerfeier, der alle Seelsorger der umliegenden Pfarreien — ja, selbst alle protestantischen Pfarrer der Stadt — beiwohnten, bei St. Theodor begraben, wo eine goldene, in Marmor gegrabene Inschrift seine Ruhestätte bezeichnet und den Schmerz der Gemeinde über den Verlust ihres apostolischen Seelenhirten bezeugt. 15 Jahre überlebte ihn noch mein Vater, als Präsident der Gemeinde, und hatte das Verdienst und die Freude, für dessen würdige Nachfolger in dem Pater Beda Sutterli aus dem Benediktiner-Stifte Mariastein im Kanton Solothurn und in dem bischöfl. Rate Pfarrer Cuttat*) zu sorgen. Er beschloß sein frommes Wirken auf Erden am 2. Mai 1819 und entschlief sanft bei dem Gebete des Kaplans und meiner frommen Mutter**) früh 6 Uhr, während Pfarrer Cuttat die Sonntagsfrühmesse las und mit der Gemeinde für ihn betete. Sein Ende war im Vereine merkwürdiger Ereignisse so erhaben und tröstlich, wie seine Seelengaben.

Nach dem zu frühen Ableben des Pfarrers Roman Heer vollendete ich meine Studien im Jesuiten-Kollegium zu Freiburg im Uechtland und in Luzern, als mich 1813 das Rachegeschrei Europas zu den Waffen gegen den unersättlichen Kronenräuber rief — in welchen Kämpfen ich unter Österreichs Fahnen***) mir das goldene Portepee erwarb, worauf ich 1821 im tirolschen Kaiserjäger-Regimente den Feldzug gegen die Carbonari mitmachte und auf dem Rückmarsche von Neapel noch das Glück genoß, vor der Vatikanskirche unter dem Geschützdonner der Engelsburg den väterlichen Segen Sr. Heiligkeit Pius VII. zu empfangen.

Mit dieser kurzen Skizze des Wirkens meines Vaters Johannes Nep. Wolf und seiner Verdienste bei Gründung der katholischen Gemeinde in Basel habe ich die Ehre, rc. rc. Rudolf Wolf m. p.

* * *

Ottokar Lorenz, der Verfasser des Werkes „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—1871 nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner"†) ist bekanntlich ein Österreicher, der nach fast zwanzigjähriger Wirksamkeit an der Wiener Hochschule vor etwa zwei Jahrzehnten durch Vermittlung Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha an die Universität Jena übergetreten ist. Dort nun hat er das

*) Bernhard Cuttat.

**) Josefine, Tochter des weil. Hofrates Richler in Schillingsfürst.

***) Verfasser war als Kadett ins Heer eingetreten

†) Jena, G. Fischer, 1902. 634 S., Mk. 10·—.



besondere Vertrauen nicht nur dieses Fürsten, sondern auch der Großherzoge von Weimar und Baden erworben, die ihm für seine Behandlung der Zeitgeschichte ein reiches Materiale persönlicher Erinnerungen, vertraulicher Aufzeichnungen und schwer oder gar nicht zugänglicher Archivalien zur Verfügung gestellt haben. Danach wäre man berechtigt, ein Quellenwerk ersten Ranges zu erwarten; daß es das nicht geworden ist, daran trägt die tendenziöse Subjektivität des Verfassers Schuld. Wiederholt gibt er seiner besonderen Verachtung gegen Moriz Busch, den Sekretär Bismarcks und Autor des bekannten Anti-chambre-Werkes „Graf Bismarck und seine Leute" Ausdruck; aber so hoch auch Lorenz' Buch über Busch' feuilletonistischer Schrift stehen mag durch Ernst der Auffassung, Wucht des Materiales und die klassische Anmut seines Stils, hat er dennoch kein Recht, so verächtlich auf seinen bescheidenen Vorgänger herabzusehen, der ihn bei weitem übertrifft an Unmittelbarkeit der Darstellung und Objektivität der Auffassung, so daß der inmitten der Ereignisse weniger gut unterrichtete Busch gegenüber dem nach einem Menschenalter aus der Perspektive kühl beobachtenden Lorenz noch immer der Verläßlichere und — wir können das häßliche Wort leider nicht unterdrücken — Anständigere bleibt.

Wenn jemand sein Vaterland verläßt und in einen anderen Staatsverband übertritt, so ist es natürlich, daß er seiner neuen Heimat Sympathie entgegenbringt; ja wir werden es begreiflich finden, wenn er nach Kräften seine fremde Herkunft vergessen zu machen strebt, und darum selbst einen gewissen Übereifer bei Renegaten entschuldigen. Aber ein Gebot der Selbstachtung, dessen Verletzung auch den neuen Mitbürgern nur abstoßend sein kann, ist es, gegenüber der alten Heimat, selbst wenn man nicht mit freundlichen Gefühlen aus ihr geschieden ist, Zurückhaltung und Diskretion zu bewahren. Diese Forderung des sittlichen Anstandes scheint nun für Lorenz nicht zu existieren, und wenn wir die vornehme und gerechte Form erwägen, mit der selbst stockpreußische Autoren, wie etwa Heinrich von Sybel, der doch gewiß ein alter Gegner Österreichs war, in den letzten Jahrzehnten unsere Politik darstellen, berührt die Gehässigkeit auf das peinlichste, mit der ein Mann, dessen Wiege in Iglau gestanden, der seine Ausbildung in Wien genossen und in Österreich wiederholt Vertrauensposten bekleidet, die Verhältnisse seines Geburtslandes behandelt. Österreich ist — wie kaum bei Treitschke oder den Pamphletisten des weiland Nationalvereines — immer nur der von Jesuiten mißleitete Staat, seine Politik treulos, seine Staatsmänner unverläßlich, seine Bevölkerung indolent, sein Herrscher, der mit verletzender Ehrfurchtslosigkeit besprochen wird, irregeführt. Wie in diesem Fanatismus Lorenz alle sittliche Direktive verliert, mag der Umstand beweisen, daß er sich rühmt, in den 70er Jahren stets dafür Sorge getragen zu haben, daß die guten Informationen, die er, damals Professor in Wien, über die Stimmung im Lande und die Absichten der Regierung, die er zu erlangen in der Lage war, durch vertrauenswürdige Mittelspersonen an den deutschen Reichskanzler gelangten; sich also ausdrücklich brüstet, als k. k. österreichischer Staatsbeamter freiwillige Spionage im preußischen Interesse getrieben zu haben!! Es ist zu bezweifeln, daß Prof. Lorenz in den 70er Jahren in der Lage war, über Informationen zu verfügen, die über den gewöhnlichsten Parlaments- und Redaktionsklatsch hinausgegangen wären; es ist überdies bekannt, mit welcher Verachtung der

eiserne Kanzler diese an ihn sich herandrängenden Ostmärklinge behandelte, und es dürfte demnach weder dem österreichischen noch dem preußischen Staat aus dieser Verbindung besonderer Schaden erwachsen sein.

Dann beachte man wohl, wie einseitig doch wieder die Quellen sind, die sich für Lorenz geöffnet: die Fürsten von Koburg, Weimar und Baden, durchaus Persönlichkeiten, die Beziehungen sehr bestimmten Charakters zum Berliner Hofe und auswärtigen Amte, daneben aber zu den Höfen von London und St. Petersburg besaßen. Der eine von ihnen stand in engster Beziehung zum Kronprinzenpaare, das bekanntlich die Fronde gegen den großen Kanzler leitete, der andere stand in engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zur russischen Kaiserfamilie, bei der man ebenfalls keine allzuwarmen Sympathien für den geistigen Leiter des Berliner Kongresses voraussetzen darf; der dritte endlich, in nächster Blutverwandtschaft mit dem englischen Hofe, an dem sein Nachfolger heranwuchs, hat uns in seinen Memoiren selbst überliefert, wie wenig Fürst Bismarck sich aus ihm machte, wie lächerlich diesem seine popularitätshaschenden Allüren und die „Trophäen von Eckernförde" erschienen und wie wenig man geneigt war, seine immer wieder auftauchenden staatsmännischen Projekte ernstzunehmen. Daß es den Koburger tief schmerzte, sich auch noch bei der Abfassung seines Memoirenwerkes an allen Ecken und Enden durch den ungefügen Berliner Hünen beengt zu sehen, ist begreiflich und ebenso, daß er dafür sorgte, daß allerlei, was ihm noch am Herzen lag, einem Vertrauensmanne überantwortet wurde, von dem er überzeugt sein durfte, daß er es auch nach seinem Tode im richtigen Sinne verwerten würde. Damit ist die Signatur des Lorenzschen Buches gegeben: es ist das Gespenst des Koburgers, ringend gegen den gewaltigen Schatten Bismarcks.

Zu verwundern wäre es nur, daß man in Karlsruhe dieses Spiel nicht durchschaut haben sollte; aber dort war man eben geblendet durch die andere Tendenz, die der Verfasser in den Vordergrund stellte, die Erhebung und Verherrlichung Kaiser Wilhelms I., für die man am Badener Hofe pietätvoll und nach Kräften beizutragen bemüht war. Lorenz hat für sein Buch absichtlich denselben Titel gewählt, den das Werk Sybels trägt, dem er berichtigend und ergänzend entgegentritt; nun hat aber Sybel ein umfangreiches Geschichtswerk geschrieben, das auf Menschenalter hinaus die Grundlage und der Leitfaden sowohl der elementaren Darstellung als der kritischen Forschung bleiben wird. Lorenz dagegen bietet nur eine kritische Beleuchtung der vorhandenen Darstellungen, allerdings auf Grund zum Teile neuen Materiales. Wer nicht bedeutende Kenntnisse besitzt, wird das Buch enttäuscht aus der Hand legen, denn es wird nicht nur Bekanntschaft mit dem elementaren Laufe der Begebenheiten, sondern auch Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur vorausgesetzt. *Dabei bleibt es sehr bedenklich, daß die Quellen Lorenz' zum großen Teile solche sind, die sich jeder Nachprüfung entziehen*: fürstliche Mitteilungen, Interviews, Auszüge, die für ihn aus einem fürstlichen Tagebuch gemacht wurden, Akten, die ihm persönlich zur Verfügung gestellt wurden, ohne daß er Standort und Registerzahl angäbe u. dgl. m. Die Tendenz geht eingestandermaßen dahin, das bisher durchaus nicht genügend anerkannte oder absichtlich verkleinerte Verdienst Kaiser Wilhelms um die deutsche Sache in das rechte Licht zu setzen. Der Kaiser erscheint als ein Mann, der schon seit



Olmütz bewußt auf sein Ziel lossteuerte, als ein Regent von ungewöhnlicher Größe, eine durchaus selbständige Natur, als Heldengreis von überlegener Willenskraft und Einsicht, der genug daran zu tun hatte, seine kleinlichen und mißgünstigen Paladine immer wieder in das richtige Geleise zu bringen. Daß man das bis jetzt nicht erkannt hat, daran war nur die ausschließlich von Bismarckscher Seite beeinflußte Geschichtsschreibung Schuld. Dieser stellt Lorenz nun die Geschichte entgegen, wie sie angeblich die kleinen Souveräne überliefern, deren Einfluß man von jeher viel zu sehr unterschätzt habe.

Das Buch ist also ausschließlich der Verherrlichung Kaiser Wilhelm I. gewidmet, neben dem das Bild des zu lange überschätzten Kanzlers erbleichen soll. Namentlich zwei Vorwürfe werden Bismarck gemacht: daß er stets zu vertrauensvoll und vertrauensselig gewesen sei gegenüber dem auswärtigen Amte Österreichs, das nach berühmten Mustern als der böse Dämon Europas erscheint; dann aber, und hauptsächlich, seine Konnivenz gegen Bayern. Es ist ja bekannt, daß Bismarck selbst zugegeben, daß er von Bayern größere Zugeständnisse hätte erlangen können, daß ihm aber an der inneren Befriedigung der Leute gelegen sei. Das wird ihm zum Verbrechen gerechnet. Das Buch ist also der Protest der theoretischen Unitarier gegen den großen Praktiker, es ist die Rache des Koburgers über das Grab hinaus.

Daß das in weiten Kreisen und vielleicht auch in hohen Sphären Gefallen erregen wird, ist nicht zu bezweifeln; wir können nur sagen, daß Lorenz' Buch ein kritisches Geschichtswerk überhaupt nicht, als Quelle aber nur mit höchster Vorsicht zu benützen ist; dann aber, daß uns Bismarck nie größer erschienen ist als in dieser Darstellung, die ihn zu verkleinern bestimmt ist.

R. v. Muth (†.)

* * *

Am 1. Februar d. J. wurde Oskar Wildes einaktiges Drama „Salome" am k. Wilhelma-Theater zu Stuttgart-Cannstadt zum erstenmal öffentlich aufgeführt, nachdem es einige Tage vorher den Mitgliedern des württembergischen Goethebundes, „die sich gern als eine Elitegesellschaft von literarischen Ästheten angesehen wissen möchten" („Die schöne Literatur", 1903, S. 70 f.) als Sondervorstellung geboten worden war, „nicht ohne gegen Schluß hin Zischlaute des Widerspruchs erregt zu haben." Am Tage nach dieser Sonderaufführung richtete eine Anzahl Besucher schriftlich folgende „Offene Fragen an den Vorstand des Goethebundes": „1. Sind wir im Goethebund, um unsere Seelen peinigen, unsere Sinne anekeln zu lassen? — 2. Sind wir im Goethebund, um begreifen zu lernen, daß eine Lex Heinze gewissen literarischen Auswüchsen gegenüber höchst wünschenswert wäre? — 3. Sind wir im Goethebund, um die Freude an moderner Poesie zu verlieren? — 4. Sind wir im Goethebund, um unsere feineren ästhetischen Gefühle durch Brunnenvergiftung einzubüßen? — 5. Sind wir im Goethebund, um unsere Begeisterung für edle Sitte totzuschlagen? — 6. Sind wir im Goethebund, um uns durch perverse Sinnenlust kitzeln zu lassen? — 7. Sind wir im Goethebund, um das Urteil über gut und böse zu verschieben? — 8. Sind wir im Goethebund, um den hohen Beruf der Kunst besudelt zu sehen? — 9. Sind wir im Goethebund, um Goethes Ideale zu vergessen?"

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Was wir lesen.

Blätter aus meinem Merkbuche.

Von

Anton E. Schönbach.

I.

Unseres ist das Zeitalter der ‚öffentlichen Meinung‘. Allerorts tritt sie uns entgegen: als Plakat auf den Wänden der Straßenecke, als vorgedruckter Stimmzettel der Parteien bei der Wahl, als Reisebegleiter und Fremdenführer, die uns in den Waggon nachgeworfen werden. Und durch alle Stunden des Tages umschwirrt sie uns. Du liest den Leitartikel im Morgenblatt und erfährst, was Du zu meinen hast: mittags die Freunde im Gespräch, das die neuen, kleinen Tatsachen bringt und das Urteil dazu: ‚man sagt —‘; im Klub, bei der Vorlesung, im Theater, unter dem Gedränge der Abendgesellschaft, unaufhörlich wandern sie um Dich her, von Hand zu Hand, die festgeprägten Stücke der ‚öffentlichen Meinung‘. Als gäbe es nichts Wichtiges mehr und Erfahrenswertes auf der allenthalben durchforschten Erde, worüber sich nicht schon eine klare Ansicht gebildet hätte, die mit der schönsten Zuversicht auf der Straße einherrollt. Du armer, kümmerlicher Fußgänger, spring nur rasch zur Seite mit Deinen Fragen oder Zweifeln! Dort hinten in der Dunkelheit, da rasselt der prustende Treibwagen freilich in den Graben oder draußen stößt er an einen alten Fels und zerschellt kläglich, Dir wäre es aber doch übel ergangen, sofern Du nicht rechtzeitig Dich gedrückt hättest!

Und als ob es an dem noch nicht genug wäre, daß uns dieses turbulente Wesen zuerst die Lust, dann die Möglichkeit benimmt, uns auf uns selbst zu besinnen und als freie Menschen für uns zu denken, veranstaltet die ‚öffentliche Meinung‘ jeweils noch eigene Prunkfeste, bei denen sie ihre Macht recht herausfordernd zur Schau stellt: Welcher ist der beste Roman unserer Zeit? Wer der bedeutendste Staatsmann? Was für ein Gedanke der größte? Welche Erfindung die wichtigste? Abstimmen! Zehntausend Voten, hunderttausend, eine Million! Die ‚öffentliche Meinung‘ hat gesprochen, auf das unendliche Gesumme folgt ein kurzer Augenblick des Schweigens, dann läuft es wie ein Schauer der Ehrfurcht uns über den Rücken: das wäre also erledigt, damit brauchen wir uns nicht länger zu befassen, vorwärts! —

Darf es heute noch Jemand wagen, auszusprechen, was er über Gustav Frenssens 'Jörn Uhl' denkt? Die Abstimmung ist bereits vorbei, hundertdreißigtausend Exemplare sind abgesetzt — oder sind es hundertfünfzigtausend? — Das winzigste Blättchen im winzigsten Städtchen deutscher Zunge hat schon sein Stimmlein in den Chorus des allgemeinen Jubels erklingen lassen, alle Volksbibliotheken, Lesevereine und Kaffeekränzchen sind einig über das Werk; welche Verwegenheit, jetzt da hinter her zu kommen und noch etwas meinen zu wollen! Ja, wäre es wenigstens Einer, dessen Stimme ein patentiertes Schallblech anerkannter Geltung hinter sich hat — aber es ist bloß Einer, der nichts sein will als ein einzelner Mensch für sich, — wie anmaßend! — der seinen Weg in eigenen Schuhen tritt und von Niemandem verlangt, daß er ihm nachwandle. Wird man ihn hören wollen? Nun, es mag versucht werden, auf die Gefahr hin, daß es vielleicht weder besonders neu, noch besonders gut ist, was er sagen will. Schlimmeres kann ihm nicht begegnen, als daß seine Worte unvernommen verhallen. Und wenn? Der Schade ist nicht so arg, besseren Leuten ist er ungezähltemale widerfahren.

Gewiß ist es ein Phänomen, dieser noch immer wachsende Erfolg eines bis dahin fast unbekannten Dichters. Freilich, kein unerhörter, denn schon oft seit Erfindung der Druckkunst hat es Bücher gegeben, denen eine Stimmung des Volkes entgegenkam und die von ihr zur stärksten Wirkung emporgetragen wurden. Nicht immer waren das die besten Bücher, und man erinnert sich mit einer gewissen Beschämung, daß die großen materiellen Gewinnste zur Zeit unserer Klassiker, der Romantik, des jungen Deutschland und darnach keineswegs den Häuptern unserer Literatur zugefallen sind, sondern ganz kleinen Berufsschriftstellern, deren Namen heute fast nicht mehr in unserem Gedächtnis haften. Wo sind die Schatten hingeschwunden von Benedikte Naubert und Julius von Voß? Van der Velde, Tromlitz, Blumenhagen, Clauren, Spindler, die Paalzow und — Luise Mühlbach, wer kennt sie noch? Und doch, sie verdeckten zu ihrer Zeit dem Volke die großen Meister, die für uns heute allein die ganzen Abschnitte jener literarischen Entwicklung kennzeichnen. Anderen Nationen ist es nicht glücklicher ergangen: wo blieben die Auflagen der Werke von Chateaubriand und selbst von Viktor Hugo im Vergleich mit der Sündflut von Bänden der Eugen Sue, Paul de Kock und Dumas des Älteren? Wer hat mehr Leser gehabt, Tennyson oder Wilkie Collins, Robert Browning oder Miß Braddon? — Das wäre nun allerdings ein schweres Unrecht, wollte ich 'Jörn Uhl' in eine Reihe mit den Schriften dieser Leute stellen, die ihren Lohn längst dahin haben. Aber es scheint mir wirklich das Phänomen nicht bloß, oder nicht so sehr in der Beschaffenheit dieses Romanes zu liegen, als in der Eigentümlichkeit des deutschen Publikums,

das den dicken Band gut gefunden hat, massenhaft liest und kauft. In dem Publikum ist die Veränderung vor sich gegangen, die uns erstaunt, sobald wir der letzten Jahrzehnte uns entsinnen und der Strömungen, die unsere Erzählungspoesie beherrschten.

Das war die Zeit, wo unter dem Eindruck der großen geschichtlichen Vorgänge im Deutschen Reich, unter dem Einfluß moderner wissenschaftlicher Richtungen, angeregt durch das voraneilende Frankreich, bei uns der Realismus nach kurzem Aufstreben in den Naturalismus umschlug und damit Bewegungen auslöste, die heute noch nicht abgelaufen sind. Damals stellten sich die ‚Jüngsten' an die Spitze — nicht die ‚Jungen', denen von selbst bei allem Vorschreiten die Führung zufällt — und so ist durch mehrere Lustren Schaffen und Urteil in literarischen Dingen bestimmt und geübt worden nach dem Geschmack derer, die eben erst an das Leben kommen wollten. Da war es denn gar nicht zu verwundern, daß dieses jüngste Leben sich selbst zum ausschließlichen Stoff der Poesie machte: außer dem sinnlichen Verkehr der Geschlechter schien es nichts zu geben, was der Dichtung würdig wäre, in allen Arten und Lagen der Töne ward dieses eine Thema durchgeführt. Noch schlimmer schien es zu werden, als mit Hilfe des Betriebes von Morphologie und Biologie der Naturalismus sich dem Seelenstudium zuwandte und, die innersten Erlebnisse in die feinsten Einzelheiten zerlegend, sich an der eigenen Herrlichkeit erbaute. Wie war das schön, wie kam sich Jeder bedeutend vor — ähnlich gefallen sich die Streptokokken auf den Präparierblättchen der Mikroskope —, wie schrumpfte das Universum zusammen zu einem Irrgarten für die ‚Individualität' und wie gestaltete die ‚Persönlichkeit', die sich auszuleben hatte, sich selbst zum Maße aller irdischen und himmlischen Dinge! Nichts galt als poetisch denn die Leidenschaft, mit der diese Seelchen sich aufbliesen, um einander tollten und sich wohl auch gegenseitig verzehrten. In dem Leben auf der festen Erde, im starken Wirken, in der Erfüllung und im Streit der Pflichten, in Vaterland und Glauben, nirgends mehr war die Poesie zu finden, sie hatte sich völlig in die Selbstsucht und Selbstkultur der ‚Jüngsten' verkrochen.

Heute sieht es aus, als ob das anders werden wollte, als ob die Menschen, die nicht bloß möchten, sondern auch können, wieder an die Reihe kämen und als ob die bloße Impotenz, täusche das Farbenspiel ihres Geflatters noch so sehr den Schein der Kraft vor, nicht mehr anziehend genug wäre, als ob neben dem Kranken auch der Gesunde in Sachen der Poesie mitzureden hätte. Da stellt uns Gustav Frenssen im ‚Jörn Uhl' einen Menschen hin, den er gar nicht sonderlich durch große Gaben ausgezeichnet hat, der lange Jahre hin sich vergebens abplagt, um das alte Gehöfte für die Seinen zu

retten, dem sein Weib stirbt und das Haus verbrennt, so daß er arm von der heimatlichen Stätte scheidet; dann freilich gewinnt er sich wieder eine gute Frau, geht noch im Mannesalter unter die Studenten, um zuletzt ein ehrlich bescheidenes Stück Brot mit täglicher Mühe zu erwerben. Gar mancher Leser wird gehofft haben, daß wenigstens im Schlußkapitel die Sonne eines vollen Glückes auf Jörn Uhl herabglänzen werde, als ein großer Ingenieur, ein reicher Bauunternehmer müßte er am Ende des Buches vor uns treten. — Nichts von dem, ein mittleres Geschick bleibt ihm beschieden, nicht geschenkt, sondern verdient. Und just dieses Buch ist von vielen tausenden deutscher Leser mit Freuden aufgenommen worden, Einer sagt es dem Anderen, damit auch dieser sich daran erhebe. Da ist denn doch die breite Tatsache (a broad fact nennen es die Engländer) ans Licht getreten, daß die Masse des deutschen Volkes der jüngsten Helden überdrüssig ist und des frivolen Schnickschnacks der Überbrettel, daß es einmal jene Literatur von sich abschüttelt, der die Geilheit Selbstzweck ist, und sie dem Abschaum überläßt, aus dem sie emporgestiegen war. Nichts als gepfefferte Ragouts alle Tage, angefaulten Wildbraten und falschen Champagner, das ist unerträglich — fort damit und her mit einem tüchtigen Stück grauen Kornbrotes und einem Trunk frischen Wassers, wie die deutsche Erde sie spendet.

Es ist also ‚Jörn Uhl' ein braves Buch, in dem Arbeit und Pflicht wieder zu Ehren gelangen, es ist aber mehr als das. Denn wie ein werdender wackerer Mann sein Schicksal den Mächten des Lebens abringt, nicht das allein steht darin, auch wie er sich selbst bezwingen muß und über den Schutt seiner Hoffnungen hin zur Höhe streben. Die Psychologie Frenssens ist gewiß nicht Jedermanns Sache, aber die Psyche ist reinlich, um die es sich hier handelt. Dabei läßt es sich allerdings schon merken, daß dieser Roman an gewissen und nicht unbedeutenden Gebrechen leidet. Was in Jörn Uhl vorgeht, wird uns nicht vollständig mitgeteilt, — das dürfte kein Verständiger wollen, — es wird uns auch nicht so an den Hauptpunkten seiner Entwicklung mitgeteilt, daß wir es zur Vollständigkeit zu ergänzen vermöchten. Die Auswahl der Situationen, in denen der Held uns begegnet, hat keineswegs bloß die wichtigen und die Wendestellen getroffen, sondern auch geringfügige und zufällige. Das hängt mit dem Hauptmangel des Werkes aufs engste zusammen: ‚Jörn Uhl' ist zwar im Geiste des Dichters organisch gewachsen, ist aber nicht komponiert; es ist ein ausgezeichnetes Lesewerk, aber kein Kunstwerk. Man möchte sagen, das Leben selbst, das Heimatland Schleswig-Holstein, haben den Inhalt des Buches für Gustav Frenssen geschaffen, er hat treu und liebevoll zuhorchend ihn aufgezeichnet und hat die Skizzen, wie sie werden wollten, dann an einander gereiht.

Verschiedene Stücke sind dabei ziemlich ungleich ausgefallen: es gibt Partien darin, die so schön durchgedacht und künstlerisch überlegt sind, daß sie, stilistisch ganz ebenmäßig gearbeitet, als Vollendetes wirken: dahin zähle ich die vielberufene Schlachtbeschreibung (in ihrer Sonderart nicht ohne Vorgänger), die Todesfälle, einzelne Naturschilderungen, Märchen; daneben wieder Abschnitte voll unruhigen Flirrens, in sehr bunt durcheinander gewürfeltem Wortschatz und gewaltsamen Fügungen ausgedrückt, übersteigert und darum von schwacher Wirkung. Für das erste Lesen verdeckt die Fülle der glücklichsten Anschauung von Natur und Alltag diese Abstände innerhalb der Arbeit, wie denn das ganze Buch von Poesie getränkt ist — wahr und rein, ohne süßlichen Aufputz sind die Kinder darin beschrieben. — Soweit unsere Erfahrung in der Literarhistorie reicht, sind die dauernden Erfolge erster Klasse nur solchen Werken zuteil geworden, in denen der Reichtum poetisierten Lebens sich um einen künstlerischen Aufbau gliedert, der aus dem Zusammenwirken zwischen Stoff und Dichter sich entfaltet und deshalb beiden gemäß ist. Als ein solches Werk kann uns ‚Jörn Uhl' nicht gelten, aber das Buch ist ein glückliches Ereignis, es zeugt für des Autors ansehnliche Kraft dichterischen Aufnehmens, noch mehr für die begonnene Gesundung des Publikums, und darf also rückhaltlos freudig und dankbar begrüßt werden. Was Gustav Frenssen als Künstler vermag, sein Bestes und Höchstes, das soll uns das Buch lehren, welches er nach ‚Jörn Uhl' schreiben wird, worin er seine Schätze zu Rat halten, sparsam und ruhig darstellen wird; er hat sich bis jetzt von den besten Mustern heben lassen, die er selber manchmal erwähnt, zuvörderst von Gottfried Keller, das sind hellblinkende Sterne für einen Pfad, der aufwärts leitet. —

Außer dem edlen Vergnügen, das die Beschäftigung mit ‚Jörn Uhl' gewährt, gab es kaum eine angenehmere Lust, als zuzusehen, wie sich die offizielle Kritik zu dem äußeren Erfolge des Buches verhalten hat. Da es erschien, in gutem Verlag, etwas dick, eng gedruckt mit schmalen Rändern, wie das in Deutschland Brauch ist, da wußten die Herren — ich spreche nur von einer ganz allgemeinen Mehrzahl — offenbar zunächst nicht genau, welche Sorte ‚öffentlicher Meinung' sie den Lesern beibringen sollten. Sie tasteten zaghaft, unsicher, waren zwar einig, daß gute Sachen darin stünden, es kam ihnen jedoch unmodern vor, und die Federn, die so fix die Tinte zu lassen verstehen, bewegten sich in runden, mehrdeutigen Phrasen, wie sie von den Theaterreferenten geliebt werden, die einer klareren Zukunft die Auslegung zuschieben. Darauf kam der Erfolg, die Zahl der Exemplare, die von einem Zehntausend zum nächsten emporschnellte. So zurückhaltend die Kritik im Anfang gewesen war, so lebhaft überbot und überbietet sie sich jetzt in den Ausdrücken der Bewunderung, der Überschätzung. Der Erfolg war diesmal

eingetreten durch eine öffentliche Meinung ohne die Kritik, um so mehr Grund für die Kritik, nachdem sie sich überschlagen hat und wieder auf ihren Füßen steht, der öffentlichen Meinung deren eigene Gründe deutlich zu machen. Für den ruhigen Zuschauer gewährte das nachgerade ein possierliches Schauspiel.

Wollte man in Erfahrung bringen, wie es kommt, daß unsere Kritik, in deren Dienst so viele gelehrte und hochgebildete Männer arbeiten, gar häufig fehlgreift, so müßten zahlreiche Umstände vorgeführt werden. Einen zum mindesten will ich hier namhaft machen. Wenn irgend eine moderne Disziplin, so beruht die ästhetische Kritik auf Vergleichung und Geschichte. Es sei fern von mir, anzunehmen, daß es unseren Kritikern an der hiefür nötigen Kenntnis gebreche; sie wissen in der Regel mehr als sie brauchen Aber sie beschränken sich ihr literarisches Vergleichsmaterial ganz freiwillig, sie engen mit Absicht ihren Horizont ein auf die unmittelbarste Gegenwart. Sie horchen gespanntest auf die unterirdischen Strömungen im Leben unserer Zeit, mit nervöser Ängstlichkeit suchen sie die Zeichen zu deuten, denn sie wollen effektvoll sein in ihrem Urteil, aktuell, dann meinen sie Einfluß zu gewinnen und Geltung, das aber ist für sie alles. Darum rücken sie kein Werk weit genug von sich ab, um es als ein Historisches objektiv einzuschätzen; im Gegenteil, so nahe als möglich pflanzen sie sich davor auf und interpretieren dem Publikum statt der großen Linien und Züge des Kunstwerks die kleinen Mittelchen und Griffe. Zumeist überschätzen sie die Schöpfungen der Gegenwart, weil es den Zeitgenossen schmeichelt, sich als Mitlebende so großer Leistungen zu wissen. Unternimmt man es, die Gegenwart als ein Stadium geschichtlichen Werdens zu verstehen, dann stumpft sich das Lob etwas ab, der Enthusiasmus wird kühler, denn wir sind dann nicht mehr die einzige Generation auf Erden, der als lebender das Recht ausschließlich zusteht, wir sind auch Enkel, Kinder und Väter, die sich mit den Augen anderer Geschlechter müssen beurteilen lassen. Ich zweifle nicht, daß es genug Kritiker heute gibt, welche so weit schauen, daß sie angesichts der Aufregung der Gegenwart ruhig bleiben; sie fürchten sich aber ein bißchen, überhört zu werden, falls sie den Ruhm unserer Zeit nicht nach jeder Himmelsgegend ausrufen. Lesen wir die übersichtlichen Darstellungen der modernen Literatur, die mit einer Schnelligkeit hinter einander erscheinen, wie die gefüllten Kuchenbleche zu Pfingsten aus dem Backofen gezogen werden, dann schwillt uns das Herz vor eitel Wonne über die Vortrefflichkeit unseres Zeitalters. Beinahe gar keine Nieten und Unbedeutendheiten, lauter Treffer und Größen! Sie stufen sich gar nicht gegen einander ab, die herrlichen Talente, sie gruppieren sich nur, und dann werden sie langsam vor der andächtigen Gemeinde gedreht, indeß der Kritiker ihre Eigenheiten erläutert, die alle auf den Anspruch

hinauslaufen, daß ihnen die Meisterschaft bedingungslos zuerkannt werde. Kein wunderlicheres Buch als eine Geschichte der deutschen Literatur der Gegenwart: da gibt es nur Sperr- und Fettdruck, höchstens daß etliche Leute von der persönlichen Abneigung der Darstellenden mitunter zwischen den Zeilen verschwiegen oder in einer Anmerkung mit Petit totgequetscht werden. Da ich nicht zu dem gottseligen Jubelchor der Gerechten gehöre, denen es verstattet ist, sich vor allem Volk ihrer Tugend zu rühmen, so will ich es bei dieser Gelegenheit aussprechen, daß meinem unmaßgeblichen Ermessen nach während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutsche Literatur überhaupt nur zwei Begabungen ersten Ranges hervorgebracht hat: Gottfried Keller und Ludwig Anzengruber. Alles Andere ist bestenfalls zweiter Rang, den man sich gemäß einer leicht verschiebbaren Skala individuellen Geschmackes mit den verschiedensten Prädikaten, von ‚ausgezeichnet' an bis ‚sehr schlecht' herunter, ausstatten mag. Keine Epoche deutschen Geisteslebens ist der unseren ähnlicher als das ausgehende vierzehnte und das fünfzehnte Jahrhundert: hier und dort die Auflösung der alten Gattungen, das Verfließen der Formen, ein Wirbel allgemeiner Stillosigkeit, auf welchem unter vielem Geschrei der Menge am Ufer eine ziemliche Zahl von Talenten dahertreibt, jeder auf seiner Scholle, so lange nämlich, als sie nicht unter ihm abbröckelt. Wer diesen Vergleich für besonders ungerecht halten wollte, den bitte ich, ein wenig zu bedenken, daß der Abschnitt deutscher Geschichte, neben den hier die Gegenwart gestellt wurde, in Bezug auf die Fülle der Lebenskräfte, die darin spielten, auf den Farbenglanz und die Freudigkeit des Daseins gewiß einen der glänzendsten unserer Entwicklung ausmacht; in ihm erhebt sich die deutsche Renaissance wieder einmal zu einem Höhepunkt, es ist auch die Zeit einer großen deutschen Bildkunst, des Humanismus und — des Thomas von Kempen. So wollen wir denn heute ruhig zuwarten, ob die Propheten auftreten, die uns alle Tage versprochen werden, bis jetzt blieb uns ihr Antlitz verschleiert.

Einstweilen genügen uns Schlagworte. Welch erfreuliches Gefühl, wenn wir den wohlklingenden Namen sauber auf die Schachtel schreiben, in der das wertvolle Präparat von Watte umwickelt liegt, dann schieben wirs in die Lade und sind beruhigt, weil wir unserer Schuldigkeit genügt haben. — ‚Heimatkunst' heißt man das heute, was in ‚Jörn Uhl' steht. Was ist das: Heimatkunst? Sofern ich die Botschaft der Kundigen recht verstehe, ist es eine Kunst, die den Eigengeruch der Heimat an sich trägt, die nicht international ist. Ob die ‚Heimatkunst' außerhalb der Heimat überhaupt genossen werden kann oder darf, habe ich bisher nicht erfahren. Freilich, daran hängt es eben. Denn sollte die ‚Heimatkunst' eine Kunst sein, die nur in einem

bestimmten Volke unter den besonderen Bedingungen seines historischen Daseins entstanden sein kann, ja, dann bin ich so frei zu behaupten, daß wir immer ‚Heimatkunst' besessen haben. Wolfram von Eschenbach hat sie getrieben, aber auch Gottfried von Straßburg, den ein weiter Abstand von seiner französischen Vorlage trennt; Klopstock und Wieland, Goethe und Schiller, von den Romantikern zu geschweigen, das waren alles Künstler, deren Schöpfungen in ihrer Sonderart nur auf deutschem Boden erwachsen konnten und nur aus diesem zu verstehen sind. Oder nicht? Sehr viele deutsche Dichter haben allerdings dafür gesorgt, daß ihre Werke so viel des gemein menschlichen Empfindens in sich tragen, um auch bei andern Völkern in ihrer Schönheit erfaßt zu werden; das wäre somit keine ‚Heimatkunst' gewesen. Bisher dachte ich immer, es gäbe nur éine Poesie und verschiedene Ausdrucksformen dafür. Und ich hatte gemeint, Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach, Reuter und Spielhagen (Sturmflut, Plattland), J. V. v. Scheffel und Wilhelm Weber, Konrad Ferdinand Meyer und Theodor Storm — sie alle wären Heimatkünstler gewesen, ihre Werke besäßen Erdgeschmack und könnten nicht wohl anderwärts denn im Bereiche deutscher Zunge entstanden sein. Wenn aber, was bietet die ‚Heimatkunst' Neues? Gern bescheide ich mich und lasse mich von Wissenden belehren. Oder sollte die Aufschrift ‚Heimatkunst' vielleicht nur eine Abwehr bedeuten wider eine Richtung, die jüngst ein klassizistisches Ideal aufrichten und für eine stille Gemeinde das Tempelchen zu bauen vermeinte? Dann wäre ‚Heimatkunst' bloß ein Kampfwort und wir ruhigen Leute abseits brauchten uns nicht sehr darum zu kümmern. Ganz ohne Gefahr bliebe die Sache auch dann nicht. Wie weit spannt sich der Begriff ‚Heimat'? Der homo natus ex Borussia, über den sich die Bayern heutzutag ärgern, soll der ein schwäbisches Dichtwerk noch würdigen können? Allen Künsten ist, und nicht zuletzt der Poesie, eine gewisse Allgemeingiltigkeit ihres Gehaltes für die Wirkung unentbehrlich, trotz des Unterschiedes der Sprachen. Fehlt es daran, dann fehlen auch die Leser. Tritt die äußere Form solcher Forderung hemmend entgegen, dann schädigt sie das Werk, das sogar über die Grenze der Poesie hinausfallen kann. Die Schriften des Pfarrers Hansjakob schätze ich ungemein, sie gehören zu meinen liebsten Büchern, und doch muß ich zugeben: das ist beinahe keine Poesie mehr, die ‚Bodenständigkeit' hat sie verdrängt, das sind Kulturschilderungen hohen Wertes, lebende Bilder zu der wissenschaftlichen Beschreibung des deutschen Volkstums im Schwarzwalde. ‚Jörn Uhl' enthält schon zu viele Dialektworte von ganz enger lokaler Geltung, manche Schweizer verfehlen sich arg, — Gotthelf ist dabei vorangegangen, — und jener Kampf, den die Klassiker unseres Mittelalters gekämpft haben, um aus den knappen

Grenzen der Mundart zu einer Gemeinsprache des deutschen Volkes zu gelangen, büßt heute fast seine Vorbildlichkeit für uns ein. Aber immerhin! Nennt es ‚Heimatkunst', gebt uns aber noch Bücher wie ‚Jörn Uhl', dann soll Euch alle Theorie ungeschoren lassen und Ihr sollt uns gepriesen sein. —

Da nehme ich ein paar schmale Bände zur Hand: ‚Aus Spätherbsttagen' von Marie von Ebner-Eschenbach (Berlin, Paetel 1901). Das ist gewiß keine ‚Heimatkunst'. Wenn man einer Erzählung erst am Ende und nach längerem Überlegen anfühlt, daß Maślan und seine Frau, der Pfarrer und der Arzt, alle tschechisch reden, dann ist der Atem der Heimat nur ein leiser Duft, der über Landschaft und Menschen lagert. Und doch wird es kaum Jemand geben, der zweifelt, daß diese Geschichten nur in Österreich vorgehen und geschrieben sein können; ja, ein Kritiker mit wohlerzogenem Stilgefühl müßte das nach ein paar Seiten behaupten dürfen. Wie weich und gedämpft klingt die Sprache, auch in den Geschichten, die ein strenges Schicksal über den Menschen walten oder es von ihnen sich bereiten lassen. Die Kunst der greisen Dichterin ist jung geblieben, und wie es gewisse Meister gibt, die mit der höchsten Herrschaft über die Mittel die größte Einfachheit bei deren Gebrauche verbinden und die Farben bei stärkster Wirkung so dünn auftragen, daß das Netz der Leinwandfäden durchschimmert, so geht es hier zu: unmerklich, aber doch mit vollster Sicherheit gelenkt, schieben sich die Kulissen vom Vordergrunde aus langsam in einander, bis uns der eine Weg übrig bleibt, welchen die Künstlerin mit reifster Überlegung vorgezeichnet hat. Frisch und glänzend ist die Technik, nur die Stoffe sind nicht modern und vor einem Menschenalter oder mehr erlebt und geschaut. Möchte man es für wahrscheinlich halten, daß heute ein Kavalier seinen besten Freund im Zweikampf tötet, weil er vermutet, ein Packet Briefe mit der Überschrift ‚Uneröffnet zu verbrennen', das ihm von seiner sterbenden Frau übergeben ward, sei an diesen gerichtet gewesen? So heftig entgleist man in der vornehmen Welt von Heute doch nicht mehr: Mann und Weib, die durch Bande der Pflicht an einander gefesselt sind, welche sich ohne lästiges Aufsehen nicht zerreißen lassen, gelangen in unseren friedlichen Zeitläuften offen oder schweigend zu einem Ausgleich; sie scheiden ihre Pfade wie Abraham und Lot zur Rechten und zur Linken und finden beide ihren Vorteil dabei, nur stecken sie die Ziele ein bißchen tiefer als die würdigen Erzväter. Und der ‚Vorzugsschüler' (ein treffliches Stück, aber qualvoll zu lesen), würde er heute noch dem jüdischen Hausierjungen, seinem Freunde, die neuen Schuhe schenken, bevor er von der Brücke ins Wasser springt? Auch die Gelehrten der schönen Erzählung ‚In letzter Stunde' entstammen einem Geschlecht, das hinter uns liegt und sich verlebt hat; der Arzt in der brillanten Geschichte ‚Die Reise-

gefährten' sieht aus einer ziemlich fernen Vergangenheit zu uns herüber. Vielleicht verhält es sich auch ebenso bei ‚Maslans Frau', und es gebricht nur mir an der Kenntnis des Umgrundes, die das auszusprechen berechtigt. Das sind Bücher für ältere Leute, die mit jenen geschwundenen Jahrzehnten noch Fühlung haben und mit deren elegischen Stimmungen; diese werden die neuen Bände unserer verehrungswürdigen Meisterin in allen schönen Einzelnheiten genießen.

Mitten in die lebendigste Gegenwart führt uns die Jugendgeschichte eines heute noch aufstrebenden Mannes: J. C. Heer, dessen Romane ‚An heiligen Wassern' und ‚Der König der Bernina' farbenprächtig die Wunder der Alpenwelt schildern, berichtet uns als ‚Joggeli' (Stuttgart, Cotta 1903: 6. Auflage) über seine Kindheit, die arg bedrängten Jahre des Schülers und werdenden Schriftstellers, sein erster großer Erfolg bildet den Schlußakkord des Buches. Gestehe ichs recht, so war mein erster Eindruck, als ich es las: ein wenig zu früh! Der Mann lebt heute in der Vollkraft der ersten Vierzig, konnte und durfte er sich da schon historisch werden? Und weiter, was nun freilich jenseits der Ästhetik liegt, so manche von den Menschen, die hier auftreten, leben noch und die falschen Namen über den echten sind so durchsichtig: Krug ist Töß, Wülfenberg ist Winterthur, Christoph und Elisabeth Sturm, die Eltern des Helden, stehen leibhaft auf dem Widmungsblatt. Und doch sind die Personen der Geschichte hell oder dunkel vor uns hingestellt, je nachdem sie dem ungeberdigen Knaben Gutes oder Böses zugefügt haben. Sträubt sich dawider nicht ein bestimmtes Empfinden, eine zarte Scheu vor dem Erzählen dessen, was nicht unser Eigentum allein ist? Noch ein Anderes: dem Autor fällt es, wenn ich recht sehe, nicht gerade leicht, große Stoffe zu finden; hat er etwa darum so rasch sein eigenes Leben dargestellt, weil es nicht freigebig genug die Motive darreichte, die sich zu Dichtungen verwerten ließen? Und ganz ohne Schaden ist es nicht abgegangen: das Licht für diesen Roman der Kindheit und Jugend fällt alles aus dem Erfolg der letzten Jahre; jedes Stück Erinnerung wird durch den Wert beleuchtet, den es für die Entwicklung des beliebten Schriftstellers hat, das ganze Buch wird, um mit Wilhelm Scherer zu reden, zu einer Kausalerklärung des Genius Jakob Heer. So muß das Natürliche künstlich konstruiert werden und über den einfachsten Vorgängen des Kinderlebens glitzern die Sterne, welche die Zukunft weissagen. Es ist ja wahr, keine Selbstbiographie läßt sich anders schreiben als vom Standpunkte des Gewordenen aus, der auf sein Werden zurückblickt. Auch dann nicht, wenn das freie Gestalten des Künstlers unbeengt den erlebten Stoff durchknetet. Selbst Gottfried Keller hat seinen Heinrich Lee am Schlusse des vierten Bandes

sterben lassen, so lange ihm noch für das eigene Leben die Gefahr des Scheiterns drohte und die Qualen der Enttäuschung noch an seinen Nerven zerrten; er hat dann bei der neuen Bearbeitung den ‚Grünen Heinrich‘ zu einem stillen, guten Ausgang geführt und mit einer Landvogtei belehnt, trotz des klaffenden Bruches, der dadurch in das Werk gekommen ist und über den keine Meistergriffe weghelfen, alles bloß deshalb, weil der lebende Held es selbst inzwischen zum Staatsschreiber von Zürich gebracht hatte und auf sonnenheller Bahn zum Sieg emporgeschritten war. So wird es auch bei den Tatsachen sich verhalten haben, die ‚Joggeli‘ erlebte und Jakob Heer vor uns aufstellt: das ist übrigens in erster Linie seine Sache und nicht die der Leser. Diese haben mit der Biographie ein hübsches und erquickliches Buch zur Hand bekommen, das man öfter als einmal liest und mittelst dessen man sich gute Stunden bereitet. Die schöne Frische des Beschreibens und Erzählens labt und gewährt Behagen, darin tut sich schon ein weiter entfalteter Künstlergeist um als vordem in der unruhigen Hast des Romanes ‚An heiligen Wassern‘, in dessen zuckenden Dialogen und Landschaftsschilderungen die recht feinen Nuancen gelegentlich zu bunten Flecken zusammengeronnen waren. Von seiner älteren Technik hat sich der Verfasser des ‚Joggeli‘ noch nicht ganz befreit: um das Licht recht strahlen zu machen, setzt er dunkle Kontrastfiguren daneben aus einer groben Spätromantik: Lu Teiselein hier, der verrückte Kaplan Johannes dort, die beide in der alten Trödlerin und im Ölweiblein Gottfried Kellers ihre Gegenstücke finden. Daß es dem ‚Joggeli‘ manchmal so übel ergangen ist, wird Niemandem wunderbar vorkommen, der selbst das Lehren geübt hat: die Schule ist nicht dazu da, um den verborgenen Genius unter einem Glassturz zu kultivieren, sondern um den Jungens das unentbehrliche Wissen pflichtmäßig beizubringen. Je weniger Schüler, je länger die Lehrzeit, desto genauer kann auf die Individualität eingegangen werden; aber nur selten gestatten das unsere heutigen Zustände, und ein Lehrer, der Joggelis Schmerzen sänftiglich zu heilen unternähme, möchte darob seine Schuldigkeit an den übrigen Buben verabsäumen. Womit nicht geleugnet werden soll, daß Jakob Heer sich ein besonders ungnädiges Geschick erwählte, als er in der Schweiz geboren zu werden beschloß. Denn dort achtet man nicht bloß die Lebenstüchtigkeit, die sich in Erwerb und Besitz ausspricht, nach Gebühr, sondern weit über Gebühr, indem man sie zum alleinigen Maßstab macht für den Wert eines Mitmenschen. Nirgends auf der Welt wird es einem Künstler so schwer fallen als in der Schweiz, in der Achtung seiner Landsleute emporzukommen, und erst wenn die ausländische Mitwelt von dem Namen des Dichters wiederhallt, wenn ihm die Fünffrankenstücke in Bäckermulden zum Fenster hereingereicht werden, dann

entschließen sich die Nachbarn aus Basel und Zürich, ihn zu ästimieren, sie, denen man boshaft nachsagt, daß in ihren Augen der ‚Lump' nicht vor dem Schluß der ersten Million Franken aufhöre. Der ganze Betrieb des Schulwesens in der Schweiz, von den Fibelklassen bis zur Universität, bezeugt diesen in den Zauber des Geldes gebannten Sinn, welcher den Mann verachtet, der, zufrieden mit dem täglichen Brot, um seiner selbst willen zu leben gedächte. Allen Respekt vor der Härte und Energie, welche die Schweizer in dem heutigen Ringen der Welt erfolgreich bewähren, aber des feurig linden Zusatzes, den ihnen deutsche Flüchtlinge und französische Idealisten ins Blut brachten, werden sie noch lange nicht entraten können, Rochholz und Amiel, die deutschen Professoren in Bern und Freiburg werden ihnen nötig sein, sofern sie eine wahre Volkspersönlichkeit dauernd vorstellen möchten. Von dem ‚Joggeli' will ich mich aber nicht verabschieden, ohne ihn zu seiner ‚Friedli' zu beglückwünschen: das zärtliche Gebilde dieses feinen Mädchens schwebt als verkörperte Poesie durch die Erzählung, und wenn es hat sterben müssen (ein wenig lebt es ja auch in der Vinia des Presi von St. Peter), so hat doch der kurze goldene Lichtstreif seines Lebens den strebenden Jüngling beseligt und den Lesern ins Herz gestrahlt, denen er von ihr hat erzählen dürfen. —

Die ‚Skizzen aus unserem heutigen Volksleben' von Fritz Anders (Pfarrer Max Allihn) habe ich seinerzeit, als sie in den ‚Grenzboten' erschienen, mit wirklichem Vergnügen gelesen und bei jedem grünen Heft sofort nachgesehen, ob es nicht ein neues Stück davon enthielte. Diese Aufsätze waren durch scharfe Beobachtung des Wirklichen, durch eindringendes, von Wohlwollen gemildertes Urteil und durch behaglichen Humor ausgezeichnet, gleichviel, ob darin über das Konzert eines thüringischen Musikvereins oder die Goethekenntnis der kleinen Bürgersleute oder den Betrieb der Zuckerfabrik im Lande der Runkelrüben gehandelt wurde. Jetzt hat sich der treffliche Autor an einen umfangreichen Band gewagt, der ‚Dr. Duttmüller und sein Freund' (Leipzig, Grunow 1902) überschrieben ist. Wir finden darin alle Vorzüge jener Skizzen wieder, die wir schon kennen, und lesen in dem wohlausgestatteten Buch wahre Kabinetsstücke: die Versammlungen der Gemeinderäte, das Sozialistenfest, der Karpfenfang, die Soiree beim Fabriksdirektor u. a. Leider gesellen sich starke Nachteile hinzu. Dem Autor war offenbar die Abfassung eines großen Romanes unvertraut und er hat nach einem Gerüst gesucht, auf dem er seine hübschen Bilder wirkungsvoll anordnen könnte. Dieses Gerüst fand sich in Gustav Freytags ‚Soll und Haben' und mit Hilfe dieses Schemas wurde der Stoff des Werkes arrangiert. Daraus folgte nun, daß alle Figuren, die nur aus dem Bedürfnis der Komposition entstanden sind, blaß

und lebenslos gerieten — zuvörderst der mit einer geradezu unausstehlichen Tugendhaftigkeit beladene Freund Wanderer — und ebenso die der Analogie des Aufbaues gemäßen Partien und Situationen: die verarmte Adelsfamilie (nach den Rothsattels bei Freytag, Ellen ist das Nachbild von Lenore), die Belagerung des Kaliwerkes u. s. w. Gegen den Schluß ermüdet der Verfasser sichtlich, und wie die Zementgrube dem verunglückten Kaliwesen aufhelfen soll und das zum Wohlstand gelangende Liebespaar an den Altar geschoben wird, das macht sich so schnell in Bausch und Bogen ab, daß die Erzählung alle Wahrscheinlichkeit verliert und zu einer Gattung herniedersinkt, die des Verfassers jener vortrefflichen Skizzen nicht würdig ist. Mag sein, daß ich zu dunkel sehe und daß viele Leser die schweren Gebrechen des Werkes nicht spüren und sich an wohlgelungenen Einzelnheiten freuen werden, um so besser dann. Als Roman ist das Buch mißlungen, denn der Plan ist nicht dem Stoff organisch entwachsen, sondern der Stoff ist dem Mechanismus des Aufbaues äußerlich angepaßt: könnte man die Erzählung zerschlagen und eine Anzahl Kapitel daraus zu einem dünnen Bändchen Skizzen vereinen, es hätte vielleicht einen Treffer gegeben.

Weitab von diesem kleinen Getriebe, in welchem auch die industrielle Arbeit einer gewissen Nüchternheit des Auffassens halber nicht so poetisiert wird, wie es ihr im Bereiche der modernen Dichtung zukommt, geleitet uns das schöne Buch, durch das F. Tilgmann dem schwedisch geschriebenen Epos Finnlands, Runebergs ‚Erzählungen des Fähnrich Stål‘ (Leipzig, Hinrichs 1902) neuerdings einen deutschen Leserkreis werben will. Das klassische Werk behandelt den Krieg zwischen Schweden und Rußland vom Jahre 1808, der, großenteils in Finnland geführt, mit der Abtretung des Großfürstentums an das russische Reich abschloß. Ähnlich wie bei anderen Volkssagen — Nibelungen, Chansons de Roland — wird die Niederlage, nicht der Sieg von der Glorie edelster Poesie verherrlicht: das dankbare Gedächtnis der Nation huldigt den Helden, die für sie gefallen sind, und größer, dauernder wird der Ruhm der Überwundenen als der der Sieger. Ganz eigenartig ist der Bau dieser Dichtung: zu zwei Reihen (die zweite ward erst 1860 veröffentlicht) gliedern sich 35 Stücke, die in sehr verschiedenen Formen (Strophen, fünffüßigen Jamben, Trochäen u. a.) nicht zusammenhängend die Folge der Geschehnisse erzählen, sondern anscheinend zerstreute Bilder von einzelnen Männern entwerfen, Feldherr und Offizier, Soldaten aus der Linie und Troßknechte, von der Braut des toten Kriegers erzählt eine der schönsten Nummern (Der Wolke Bruder), wie sie der Alte berichtet, indem er bald vor, bald zurückgreift. Dadurch entsteht eine große Mannigfaltigkeit und lebhafte Bewegung, die Gefahr des Eintönigen ist glücklichst vermieden,

überall wird frisch eingesetzt. Wirkt solchermaßen die Weise der alten finnischen Volkserzähler auf Runeberg ein, ihren Erben, so auch darin, daß der vermeintlichen Zersplitterung des Stoffes zum Trotz die innere Einheit gewahrt bleibt, durchglüht wie das Ganze ist von der Liebe zur Heimat ‚Suomi' (prachtvoll ist der Hymnus ‚Unser Land' im Eingang), dem Reiche der tausend Seen, und zu der alten Selbständigkeit des Volkes. Ich fürchte, es ist unmodern, sich von einer epischen Dichtung ergriffen zu zeigen, in der kleine Gefechte und große Schlachten, Hingebung und Tod, Tapferkeit und Heldenmut von den Strahlen der Poesie umkränzt werden; ich meine eben, allzeit wird für die Menschen, denen Blut in den Adern rollt und nicht etwa Gerstenschleim, der Krieg eine höchste Erhebung des Lebensgefühles bedeuten, wie denn ihm, der Geißel der Völker, auch in dem Weltplane der Vorsehung sein Platz zugestanden wird. — Die Übersetzung von Tilgmann ist hart, ungelenk, durch eine Masse der schwerfälligsten Inversionen um die Wirkung gebracht, in holperigen und gequälten Versen. Der Autor selbst spricht im Vorwort sehr bescheiden von seiner Arbeit und weist ihr im Vergleich mit anderen Übertragungen nur éin Verdienst zu, das der ‚größeren Worttreue'. Das glaube ich gern, obschon ich es nicht beurteilen kann; bezeichnet der Verfasser weiter sein Buch als einen Baustein für eine spätere vollkommene deutsche Gestaltung durch einen berufenen Meister, so läßt sich hoffen, daß eine solche auch Tilgmanns Anteil an der vorbereitenden Bemühung dankbar anerkennen wird. —

Graut uns hier vor dem ‚heiligen Rußland', wie es ein kleines wackeres Volk zermalmt, so gewinnen wir durch einen plötzlich aufklaffenden Spalt Einblick in das Gefüge des Riesenleibes, wenn wir die Erzählungen des rasch berühmt gewordenen Maxim Gorjki (Leipzig, Diederichs, sechs Bände, 1901/2) lesen, den bereits eine fanatische Gefolgschaft umjubelt. Es stimmt recht nachdenklich, zu sehen, welche zerstörenden Kräfte in dem ungeheuren Organismus, der sich heute mit der Masse der größten Weltmonarchien über zwei Erdteile hinlagert, ihr gespenstiges Unwesen treiben. Aber wollte ich auch hier politischen Träumereien nachhängen, so könnte ich doch nervenschwachen Kannegießern den Gefallen nicht tun, daß demnach an dem dräuenden russischen Koloß die Stellen bereits wahrnehmbar wären, wo er demnächst platzen und darauf in sich zusammenbrechen möchte, zur unbändigen Freude der europäischen Nachbarn. Beulen und Schwären sind da, sie haben jedoch diesem riesigen Körper noch lange nicht auf Knochen und Mark gegriffen. Überdies beruhen Gorjkis Erzählungen auf einer sehr einseitigen Anschauung: es ist die russische Welt vom Standpunkte des Landstreichers aus gesehen, des Auswürflings, der Deklassierten, der

Verbrecher. In gewissem Sinne ist das neu in der Weltliteratur. Zwar der Standpunkt war immer da, doch wurde er in der Poesie nur zuweilen durch ein Lotterlied, durch die deutschen Räuberballaden des 15. Jahrhunderts vertreten; Erscheinungen wie der epische Zyklus von dem Outlaw Robin Hood, und der geniale François Villon, den Gaston Paris neulich einer ausgezeichneten Monographie gewürdigt hat, bilden rarste Ausnahmen. Maxim Gorjki ist als ein Gebildeter und Strebender bewußt unter die ‚gewesenen Menschen' (welch furchtbarer Ausdruck!) gegangen, hat sich ihnen angegliedert und mit ihnen gelebt. Er hat jedoch die Fähigkeit nicht eingebüßt, sie zu objektivieren und zu beschreiben. Vor allem ist mir bei seinen Werken, denen eine ganz außergewöhnliche Begabung für das Beobachten zugrunde liegt, eine seltsame Erfahrung zuteil geworden: im Laufe langer Zeit und während weiter Wanderungen durch die Literaturen war ich allgemach ziemlich harthäutig wider Schmutz und Unzucht geworden; innerhalb des letzten Jahrzehntes hingegen hatten mich einzelne Franzosen, das Pack der ‚Décadents' und ihre schwächlichen deutschen Nachahmer wieder empfindlich gemacht: Gorjki wühlt vom ersten Blatt bis zum letzten in Unflat und Gemeinheit, und doch hat mir das seine Bücher nicht verekelt, seine Gaben nicht verleidet. Gewiß erklärt sich das zum Teil aus seiner, bei aller Schrecklichkeit der Dinge diskreten Ausdrucksweise. Hauptsächlich jedoch ist der Horizont, in den er seine Geschichten einspannt, so grandios, Meer und Land sind so allmächtig, die Menschen so zwerghaft daneben, daß ihre Sünden gar nicht mit ihrer vollen Verruchtheit wirken, sondern als ein Stück des Naturlebens fast ihre Stelle darin haben, wie das Böse, das sich vom grauen Anbeginn her in die Schöpfung gedrängt hat, der Geist des Verneinens. Gorjki handhabt sehr verschiedene Arten von Technik mit zunehmender Gewandtheit, er schreibt Geschichten mit Anfang und Ende, mit Pointe und Absicht, dann überläßt er sich hie und da ganz seinen Eindrücken und schleudert sie anscheinend ungeordnet aufs Papier, was ihnen den Charakter des Endlosen verleiht, eines bloßen Ausschnittes unbegrenzter Erfahrung. Nachmals ist er auch tendenziös geworden, klagt die russische Gesellschaft an, ihr hartes Gerippe von Hierarchie, Bureaukraten und Militär, wird sozialpolitisch und zuweilen anarchistisch. Vielleicht ist er noch nicht fertig und faßt sich zu geschlossenen Kompositionen großen Stiles zusammen (seinen Versuchen in Roman und Drama möchte man diese Qualität noch nicht zuerkennen), bis jetzt zeugen seine Arbeiten insbesondere von einer erstaunlichen Kraft des Anschauens und Schilderns. Da blinkt nichts Phrasenhaftes, da ärgert nichts Gemachtes; daß der Ozean in dieser fast grenzenlosen Fülle mannigfaltigster Eindrücke auf den Menschen wirkt, muß auch der Leser für wahr halten, dessen nachempfindende Bildkraft nur Weniges von der Pracht

der europäischen Meere in sich aufgenommen hat. Die Belebung der wilden Wasserwüste und ihres Gegenbildes, der Steppe, gewährt nur ein einzelnes Beispiel für das Grundvermögen, das die Erzählungen Gorjkis trägt, nämlich die Fähigkeit, Alles zu poetisieren und ins Lebendige umzusetzen, gelegentlich auch ins Groteske zu verzerren. Darin überragt er vielleicht die meisten russischen Dichter der Gegenwart und darin liegt auch der starke Einfluß begründet, den er nach dem Westen hin ausübt. Der Übersetzer Feofanoff erklärt Gorjki am Schluß des Vorwortes schlechtweg für den größten russischen Schriftsteller; das scheint mir eine böse Übertreibung. Alle die Erzähler Rußlands aus der letzten und vorletzten Generation sind bei Turgenjew in die Lehre gegangen und bisher hat noch keiner von ihnen den Meister übertroffen. Nationaler, russischer sind sie allerdings nach und nach geworden, das hat jedoch ihre Künstlerschaft im allgemeinen nicht gefördert, sondern geschädigt. Ich verkenne nicht das Großartige, das Elementare in der russischen Erzählungspoesie unserer Tage, wir mögen es genießen, vielleicht auch davon lernen, aber wir brauchen nicht, wie es jetzt im Jargon der internationalen Journalisten heißt, Kotau zu machen vor diesem Wesen und in ein Gezappel frenetischer Bewunderung auszuarten. Wenn wir den heutigen Stand der europäischen Literaturen richtig bewerten, so dürfen wir ohne läppischen Chauvinismus noch immer der deutschen ihren ersten Platz einräumen, sollte sie auch nicht sobald einen russischen Einschag bekommen.

Maxim Gorjki sagt selbst in einem Briefe von sich, Wladimir Korolenko habe ihn schriftstellern gelehrt. Darauf hin habe ich mit Spannung das kleine Buch gelesen, das eben erschien: ‚Der Wald rauscht‘ (Inselverlag, Leipzig 1903) und gefunden, daß diese Erzählungen wirklich voll Poesie stecken, aber auch voll Kunst im engeren Sinn, so daß ich meine, Gorjkis fernere Worte seien gleichfalls richtig, wenn er wenig von Korolenko gelernt habe, so trage er, Gorjki, die Schuld. In der Tat hätte Gorjki noch manches von Korolenko lernen dürfen, denn ich habe Nichts von ihm kennen gelernt, das sich an poetischer Wirkung mit ‚Der Wald rauscht‘, an tiefster Empfindung mit ‚In der Osternacht‘ und an schönem Schwung der Phantasie mit dem ‚Traum des armen Makar‘ messen möchte. Aber Gorjki bleibt wirklich ein großer Schriftsteller, und es ziemt sich, daß wir ihn studieren, obschon mancher Leser dabei wird Abneigungen überwinden müssen. Denn schließlich gibt es denn doch nur éine Poesie und ihre Ausdrucksmittel sollen gemehrt und gesteigert werden, wie es dem Wesen unserer Zeit gemäß ist: unterstützt von der ‚öffentlichen Meinung‘, wofern es sein kann; wofern nicht, nun dann wider diese ‚öffentliche Meinung‘. —



Eine Erklärung der Gravitation.

Von **Aloys Müller.**

Aufgabe der physikalischen Naturwissenschaft ist, die Naturvorgänge zu erklären. Kirchhoff hat in seinen „Vorlesungen über mathematische Physik" als Ziel der Mechanik aufgestellt, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben". Diese Definition, die man auf die ganze Physik ausgedehnt hat, ist viel umstritten worden. Wie aus einem Briefwechsel Du Bois-Reymonds mit Eugen Dreher hervorgeht,*) wollte Kirchhoff weiter nichts ausdrücken, als was er auch in seiner gesamten wissenschaftlichen Tätigkeit konsequent durchzuführen sich bemühte, die Überzeugung nämlich, daß man sich unter der Kraft nichts Wirkliches vorzustellen vermöge.

Damit hat Kirchhoff klar ausgesprochen, worin die Erklärung der Naturvorgänge, wenn anders sie eine wirkliche Erklärung sein will, bestehen muß, nämlich in ihrer Zurückführung auf letzte unveränderliche Ursachen, wie Helmholtz in der Einleitung seiner Schrift „Über die Erhaltung der Kraft" das Ziel formuliert hat. Als solche Ursachen fassen wir die drei Urgrößenarten Zeit, Raum und Masse. Da nun zwischen diesen Größenarten keine andere Relation möglich ist als die Bewegung, so kommt die Naturwissenschaft dazu, alle Kräfte auf Bewegungen zurückzuführen. In diesem Bestreben, die Qualitätsverschiedenheiten der Kräfte vom Objekt aus zu subjektivieren, findet sie ja eine mächtige Bundesgenossin in der Physiologie, die denselben Zweck vom Subjekt aus verfolgt.

Dem Prinzip der mechanischen Naturansicht muß natürlich auch jede Erklärung der Gravitation unterworfen sein, wenn sie mit dem Geiste moderner Naturwissenschaft übereinstimmen und den Anspruch auf eine verständliche Erklärung erheben will. Derartige mechanische Gravitationstheorien wurden bereits mehrere aufgestellt. Die besten unter diesen sind die

---

*) Eugen Dreher, Die Grundlagen der exakten Naturwissenschaft im Lichte der Kritik. Dresden 1900, S. 114.

Theorien von Secchi*) und Isenkrahe.**) Secchi hat in seinem genialen Werk seine Erklärung ohne Anwendung mathematischer Symbole ziemlich allgemeinverständlich dargelegt, während Isenkrahe sich mehr an Fachkreise wendet. Wenn ich es nun hier versuche, mit Hilfe von nur ein wenig Mathematik, die über Gymnasialanforderungen nicht hinausgeht, die Isenkrahesche Theorie für weitere Kreise darzustellen, so geschieht dies zunächst einmal aus historischem Interesse. Isenkrahes Theorie ist als eine der konsequentesten Durchführungen des mechanischen Prinzips sicherlich ein mindestens prinzipiell bedeutungsvolles Moment in der Geschichte der neueren Physik. Ich tue es zweitens mit Rücksicht auf solche, die, wenn sie auch etwas von der Wellenbewegung des Lichtes u. ä. wissen, doch noch nichts von einer mechanischen Erklärung der Schwerkraft gehört haben oder sich doch keine rechte Vorstellung davon machen können, wie denn eigentlich so eine Erklärung jener mystischen Kraft aussieht. Drittens endlich bewog mich dazu der Umstand, daß ich die Isenkrahesche Theorie für die sicherste halte und glaube, daß die folgenden in irgend einer Weise darauf zurückgreifen oder wesentliche Punkte aus ihr in sich aufnehmen müssen. Vielleicht läßt sie sich mit Secchischen Ausführungen kompensieren, und auch mit der Ansicht einer Mitbetätigung von elektrischen Kräften, auf die man ja neuerdings so gern rekurriert, zeigt sie merkwürdige Berührungspunkte. Die Schwierigkeiten, die sie in der vorliegenden Form bietet, sollen durchaus nicht übersehen werden; mehrere werden wir später besprechen.

Ich möchte mich noch zuvor ausdrücklich gegen den Vorwurf verwahren, die Hypothesensucht in Sachen fördern zu wollen, über die sich etwas auch nur einigermaßen Sicheres nicht ausmachen läßt. Ich bin selbst entschieden der Ansicht, daß die Frage einer Gravitationserklärung noch lange nicht spruchreif ist. Man mag a priori noch so felsenfest von der Unmöglichkeit einer unendlich schnellen Wirkung überzeugt sein, ein integrierender Bestandteil der exakten Naturforschung kann eine Gravitationserklärung erst dann werden, wenn experimentell nachgewiesen ist, daß die Gravitation Zeit zu ihrer Wirkung gebraucht. Übrigens wird man mich schon allein deshalb, weil ich als ersten Grund das historische Interesse hinstellte, nicht als Hypothesenschwärmer

*) Die Einheit der Naturkräfte. Braunschweig 1892. Isenkrahe hat Secchis Rotationstheorie nach der 1. Auflage von 1876 kritisiert. In der 2. Auflage von 1884 (1892 erschien nur eine neue Ausgabe) hat der Übersetzer R. Schulze die betreffenden Partien des Werkes aus Anlaß der Isenkrahe'schen Kritik neu bearbeitet. Unabhängig von ihm, aber in der gleichen Weise hat Stallo (The Concepts and Theories of modern Physics, 1881) die Theorie Secchis kritisiert.

**) Das Rätsel von der Schwerkraft. Braunschweig 1879; seine Erklärung gehört zu den Stoßtheorien. Eine vollständige Übersicht über die bisherigen Gravitationstheorien findet man in der Beil. zu „Wiedemanns Annalen", 1897.



ansehen dürfen. Außerdem möge man bedenken, daß ich die Sache mehr vom Standpunkte der Naturphilosophie betrachte und daß man zu einer Hypothese nicht nur von unten herauf, sondern auch von oben herab kommen kann.

I.

Die allgemeine Grundlage der Theorie, den Geist, in dem sie gedacht ist, habe ich oben entwickelt. Hier müssen wir auch Einiges über ihre speziellen Voraussetzungen hören. Solche Voraussetzungen sind:

1. Die Atomtheorie. Die Philosophie verlangt einen atomistisch geteilten Stoff, und in der Naturwissenschaft kommen wir ohne ihn nicht aus. Darum sind mit verschwindend kleinen Ausnahmen alle Naturforscher Atomisten. Scharfe Gegner haben der Atomismus und die auf ihm basierende Naturanschauung in neuerer Zeit an den Energisten (Ostwald, Helm, Mach, Scheye, Stallo u. a.) gefunden. Zwar wollen sie den Atomismus als Forschungsprinzip, als Hilfsmittel der Forschung gelten lassen, lehnen ihn aber ab, wenn er den Anspruch erhebt, Wahrheit und gar Weltansicht zu sein. Sie kommen, mögen sie sich auch manchmal selbst darüber täuschen, vom erkenntnistheoretischen und nicht vom physikalischen Standpunkte zu ihrer Lehre. Dadurch läuft ihnen ein Irrtum mit unter, der gerade bei erkenntnistheoretischen Umwälzungen aus leicht verständlichem Grunde sich am schnellsten einstellt: die Überspannung einer sehr berechtigten Idee. In der Tat spitzt sich die moderne Naturwissenschaft und Philosophie immer mehr zu der Erkenntnis zu, daß man mit starrer Materie nicht durchkommt. Der Begriff der Materie scheint einer Änderung unterworfen werden zu müssen. Ob aber im Grunde die Atome starre Materie oder Energie darstellen, darüber sagt der Atomismus gar nichts aus. Auch die mechanische Naturanschauung will weiter nichts, als alle Mystik aus der Naturwissenschaft verbannen und läßt den Begriff der Materie ebenfalls offen. Atomismus und Energismus widersprechen sich weniger, als man gemeinhin glaubt. In irgend einer Form müssen und werden Atomismus und mechanische Weltansicht ein Bestandteil jeder späteren Naturanschauung bleiben. Ob es aber wohl je gelingen wird, alle Vorgänge der unorganischen Natur in Bewegung aufzulösen? Das ist, selbst prinzipiell genommen, unbedingt eine Frage der Zeit. Vielleicht besitzt (oder ist) die Materie immanente Energie, die im allertiefsten Grunde der Dinge in einer der mechanischen Naturanschauung nicht widersprechenden Weise wirkt. Vielleicht, wenn wir die Dinge wieder einmal anders anzuschauen gelernt haben, finden wir einen Ausgleich zwischen Mechanik und Energie (im philosophischen Sinne) und wenn jemand sagen wollte, die energetische Richtung der modernen Naturwissenschaft sei geeignet und bestimmt, eine solche Zukunft anzubahnen, so würde ich es für voreilig halten, dieser Behauptung zu widersprechen.

2: Das Dasein des Äthers in Form eines Gases. Das Dasein eines imponderablen Mediums, das die weiten Räume des Weltalls ebenso wie alle Körper erfüllt und das uns durch seine Schwingungen Kunde von den fernsten Sternen bringt, wird wohl kaum irgendwo bezweifelt. Da alle Materie atomistisch geteilt ist, muß es der Äther ebenfalls sein; auch die neueren und neuesten optisch-elektrischen Untersuchungen weisen zwingend auf eine atomistische Struktur des Äthers hin. Dann aber kann man ihn sich kaum anders vorstellen denn als Gas, d. h. als Materie, deren Atome mit großer Geschwindigkeit nach allen möglichen Richtungen hin den Raum durcheilen.

2. Die Unelastizität der Atome. Die Elastizität besteht darin, daß die Teilchen eines Körpers gegeneinander verschiebbar sind. Faßten wir also die Atome als elastisch auf, so wären wir gezwungen, ihnen wieder eine atomistische Struktur beizulegen. Ganz abgesehen davon, daß wir diese Reihe nach Belieben fortsetzen könnten, ist dadurch von vornherein jede Erklärung der Elastizität ausgeschlossen; wir müßten sie als irgend eine mystische Kraft mit in den Kauf nehmen; das widerspricht aber unserem oben entwickelten Prinzip.

Ganz besonders ist die vollkommene Elastizität abzuweisen. Wir betrachten, wie wir später sehen werden, die Gravitation als einen durch das Dasein der Körpermolekel in bestimmter Weise modifizierten Stoßeffekt der Ätheratome. Jeder Stoßeffekt hängt aber nur ab von der Masse, Zahl und Geschwindigkeit der Atome. Die Masse müssen wir unter allen Umständen als konstant nehmen. Nun bedarf es aber bei der Annahme einer vollkommenen Elastizität keiner weiteren mathematischen Rechnung, um einzusehen, daß die Zahl und Geschwindigkeit der elastischen Atome durch die Anwesenheit eines Molekels nicht geändert wird. Wir kommen demnach mit dieser Annahme nicht weiter, da der Stoßeffekt immer der nämliche bleibt.

II.

Treten wir nun in die Theorie ein und halten wir uns vor Augen, daß sie unter den vorhin gegebenen Voraussetzungen rein aus der Relation der drei Urgrößenarten Zeit, Raum und Masse die Formel des Gravitationsgesetzes $\frac{m_1 m_2}{r^2}$ entwickeln muß.

Wir bezeichnen im Folgenden die Masse eines Ätheratoms mit der Konstanten μ, die durchschnittliche Geschwindigkeit desselben mit c, die Zahl der Ätheratome, die in der Zeiteinheit die Raumeinheit passiert, mit ν, die Masse eines Körpermolekels mit m, den Radius des Molekels mit r.

Wir fassen das Körpermolekel als kugelförmig; den Grund werden wir gleich einsehen. Betrachten wir zunächst ein ruhendes Molekel. Die Ätheratome stoßen von allen Seiten auf dasselbe. Denken wir uns, ein Atom träfe in zentralem



Stoß, so wird die Bewegungsgröße des Atoms wegen seiner Unelastizität vernichtet. Trifft ein Atom unter einem Winkel auf, so können wir nach dem bekannten Satz vom Kräfteparallelogramm die Wirkung in zwei Komponenten zerlegen, eine zentrale und eine tangentiale. Die letztere wird bei allen aufstoßenden Atomen durch die von den entgegengesetzten Seiten her erfolgenden Wirkungen kompensiert und gleich Null. Nur die erstere scheint geeignet, irgend eine Bewegung hervorzurufen. Da wir aber voraussetzten, daß die Ätheratome nach allen Richtungen hin im Raume sich bewegen, so schlagen sie auch aus allen Richtungen auf, und da nicht der mindeste Grund vorhanden ist, der den Äther ungleichmäßig verteilt, so wird sowohl diese zentrale Komponente als auch ein voller, zentraler Stoß durch entgegengesetzte Stöße kompensiert. Die ganze Ableitung ist weiter nichts, als das bekannte Prinzip von der Erhaltung des Schwerpunktes.

Das gilt aber nur für eine gewisse Zeitdauer, sagen wir einmal eine Sekunde. Für diese Zeit wird die Wirkung der Atome eine gleichzeitige und darum gleich Null sein. Nehmen wir aber einmal $\frac{1}{10000}$ Sekunde. In dieser Zeit kann ein Atom das Molekel in einem Punkte getroffen haben, ohne daß gleichzeitig die Wirkung von entgegengesetzter Richtung ausgeglichen wird. Der Stoß bringt also das Molekel ein klein wenig aus seiner Lage. In der zweiten $\frac{1}{10000}$ Sekunde trifft ein anderes Atom und führt eine andere Wirkung herbei u. s. w. Das Molekel muß also um seine Mittellage oszillieren. Vielleicht können wir diese Molekularschwingungen als Ursache der Wärme fassen.

Noch eine weitere Wirkung haben die Atomstöße. Die Molekel sind keine einheitlichen, körperlichen Individuen, sondern Atomaggregate. Betrachten wir einen Durchschnitt durch ein Molekel. Die aufstoßenden Ätheratome müssen innerhalb einer genügend langen Zeit notwendig die Körperatome zu einem Kreise zusammendrängen wegen des für diese Zeit gleichmäßigen allseitigen Druckes. Nehmen wir aber eine kleinere Zeit, so wird ein aufprallendes Ätheratom die Kreisform etwas zerstören, und so alle Atome im Augenblicke des Aufpralls. Die Peripherie des Querschnittes wird also, wie Isenkrahe sich ausdrückt, „um die Kreisform oszillieren".

Dehnen wir diesen Effekt auf das ganze Molekel aus, so haben wir zunächst den Grund, weshalb wir es als kugelförmig voraussetzten, und können dann noch eine weitere Folgerung ziehen. Denken wir uns zwei Molekel aufeinanderprallen, so wird eine Zerstörung, ein Eindruck der Kugelform erfolgen. Die Ätheratome aber, die mit einer ungeheuren Geschwindigkeit und in unermeßlicher Zahl aufschlagen, (in 1 cm^3 Luft sind zirka 20 Trillionen Molekeln enthalten und finden pro Sekunde 4980, in einem cm^3 Wasserstoff 9480 Millionen Zusammenstöße statt), suchen die Kugelform in einem ganz



minimalen Zeitmoment wiederherzustellen, und zwar muß die größere Wirkung gerade in der Zentrale von jedem Molekel auf das andere zu erfolgen, weil ja von diesen Seiten keine Atome auftreffen. Die Folge muß sein, daß die Molekel von einander abprallen — sie sind elastisch. Erhalten die Ätheratome infolge einer Zufuhr von Wärme oder Anwendung eines elektrischen Stromes eine größere oder einseitige Geschwindigkeit, so würden sie nicht nur die Form der Molekel beeinflussen, sondern sie sogar zerstören und auflösen können — chemische Wärme- oder Elektrizitätswirkungen.

Fassen wir nun den Einfluß des Molekels auf den Äther ins Auge. Beim schiefen Stoß müssen die Atome vom Molekel abgleiten und zwar, wie uns die vorhin gegebene Zerlegung in die zentrale und tangentiale Komponente zeigt, mit geringerer Geschwindigkeit, als sie vor dem Stoß besaßen. Wir stellen uns mit der Mehrzahl der Atomisten die Atome als rotierend vor. Wie Poinsot gezeigt hat, kann ein rotierender Körper beim Aufstoß auf einen anderen je nach der Drehungsrichtung und dem Stoßwinkel eine Verzögerung oder Beschleunigung seiner Geschwindigkeit erfahren. Da wir aber keinen Grund für die Annahme haben, daß bei den Atomen eine Verzögerung im allgemeinen eher als eine Beschleunigung eintritt, so können wir uns bei rotierenden Atomen die Geschwindigkeitsänderung durch den Stoß durchschnittlich nicht anders vorstellen als bei nicht rotierenden. Ziehen wir noch die Zahl der abfliegenden Atome in Betracht, so führt uns die Rechnung dahin, daß $2 \nu r^2 \pi$ Atome während einer Sekunde das Molekel verlassen mit der Durchschnittsgeschwindigkeit

$$\frac{2}{3} c \frac{3 \mu^2 + 3 \mu m + m^2}{2 \mu^2 + 3 \mu m + m^2}$$

Wie man sich leicht überzeugen kann, ist dieser Ausdruck kleiner als c.

Der Umstand, daß eine Anzahl von Atomen mit geringerer Geschwindigkeit das Molekel verläßt, hat eine doppelte Folge.

Erstens bewirkt er, daß der Druck des Äthers in dem das Molekel umgebenden Raume einseitig vergrößert wird in der Richtung von dem Molekel her. Denn da der Ätherdruck nichts anderes ist als die Summe der Effekte aller von allen Seiten wirkenden Stöße, so muß dieser Druck in der Richtung von dem Molekel her infolge der geringeren Zahl und kleineren Geschwindigkeit der von dort kommenden abgeglittenen Atome kleiner sein als in der Richtung auf das Molekel zu, von wo die Atome in voller Zahl und mit ungeminderter Geschwindigkeit eintreffen. Die Verringerung des Druckes von der einen Seite ist selbstverständlich gleichbedeutend mit einer Vergrößerung des Druckes von der anderen Seite. Sehen wir zu, wie sich diese Modifikation des Druckes mit der Entfernung ändert. Wir müssen dabei

vor Augen halten, daß sie durch die abprallenden Atome verursacht wird. $2\nu r^2\pi$ Atome werden, wie wir vorhin hörten, von dem Molekel reflektiert und verteilen sich natürlich gleichmäßig im Raume. Denken wir uns um das Molekel mit den Radien $R_1\, R_2\, R_3$ u. s. w. Kugelschalen beschrieben, so wird ihre Größe sein $4R_1^2\pi$, $4R_2^2\pi$, $4R_3^2\pi$ u. s. w. Da sich nun die $2\nu r^2\pi$ Atome auf jede ganze Fläche verteilen, so sind auf jeder Flächeneinheit $\frac{2\nu r^2\pi}{4R_1^2\pi}$, $\frac{2\nu r^2\pi}{4R_2^2\pi}$, $\frac{2\nu r^2\pi}{4R_3^2\pi}$ u. s. w. Atome zu treffen. Diese Zahlen verhalten sich aber wie

$$\frac{1}{R_1^2} : \frac{1}{R_2^2} : \frac{1}{R_3^2} \text{ u. s. w.}$$

Der Überschuß des Ätherdruckes auf das Molekel zu ist also umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung.

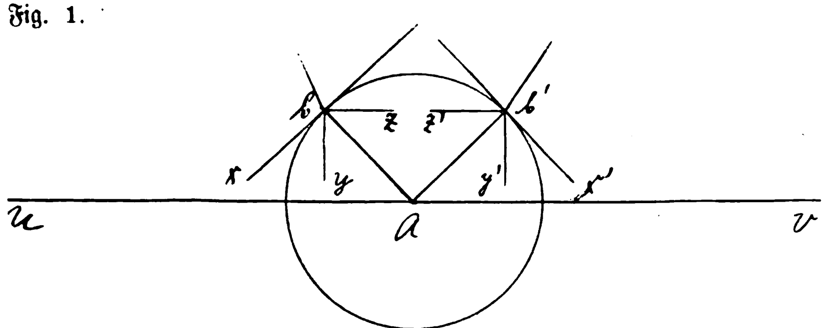
Eine zweite Folge jenes Umstandes wird die sein, daß der Äther in der Umgebung des Molekels etwas verdichtet wird, zunächst deshalb, weil ja zu den sonstigen Ätheratomen noch die von dem Molekel abgeprallten kommen. Wenn wir die Atome als elastisch vorausgesetzt hätten, würde dieser Schluß natürlich auch Geltung haben. Aber es ist klar, daß bei unserer Annahme von unelastischen Atomen wegen der geringeren Geschwindigkeit derselben die Dichtigkeit des das Molekel umgebenden Äthers noch etwas größer wird, als sie es bei elastischen Atomen sein würde.

Die Gestalt des Molekels ändert die Wirkung auf den Äther. Ein ellipsoidenförmiges Molekel würde in der Richtung der längeren Achse mehr Atome abprallen lassen als in der Richtung der kürzeren. Anders wieder verhielte es sich, wenn wir dem Molekel ebene Flächen zulegten. Vielleicht kann das zur Erklärung einiger Molekularkräfte dienen. Ähnliche Betrachtungen sind ja schon von Kronberg u. a. durchgeführt.

III.

Wir haben bisher das Molekel als ruhend vorausgesetzt. Sehen wir nun, wie sich der Einfluß des Äthers auf ein bewegtes Molekel gestaltet.

Fig. 1.



Das Molekel A (Fig. 1) bewege sich in der Richtung uv. Ein Ätheratom treffe in b auf. Die Wirkung desselben zerlegen wir in die Komponenten bx und bA. Die erste tangentiale Komponente wird offenbar kompensiert (wir betrachten nur die Atome, die auf der von unserem Standpunkte aus linken Seite des Molekels aufschlagen), bleibt deshalb unberücksichtigt. Die zweite zentrale zerlegen wir wieder in by senkrecht auf uv und in bz parallel zu uv; by wird gleichfalls kompensiert und deshalb Null. Nun bleibt noch die Komponente bz übrig, die offenbar der Bewegung des Molekels günstig ist.

In dem b gegenüberliegenden Punkte der oberen Kugelschale b' treffe unter gleichen Voraussetzungen ein Atom auf. Von ihm brauchen wir gleichfalls nur die Richtungskomponente $b'z'$ zu berücksichtigen. Sie wird der Bewegung des Molekels ungünstig sein. Wir können nun beide Komponenten berechnen. Subtrahieren wir sie, so ergibt sich für die rechte ein Überschuß, d. h. es existiert rechts eine Kraft, die die Bewegung des Molekels zu hemmen sucht. Daß es so sein muß, zeigt auch eine einfache Überlegung; denn die Ätheratome, die gegen die Richtung der Bewegung aufschlagen, müssen größere Wirkung haben als die, die in der Richtung treffen.

Aber nicht nur die Geschwindigkeit, sondern auch die Zahl der Atome muß man in Rechnung ziehen. Die Zahl der Atome, die vorne, im Apex, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aufschlagen, ist größer als bei einem ruhenden Molekel, denn wenn ein ruhendes in der Zeit t die Stöße von x Atomen empfängt, so empfängt es bei der Bewegung in derselben Zeit t die Stöße von soviel Atomen mehr, als in dem Raume sind, den es in der Zeit t durchläuft. Wir stehen somit vor der ebenso wichtigen wie interessanten Aufgabe, zu bestimmen, wie viel Atome sich durchschnittlich in irgend einer Raumgröße befinden. Die Rechnung ergibt, daß sich in der Raumeinheit durchschnittlich $2\frac{v}{c}$ Atome befinden. Hieran anschließend ist es uns übrigens möglich, die Entfernung der Atome von einander zu berechnen. Denken wir uns die Raumeinheit in Würfelgestalt; die Entfernung möge ε heißen und in der Längeneinheit $x$mal enthalten sein. Also $x.\ \varepsilon = 1$; $x = \frac{1}{\varepsilon}$; $x^3 = \frac{1}{\varepsilon^3}$. Da nun in der Raumeinheit x^3 Atome sind, nach dem vorigen aber auch $2\frac{v}{c}$ Atome, so ist $\frac{1}{\varepsilon^3} = 2\frac{v}{c}$ und $\varepsilon = \left(\frac{c}{2v}\right)^{\frac{1}{3}}$.

Von unserem bewegten Molekel kommt nur der Querschnitt in Betracht. Er ist $= r^2\pi$, wenn r der Radius des Molekels ist. In der Zeiteinheit durchwandert also das Molekel den Raum $r^2\pi v$, falls wir mit v die



Geschwindigkeit bezeichnen. Die Zahl der Atome in diesem Raume ist $= \frac{2\nu}{c} r^2 \pi v$. Diese Atome durchsetzenden Raum nach allen Richtungen. Wir haben es aber hier nur mit den Atomen zu tun, die vom Apex her kommen, also mit $\frac{\nu}{c} r^2 \pi v$. Soviel Atome treffen also auf der vor deren Hälfte mehr, auf der hinteren weniger auf. Zu dem vorhin erhaltenen Überschuß infolge der Geschwindigkeit tritt demnach noch ein Faktor infolge der Zahl hinzu, so daß diese beiden Faktoren zusammen den Widerstand des Mittels repräsentieren.

Mit Hilfe der bisherigen Betrachtungen können wir nun die Wirkungen begreifen, die zwei ruhende Molekel auf einander ausüben. Ein einziges würde nur kleine Oszillationen erfahren. Da aber der Äther von ihm beeinflußt wird, hört das Gleichgewicht auf, sobald ein zweites Molekel hinzutritt. Die Ätheratome, die von beiden herkommen, haben eine geringere Durchschnittsgeschwindigkeit, die Molekel werden einseitig beeinflußt, so, daß die stärkere Beeinflussung genau in der Zentralen von dem einen auf das andere zu erfolgt. Die beiden müssen sich unter dem einseitigen Druck gegen einander bewegen: sie ziehen sich an, wir haben Gravitationswirkung.

Bezeichnen wir die Entfernung der Molekel mit E und nehmen E gegen die Radien der beiden Molekel ϱ und ϱ_1 unendlich groß an, so läßt sich ein Ausdruck für die Summe der gegenseitigen Einwirkung aufstellen, in dem E^2 als Nenner vorkommt. Sobald wir die Molekel nähern, wird also E^2 zu groß; denn wir müssen in diesem Falle mit der Entfernung der Oberflächen und nicht der Schwerpunkte rechnen. Wenn wir das berücksichtigen, tritt als Nenner $(E-\varrho-\varrho_1)^2$ auf, und da ϱ und ϱ_1 jetzt gar nicht mehr verschwindend klein sind gegen E, so wird der ganze Bruch sehr groß, m. a. W.: die Anziehungskraft wächst plötzlich ganz unverhältnismäßig, wenn die Entfernung der Molekel gering wird. Man könnte daraufhin vermuten, daß Adhäsion, Kohäsion, Affinität, alles Kräfte, die eine relativ viel größere Wirkung besitzen als die Gravitation, nur andere Namen sind für die in der Nähe und deshalb bedeutend stärker wirkende Gravitation. Der Umstand, daß man zu dieser Vermutung auch schon auf anderem Wege gelangt ist, spricht sehr für unsere Theorie.

(Schluß folgt.)







Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens.

Von J. C. Poestion.

[Vorbemerkung. Von den in diesem Aufsatze vorkommenden isländischen Typen ð, þ bezeichnet ð die stimmhafte, þ die stimmlose interdentale Spirans (ð beiläufig th in engl. father, þ beiläufig th in engl. to think)].

Die neuisländische Literatur trieb bekanntlich die schönsten Blüten auf dem Gebiete der Lyrik, zuerst der religiösen, dann — besonders im neunzehnten Jahrhundert — auch der profanen. Die lyrische Poesie der Isländer hat sich durch ihren dichterischen Schwung und ihre nationale Eigenart sogar zu so entschiedener Geltung zu bringen vermocht, daß ihr bereits ein unbestrittenes Plätzchen in der Weltliteratur eingeräumt wurde. Neben der Lyrik entstanden erst spät auch die für Island neuen Dichtungsgattungen: die Novelle und das Drama.

Denn wenngleich schon in der späteren altisländischen Literatur erdichtete Erzählungen — im Gegensatze zu den echten, auf historischen Ereignissen beruhenden Sagas — sich vorfinden (wie z. B. die Víglundar saga), die übrigens von sehr geringem ästhetischen Werte sind, so bildet die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entstandene Novellistik doch keine Fortsetzung jener alten Erzählungskunst, sondern sie verdankt ihre Entstehung fremden Einflüssen.

Noch weniger läßt sich das isländische Drama aus alten heimischen Vorbildern oder Motiven ableiten, obgleich gewisse Gedichte, besonders der Lieder-Edda (wie z. B. die Lokasenna), vor Allem aber die Sagas manche hochdramatische Szenen enthalten. Auch die isländische Dramatik ist vielmehr fremdem Samen entsprossen, für den der Boden der wüsten, weltabgeschiedenen Insel überdies nichts weniger als günstig war. Während daher die Novellistik sich ziemlich rasch entwickelte und heute in den Erzählungen Gestur Pálssons, Einar Hjörleifssons u. A. bereits ganz gediegene Schöpfungen aufzuweisen hat, ist die isländische Dramatik über die Anfänge noch immer nicht recht hinausgekommen. Die dramatische Literatur Islands gleicht noch immer einer exotischen Treibhauspflanze, wenngleich alle Anzeichen dafür

sprechen, daß auch sie auf Island ein kräftiges Gedeihen finden werde. Noch mißlicher ist es natürlich mit der Schauspielkunst bestellt, da hier die fremden Vorbilder fehlen.

Ich habe in meiner neuisländischen Literaturgeschichte („Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung" Leipzig 1897) die Novellistik und Dramatik noch ziemlich nebensächlich behandelt, entsprechend ihrer inferioren Stellung der Lyrik gegenüber. Eine selbständige, wenngleich nur skizzenhafte Darstellung habe ich dem „Drama und Theater Islands" später über Aufforderung der Redaktion von „Bühne und Welt" in dieser Zeitschrift (V. Jahrg., S. 190—197) gewidmet. Wenn ich mich nun gleichwohl gerade mit dem noch schwächlichsten Produkte der neuisländischen Dichtung hier nochmals und zwar ausführlicher beschäftige, so geschieht dies erstens: um eine Referentenpflicht zu erfüllen, die mir von isländischen Dichtern durch Einsendung ihrer neuen dramatischen Arbeiten auferlegt wurde, und zweitens: um auf Grund der von mir selbst gesammelten Materialien über das isländische Drama und Theaterwesen einige ergänzende Bemerkungen an Karl Küchlers vor kurzem erschienene Monographie über die isländische Dramatik*) zu knüpfen, und auch einige irrige oder ungenaue Angaben über diesen Gegenstand in anderen Schriften zu berichtigen. Dabei liegt mir selbstverständlich nichts ferner, als mir auf dem Gebiete des isländischen Theaterwesens etwa irgend eine Autorität beizumessen. Dies wäre für einen Ausländer, der nicht in der Lage ist, selbst die isländischen Bibliotheken und Handschriftensammlungen zu durchforschen, geradezu eine Vermessenheit. Aber da ich mich einmal mit diesem Gegenstande zu beschäftigen hatte, war ich wenigstens bemüht, so viel und so zuverlässiges Material als möglich zusammenzubringen, um namentlich in die Anfänge des isländischen Dramas und Theaterwesens einen genaueren Einblick zu gewinnen; denn wenn dies vielleicht auch den Isländern selbst, die ihr heimisches Drama und Theaterwesen noch sehr gering schätzen, nichtig und daher überflüssig erscheinen mag, so dünkt es mich vom literarhistorischen Standpunkte im Hinblicke auf eine keineswegs ausgeschlossene gedeihliche Fortentwicklung dieses Kulturzweiges auf Island doch geboten, gerade seine ersten Anfänge zu verfolgen und darzulegen. Ich teile in dieser Hinsicht ganz die Ansicht Küchlers. Im Übrigen wollen die folgenden Zeilen nichts anderes sein als ein ganz

*) Geschichte der isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900). Von M. phil. Karl Küchler. Heft II. Dramatik. Leipzig. Hermann Haacke. 1902; vgl. auch den Aufsatz desselben Autors in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. XII, S. 1—21: „Zur Geschichte der isländischen Dramatik", aus dem diese Monographie hervorgegangen ist.



anspruchsloser Beitrag zu dem behandelten Thema und — ein Anlaß für die Isländer, sich endlich doch selbst eingehender mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, um meiner unzulänglichen Darstellung eine gründlichere Bearbeitung entgegenzustellen.

* * *

Ich kleide meine Ausführungen in die Form einer selbständigen Skizze über die Entwicklung des isländischen Dramas und Theaterwesens, ohne jedoch wie Küchler auch auf die ungedruckten dramatischen Versuche — bis auf wenige Ausnahmen — Rücksicht zu nehmen. Die Behandlung dieses Themas, insbesonders des isländischen Theaterwesens, ist wegen des überaus dürftigen Quellenmaterials mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Eine zusammenhängende Darstellung der isländischen Dramatik und Schauspielerei von einem Isländer oder einem anderen Fachmann als Küchler existiert nicht, und das sonstige gedruckte Quellenmaterial beschränkt sich fast ausschließlich auf gelegentliche und recht karge Notizen und Bemerkungen in einigen, an den betreffenden Stellen zitierten, zumeist isländischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen.*) Auch in den verschiedenen Sammlungen isländischer Handschriften sollen sich nach meinen bei den besten Kennern dieser Sammlungen eingeholten Informationen außer dem Wenigen, worüber ich am gehörigen Orte berichten werde, keinerlei Aufzeichnungen über theatralische Aufführungen auf Island und keine Manuskripte isländischer Dramen vor und nach der Zeit der ersten bekannten Schulkomödien (Ende des 18. Jahrh.) vorfinden. Selbst das speziell für die Schulkomödie in Betracht kommende isländische Bischofsarchiv enthält nach der bestimmten

*) Vergeblich suchte ich u. A. auch nach Auskünften über theatralische Aufführungen auf Island überhaupt in: Jón Espólíns »Íslands Árbækur í söguformi« (1821—1855), in Magnús Stephensens »Eptirmæli átiándu aldar« (1806) und in der späteren dänischen Bearbeitung dieses Werkes: »Island i det attende Aarhundrede, historisk-politisk skildret« (1808), dann über die Schulkomödie im Besonderen in: Finnus Johannæus' »Historia ecclesiastica Islandiæ« (1772—1778), der Hauptquelle für die Kenntnis der älteren Geschichte des isländischen Schulwesens, und in der Fortsetzung dieses Werkes bis 1840 durch P. Pjetursson (1841), sowie in den speziell dem isländischen Schulwesen gewidmeten Abhandlungen: »Actmæssig Beretning om det lærde Skolevæsens Tilstand paa Island fra 1799 til 1811« von L. Engelstoft (in dessen »Universitet- og Skole-Annaler«, 1813, S. 179—247), Skírsla um Bessastada-Skóla fyrir skóla-árið 1840—1841 von Jón Jónsson (Videyar Klaustri, 1841), »Um skóla á Íslandi« von Jón Sigurðsson (in »Ný Félagsrit«, II. ár, 1842, S. 67—167) und »Saga latínuskóla á Íslandi til 1846« von Janus Jónsson (in »Tímarit hins íslenzka bókmenntafjelags«, 14. árg., 1893, S. 1—97).



Versicherung des Landesarchivars Dr. Jón Þorkelsson nicht das Geringste über diesen Gegenstand,*) und auch meine wiederholten Nachfragen, ob nicht etwa handschriftliche Schulchroniken oder andere die isländischen Lateinschulen betreffenden Aufzeichnungen vorhanden seien, ergaben ein negatives Resultat.**)

Bei solcher Dürftigkeit des Quellenmaterials war ich darauf angewiesen, mich bezüglich mehrerer Punkte brieflich an solche Isländer zu wenden, die in den betreffenden Fragen bewandert sein konnten. Aber auch die Auskünfte, die mir auf diesem Wege zukamen, waren spärlich genug. Viele Anfragen blieben überhaupt unbeantwortet. Einige wichtige neue Daten über das Theaterwesen Reykjaviks verdanke ich immerhin meinem isländischen Freunde, dem Landesbibliothekar Hallgrimur Melsted, und dem dramatischen Dichter und Landesrechnungsrevisor Indriði Einarsson. Über das Schauspielwesen zu Akureyri berichteten mir der Lyriker und Dramatiker Sira Matthías Jochumsson, der Volksschullehrer und Dichter Páll Jónsson und der verdiente hochbetagte Literat Jón Borgfirðingur. Diesen, sowie den übrigen Herren, die meine vielfachen Anfragen beantwortet haben, spreche ich auch noch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aus.

I.

Über theatralische Aufführungen auf Island vor dem letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts hat man meines Wissens auch auf Island selbst keinerlei Kunde, und es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß solche bis dahin nicht stattgefunden haben. Diese Annahme wird unterstützt durch eine Bemerkung, die sich im Vorworte zum ersten Bande des von dem isländischen Bischofe Hannes Finnsson herausgegebenen Volksbuches „Kvöldvökurnar 1794", d. h. Die Abendunterhaltungen für das Jahr 1794, S. XXIII, findet. Der genannte Bischof, ein sehr gelehrter Mann und genauer Kenner des Volkslebens seines Heimatslandes, äußert sich nämlich an dem angeführten Orte, er freue sich mit allen guten Leuten, daß die

*) Baron Dr. Hans Krticzka von Jaden, der im Sommer 1902 auf Island weilte, war über mein Ersuchen so freundlich, hierüber persönlich die bezüglichen Informationen einzuholen.

**) Diese negativen Resultate erscheinen mir um so seltsamer, als doch, wie ich nachträglich ersehe, bis zur Ausgabe der gedruckten Schulberichte (vom Jahre 1841 angefangen) sowohl dem Stiftsamtmanne, wie dem Bischof von Island jährlich ein schriftlicher Bericht über Alles, was die Schule betraf, übergeben wurde. Eine Abschrift des Berichtes wurde überdies an die königl. Direktion der Hochschule und der gelehrten Schulen in Kopenhagen gesandt. Vgl. Skírsla um Bessastada-Skóla f. 1840—1841, S. 6. Leider war ich nicht in der Lage, selbst an Ort und Stelle, sei es in Reykjavik oder in Kopenhagen, nach diesen und anderen einschlägigen Berichten zu forschen.

unmoralischen Tänze und Abendunterhaltungen nunmehr abgekommen seien; er bedauert dann, daß den Isländern gar viele Vergnügungen fehlen, die im Auslande üblich sind, wie die Pflege der Musik u. dgl., und nimmt deshalb als Beispiel solcher „Unterhaltungen ausländischer Völker“ zwei ausländische Schauspiele in isländischer Übersetzung in sein Volksbuch auf*); vgl. unten.

Auch von einer dramatischen Dichtung vor der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist auf Island nichts bekannt. Das erste derartige Produkt stammt von einem Pastor Namens Snorri Björnsson (1710—1803), der zu seiner Zeit als Gelehrter hochgeschätzt und auch kein schlechter Rimur-Dichter war. Es ist nur handschriftlich überliefert. Eine Abschrift davon befindet sich als Nr. 72, Oktav, der Manuskriptensammlung Jón Sigurðssons in der isländischen Bibliothek zu Reykjavik. Auf dem ersten Titelblatte dieser Handschrift steht von der Hand Jón Sigurðssons geschrieben: »Sperdill | Komœdia eptir sira Snorra Björnsson | á Húsafelli | ad sögn Brynjólfs Oddssonar | bókb[indara] i Reykjavik | sem hefir ritad þetta eptir afskript | af frumritinu | ok aukid nokkru eptir minni sinu | Rv. 19/6 71,« d. h. „Lump.**) Komödie von Sira Snorri Björnsson auf Húsafell, nach Aussage Brynjólfur Oddssons, Buchbinders in Reykjavik, der dieses nach einer Abschrift vom Originale geschrieben und um Einiges nach seiner Erinnerung vermehrt hat.“ Das innere Titelblatt, von der Hand Brynjólfur Oddssons, lautet: »Komœdia | sammanskrifud af | Hrafnaflóka | i midju Ragnarökkri á degi enskis mánadar. (Persónurnar: Rukere og Enra eda Musikant og Sperdill), d. h. „Komödie, zusammengeschrieben von Hrafnaflóki***) mitten im Weltuntergange am Tage keines Monates. (Personen: Rukere und Enra oder Musikant und Lump.)“ Ich selbst habe keine Abschrift dieses Stückes in Händen gehabt, sondern verdanke die Titelkopien dem Landesbibliothekar Hallgrimur Melsted, der mir auch mitteilte, daß »Sperðill« eine Satire, jedoch als solche „nur Wasser“ und im Ganzen

*) Nach Ólafur Davíðsson, Íslenzkir vikivakar og vikivakakvæði (Kopenhagen 1894), S. 30, da ich nur die zweite, 1848 erschienene Ausgabe der Kvöldvökur besitze, in der das Vorwort nicht mehr abgedruckt wurde.

**) Sperðill ist nach Björn Halborsens Lexicon islandico-latino-danicum: *1. intestinum rectum; 2. omasum, farcimen;* nach Erik Jonssons Oldnordisk Ordbog: eine Art Wurst (der umgewendete und mit Fleischfarce angefüllte fette Darm eines Schafes); nach Cleasby-Vigfusson Icelandic-english Dictionary: *a kind of sausage.* Das Wort bedeutet aber, wie mir von Isländern mitgeteilt wurde, auch: „Lumpen“ und im übertragenen Sinne, wie wohl hier, „Lump“ (von einem Menschen).

***) Der aus der Entdeckungsgeschichte Islands bekannte Vikinger Flóki Vilgerðarson.



höchst unbedeutend und wertlos sei. Vgl. auch Küchler, Dramatik, S. 6—7. Dieses Machwerk spielt denn auch weiter keine Rolle in der Geschichte der isländischen Dramatik und steht in keinerlei Beziehung zur späteren Entwicklung des Dramas auf Island.

Das isländische Drama ist vielmehr wie in anderen Ländern aus der Schulkomödie hervorgegangen, u. zw. aus theatralischen Veranstaltungen, die zuerst in der Domschule zu Skálholt und hierauf in der Lateinschule zu Reykjavík stattgefunden haben. Es seien daher zunächst einige Bemerkungen über diese beiden Schulen vorausgeschickt.

Im Jahre 1553 wurde an den beiden isländischen Bischofssitzen zu Hólar (für das Nordland) und zu Skálholt (für das Südland) je eine Lateinschule, hauptsächlich zur Heranbildung des einheimischen Klerus, gegründet. Die begabteren Studenten sollten sodann die Universität zu Kopenhagen besuchen, wo ihnen für die Dauer ihrer Studienzeit freier Unterhalt gewährt wurde. An beiden Schulen wurde anfangs außer Latein, das den Hauptgegenstand bildete, nur noch Lesen und etwas Gesang gelehrt. Erst von ungefähr 1600 an erhielten die besten Schüler auch Unterricht im Griechischen. Später wurde dann die Anzahl der Lehrgegenstände vermehrt. Doch blieb es mit dem gesamten Unterricht immer noch schlimm bestellt. Als im Jahre 1784 das Schulgebäude zu Skálholt durch das furchtbare Erdbeben zerstört wurde, ward durch königliches Reskript vom 29. April 1785 die Verlegung der Schule nach dem zur Kaufstadt erhobenen Handelsplatze Reykjavík angeordnet. Hier begann der Unterricht in dem eigens zu diesem Zwecke erbauten Hause im Herbste 1787. Im Jahre 1801 wurde dann auch die Domschule zu Hólar aufgelassen oder vielmehr mit der Reykjavíker Lateinschule vereinigt.*) Das aus Holz erbaute Schulgebäude lag oben auf dem sogenannten Hólavöllur, wo jetzt der kleine Skólabær (d. h. Schulhof) steht. Es bestand aus fünf Zimmern im Erdgeschoß; im oberen (Boden-)Raum befand sich der Schlafsaal mit ungefähr acht Bettstellen für dreißig Zöglinge. Das Haus war sehr schleuderhaft gebaut und so kalt, daß die schwächlicheren Jungen im Winter nicht selten den Tag über im Bette bleiben mußten; auch hatte es zu wenig und zu kleine Fenster und war oft voll Rauch. Für die Verköstigung hatten die Schüler selbst zu sorgen. Sie trieben sich daher in den Hütten der armen Leute in der Umgebung Reykjavíks herum, was zur Folge hatte, daß viele von ihnen erkrankten, im Umgang mit der verkommensten

*) Küchler schreibt (Isländ. Dramatik S. 8) ungenau, daß die beiden Lateinschulen von Skálholt und Hólar, zu einer Schule vereint, im Jahre 1801 nach Reykjavík verlegt wurden. Diese Ungenauigkeit wurde für ihn verhängnisvoll, da sie ihn zu falscher Datierung der Anfänge des isländischen Dramas führte.



Menschenklasse an ihrer Sittlichkeit Schaden nahmen und auch ihr Studium vernachlässigten. Die Zöglinge waren, wie in Skálholt, gleichmäßig gekleidet. Sie trugen einen schwarzgefärbten Wams sowie kurze, bis an die Knie reichende Beinkleider aus isländischem Fries und dazu rotbraune, an Sonntagen lichtblaue, Strümpfe. Die Kopfbedeckung bestand an Werk- und Sonntagen aus einer Mütze mit grüner oder schwarzer Quaste und einem Metalldrahtbesatz, wo die Weiber jetzt die silberne Hülse (hólkur) haben.*) Die Schule selbst hatte nur zwei Klassen oder vielmehr Abteilungen und auch nur zwei Lehrer, wovon der „Schulmeister" oder „Lektor" (Direktor) in gleicher Eigenschaft schon an der Schule zu Skálholt gewirkt hatte. Er sowohl wie sein „Kollega" standen bereits in hohem Alter und waren nicht eben sehr tüchtig als Lehrer. Erst nachdem auch die Holenser Schule mit der Reykjaviker Lateinschule vereinigt worden war, wurde eine dritte Lehrkraft bestellt. Die Ausbildung der jungen Leute ließ denn auch sehr viel zu wünschen übrig, und da es lange Zeit hindurch sogar an der behördlichen Oberaufsicht fehlte, war der Zustand der Schule in keiner Weise befriedigend. —

Die älteste mir bekannte Nachricht über dramatische Aufführungen auf Island enthält das in dänischer Sprache geschriebene Reisejournal des trefflichen Arztes Sveinn Pálsson, welches jetzt als Nr. 1—3, Folio, der Manuskriptensammlung der isländischen Literatur-Gesellschaft in der Landesbibliothek zu Reykjavik aufbewahrt wird. Dort findet sich im ersten, vom 2. Juli 1791 bis Ende 1792 reichenden Bande die folgende Notiz**) aus dem Jahre 1791: „Am 18. Oktober war ich Abends bei der „Herrennacht" in der Reykjaviker Schule. So nennen die Schüler diese Unterhaltung. Sie ist eine Art Schauspiel, das die Knaben jedes Jahr einmal aufführen. Sie laden den Direktor und die Lehrer ein, sowie alle Beamten und angeseheneren Leute aus der Nachbarschaft mit ihren Frauen. Das Spiel besteht in einer Krönung, und der Oberste in der Schule ist immer der König. Einige spielen Bischof und Priester, Andere weltliche Herrschaften wie den höchsten und zweithöchsten Minister, den Stiftsamtmann (Gouverneur von Island), Oberrichter, Richter u. s. w. Der König wird gekrönt und nimmt das Szepter entgegen. Gleichzeitig wird eine kurze Rede in lateinischer Sprache gehalten, die für diese Gelegenheit paßt. Sodann treten die Würdenträger des Königs einer nach dem andern vor diesen hin, und jeder liest seine Glückwünsche in lateinischen Versen vor. Die ganze Heerschar geht dann einige

*) Vgl. Th. Thoroddsen in Andvari, XXVI (1901), S. 5—6.

**) Diese Notiz steht (in isländischer Übersetzung) gedruckt in Íslenzkar skemtanir, safnað hefir Ólafur Davíðsson, (Kopenhagen, 1888—92), S. 24—25, Anmerkung.



Male im Zimmer auf und ab, verläßt hierauf das Schulhaus und zieht um dieses herum. Sodann wird gesungen und auf einem Musikinstrument gespielt, wenn ein solches vorhanden ist; auch einige Schüsse werden abgefeuert. Einigen wurde die Aufgabe zuteil, Szenen aus Lustspielen darzustellen."

Ähnliches berichtet ein ehemaliger Schüler der Lateinschule zu Reykjavik, der spätere Stiftsprobst und Titular-Bischof*) Árni Helgason, der 1795 in die Anstalt kam und sie 1799 als Abiturient verließ, in seiner dem zweiten, die Dramen »Hrólfur«, »Narfi« und »Brandur« enthaltenden Bande der Werke des isländischen Dichters Sigurður Pjetursson vorausgeschickten biographischen Einleitung, wo er über die Entstehung dieser Dramen Aufschluß gibt und schreibt (S. XVII—XIX): „Die Schauspiele verfaßte er [d. i. Sigurður P.] mit der größten Hast. Die Schüler der Reykjaviker Schule brachten ihn dazu,**) und es wird sein Freund, der Bischof Geir,***) das Seinige mit ihnen dazu getan haben bei seinem Freunde; selbst schrieb er das erste Lustspiel, das in der Schule gespielt worden war und »Brandur« heißt. Es wurde einst die Sitte mit der Schule (von Skálholt) nach Reykjavik verpflanzt, daß die Schüler, nachdem sie im Herbste auf ihre Plätze eingeteilt waren, eine Art Freudenfest abhielten; und man machte dabei den Scherz, denjenigen, der den höchsten Platz in der Schule erhielt, zum König der Schule zu krönen. Von Skálholt kamen mit der Schule auch Krone, Szepter und Reichsapfel, die Embleme der Regierung, die der König dieser Schule an seinem Krönungstage entgegennahm; gleichzeitig wurden Beamte ernannt. So lange sich die Schule in Skálholt befand, waren keine anderen Beamten gewählt worden als ein Stiftsamtmann, ein Bischof und ein Richter. An diesem Tage war es auch Pflicht „des Bischofs" zu predigen, und davon ist die Predigt entsprungen, die im Lande hier allbekannt ist und die Skraparotts-Predigt heißt. Es ist nicht unergötzlich, sie zu lesen; denn sie zeugt von einer frischen Denkweise und einem geregelten Gedankengange, was in vielen Predigten

*) Árni Helgason war nie „Bischof von Island", wie ihn Küchler nennt, sondern erhielt nur 1858 den Titel eines Bischofs. Bischof von Island war von 1846 bis 1866 Helgi Guðmundarson Thordersen.

**) Sigurður Pjetursson wohnte von 1790 bis 1795 bei dem Rektor der Lateinschule, Gisli Thorlacius, in Reykjavik, von 1795—1803 im Amtshause des Landesphysikus in Nes bei Reykjavik.

***) Geir Jónsson Vidalín „der Gute", geb. 1761, studierte von 1779—1789 an der Universität Kopenhagen Philosophie und Theologie, wurde 1791 Geistlicher an der Domkirche zu Reykjavik, war von 1797—1801 Bischof im Skálholt-Stifte und von 1801—1823 Bischof von ganz Island. Er war ein hochbegabter, klassisch gebildeter Mann und vorzüglicher Stilist.

fehlt.*) Diesen Brauch hat man wohl nicht für passend befunden, nachdem die Schule in eine Kaufstadt verlegt worden war; und wenn auch die Krönung beibehalten wurde, wenigstens bis zur letzten Jahrhundertwende, so ward doch die Predigt aufgegeben, und an ihre Stelle kamen diese Komödien. Damals wurden auch [nur] die höchsten Minister gewählt, aber keine hohen Beamten, so: ein Minister des Äußern, ein Kanzler, ein Zeremonienmeister ꝛc. Und da in diesen Jahren die französische Revolution zu Ende ging, schien es passend zu sein, daß derjenige, der zum König erwählt worden war, noch am Tage seiner Krönung abdankte, damit dem Volke die Freude bereitet werde, daß es sich selbst regieren könne. So sind diese Komödien entstanden und es zeigte sich auch hier, daß zu Allem ein Anlaß gegeben werden muß."

In Sveinn Pálssons Berichte ist von der Bischofspredigt nicht die Rede; sie scheint daher im Jahre 1791 schon durch die dort erwähnten szenischen Darstellungen aus Lustspielen ersetzt worden zu sein. Die ganze Veranstaltung war aber zweifelsohne eine kombinierte Form des weltlichen und kirchlichen »festum stultorum«, eines uralten scherzhaften Unfuges, der an den mittelalterlichen Universitäten und Klosterschulen, besonders um Weihnachten und Neujahr, getrieben wurde und in seiner weltlichen Form unter den Studenten noch heute als „Fürst von Thoren" bekannt ist.**)

Über die dramatischen Aufführungen an der alten Reykjavíker Lateinschule fand ich ferner Andeutungen in der Jännernummer 1848 (S. 59—61) der Monatsschrift »Reykjavíkurpósturinn«, d. h. die Reykjavíker Post, wo in einer längeren — weiter unten ausführlicher mitgeteilten — Notiz über die im neuen Schulhause zu Reykjavík wieder aufgenommenen Vorstellungen berichtet wird. Dort heißt es: „Während die Schule in Reykjavík war und auch weiterhin, während sie sich in Bessastaðir befand, waren die Schulknaben gewohnt, zu ihrer Unterhaltung in den Feiertagsferien Komödie zu spielen, und es mußte entweder ein Schüler ein Schauspiel verfassen oder sie gewannen zu diesem Zwecke einen außerhalb der Schule stehenden Mann, und so sind auch die Schauspiele Sigurður Pjeturssons und Geir Vídalíns veranlaßt worden. Wir haben gehört, wie Leute, die damals in der Schule waren, mit großen Vergnügen erzählten, welche Unterhaltung dies für die

*) Küchler teilt (Dramatik S. 8—10) einige Stellen aus der Skraparotts-Predigt mit, die handschriftlich noch erhalten ist. Sie war ein sinnloses, abgeschmacktes Geschwätz, ohne Witz und Bedeutung.

**) Vgl. Bilfinger, Untersuchungen über die Zeitrechnung der alten Germanen. II. Das germanische Julfest. Stuttgart, 1901 (S. 72—74).



Schüler gewesen sei. Man kann sich leicht denken, daß Vieles recht mangelhaft war, da es ihnen an allen szenischen Apparaten fehlte, und sie mußten geradeso spielen, als hätten sie mitten in einer der beiden Schulstuben gestanden." Zu den von Sveinn Pálsson und Árni Helgason erwähnten Fakten käme also noch das neue Moment hinzu, daß schon damals (wie später) auch die Lateinschüler selbst Dramen geschrieben haben. Doch ist nicht mit voller Sicherheit zu entnehmen, ob diese Angabe sich auch auf die ersten Schulaufführungen in Reykjavík oder erst auf die späteren zu Bessastaðir bezieht (vgl. unten).

Was für Lustspiele es waren, aus denen am „Herrenabend" 1791 von den Lateinschülern jene Szenen dargestellt wurden, und ob vielleicht schon diese oder aber andere vor 1804 aufgeführte Komödien von Lateinschülern verfaßt waren, ist uns also nicht bekannt. Ebenso wenig wissen wir, in welchem Jahre die Première von Geir Vídalíns »Brandur« stattgefunden hat, von dem es heißt, daß dieses Stück das erste (isländische oder selbständige?) Drama war, das in der Lateinschule gespielt wurde. Es geschah dies jedenfalls vor 1796; denn in diesem Jahre (am 5. Dezember?) fand bereits eine Aufführung (die Première?) des Stückes »Hrólfur« von Sigurður Pjetursson statt, das damals unter dem Titel »Slaður og trúgirni« (d. h. Geschwätz und Leichtgläubigkeit) in Szene ging.*)

Wann die erste Aufführung des zweiten Stückes dieses Dichters, »Narfi«, an der Lateinschule stattgefunden hat, wird nicht berichtet, doch konnte dies

*) Ich verdanke die Kenntnis dieses Datums einer Mitteilung des Landesbibliothekars Hallgrímur Melsteð; dieser hat vor Jahren in einer Handschrift der Sammlung Jón Sigurðssons in der Landesbibliothek einen Zettel gefunden, der die Notiz enthielt, daß in der Schule zu Reykjavík auf dem Hólavöllur im Jahre 1796 »Slaður og trúgirni« (= Hrólfur) von Sigurður Pjetursson aufgeführt worden sei. Auf demselben Zettel war auch die Liste der Personen verzeichnet, welche damals mitgespielt haben. Ich teile diese Liste (als Kuriosum) hier mit:

Auðun, Bauer und Gerichtsbeisitzer	Jón Steingrímsson von Leirá;
Sigríður, dessen Weib	Árni Helgason von Hausastaðir (der spätere Titularbischof);
Una, dessen Tochter	Bjarni Þorsteinsson von Vatn;
Margrjet, Magd	Þórður Halldórsson von Torfastaðir;
Hrólfur, Landstreicher a. d. Nordlande	Einar Þorsteinsson von Stóruvellir;
Gissur, Bauer von einem andern Hofe	Jón Þorsteinsson von Kjaranstaðir;
Andrjes, dessen Sohn	Jón Arason von den Vestmanna-Inseln;
Jón, Bauer von Heiðarkot	Einar Guðbrandsson von Gilsbakki;
Jón Grímsson } Gerichtsboten	Guðni Guðmundsson von Kálfatjörn;
Björn Hallsson } Gerichtsboten	Ari Jónsson von Dagverðarnes;
Eiríkur auf Aumalækur, armer Bauer	Vigfús Erlendsson von Gufudalur

wohl nicht vor 1799 geschehen sein, da es kaum vor diesem Jahre geschrieben worden ist.*)

In der Lateinschule hat man mit der Veranstaltung dramatischer Vorstellungen wohl nicht früher aufgehört, als bis die Schule wegen ihres baufälligen Zustandes im Jahre 1804 ganz geschlossen werden mußte. Man spielte aber bald nicht mehr nur (oder überhaupt nicht mehr?) bei der erwähnten Gelegenheit nach Beginn des ersten Semesters, sondern auch zu anderen Terminen wie um Weihnachten, zu Ostern. So berichtet der ausgezeichnete isländische Historiker Jón Espólín in seiner Selbstbiographie, er habe zu Ostern 1800 und auch wieder im Frühling 1803 den Spielen in der Reykjavíker Schule beigewohnt.**) Die Schule wurde dann bekanntlich nach den nahen Bessastaðir verlegt, am 8. Oktober 1805 wieder eröffnet und verblieb daselbst bis 1846 d. h. bis zu ihrer neuerlichen Verlegung nach Reykjavík, wo der Unterricht am 1. Oktober dieses Jahres begann.

Nach der Aussage des trefflichen Historikers Páll Melsteð (geb. 1812, von der Lateinschule abgegangen 1834), dem noch immer nachgerühmt wird, daß er das beste Gedächtnis unter den Isländern besitze, und der von Indriði Einarsson über spätere Schulaufführungen befragt wurde, sollen in Bessastaðir keine dramatischen Vorstellungen durch die Lateinschüler stattgefunden haben, sondern es soll von diesen nur zuweilen eine Art von „Atellana“ aufgeführt worden sein. Auch Benedikt Gröndal schrieb mir, daß in der Lateinschule zu Bessastaðir „niemals“ gespielt worden sei. Diesen Angaben steht jedoch der oben mitgeteilte Wortlaut der Theaternotiz in »Reykjavíkurpósturinn« entgegen, dessen Mitherausgeber derselbe Páll

*) Das gefälschte Zeugnis für den Handelsbediensteten Narfi ist nämlich vom Januar 1799 datiert.

**) Vgl. Saga Jóns Espólíns hins fróða, sýslumanns í Hegranesþingi. Rituð af sjálfum honum í dönsku máli, en Gísli Konráðsson færði hana á íslenzkt mál, jók hana og hélt henni fram, herausgegeben von Jón Þorkelsson d. J., Kopenhagen, 1895, S. 61, 70, und Ólafur Davíðsson, Íslenzkar skemtanir, S. 368, Nachtrag zu S. 24_4 (nach dem dänischen Original in Jón Sigurðssons Handschriftensammlung, 127 Quarto). Ich habe diese Stellen erst später aufgefunden. Sie widersprechen der mir von sonst gut unterrichteter isländischer Seite wegen meiner Zweifel wiederholt auf das Bestimmteste gegebenen Versicherung, daß von 1800 an in der Reykjavíker Lateinschule nicht mehr gespielt worden sei. (Dies wäre somit in „Bühne und Welt“, sowie im „Allgem. Literaturblatt“ XII, S. 16 zu berichtigen.) Auf S. 70 der Saga Jóns Espólíns heißt es übrigens, Espólín sei ‚á leikarahús“ d. i. nach dem Schauspielerhaus, gegangen. Gab es ein solches Haus im Jahre 1803 zu Reykjavík oder was ist darunter zu verstehen? Handelt sichs vielleicht um andere Spiele? Man sieht, die Anfänge des isländischen Theaterwesens bedürfen vor Allem noch einer gründlicheren Erforschung durch die Isländer selbst.

Melsted, damals Cand. phil., war, der jetzt die eine der eben angeführten Behauptungen aufgestellt hat. In jener Notiz ist nämlich davon die Rede, daß sowohl während die Schule in Reykjavík war, als auch während sie sich in Bessastaðir befand, die Lateinschüler gewohnt waren, Komödie zu spielen. Eine Zeitungsnotiz ist nun freilich keine authentische Geschichtsquelle; doch scheint diese Angabe immerhin nicht ganz haltlos zu sein; denn auch der Oberlehrer Steingrímur Thorsteinsson in Reykjavík erinnert sich, von seiner Mutter Þórunn, einer Tochter des Bischofs Hannes Finnsson, die im Hause ihres Stiefvaters, des späteren Bischofs Steingrímur Jónsson, lebte, als dieser von 1805 bis 1810 „Lektor" (Rektor) der Lateinschule war, gehört zu haben, daß während dieser Zeit einmal ein kleines Stück von ihrem Bruder Jón Hannesson, späterem Stadt- und Hardesvogt von Kolding in Dänemark, aufgeführt worden sei. Der genaue Sachverhalt ist noch nicht aufgeklärt. Wahrscheinlich ist nur ganz ausnahmsweise einmal — wie in dem erwähnten Falle — eine dramatische Kleinigkeit zur Aufführung gelangt und sind im Übrigen in jener Notiz die oben erwähnten „Atellanen" gemeint. Daß die erwähnten Schuldramen auch in Bessastaðir weiter gespielt worden seien, wie dies Küchler (Dramatik, S. 22) als „selbstverständlich" annimmt, dürfte daher immerhin etwas zweifelhaft sein. Ebenso erscheint es keinesfalls als „gewiß", daß man dort „schon sehr bald begonnen hat, auch die und jene ins Isländische übertragenen ausländischen, namentlich dänische Stücke zur Aufführung zu bringen". Jedenfalls aber ist es ein Irrtum, den Jón Borgfirðingur in seinem isländischen „Schriftstellerverzeichnis" (Rithöfundatal), S. 120, begeht, wenn er behauptet, daß die drei Stücke »Hrólfur«, »Narfi« und »Brandur« im Jahre 1814 in der früheren Reykjaviker Schule gespielt worden seien. (In Rasks »Sýnishorn«, worin sich »Hrólfur« abgedruckt findet und auf das sich Jón Borgfirðingur beruft, steht nur der Vermerk, daß dieses Stück im Jahre 1814 in Reykjavík aufgeführt wurde; vgl. unten). Aus dem Versehen des Jón Borgfirðingur resultiert wohl auch Küchlers in Widerspruch mit seinen eigenen Angaben auf S. 22*) stehende Bemerkung (Dramatik, S. 18): „Jene drei Schuldramen Sigurðs und des Bischofs Geir Vidalín sind seit 1814 jedenfalls des öfteren an der Lateinschule aufgeführt worden". Tatsächlich folgert Küchler auch (S. 7), daß die Dramen des Sigurður Pjetursson und Geir Vidalín „in den Anfang des 19. Jahrhunderts fallen." Derselben Ansicht ist übrigens auch Professor Dr. Valtýr

*) Hier heißt es: „Daß die Schuldramen, als die Lateinschule im Jahre 1805 nach Bessastaðir verlegt wurde, auch dort weiter gespielt worden sind, ist selbstverständlich."



Guðmundsson, der in seinem interessanten und dankenswerten Buche „Islands Kultur ved Aarhundredskiftet 1900“ (Kopenhagen, 1902) schreibt: „Eine dramatische Dichtung ist auf Island erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden“ (S. 67), und: „Die ersten Spuren der Ausübung dieser Kunst (d. i. der Schauspielkunst) finden sich im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, als die Zöglinge der Lateinschule in ihren Weihnachtsferien Dilettantenkomödien aufzuführen begannen“ (S. 83).*) Wie sich jedoch aus den obigen Ausführungen ergibt, fallen die in den theatralischen Aufführungen der Reykjavíker Lateinschule gelegenen Anfänge der isländischen Dramatik und Schauspielkunst keineswegs erst in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, sondern schon in das ganze letzte Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts.

Von 1804 bis einschließlich 1847 gab es also in Reykjavík keine Schulkomödie. Hingegen war nun — wohl durch diese Spiele — auch außerhalb des Schulkreises die Lust an dramatischen Vorstellungen erweckt worden. So erfahren wir z. B. von Jón Espólín, daß er am Neujahrstage 1799 den Spielen beim Amtmanne Stefán Stephensen zu Hvitárvellir in der Borgarfjarðar sýsla (in der weiteren Umgebung von Reykjavík) beigewohnt habe.**) Auch in Reykjavík selbst wurden nunmehr von den Bürgern und Beamten von Zeit zu Zeit Aufführungen der vorhandenen isländischen sowie dänischer Stücke veranstaltet. Dieses Interesse der Reykjavíker an dramatischen Darbietungen ist immerhin bemerkenswert; denn Reykjavík war damals nichts weniger als ein Musensitz. Erst 1786 mit anderen Handelsplätzen zur „Kaufstadt“ erhoben, bestand dieser Ort im Jahre 1801 aus ungefähr vierzig Häusern, wovon nur die Kirche und das Zuchthaus aus Stein, die übrigen aber aus Holz erbaut waren. Im ersten Viertel des Jahrhunderts zählte Reykjavík 300—400 Einwohner, von denen außer der wenig zahlreichen isländischen Beamtenschaft und Geistlichkeit die überwiegende Mehrzahl aus dänischen Kaufleuten und Handelsbediensteten bestand. Der gesellschaftliche Ton war denn auch damals in Reykjavík nicht sehr fein. Die Dänen gingen alle mit langen Tabakpfeifen herum und spuckten sehr viel. Für geistige Interessen hatten sie wenig Sinn. Selbst die gewöhnlichsten gesellschaftlichen Unterhaltungen waren von primitivster Art. Der englische Baronet Georg Steuart Mackenzie, der Island im

*) Vgl. auch die hiemit übereinstimmenden Bemerkungen Valtýr Guðmundssons in seinem Artikel »Framfarir Íslands á 19. öldini« (Eimreiðin, VI.), S. 210 u. 213, in der deutschen Übersetzung von Richard Palleske („Die Fortschritte Islands im 19. Jahrhundert“, Kattowitz, 1902, S. 7 u. 9.)

**) Vgl. die Saga Jóns Espólíns, S. 53.



Sommer 1810 bereiste, erzählt, daß bei einem von ihm für die Damen Reykjaviks veranstalteten Balle die Tanzmusik mit einer einzigen schlechtgestrichenen Geige besorgt wurde, die von dem Gerumpel der halbvermoderten Gerichtstrommel und dem Geklingel eines verrosteten Triangels begleitet war. In den Pausen gingen auch hier die Männer mit ihrer Tabakpfeife im Munde herum und spuckten dabei häufig auf den Boden.*) Ein anderer Engländer, Ebenezer Henderson, Agent der Bibelgesellschaft, äußerte sich über die Sitten zu Reykjavik in seinem Werke »Iceland; or the Journal of a residence in that island, during the years 1814 and 1815 (Edinburgh, 1818), I. Band, Seite 376—377 (in der deutschen Übersetzung von C. F. Franceson, Berlin 1820/21 I. Tl. S. 393): „Der Ton der Gesellschaften ist (in Reykjavik) der niedrigste, den man sich denken kann. Da es ein Sammelplatz einer Anzahl Fremder ist, wovon nur wenige einige Erziehung genossen hatten, und die auch die Insel bloß des Gewinnes wegen besuchen, so bietet es nicht allein einen traurigen Anblick dem Auge des religiösen Beobachters dar, sondern ist überhaupt von jedem Mittel geistiger Erholung entblößt. Die fremden Residenten verbringen gewöhnlich den kurzen Tag mit Tabakrauchen und der Abend verstreicht unter Kartenspielen und Punschtrinken. Es werden zwei oder drei Bälle im Laufe des Winters gegeben und zuweilen führen die vorzüglichsten Einwohner ein Schauspiel auf. Sie bedienen sich zu diesem Behuf des Gerichtsgebäudes (the Court-house) und nehmen ohne Umstände die Bänke aus der Domkirche, um den Mangel der Sitzplätze zu ersetzen. Man hat sogar das Beispiel gehabt, daß ein Individuum, welches am Sonnabend bis spät in die Nacht in einem Schauspiel eine Rolle durchgeführt, am folgenden Morgen auf der Kanzel in der Eigenschaft eines öffentlichen Lehrers der Religion erschienen ist."

Wie aus dem Berichte Hendersons zu ersehen ist, wurden die Theatervorstellungen damals im Gerichtsgebäude, d. i. im Obergerichtshause veranstaltet. Daß in den ersten Dezennien des Jahrhunderts auch ab und zu in Privathäusern theatralische Aufführungen stattgefunden haben, ist mir nicht bekannt, aber wohl anzunehmen. Später hat man dann wiederholt im „Alten Klub" gespielt. Dieser „Alte Klub" war eine Vereinigung der Honoratioren von Reykjavik, die sich im Wirtshause der Stadt versammelten; auch die berühmten isländischen Dichter Bjarni Thórarensen und Jónas Hallgrímsson verkehrten in diesem Klub. In diesem Wirtshause befand sich

*) Vgl. Mackenzie, Travels in the island of Iceland, during the summer of the year MDCCCX. Second edition. Edinburgh, 1812, S. 92—93, (in der deutschen Übersetzung: Reise durch die Insel Island im Sommer 1810. Weimar 1815, S. 118—119.)



ein ziemlich großer Saal, der für Tanzunterhaltungen und andere gesellige Zusammenkünfte bestimmt war.*) In demselben Saale hatte auch schon der famose dänische Abenteurer Jörgen Jörgensen getanzt, der sich im Jahre 1809 für kurze Zeit zum Beherrscher Islands aufgeworfen.**)

Die Vorstellungen in dieser Zeitperiode waren bisweilen besonders interessant durch die Mitwirkung hervorragender Persönlichkeiten. So spielte der berühmte dänische Sprachforscher Rasmus Christian Rask, der von 1813 bis 1815 auf Island weilte, kurz vor Weihnachten 1813 in Holbergs „Jakob von Thybo" den Magister Stygotius in den Kleidern des Dichters und Syßelmannes Sigurður Pjetursson, und er fand nach seiner eigenen Aussage den Beifall des Publikums.***) Er trat ferner in dem isländischen Stücke »Narfi« auf, wie es heißt in der Rolle des biederen dänischen Kaufmannes Dalstad. Ob er auch in dem anderen Stücke Sigurður Pjeturssons, »Hrólfur«, das 1814 aufgeführt wurde, mitgewirkt hat, ist nicht sicher bekannt.†) Als im Sommer 1815 zu Ehren des „Sýslumaður" (Bezirksvorsteher, d. i. „Bezirksmann") der Árness Sýsla, Þórður Skúlason Thorlacius, und seiner Frau die Reykjaviker Familien außer Gesellschaften und Bällen auch eine Theatervorstellung veranstalteten, wirkte Rask „in einer Liebhaberrolle" mit.††) Von Bjarni Thórarensen, dem ausgezeichneten isländischen Lyriker, der von 1814 bis 1815 und dann wieder von 1817 bis 1819 als provisorischer Stiftsamtsmann in Reykjavik lebte, weiß Indriði Einarsson zu berichten, daß er im Jahre 1814 den Hrólfur im gleichnamigen Stücke Sigurður Pjeturssons gespielt habe u. zw. nach Ansicht des Reykjaviker Publikums ganz vortrefflich, da er wegen seiner flotten Manieren für die Titelrolle besonders geeignet erschien. Auch Benedikt Gröndal hörte, daß der Dichter in Reykjavik Komödie gespielt

*) Küchlers Behauptung (Dram., S. 67), daß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch „öffentlich (?) in einem gewöhnlichen Zimmer irgend eines Privatgebäudes" gespielt worden sei, ist daher im Sinne des hier Vorgebrachten einzuschränken.

**) Vgl. über den „Alten Klub" Benedikt Gröndal in Eimreiðin VI, (»Reykjavík um aldamótin 1900«) S. 94—95. Eine von Jörgensen selbst herrührende Zeichnung, die einen Ball in diesem Saale darstellt, findet sich in J. F. Hogans »The convict king«, London 1891, und in Jón Þorkelssons »Saga Jörundar hundadagakóngs«, Kopenhagen 1892. Der Fiedler und der Trommler fehlen auch auf diesem Bilde nicht.

***) Vgl. den Brief Rasks an Bjarni Thorsteinsson vom 4. Juli 1814 (in Tímarit hins íslenzka bókmentafélags, IX. Jahrg. 1888, S. 62.

†) Vgl. Rasmus Kristján Rask 1787—1887, fyrirlestur eptir Dr. Björn Magnússon Ólsen (in Tímarit h. isl. b., IX., S. 17.)

††) Fru Th's. Erindringer fra Island. Ved J. Viktor Bloch Ringkjöbing, 1845, S. 130.

habe und zwar ungefähr in der Zeit zwischen 1818 und 1820. Das Stück, in dem der Dichter aufgetreten, ist ihm jedoch unbekannt.

Küchler erzählt, daß im Jahre 1815, „wohl um Rask eine Freude zu bereiten", ein Teil des Stoffes der alten Örvar-Odds-Saga szenisch verwertet wurde, indem man den Kampf auf der Insel Sámsey zwischen dem Blutsbrüderpaare Örvar-Oddr und Hjálmar auf der einen Seite und Angantýr mit seinen elf Brüdern auf der anderen Seite nach der alten Saga*) am Strande von Reykjavík aufführte. Da mir von einem solchen Spiele im Jahre 1815 nichts bekannt war, wandte ich mich um Aufklärung an Indriði Einarsson und erfuhr von ihm Folgendes: die längst verstorbene Frau des Einar Sæmundsson, der selbst den Örvar-Oddr gespielt, habe ihm in den Jahren 1867 oder 1868 erzählt, daß eine solche Aufführung in dem genannten Jahre veranstaltet worden sei. An dem Spiele ihres Mannes sei ausgesetzt worden, daß er, als er den „toten" Hjálmar auf die Schultern lud, im Kniegelenk einknickte. Nun soll aber Einar Sæmundsson um 1805 geboren sein; er wäre somit damals erst c. 10 Jahre alt und wohl kaum im Stande gewesen, einen erwachsenen Mann auf seine Schultern zu laden, selbst wenn er dabei eingeknickt wäre. Küchler berichtet aber auch, daß dasselbe Spiel nach dem 1827 erfolgten Tode des Dichters Sigurður Pjetursson „um das Jahr 1830" (?) wiederholt worden sei. An diese Aufführung erinnert sich auch Benedikt Gröndal (geb. 1826), der darüber in »Eimreiðin«, VI. Jahrg., S. 195, schreibt: „Meines Erinnerns wurde einmal am Strande (von Reykjavík) der Kampf Örvar-Odds und Hjálmars mit den Söhnen Arngrims aufgeführt. Die Spieler waren die größten und stärksten Seeleute von Reykjavík; sie hatten keine Vorstellung von Schauspielen und man kann sich daher leicht denken, daß dies eine „primitive" und „barbarische" Unterhaltung war, die an ähnliche Produktionen bei den Griechen erinnert, als diese sich noch auf der ersten Stufe der Bildung befanden." Um 1830 war Einar Sæmundsson ein Mann im besten Alter, der jene Kraftleistung leicht vollbringen konnte. Es scheint somit die Behauptung bezüglich der ersten Aufführung im Jahre 1815 nicht auf festen Füßen zu stehen. Eine dramatische Vorstellung kann man übrigens diese rohe Veranstaltung, bei der die „Toten" begraben, d. h. Sandhügel über die „Leichen" aufgeschüttet wurden, doch kaum nennen.

Über spätere dramatische Vorstellungen bis um die Mitte des Jahrhunderts gibt es nur spärliche Nachrichten. Indriði Einarsson berichtet, daß zwischen 1837 und 1840 auch beim Stiftsamtmanne (Gouverneur) von

*) Örvar-Odds saga, cap. 14 (auch in der Hervarar saga; vgl. meine Übersetzung dieser Saga: „Das Tyrfingschwert. Eine altnordische Waffensage. Hagen und Leipzig 1883, S. 13—16).



Island, Karl Emil Bardenfleth, dänische Stücke in dänischer Sprache aufgeführt wurden und der Stiftsamtmann selbst dabei mitwirkte. Die Lateinschüler spielten nach der Rückverlegung der Schule*) nach Reykjavik wieder häufig in den Weihnachtsferien, wo die Schüler nicht zu ihren Angehörigen nach Hause reisen konnten, u. zw. im großen, für 40 Schüler bestimmten Schlafsaale, dem sogenannten »Langaloft«, aus dem die Betten entfernt waren. Diese Schulaufführungen fanden sogleich den größten Beifall der eingeladenen Gäste und wurden daher von den Reykjavikern mit Freuden begrüßt. Über die erste Vorstellung, die im neuen Schulgebäude zu Reykjavik stattgefunden hat, berichtet jene schon öfter erwähnte Notiz der Jänner-Nummer 1848 der „Reykjaviker Post“, die in mehrfacher Hinsicht interessant und belehrend erscheint, so daß ich sie anschließend an die schon oben S. 274—275 mitgeteilten einleitenden Sätze hier — mit einigen Kürzungen — mitteilen will. Der mir unbekannte Verfasser (»xyz«) schreibt: „Auch diese Sitte (der früheren Schulaufführungen) hat aufgehört. Es ist dies wohl eher aus dem Grunde geschehen, weil den Leuten keine passenden Stücke geboten wurden, — denn es ging nicht an, immer wieder dasselbe zu spielen, — als weil man etwa der Spiele selbst überdrüssig geworden wäre. Dies zeigte sich diesen Winter. Kurz vor Weihnachten wurde den Lateinschülern eine Übersetzung von Holbergs Komödie „Erasmus Montanus oder Rasmus Berg“ angeboten. Die Übersetzung war ausgezeichnet gelungen. Die Schüler studierten das Stück während der Weihnachtsferien auf das Sorgfältigste ein und waren für die Aufführung aufs Beste vorbereitet. Sie hätten auch diesesmal, wie schon früher, mit der Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, daß ihnen keine Requisiten zur Verfügung standen, wäre ihnen nicht der Zufall günstig gewesen, daß der Stiftsamtmann**) verschiedene der für dieses Stück benötigten Gerätschaften besaß und sie ihnen aus Wohlwollen für die Schule vorläufig leihweise anbot. Die Vorstellung fand am Abend des Dreikönigstages statt und die Schüler hatten dazu so viele Männer, Frauen und Junggesellen eingeladen, als im größten Schlafsaale Platz finden konnten. In den Zwischenakten hörte man den Gesangschor der Schüler verschiedene Lieder auf der Bühne hinter dem Vorhange singen, und es war dies ein besonderes Vergnügen“ . . . Die Schüler spielten ganz vorzüglich. „Viele von denen, die der Aufführung beiwohnten, hatten schon früher dergleichen in anderen Ländern gesehen, manche auch dasselbe Stück, und die meisten von ihnen dürften einig darin gewesen sein, daß die Darstellung über alle Erwartung gut ausgefallen ist, besonders wenn

*) Rektor der Lateinschule war damals (seit 27. April 1846) der ausgezeichnete Nordgermanist und Homerübersetzer Dr. Sveinbjörn Egilsson.

**) Stiftsamtmann war damals Niels Mathias Rosenörn.

man in Betracht zieht, daß die Spieler ganz ungeübt waren und dergleichen früher nie gesehen hatten. Wir hörten viele Reykjaviker sagen, daß dieser Abend zu ihren besten Stunden der Unterhaltung zählte. Auch bewies ja der Stiftsamtmann durch die Tat, daß dieser Versuch ihm dankenswert erschien; denn er schenkte der Schule nach Beendigung des Spieles alle Requisiten, die er ihr für den Abend geborgt hatte. Am nächsten Abend spielten die Lateinschüler abermals und luden diejenigen Reykjaviker ein, die am ersten Abend nicht hatten kommen können. Es waren bei 300 Menschen dort, die sich abermals ausgezeichnet unterhielten . . . Wenn es auch den Leuten draußen auf dem Lande dünken mag, daß es für sie wenig wichtig sei zu erfahren, womit sich die Lateinschüler in ihrer freien Zeit unterhalten, so scheint es diesmal doch der Erwähnung wert; denn man war bisher der Meinung, daß die Isländer für die Schauspielkunst nicht veranlagt seien. Die Schule hat davon den Gegenbeweis erbracht. Sie hat gezeigt, daß es uns nicht an Leuten fehlt, die ganz gute Schauspieler werden könnten, wenn es darauf ankäme. Das Vergnügen aber, das auch die Isländer an dem Spiele fanden, möge ein Fingerzeig für sie sein, derartige Unterhaltung zu pflegen, wenn die Stadt anwächst. Endlich danken wir der Schule für diese ihre Bestrebungen, und wir hoffen, daß dies für die Schüler eine Aufmunterung sein werde, bei dem so wohl gelungenen ersten Versuche nicht stehen zu bleiben." Der Verfasser fordert sodann die Dichter des Landes auf, volkstümliche Schauspiele zu schreiben; dem einen oder anderen von ihnen würde schließlich doch ein gutes Stück gelingen und „dies wäre für das Volk ein großer und dauernder Gewinn, da hiedurch eine neue Dichtungsart ins Leben gerufen würde, welche wir bisher kaum kennen gelernt haben und die mit den alten Sagas aufs Nächste verwandt ist". — Eine lobende Notiz über dramatische Aufführungen der Lateinschüler kurz vor Weihnachten des Jahres 1849 fand ich in Nr. 29 des zweiten Jahrganges der politischen Reykjaviker Zeitung »Þjóðólfur« (vom 15. Jänner 1850), wo u. a. auch berichtet wird, daß zu den drei Vorstellungen, die auf einer erhöhten Bühne (»pallhús«) stattfanden, ein sehr starker Zulauf war, und daß die Schüler vor Beginn des Schauspiels Lieder sangen, die sie selbst zum Empfange ihrer Gäste gedichtet hatten, dann die Zwischenakte wieder durch ihren hübschen Gesang ausfüllten und endlich auch nach Schluß der Vorstellung sich von den Zuhörern in Liedern verabschiedeten. — Daß in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (oder später, wie Küchler S. 67 meint) in Reykjavik theatralische Vorstellungen auch in irgend einem Waren- oder Packhause veranstaltet worden seien, ist mir nicht bekannt und auch wenig wahrscheinlich.

Von einem eigentlichen Theaterwesen kann also auf Island auch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nicht gesprochen werden. Es wurde

immer nur von Dilettanten und vor einem eingeladenen Zuhörerkreis bei freiem Eintritt gespielt. Der szenische Apparat war von der primitivsten Art.

Noch schlimmer stand es jedoch mit der dramatischen Produktion; diese war schon nach den öfter erwähnten Schulkomödien wieder ins Stocken geraten. Ein ästhetischer Wert wohnte freilich auch den dramatischen Versuchen Geir Vidalíns und Sigurður Pjeturssons nicht inne. Doch ist ihnen eine literarhistorische Bedeutung nicht abzusprechen, und da sie später auch gedruckt erschienen, so möge ihrer hier noch besonders gedacht werden.

Geir Vidalíns Stück »Brandur« oder „Der Rettungslohn" besteht nur aus einem einzigen Akte. Sein Inhalt ist folgender: Guðrún, die Tochter des bemittelten Bauern Brandur, liebt den armen Knecht Guðmundur, soll jedoch nach dem Willen der Eltern den reichen Þórður heiraten. Da ereignet sichs, daß ihr Bruder Jón, dann Þórður und Guðmundur, die mit je einem Schiffe und den dazu gehörigen Leuten ins Meer hinausgefahren sind um zu fischen, von einem furchtbaren Sturmwetter überrascht werden, wodurch Jón in die größte Lebensgefahr gerät. Während sich aber Þórður um Jón nicht weiter kümmert, birgt ihn Guðmundur vor dem sicheren Tode und erhält nun als Rettungslohn Guðrún zum Weibe. Brandur selbst spricht die Moral des Stückes aus: „Es ist besser, seine Tochter mit einem guten und tüchtigen Manne zu verheiraten, wenn er auch arm ist, als mit einem reichen, wenn er nichts taugt und keinen guten Charakter besitzt." — Man ersieht die ganze Armseligkeit des Stoffes und der Handlung schon aus dieser Inhaltsangabe. Übrigens gibt sich die kleine, in sehr gutem Isländisch geschriebene Arbeit so anspruchslos und ist für den Zweck, den der Autor mit ihr verfolgte, so gut gemeint, daß es unbillig wäre, an sie überhaupt kritischen Maßstab anzulegen.

Anders verhält es sich mit den Stücken Sigurður Pjeturssons. Dieser wollte als Dichter*) gelten und war als solcher schon während seiner zehnjährigen — übrigens mit Geir Vidalín zusammen verbrachten — Universitätsstudienzeit in Kopenhagen aufgetreten, wo er in der „Norwegischen Gesellschaft", deren hervorragendstes Mitglied der satirische Dramatiker J. H. Wessel war, eine Rolle spielte. Und eben als Dichter hätte er auch von den damals in Kopenhagen aufgeführten Stücken Holbergs und P. A. Heibergs immerhin recht viel lernen können. Wie wenig Nutzen er in Wirklichkeit aus ihnen gezogen hat, ersehen wir aus seinen beiden,

*) Man vgl. über Sigurður Pjetursson als Dichter mein Buch „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtkunst", S. 275—283.



allerdings, wie berichtet wird, mit größter Hast geschriebenen Komödien, ganz besonders aus »Hrólfur.«

Der Inhalt des dreiaktigen Lustspieles »Hrólfur« ist folgender: Der Bauer und Gerichtsbeisitzer Auðun ist ein überaus leichtgläubiger Mensch und soll nun zu seinem eigenen Schaden erfahren, welch' schlimme Folgen eine solche Charakterschwäche haben kann. Er wird nämlich zunächst von einem Landstreicher Namens Hrólfur beschwindelt, der, nachdem er durch seine Großsprecherei schon Auðuns Tochter Una betört hatte, ihm selber nicht nur wertlose Waren zu einem hohen Preise verkaufte, sondern ihn auch um sein bestes Pferd betrog, auf dem der Gauner sodann das Weite suchte. Hrólfur hat Auðun aber außerdem in dem Wahne bestärkt, daß ein ihm abhanden gekommenes Schaf von einem benachbarten ehrenfesten Kleinbauern gestohlen und Abends vorher gegessen worden sei. Auðun zeiht nun ohne Weiteres seinen Nachbarn dieses Diebstahls und verlangt dafür vierfachen Ersatz. Dadurch gerät er in einen Ehrenhandel, der für ihn den schlimmsten Ausgang zu nehmen droht. Nur der freundschaftlichen Vermittlung eines anderen Nachbarn, des klugen Bauern Gissur, der Auðun auch über den an ihm verübten Betrug aufklärt, hat es dieser zu verdanken, daß er leichten Kaufes durch Schenkung seiner besten Kalbin an einen armen, eben in größter Not befindlichen Häusler davon kommt. Auðun ist aber durch diese Erfahrungen noch immer nicht gewitzigt. Seine eigene Magd Margrjet stahl die dem Hrólfur abgekauften Waren, fingierte, um jeden Verdacht von sich abzulenken, einen Einbruch und bezeichnete Andrjes, den Sohn Gissurs, als den Täter. Und obgleich Gissur, nachdem er noch zuvor für seinen Sohn um die Hand der Tochter Auðuns angehalten, unterwegs ist, um Hrólfur einzuholen und ihm das erschwindelte Geld und Pferd wieder abzunehmen, schenkt er doch der Magd Glauben und läßt Andrjes sogleich wie einen Verbrecher fesseln. Die Unschuld des Burschen kommt jedoch alsbald zu Tage, u. zw. durch die eigene Unachtsamkeit der Margrjet, die das Kistchen mit den gestohlenen Sachen unverwahrt auf dem Tische stehen ließ. Inzwischen kehrte Gissur mit dem Pferde Auðuns und einem Teile des Geldes zurück, und Auðun steht nun nicht weiter an, dessen Sohn die Hand seiner Tochter zu geben. —

»Hrólfur« als — späterer — Titel des Stückes ist schlecht gewählt. Hrólfur verschwindet schon mit dem ersten Akte, und andere Personen treten in den Vordergrund der dreifach geteilten Handlung. »Slaður og trúgirni« d. h. „Geschwätz [richtiger Schwindelei] und Leichtgläubigkeit“ war entschieden besser. Das Stück dürfte übrigens den Titel »Hrólfur« erst erhalten haben, als auch schon »Narfi« gespielt worden war, und die Leute nun meinten, es müsse jedes Schauspiel nach seiner Hauptperson benannt sein. In Rasks

»Sýnishorn« (vgl. unten) ist das Stück — recht bezeichnend für seine dramatische Qualität — nach dem Gerichtsbeisitzer Auðun benannt. Aus dem erwähnten Grunde scheint wohl auch „der Rettungslohn" Geir Vidalins erst später den minder passenden Titel »Brandur« erhalten zu haben.

In gar mancher Hinsicht höher als »Hrólfur« steht des Dichters zweites Drama, das ebenfalls dreiaktige Lustspiel »Narfi«. Auch der Held dieses Stückes ist ein Schwindler und Schurke, jedoch in der eleganteren Gestalt eines Handlungsbediensteten bei einem dänischen Kaufmanne. Obwohl ein Isländer, spielt er einen dänischen Stutzer, der die Manieren der Dänen nachäfft, sich seiner Nationalität schämt und lieber ein schauderhaftes Dänisch als seine Muttersprache spricht. Er hat seit längerer Zeit ein begehrliches Auge auf Ragnhildur, die kaum noch erwachsene Tochter des Gerichtsbeisitzers Guttormur, welche schon einem Knechte ihres Vaters, dem braven Nikolaus, der sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, ein halbes Eheversprechen gegeben. Es gelingt Narfi auch durch stutzerhaftes Benehmen und lügenhafte Vorspiegelungen von einem großen Einkommen bei seinem Prinzipale Dalstæd und beträchtlichen Ersparnissen die Zuneigung des nur für Reichtum und Ansehen eingenommenen Mädchens zu gewinnen und er tritt nun zu Beginn des Stückes kühn als Freier auf. Der biedere, aber etwas einfältige Guttormur ist auch gar nicht abgeneigt, ihm seine Tochter zu geben, falls er seine dänischen Manieren ablegt und seine Angaben sich als richtig erweisen. Und Guttormur hätte sich sogar durch einen Schwindel mit einem gefälschten Zeugnisse und mit Banknotenbündeln, die nur zuoberst eine Note, darunter aber leeres Papier enthielten, übertölpeln lassen, wenn es nicht Dalstæd, dem guten Freunde des Guttormur und Prinzipal des Narfi, dem er soeben dessen Stellung bei ihm gekündigt, noch im letzten Momente gelungen wäre, den plumpen Betrug aufzudecken. Inzwischen hat Nikolaus fünf Leuten des Dalstæd, die auf dem Meere von einem Sturme überrascht wurden, das Leben gerettet, und Dalstæd selber tritt nun mit Erfolg als Brautwerber für Nikolaus auf, dem er eine selbständige Stellung in seinem ausgedehnten Geschäfte gibt und ein reichliches Auskommen zusichert.

Wie aus diesen Inhaltsangaben zu ersehen, bilden die beiden Stücke Sigurður Pjetursſons eigentlich nur Varianten desselben Themas: wie einfältige Menschen durch Schwindler übertölpelt werden. Aber nicht nur die Hauptpersonen der beiden Stücke, Hrólfur und Narfi als Bösewichte, Auðun und Guttormur als leichtgläubige Schwachköpfe, gleichen einander; auch die nächst diesen im Vordergrunde der Handlung stehenden Personen sind dieselben Typen: so Una und Ragnhildur, die ihrer Väter würdigen Töchter, welche ihr schon an einen braven, aber schlichten Liebhaber verschenktes Herz gleich-

wohl einem anscheinend wohlhabenderen und interessanteren Großsprecher entgegenbringen; Gissur und Dalstæd, die Freunde des Hauses, welche die Schwindeleien aufdecken und das drohende Unheil abwenden; Andrjes und Nikolaus, die braven Bursche, welche nach Bestehung schlimmer Fährlichkeiten doch noch die Liebste heimführen. Auch die Grundzüge der Handlung sind natürlich in beiden Stücken dieselben. Diese haben außerdem manchen Zug mit Vidalíns »Brandur« gemein. So kehrt z. B. das dort verwendete Motiv der Rettung von Menschenleben aus höchster Seenot und mit eigener Lebensgefahr, wodurch der zurückgesetzte Freier einen Beweis seiner besonderen Tätigkeit erbringt und nun erst Gnade in den Augen des Vaters der Braut findet, auch in »Narfi« wieder.

Eine besondere dramatische Erfindungsgabe wird man daher Sigurður Pjetursson jedenfalls nicht nachzurühmen haben. Im Übrigen ist »Narfi« bei all seinen — namentlich auch technischen — Mängeln unzweifelhaft das bessere Stück dieses Dichters. Die Charaktere sind ganz gut gezeichnet, so vor allen Narfi selbst. Ein dem Guttormur zur Erziehung übergebener Waisenknabe ist ebenfalls eine trefflich gelungene drastische Figur. Ein hübsches isländisches Interieur wird in einer Szene des zweiten Aktes geboten, wo Guttormur mit seinen Kindern bei der häuslichen Arbeit versammelt ist und Ragnhildur Verse rezitiert, an welche die Übrigen ebenfalls versifizierte Improvisationen knüpfen.*)

Was uns aber an allen drei Dramen ganz besonders gefällt, ist der lobenswerte Umstand, daß ihr Stoff dem heimischen Volksleben der damaligen Zeit entnommen ist und daß sie uns daher volkstümliche Typen und das Leben und Treiben der Isländer am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vor Augen führen. Sie haben in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorzug gegenüber späteren isländischen Dramen, die sagenhafte oder geschichtliche Stoffe aus der alten Zeit Islands behandeln. »Hrólfur« und »Narfi« gefielen denn auch, wie es scheint, den isländischen Zuhörern sehr gut, da sie, wie wir gesehen haben, später auch außerhalb der Latein-

*) Holger Wiehe (in der Einleitung zur dänischen Übersetzung des isländischen Dramas „Schwert und Krummstab" von Indriði Einarsson, S. 4) und nach ihm Küchler (Dramatik, S. 14) bemerken, daß „Narfi einen ähnlichen Stoff behandle, wie Holbergs Jean de France." Dies ist nicht ganz zutreffend. Es besteht wohl eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter der Helden, indem sich der Isländer auf einen feinen Dänen, der Däne auf einen Vollblut-Franzosen hinausspielt. Im Übrigen ist Narfi ein geriebener Schwindler und Schurke, Hans Frandsen hingegen ein einfältiger und lächerlicher, sonst aber gutmütiger Tor, der die Braut nur wegen seiner blöden Alfanzereien verliert.



schule zur Aufführung gelangten und sogar noch im Jahre 1893 gespielt wurden.*)

Es ist behauptet worden,**) daß Sigurður Pjeturssons „Komödien" gegen den dänischen Kaufmannsstand gerichtet seien, der damals auf Island eine dominierende Stellung einnahm und die eingebornen Bauern wie eine niedrigere Kaste behandelte. Da in den beiden Stücken des Dichters nur in »Narfi« ein dänischer Kaufmann eine Rolle spielt, kann auch nur auf dieses Drama angespielt sein. Hier erscheint jedoch der dänische Kaufmann (Dalstæd) als durchaus nobler Charakter, der den Isländer in der leutseligsten und freundschaftlichsten Weise behandelt und nur eine gewisse Sorte von isländischen Handelsbediensteten tadelt, über die er sich mit folgenden Worten ausspricht: „Zu unserer groben Packhausarbeit erhalten wir zunächst im Allgemeinen nichts Anderes als den Ausschuß vom Bauernstande, das heißt: es gibt bisweilen solche Bursche, die ein Bauer nicht in seinem Dienst behalten kann, sei es wegen Faulheit, Widersetzlichkeit oder irgend einer anderen schlechten Eigenschaft. Solche Leute kommen also zu uns, und sie bleiben eine Zeitlang brauchbar, so lange sie glauben, es schwebe ihnen der Tamp (Tauende, als Strafwerkzeug gebraucht) über dem Kopf, wie ein Komet. Indessen gibt es für sie doch Gelegenheit genug zu Ausschweifungen. Ja, einige avancieren sogar und vermehren ihre Boutique mit neuen Lastern. Wir sind dann genötigt, ihnen den Abschied auf grauem Papier zu geben. Nun sind sie gezwungen herumzuwandern, wenn es ihnen nicht gelingt, sich auf die eine oder die andere Art bei anderen honetten Leuten im Lande einzudrängen, und hiezu sind ein alter Frack, ein Paar abgetragene Stiefel, ein bunter Hut, eine zerzauste Perrücke, ein freches Prahlen mit noch mehr anderm Kram die glücklichsten Mittel. Treffen sie einen einfältigen Mann, so hängt sich dieses Ungeziefer so fest an ihn wie Kletten. Keine ehrliche Arbeit können sie" u. s. w. (Leikrit, S. 149 – 150.) —

„Hrólfur" erschien zum ersten Male gedruckt im Jahre 1819 u. zw. in C. Chr. Rasks isländischer Chrestomathie: Sýnishorn af fornum og nýjum norrænum ritum í sundrlausri og samfastri ræðu. Id est Specimina Literaturæ Islandicæ veteris & hodiernæ prosaicæ & poëticæ, magnam partem anecdota (Holmiæ. MDCCCXIX), S. 209—255, mit dem Titel »Auðun lögréttumaðr«. Gleðispil af Sigurði Péturssyni sýslumanni, leikið í Reykjavík 1814.« (A., der Gerichtsbeisitzer. Lustspiel von Sysselmann S. P., gespielt zu Reykjavik im Jahre 1814.) Mit »Narfi« und dem

*) Küchler meint, daß die drei Schuldramen „später — jedoch kaum mehr nach 1865 — auch Darstellungen vor größeren Zuschauerkreisen erfahren haben".

**) Vgl. Dr. Valtýr Guðmundsson, Islands Kultur, S. 51.



„Brandur“ Geir Vidalins*) zusammen erschien dann „Hrólfur“ 1846 im zweiten Teile der Werke Sigurður Pjeturssons, der den Separattitel: »Leikrit og Nokkur ljódmæli« (Reykjavik 1846) führt und eine Vorbemerkung des Herausgebers, sowie eine — leider nur allzu magere — Biographie des Dichters aus der Feder des Stiftspropstes Árni Helgason enthält.

Die ersten gedruckten Dramen in isländischer Sprache sind übrigens die (von Küchler unbeachtet gebliebenen) Kinderkomödien, welche in dem schon erwähnten, von Bischof Dr. Hannes Finnsson in zwei Bänden herausgegebenen Volksbuche „Qvöldvökurnar 1794“ (d. h. Die Abendunterhaltungen für das Jahr 1794) enthalten sind. Im ersten 1796 zu Leirárgarðar erschienenen Bande dieses Werkes befindet sich als Nummer XXIV, auf S. 160—193 (Nummer XXI, S. 96—122 der zweiten Ausgabe 1848) das einaktige Stück »Sumargjafirnar. Gledi handa börnum« (d. h. Die Sommergaben. Unterhaltung für Kinder), in welchem an die auch auf Island übliche Sitte, den ersten Sommertag durch Beschenkungen zu feiern, eine recht hübsche und lehrreiche Handlung geknüpft ist. Der zweite, 1797 ebenfalls in Leirárgarðar erschienene Band enthält als Nummer LVII auf S. 75—132 (Nummer IX, S. 58—103 der zweiten Ausgabe) ein zweiaktiges Drama mit dem Titel »Gód börn eru foreldranna bezta audlegd« (gute Kinder sind der beste Reichtum der Eltern); es ist, wie jedenfalls auch das andere Stück, eine Übersetzung. Das Stück selbst bekundet eine geübte dramatische Hand, ist überaus spannend und wirkungsvoll und weitaus besser als die unbeholfenen dramatischen Versuche Geir Vidalins und Sigurður Pjeturssons.

* * *

Auf Grund der bis jetzt bekannten Daten ergibt sich also bezüglich der Anfänge des isländischen Dramas und Theaterwesens folgende Chronologie:

Die älteste bisher bekannt gewordene dramatische Arbeit ist »Sperðill« von Snorri Björnsson aus den Fünfziger-Jahren des 18. Jahrhunderts.

Im Oktober 1791 wurden in der Lateinschule zu Reykjavik bereits Szenen aus Lustspielen dargestellt.

*) Der Herausgeber der Schriften Sigurður Pjeturssons war der auf Island selbst heute noch allgemein verbreiteten Meinung, daß auch „Brandur“ von diesem Dichter verfaßt sei, und erfuhr den wahren Sachverhalt erst, als das Stück schon gedruckt war, aus der Biographie S. Pjeturssons von Árni Helgason. Er entschuldigt sein Versehen mit der Erwägung, „daß der Dichter selbst diesem Schauspiel seines Freundes gewiß mit Freuden einen Platz in seinen Schriften gegönnt haben würde“. Vgl. auch Ný Félagsrit, gefin út af nokkrum Íslendingum VII. ár (1847) S. 191—195.

Zwischen den Jahren 1791 und 1796 ist das einaktige Stück »Brandur« von Geir Vidalín in der Lateinschule zum erstenmale aufgeführt worden.

Im Jahre 1796 fand in der Lateinschule schon eine Aufführung des Lustspieles »Hrólfur« von Sigurður Pjetursson statt.

Im Jahre 1796 erschien das erste in isländischer Sprache gedruckte Drama (eine übersetzte Kinderkomödie).

(Fortsetzung folgt.)



Der schlichte Reif.

Von M. Herbert.

Die schöne stolze Herzogin
Im Saal des Schlosses stand,
Viel gold'ne Reifen blitzen
An ihrer weißen Hand.

Da spielt mit ihrer weißen Hand
Das kleine Schwesterlein.
„Dein Finger, Lieb', ist fast zu schlank,
Zu tragen Perl' und Stein.

Sag' an, wer Dir gegeben hat
Die Perle matt an Strahl?"
„Die bot mir einst als Brautgeschenk
Der Herzog, mein Gemahl."

„Wie herrlich der Brillanten Licht,
Sie flammen wunderbar!"
„Zu meiner Wiege legte sie
Mein Pate einst, der Czar".

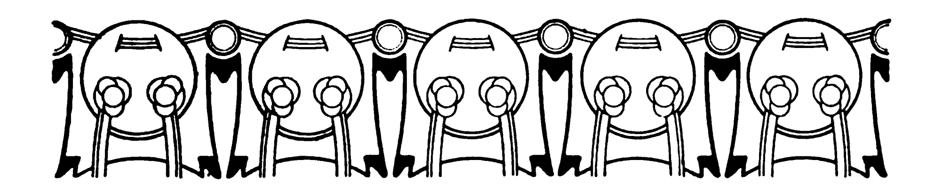
„Wie der Opal in Farben spielt!
Ein Glücksstein ist er. Wie?"
„Erinn'rungsgabe, liebes Kind,
An Kais'rin Eugenie."

„Wie seltsam! Zwischen Glanz und Pracht
Dies Ringlein, sondern Zier,
Du trägst es ständig, Tag und Nacht,
Verwachsen scheints mit Dir."

Die schöne, stolze Herzogin
Erschrak — ward geisterbleich:
„Kind, der es mir zum Abschied bot,
Besaß nicht Kron und Reich.

Und dennoch ist der Ring für mich
Mehr wert, als Perl' und Stein.
Und mit dem Reifen an der Hand
Will ich begraben sein."





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

V.

Weihnachten 1848. Neujahr 1849.

2.

Als ich am 27. Dezember in Wien eintraf, — ich stieg wie gewöhnlich in Nowaks Gasthof „zum weißen Roß“ in der Leopoldstadt ab*), — waren es zunächst Angelegenheiten meines Amtes, die mich in Anspruch nahmen.

Während ich in Prag weilte, hatte mich Pepi Hasner in Olmütz, in Kremsier, in Wien aufgesucht und natürlich nirgends gefunden. Nach dem Tode des Professors Fischer war die Lehrkanzel der Augenheilkunde an der Prager Universität in Erledigung gekommen und Hasner bewarb sich um sie. Als er mich nirgends fand, stellte er sich in Wien dem Grafen Stadion vor, der ihn an mich wies. „Ja, Euer Erlaucht,“ sagte Hasner, „Helfert ist mein Jugendfreund und gerade deshalb wird er, um nicht parteiisch zu scheinen, gegen mich sein!“ Stadion erzählte mir das und sagte, der junge Mann habe ihm gefallen. „Haben Sie etwas gegen ihn?“, fragte mich Stadion. „Durchaus nicht!“ Aber gewiß konnte in einem so wichtigen Falle Jugendfreundschaft keinen Ausschlag geben. Neben Pepi Hasner bewarb sich Med.-Dr. Arlt um dieselbe Lehrkanzel. Hasner war vielleicht der genialere, Arlt der gediegenere; an Kenntnissen, an wissenschaftlichem Eifer, aber auch an operativer Geschicklichkeit und Vertrauenswürdigkeit war es schwer, dem einen vor dem andern einen Vorzug einzuräumen. Doch mehrere Umstände sprachen für Arlt. Arlt hatte schon einen Fuß im Professoren-Kollegium, Hasner nicht; Arlt trug seit mehreren Jahren als „außerordentlicher Dozent“ an der Universität Augenheilkunde vor, Hasner war Konzepts-Praktikant im Sanitäts-Departement des Guberniums; er war bedeutend jünger als Arlt, und auch das konnte nicht ganz außeracht bleiben. Der Fall machte in Prag großes Aufsehen, die medizinische Welt war für den einen oder für den andern der beiden Nebenbuhler in zwei Lager gespalten. Der alte Hofrat,

*) Im „Fremdenblatt“ Nr. 320 vom 29.: „Herr J. Helfert, Sekretär, von Prag“.

mein ehemaliger Chef, schrieb mir und bat für seinen Sohn. Auch Brauner suchte mich für Hasner zu stimmen. „Sein reformatorisches Werk", sagte er, „werden die alten Herren gerade so beurteilen, wie die pl. tit. Herren Wirtschaftsräte mein Buch über die Bauernzustände beurteilt haben!" So war die Entscheidung in der Tat schwierig und die Sache durfte nicht übereilt werden.

Eine Angelegenheit sehr unangenehmer Art beschäftigte mich seit längerer Zeit. Die Professoren der chirurgischen Lehranstalt in Salzburg, Gustav Wolf (Chemie) und Alexander Reyer (Chirurgie), hatten sich in der kritischen Zeit arg kompromittiert, in den Oktobertagen hatten sie Freiwillige zu einem Hilfszug nach Wien geworben, Reyer hatte sie in Person dahin geführt. Aloys Fischer hatte mir schon in Kremsier in den Ohren gelegen, man könne die beiden Männer unmöglich auf ihrem Posten lassen, ohne bei allen Gutgesinnten in Salzburg Ärgernis zu erregen. Der gefährlichere war Reyer. Er hatte ein angenehmes Äußere, besaß eine große Rednergabe und hatte durch die radikalen Elemente, deren es auch in Salzburg einige gab, großen Einfluß auf den Gemeinderat gewonnen. Von minderer Bedeutung war Wolf, der mehr nur Nachtreter war; als Reyer mit seinen Freischärlern mit heiler Haut, aber ohne Lorbeern nach Salzburg zurückkam, nannte Wolf das Unternehmen ein „Hirschauer Stückl". Allein die Unternehmung war mehr als bloß ein unbesonnener Streich, sie war Hochverrat in optima forma, und wenn wir von Rechtswegen vorgehen wollten, so war Absetzung das Geringste, was die beiden Herren treffen konnte. Allein wir konnten uns für eine so ernste Maßregel nicht entschließen. Wir trugen der großen Verwirrung der Geister Rechnung, die ein charakteristisches Merkmal der Oktobertage gewesen war, und beschlossen, sie einfach von Salzburg zu entfernen. Wolf kam an die Universität Lemberg, Reyer an die medizinisch-chirurgische Lehranstalt zu Klagenfurt, wo er den Unterricht für Hebammen übernahm. Da aber dieser auch slovenisch erteilt werden mußte, was Reyer nicht konnte und als Deutschtümler auch nicht mochte, so blieb er nicht lang auf seinem Posten, sondern folgte einem vorteilhaften Ruf nach Ägypten.

In den Tagen, die ich in Wien zubrachte, stellten sich mir jene Wiener Professoren vor, die Feuchtersleben von der Lehrkanzel entfernt hatte. Sie beschwerten sich in den stärksten Ausdrücken über diese unerhörte Maßregel, über diesen sultanischen Gewaltstreich und verlangten ihre Wiedereinsetzung als ihr gutes Recht. Ich hörte sie ruhig an, aber ein Versprechen konnte ich ihnen nicht geben. Es ging doch nicht an, eine vor wenig Wochen erlassene kaiserliche Entschließung rückgängig zu machen und ohne ausreichenden Grund in ihr Gegenteil zu verwandeln. Es war allerdings richtig, daß ihnen als

Staatsdienern kein Vorwurf zu machen war, sie hatten pflichtgetreu gearbeitet und gewirkt, wie es ihnen durch das Gesetz vorgeschrieben war. Allein andererseits war nicht zu verkennen, daß sie hinter den Fortschritten der Wissenschaft zurückgeblieben waren und daß keiner von ihnen den gesteigerten Anforderungen, die nun an die Vertreter der Universitätsstudien zu stellen waren, würde entsprechen können. „Seien wir froh, daß wir sie los sind!" sagte mir Exner. Im übrigen wurde ein ähnlicher Schritt, wie ihn Feuchtersleben gegen seine fünf Opfer gemacht hatte, von uns nicht unternommen. Es gab wohl in Wien, in Prag, in Graz ꝛc. hin und wieder Professoren, von denen dasselbe zu sagen war wie von den Herren Pleischl und Konsorten. Wir schlugen aber in solchen Fällen den mildern Weg ein, wir beließen die alt gewordenen Professoren, die ja zu ihrer Zeit nicht ohne Verdienst gewirkt hatten, auf ihren Posten und waren nur bedacht, ihnen neue, den geänderten Anforderungen genügende Kräfte an die Seite zu setzen. Einige der ältesten Herren machten von selbst Platz, der im Sturm der Märzereignisse schwer geprüfte Hofrat Jenull durch seinen am 28. Dezember erfolgten Tod, der zweiundsiebzigjährige Professor der Mathematik Josef Jenko durch seinen freiwilligen Übertritt in den Ruhestand am letzten Tage des viel bewegten Jahres. Aus ganz anderen Gründen als wegen mangelnder Lehrfähigkeit wurde Füster, seiner lehramtlichen Verpflichtungen bei dem energischen Proteste seiner Kollegen bereits vorläufig enthoben, nunmehr bleibend entfernt: „viele im Interesse der studierenden Jugend laut gewordene Besorgnisse dürften in dieser Maßregel ihre Beruhigung finden"*).

Auch der Kurator der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie Graf Ludwig Taaffe wollte sich meine Anwesenheit in Wien zunutze machen. Er selbst lag damals an einer schmerzvollen Krankheit darnieder, er schickte seinen Stellvertreter Baron Sommaruga. Der edle liebenswürdige Mann, vor dem ich kaum anderthalb Jahre früher als Supplikant um die Krakauer Lehrkanzel erschienen war, fand sich bei mir ein und legte mir dringend ans Herz, ich möchte seine, Sommarugas, Person ganz aus dem Spiele lassen; er wolle gern auf ein Gehalt verzichten, das er nie angesprochen habe, und sei auch ohne dieses jederzeit bereit, den Kurator im Verhinderungsfalle in allen Stücken zu vertreten. Dagegen machte er mir eifrige Vorstellungen zugunsten des Grafen Taaffe. Graf Taaffe habe schon dadurch, daß er aufgehört habe, Justizminister zu sein, an seinen Einkünften viel eingebüßt; verlöre er auch den Posten am Theresianum, den er durch so lange Jahre versehen, so würde ihn das nicht bloß persönlich kränken, sondern auch in seiner materiellen

*) Wr. Ztg. 1849 Nr. 20 vom 24. Januar, S. 216.



Existenz noch mehr schädigen, ja in wahre Verlegenheit setzen . . . Mir ging diese Schilderung gewiß nahe; hatte ich doch dem Grafen Taaffe manches zu danken! Allein einen Trost konnte ich seinem Fürsprecher nicht zukommen lassen, ich konnte ihn, wie die abgesetzten Professoren, nur schweigend anhören und höchstens einige verbindliche Worte sagen. Denn ich hatte den Gedanken, das Theresianum eingehen zu lassen, noch immer nicht aufgegeben. An den stiftungsmäßigen Bestimmungen ließ sich im Wesen allerdings nichts ändern; es ließen sich nur, wie es bei den anderen Konvikten geschehen war, die Konviktsplätze in Hand-Stipendien umwandeln. Dagegen sollten die aus dem Staatsschatze fließenden Beiträge, „natürlich mit Schonung der bereits Besitzenden", aufhören, „um die dadurch gewonnenen, nicht unbedeutenden Summen für wichtigere Zwecke zu verwenden". In diesem Sinne schrieb ich an den Grafen Stadion"*).

Nebst dem Theresianum war, wie früher erwähnt, auch das Josephinum zur Aufhebung bestimmt. Wir brauchten dessen Räumlichkeiten dringend, um sie einstweilen, so lang sich die Aula im Besitz des Militärs befand, für die medizinischen Vorlesungen zu verwenden. Die nicht zur Armee einberufenen Zöglinge dieser medizinisch-chirurgischen Lehranstalt hatten im Jahre 1848 an der akademischen Legion ebenso teilgenommen wie die Hörer der Universität. Ihre Vorlesungen waren darum auch hier geschlossen und das ebnete für uns den Weg, die Anstalt völlig eingehen zu lassen. Ich trat darüber mit meinem Kollegen vom Kriege, dem Unterstaats-Sekretär Ritter v. Schöllhaimb, in Verhandlung, die in seinem Bureau stattfand. Zugegen waren die beiden Stabsfeldärzte Johann Traugott Dreyer, Vize-Direktor der Josefs-Akademie, und Josef Rottmayer, einer der Professoren der Akademie, damals Referent im Kriegsministerium. Schöllhaimb ging sogleich auf meine Ideen ein. „Die Akademie", sagte er, „hat uns nicht einmal in Friedenszeiten so viel Ärzte geliefert, als wir brauchten. Für den Krieg mußten wir Ärzte hernehmen, wo wir sie fanden, und sie haben ihren Dienst ebenso gut versehen wie jene, deren Ausbildung dem Staat 1000 fl. per Kopf kostete. Wozu also die ganze Anstalt?" Dreyer versuchte Einwendungen, berief sich auf die militärische Disziplin, den Soldatengeist, der in der Anstalt herangezogen werde. Allein Schöllhaimb, der sehr derbe Manieren hatte, ließ ihn kaum zu Worte kommen. Der arme Dreyer spielte eine wenig beneidenswerte

*) Die Verhandlungen über das Schicksal des Theresianums haben sich noch durch viele Monate hingezogen; zuletzt blieb die altberühmte Anstalt bestehen und die einzige Änderung war, daß sie zufolge Kaiserlicher Entschließung vom 29. September 1849 ihre Eigenschaft als „Ritter-Akademie" verlor und einfach k. k. Theresianische Akademie genannt wurde.



Rolle, da auch Kottmayer gegen ihn war. Am Schluß der Verhandlung war die Sache abgemacht und es kam nur darauf an, den Vortrag an den Kaiser zu erstatten; an der Allerhöchsten Genehmigung war nicht zu zweifeln. Das Josephinum mit seinen reichen Sammlungen ging damit an die Universität über.

* * *

An der Reorganisation des Unterrichtssystems wurde in allen Departements fleißig gearbeitet.

Die wichtigsten Bestimmungen betrafen die Universitäten. Vor allem mußte unter den Studenten Ordnung gemacht werden. Die Studenten waren in der Zeit allgemeiner Wirrnis ihrer Bestimmung völlig entfremdet worden. Studiert hatten sie fast gar nichts; sie hatten Soldaten gespielt und, was noch bedenklicher war, sie hatten Politik getrieben, nicht bloß theoretische, sondern leider auch praktische. Exner und ich stimmten dem Grafen Stadion vollkommen bei, daß diesen Zuständen ein Ende gemacht werden müsse. Die Studenten sollten keine politischen Vereine bilden dürfen, Minderjährige überhaupt zu politischen Klubs nicht zugelassen werden. Die akademischen Legionen wären aufzulösen: wer das rechte Alter habe, könne in die Nationalgarde eintreten. Hingegen sollten in Hinkunft alle Studenten die öffentlichen Vorlesungen besuchen, es sollte kein Privatstudium der Fakultätsfächer mehr geben. Diese letztere Bestimmung konnte allerdings für den Anfang nicht streng durchgeführt werden. Eltern aus den besseren Ständen trugen Scheu, ihre Söhne unter die verwilderte Jugend des Jahres 1848 zu schicken, sie gaben sie dann lieber zum Militär. Es blieb daher nichts übrig, als vorläufig das Privatstudium noch zu gestatten; doch sollten die Privatisten, da ihnen keine Frequentations-Zeugnisse ausgestellt werden konnten, Prüfungen ablegen. Auch an den Gymnasien wurde das Privatstudium in der bisherigen Weise vorläufig belassen*).

Die Umgestaltung der Fakultäten schritt nach den Grundsätzen des Organisations-Entwurfes vor. Die nicht-lehrenden Doktoren wurden vom Lehrkörper getrennt; die Fakultät bestand hinfort nur aus Lehrern und Lehrenden, also den ordentlichen und außerordentlichen Professoren und den immatrikulierten Studenten. Im Lehrkörper sollten auch die „öffentlichen Dozenten“ vertreten sein, sie sollten jetzt, nach dem Muster der deutschen Universitäten, „Privat-Dozenten“ heißen, d. h. solche, die an höheren Studien-Anstalten öffentlichen Unterricht erteilen, ohne hiefür vom Staate besoldet zu sein; sie sollten befugt sein über die Wissenszweige, für die sie sich habilitiert hatten, ihren Hörern staatsgiltige Frequentations- oder

*) Min.-Erlasse vom 17. Dezember Nr. 31, vom 21. Nr. 47.



Fortschritts-Zeugnisse auszustellen. Solche Personen, die zwar an einer Fakultät unterrichten, aber nicht in einer dieser Fakultät angehörigen Wissenschaft, sondern in einer praktischen Fertigkeit, wie Stenographie, lebende Sprachen, Turnen, sollten bloß „Lehrer" heißen und als solche dem Lehrkörper nicht angehören. Den an der Universität nicht-lehrenden Doktoren wurde anheimgestellt „Doktoren-Kollegien" für wissenschaftliche Zwecke zu bilden. Wer von ihnen den Drang in sich fühlte, öffentlich zu lehren, dem stand es frei, sich für ein besonderes Fach, z. B. Fundamental-Theologie, römisches Recht, Augenheilkunde, an der Universität zu habilitieren. In dieser Zeit wurde Dr. Josef Frič*) an der Prager Universität als „außerordentlicher Dozent" für gerichtliches Verfahren in böhmischer Sprache anerkannt; seine Frequentations- und Prüfungs-Zeugnisse sollten, unter gewissen Voraussetzungen, dieselbe Rechtsgiltigkeit und Beweiskraft haben, wie die des ordentlichen Professors des gleichen Faches**). Das Verfahren für die Besetzung der Lehrkanzeln wurde grundsätzlich geändert. Die bisherigen schriftlichen Konkursprüfungen hörten auf. Nur ausnahmsweise konnte der Lehrkörper auf eine solche antragen, wenn der Bewerber keine gedruckten oder handschriftlichen Arbeiten vorzulegen imstande war, aus denen seine wissenschaftliche Befähigung sich beurteilen ließ. Die Fähigkeit zum mündlichen Vortrage sollte der Kandidat, wenn er nicht etwa schon öffentlich gelehrt hatte, durch eine Probevorlesung erweisen. Auf Grund dieser Nachweise hatte der Lehrkörper seinen Besetzungsvorschlag an das Ministerium zu erstatten***).

Diese neue Einrichtung traf auch mich persönlich. Ich hatte mich, da ich noch in Krakau war, um die Lehrkanzel des römischen und kanonischen Rechtes nach meinem seligen Vater beworben und die schriftliche und mündliche Konkursprüfung dafür abgelegt. Ich hatte einen einzigen Mitbewerber, den Jur. Dr. Stremayr aus Graz. Jetzt erhielt ich denn aus Prag die Beilagen meines Gesuches zurück, mit dem Bemerken, daß „in Folge der geänderten Universitäts-Verhältnisse" vom Ministerium — also in letzter Linie von mir selbst! — der Auftrag gekommen sei, „eine neue öffentliche Verlautbarung mit Bestimmung einer kürzeren Frist zur Erledigung der Gesuche zu veranlassen" ꝛc. Unterschrieben war Gustav Ritter von Kopetz, k. k. Gubernialrat und Professor, der als Senior der Fakultät „in Ermanglung eines k. k. Studien-Direktors" die Geschäfte führte; denn der letzte Direktor Gubernialrat Hasner von Artha war in Folge des eingetretenen Umschwungs

*) Kultur 1903, S. 48.

**) Ministerial-Erlässe vom 18., 19., 24. Dezember 1848, R.-G.-Bl. Nr. 35, 37, 52; vom 3. und 14. Januar 1849, Nr. 68, 85.

***) Min.-E. vom 11. Dezember 1848 Nr. 20, S. 20 f.

von seinem Posten zurückgetreten. Der Namenszug Kopetz' war in jener kalligraphischen Handschrift geschrieben, die ihm bis in sein Greisenalter blieb*).

Um die Besetzung der an unseren Universitäten erledigten oder neu zu errichtenden Lehrkanzeln brauchte uns nicht bang zu sein. In den Professorenkreisen Deutschlands verfolgte man das, was im österreichischen Studienwesen geplant wurde, mit gespannter Aufmerksamkeit; es kamen uns vielfache Anerbietungen von Gelehrten zu, sich an unseren Universitäten verwenden zu lassen, und wo eine Anfrage in dieser Richtung von uns ausging, fand sie fast ausnahmslos bereitwillige Aufnahme. Aus Gießen schrieb mir Professor Carrière. Feuchtersleben hatte ihn für das Fach der Philosophie nach Wien berufen wollen, als die Oktober-Revolution dazwischen kam; jetzt meldete sich Carrière aus eigenen Stücken und schrieb mir, er sei erfüllt von dem Verlangen, in Österreich „eine naturkräftige, durch Reflexionen unverdorbene Jugend zu begrüßen". Prof. Engel in Zürich, ein geborener Wiener, sandte mir ein Schreiben nach dem andern: „mit schwerem Herzen" sagte er, „habe er vor Jahren seine Heimat verlassen, zu der es ihn jetzt mit Macht ziehe". Da in Wien keine Kanzel frei war, dachte er an die Lehrkanzel der Anatomie und Physiologie in Salzburg und bot sich mir brieflich dafür an. Mein Referent Reg.-Rat Well und Professor Hyrtl, die ich befragte, schilderten ihn mir als ausgezeichnet in seinem Fache, nur äußerten sie Bedenken, was seine Verläßlichkeit betraf. Doch dieser Umstand war es nicht, warum wir sein Anerbieten nicht annehmen konnten. Die Salzburger Lehrkanzel war mit 600 fl. dotiert, Engel aber hatte in Zürich ein Gehalt von 1200 fl. und dazu Kollegiengelder in mindestens gleicher Höhe. Er wollte zwar eine Einbuße erleiden, er wollte sich mit einem Gehalte von 1500 fl. begnügen; allein das ging für Salzburg nicht an. Wir konnten unmöglich unter lauter Professoren mit 600 fl. einen mit mehr als dem doppelten Gehalt anstellen. Für die Kanzel der Physiologie in Wien wurde an Ernst Brücke in Königsberg gedacht und es waren mit ihm bereits Verhandlungen im Zuge. Für eine Lehrkanzel der Geschichte wurde uns Heinrich Rückert aus Jena, Sohn des berühmten Dichters, empfohlen; allein er war Protestant und das ging an einer durchaus katholischen Universität, die Wien damals noch war, für das historische Fach am allerwenigsten an. Exner war bekanntlich Herbartianer; an der ersten Universität des Reiches war diese Richtung noch nicht vertreten und Exner war darum sehr eifrig, den

*) Der Bescheid war, ni fallor, vom 16. Dezember ausgestellt; ich habe ihn aber erst viel später erhalten, da er, gleich jenem des Gouverneurs von Galizien (Kultur 1902, S. 279) tagelang zwischen Wien, Olmütz und Kremsier herumirrte, ehe er mich an einem dieser Orte traf.



Professor Franz Karl Lott zu gewinnen; er war geborener Wiener, war aber frühzeitig an deutsche Universitäten gezogen und hatte sich in Göttingen und Heidelberg einen vorteilhaften Ruf begründet. Für die alma mater Pragensis schien es ein Bedürfnis, das Fach der klassischen Philosophie durch eine tüchtige Kraft vertreten zu lassen. Professor Anton Müller war ein genial angelegter Mann, allein er war mehr Dichter und Ästhetiker als Philolog nach den Erfordernissen der fortgeschrittenen Wissenschaft. Exner schlug den Professor Georg Curtius aus Lübeck vor und war sehr erfreut, dafür unerwartet eine Unterstützung von anderer Seite zu finden: Šafařík hatte an Exner geschrieben, hatte die Notwendigkeit, nach Prag einen tüchtigen Philologen zu berufen, betont und für dieses Fach eben jenen Curtius vorgeschlagen.

Auch an die Bestellung von Landesschulräten wurde gedacht. Es fanden sich für jedes Land Personen, die bei ihrem Volksstamme in Vertrauen und Ansehen standen und von denen man darum hoffen konnte, daß sie unseren Erwartungen entsprechen würden. Einer davon war der berühmte Dichter des Böhmerwaldes Adalbert Stifter, der damals in ziemlich gedrückten Verhältnissen in Linz lebte; denn die Revolution hatte den Sinn für schöngeistige Nahrung zurückgedrängt und sein Verleger Heckenast in Pest befand sich dadurch ebenfalls in einiger Bedrängnis. Stifter stand damals auf der Höhe seines schriftstellerischen Wirkens, er war ein makelloser Charakter und seine patriotische Gesinnung war außer Zweifel. Stadion hatte ihn darum ausersehen, die Redaktion einer politischen Zeitung zu übernehmen; Stifter hatte das abgelehnt, aber dafür sich erboten, eine Schul- oder Gymnasial-Zeitung zu redigieren. Exner und ich hielten ihn aber geeigneter für eine Schulratsstelle, sei es in Wien oder in Linz. Für Linz setzte sich Franz Stelzhamer in Bewerbung, er war Dichter in oberösterreichischem Dialekt und hierin ausgezeichnet, aber sonst ohne tiefere Bildung und feineren Schliff. Gleichwohl meinte er als Schulrat besser wirken zu können als Stifter, der immer in höheren Sphären schwebe und ein unpraktischer Mensch sei. Als eines Tages das Gespräch auf Stifter kam und jemand ihn lobte: „Die Charaktere in seinen Romanen sind alle so moralisch“, sagte Stelzhamer verdrossen: „Sie tun ja nix, wie können s' denn unmoralisch sein?!“

Im Gymnasialwesen konnten, so lang die Reorganisation nicht gesetzlich genehmigt war, nur vorläufige Maßregeln getroffen werden. Einzelnes, was in die neuere Zeit nicht mehr paßte, wurde abgeschafft; darunter die Bestimmung, daß jüdische Eltern, die ihre Knaben studieren lassen wollten, die Bewilligung dazu vom Landes-Gubernium erbitten mußten*). Die

*) Ministerial-Erlaß vom 19. Dezember R.-G.-Bl. Nr. 38.

Gymnasien sollten, wie wir wissen, aus sechsklassigen in achtklassige verwandelt werden, die bisherigen philosophischen Jahrgänge sollten aufhören. Was aber sollte mit jenen Studenten geschehen, die das erste Jahr der Philosophie, die „Logik“, gehört hatten und nach dem früheren Systeme hätten in die „Physik“ übertreten sollen? Das Ministerium gestattete ihnen, in jedes beliebige Berufsstudium einzutreten; nur hätten sie die Pflicht, gewisse Fächer des zweiten philosophischen Jahrganges nachzuholen und Prüfungen daraus abzulegen. Welches diese Fächer sein sollten, hätte der Lehrkörper jener Fakultät, in die sie einträten, zu bestimmen; der Jurist bedurfte gewisser Vorkenntnisse, der Mediziner anderer. Andererseits wurden den jetzigen Hochschülern, also jenen, die nach dem früheren System in die „Logik“ eingetreten waren, die Erlaubnis erteilt, außerordentliche Fächer nach ihrer Wahl an der Universität zu frequentieren*).

Auch im Volksschulwesen konnten nur provisorische Maßregeln getroffen werden. Dechant Krombholz war aus Böhmisch-Leipa noch nicht eingerückt**); doch sandte er bereits Entwürfe über das, was im Volksschulwesen am dringendsten not tat. Einer dieser Entwürfe betraf das Schulbeheizungsholz. Die Dominien hatten durch das Patent vom 7. September 1848 mit ihren gutsherrlichen Rechten auch ihre gutsherrlichen Verpflichtungen verloren, folglich auch die Verbindlichkeit, das Brennholz für ihre Patronatsschulen zu liefern; eine anderweitige Vorsorge war nicht getroffen, der Winter stand bevor und so waren Lehrer und Schulkinder dem Erfrieren preisgegeben. Krombholz schlug nun vor, die gewesenen Dominien zu verhalten, das Schulbeheizungsholz vorläufig noch beizustellen, bis diese wichtige Angelegenheit gesetzlich geregelt sein würde. Diese Auskunft wurde von mir gebilligt und mit Ministerial-Erlaß vom 19. Dezember R.-G.-Bl. Nr. 38 kundgemacht.

Ebenso wichtig und ebenso dringend war wohl die Frage der materiellen Stellung des Lehrerpersonals an den Volksschulen; doch das war keine so leichte Sache. Die größte Schwierigkeit lag hier im Finanzministerium. Kraus, der ängstliche Sparmeister, war für größere Ausgaben nur schwer zu gewinnen. Wenn ich mit ihm über den Gegenstand sprach, sagte er mir: „Warum wollen Sie nicht ausgediente Unteroffiziere anstellen? Sie sind an Ordnung und Gehorsam gewöhnt, sie machen keine großen Ansprüche und sie wissen genug, um den Kindern die Elementar-Kenntnisse beizubringen.“ Das war aber nicht nach unserem Geschmack.

Als Krombholz kam, wurde die Aufbesserung der Lehrergehalte ernstlich in Angriff genommen. Es sollte für den Augenblick unaufschiebbare Hilfe geleistet

*) Ministerial-Erlässe vom 10. und 14. Dezember R.-G.-Bl. Nr. 14, 23.

**) Kultur 1903, S. 44 f.



werden, als provisorische Maßregel, ohne der definitiven Regulierung vorzugreifen. Die bisherigen Leistungen der Gemeinden sollten einstweilen fortdauern und ebenso die Patrone vorläufig noch das ihrige liefern, der Staat sollte nur aushilfsweise die gar zu geringen Dotationen erhöhen. Die Not war allerdings in vielen Fällen unbeschreiblich, die Lage der Schullehrer wahrhaft erniedrigend. Ich bekam herzzerreißende Schilderungen. Um ein Beispiel anzuführen: da war ein sogenannter Filial-Lehrer zu Thal auf der Herrschaft Merkenstein, Anton Wimmer mit Namen, er diente sechzehn Jahre und hatte sieben Kinder zu ernähren; seine ganze jährliche Einnahme waren 72 Gulden; das Schulhaus war baufällig, er konnte mit seiner Familie nicht darin wohnen und mußte eine Holzwächterhütte auf dem eine Stunde von der Schule entfernten Holzplatze der Herrschaft beziehen; durch die Gnade Sr. Exzellenz des Herrn Besitzers dieser Herrschaft, so schrieb er mir, hatte er diese Unterkunft erhalten und mußte dafür den Wächterdienst versehen!

Unsere Vorschläge der Aufbesserung waren bescheiden genug: für einen Schulgehilfen 100 fl., für einen Schullehrer, je nachdem er weniger als 100, zwischen 100 und 300 oder mehr als 300 Schüler hatte, 150, 200, 250 fl., für einen Hauptschullehrer 300 fl. Krombholz berechnete das Gesamterfordernis mit 1,500.000 fl. Der Vorschlag sollte als Gesetzentwurf vor den Reichstag gebracht und von mir verteidigt werden. Ich arbeitete einen Antrag in sieben Punkten aus und warf meine Gedanken aufs Papier; zur Ausarbeitung hatte ich Zeit, denn es war leider nicht zu hoffen, daß der Reichstag sich in der nächsten Zeit mit dieser Angelegenheit beschäftigen würde.

Unser guter Wille blieb nicht unbekannt und rief in den Kreisen der Volksschullehrer unbeschreibliche Freude hervor. „Viele tausend Tränen innigsten Dankes“, schrieb mir der Lehrer Josef Schwarz aus Neu-Zedlisch, „haben bei unseren Versammlungen diese frohe Himmelsbotschaft begrüßt, und Euer Hochwohlgeboren können unmöglich glauben, wie inbrünstig Gottes Segen von so vielen bitter darbenden Lehrerfamilien auf alle jene Edlen herabgefleht ward, die an diesem großen Gnadenbeschlusse sich so mitleidig und liebevoll beteiligt haben!“

* * *

Überhaupt fanden die in Angriff genommenen Reformen und die Tätigkeit, welche das Ministerium in dieser Richtung entwickelte, vielseitige Anerkennung. Aus Prag erhielt ich von Rudolf Glaser ein Schreiben. Er hatte mit Beihilfe seiner geistvollen Gattin, einer Schwester des Dichters Karl Egon Ebert, durch mehrere Jahre die Zeitschrift „Ost und West“ redigiert, mit dem ersten Halbjahr 1848 mußte er sie aufgeben, weil man

jetzt nur politische Zeitungen haben wollte. Doch darum war sein persönliches Interesse für Literatur und Wissenschaft nicht im mindesten erkaltet. „Betrachten Sie", schrieb er mir, „diese Zeilen als Ausdruck des innigen Vertrauens, das ich und alle Gutgesinnten, die den Fortschrit der höheren Bildung in Österreich lebhaft wünschen, in unser Unterrichtsministerium setzen, das schon so viele Beweise gegeben hat, wie sehr ihm dieser Fortschritt am Herzen liegt". Und Viktor Hansgirg um dieselbe Zeit: „Wir staunen darüber, welche große Tätigkeit das Unterrichtsministerium in so kurzer Zeit entwickelte. Die hauptsächlichsten Organisierungen fließen wohl aus Deiner eigenen Feder."

Letzteres war wohl nicht der Fall. Ich mußte ja in den meisten Zweigen des Unterrichtswesens mich selbst erst unterrichten, um mir ein selbständiges Urteil bilden zu können. Das tat ich denn mit großem Eifer, wobei mir die verschiedenseitige Beschäftigung in meiner Studienzeit sehr zu statten kam. Die juridischen Fächer waren mein eigenstes Gebiet und zum theologischen stand ich als Kanonist in nahen Beziehungen. Mit der Herbartschen Philosophie hatte ich mich noch lang beschäftigt, als ich längst nicht mehr zu Exners Schülern gehörte, und auch der medizinisch-chirurgischen Fakultät stand ich nicht ganz fremd gegenüber. Zu meinen liebsten Universitätsfreunden gehörten solche, die sich dem ärztlichen Beruf widmeten, mit denen ich vielen Verkehr pflog, bei deren Gesprächen ich aufmerksamer Zuhörer war, von denen ich mir erklären ließ, was ich nicht verstand und in deren Gesellschaft ich ein und das anderemal eine medizinische Vorlesung z. B. Hyrtls besuchte. Während meiner Kriminalpraxis hatte ich unter Professor Popel gerichtliche Medizin und Staatsarzneikunde gehört und die Prüfung mit gutem Erfolge abgelegt.

So bestand meine ministerielle Tätigkeit in dieser ersten Zeit mehr im Hören und Aufmerken, im fortlaufenden Verkehr mit meinen Referenten, die zu mir bald großes Vertrauen faßten. Zu selbständigen Arbeiten hatte ich weder Ruhe noch Zeit, da mich ja auch meine Verpflichtungen als Abgeordneter und als Mitglied des Ministeriums stark in Anspruch nahmen. Dieser Wechsel meiner Tätigkeit war mir übrigens sehr zuträglich; dazwischen ein kleiner Spaziergang, der mich auffrischte, so daß ich gesund blieb und gut aussah.

3.

Von dem großen Verfassungswerke, das der konstituierende Reichstag zustande bringen sollte und an dessen Bau ja ich selbst beteiligt war, waren es vorzüglich zwei Stücke, die mich lebhaft beschäftigten: die Gestaltung des Reiches im Ganzen und die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung oder vielmehr, wie Jakob Malý, ganz richtig bemerkte, Gleichstellung. Denn daß alle Völker des Reiches das gleiche Recht haben, berücksichtigt zu



werden, das konnte wohl keine Frage sein; aber darum handelte es sich, daß ihren berechtigten Ansprüchen und Bedürfnissen vollauf genügt werde, daß den bisher hintangesetzten und vernachlässigten Völkern neben den bisher auf ihre Kosten bevorzugten Stämmen tatsächlich die gleiche Stellung zu teil werde.

Was die Gestaltung des österreichischen Kaiserstaates betraf, so war ich entschiedener Föderalist. Ein Reich kann nur auf der Grundlage fortbestehen und gedeihen, auf welcher es entstanden ist. Von einem Einheitsstaate nach der französischen Schablone kann in Österreich keine Rede sein. Der österreichische Gesamtstaat ist durch Vereinigung vieler eigenberechtigter Landesteile entstanden und nur in dieser Zusammensetzung kann er fortbestehen. Ein zusammengesetztes Ganze schöpft seine Gesundheit und Kraft aus der Gesundheit und Kraft seiner Teile. Wenn jedes der einzelnen Glieder, aus denen es besteht, in seiner Art befriedigt ist, dann ist auch das Ganze innerlich beruhigt und nach außen einig und geschlossen.

Die Gliederung des Gesamtstaates dachte ich mir von unten hinauf: die freie Gemeinde (Ort, Gau, Bezirk), das Land, der Gesamtstaat.

Wie die Gemeinden die in ihren Bereich fallenden Angelegenheiten selbständig besorgen und verwalten, so sollte es auch bei den staatsrechtlich entstandenen und bestehenden Ländern der Fall sein. Was sie bisher unter einem absolutistischen Regimente kümmerlich und gedrückt, mehr nur der Form nach behalten hatten, das sollte ihnen jetzt auf konstitutioneller Grundlage frei und offen gelassen werden. Ich dachte mir an der Spitze jedes Landes oder Ländergruppe einen kaiserlichen Statthalter (Palatin, Oberstburggraf, Vizekönig, Landeshauptmann) und unter diesem verantwortliche, gleichfalls vom Kaiser ernannte Landes-Minister oder Landesräte, und zwar für die größeren Länder wie Ungarn, Böhmen, Lombardo-Venetien, Galizien je acht: Inneres, Unterricht, Urproduktion, Handel, Gewerbe, öffentliche Arbeiten, Landesgelder, Justiz; für die mittleren wie Steiermark, Kroatien und Slavonien, Tirol je fünf: Inneres und Unterricht, Urproduktion, Handel und Gewerbe mit den öffentlichen Arbeiten, Landesgelder, Justiz; für die nur aus einem Kreise bestehenden wie Kärnten, Dalmatien je drei: Inneres und Unterricht, Justiz, Landesgelder mit allem übrigen. Jedes Land hat seinen Landtag, der aus zwei Kammern besteht, der Kammer der Abgeordneten und dem Senate. Die Regierungsorgane, die Beamten, der Landtag, die Landesanstalten werden aus den eigenen Mitteln des Landes erhalten.

Die Besorgung der Reichsangelegenheiten steht dem Reichsministerium und dem Reichstage zu. Das Reichsministerium besteht aus fünf Mitgliedern: dem Reichsminister, und den Ministern für das Äußere, für die Staatsgelder, für den Handel, für den Krieg. Die Heeresverwaltung geht durchs

ganze Reich, die Dislozierung der Truppen aus einem Lande in das andere ist ausschließend Reichssache. Der Reichstag besteht aus den von den Ländern entsendeten Abgeordneten; Länder mit weniger als 300000 Seelen senden je einen, Länder mit mehr als 300000 Seelen je zwei bis drei Abgeordnete in den Reichstag.

Für die Durchführung der nationalen Gleichstellung kamen zunächst die verschiedenen Vertretungskörper in Betracht.

In Ländern von sprachlich gemischter Bevölkerung ist die Kreiseinteilung so zu treffen, daß jeder einzelne Kreis eine sprachlich möglichst ungemischte Bevölkerung habe; wo dies nicht möglich, ist der betreffende Kreis so zu teilen, daß mindestens die einzelnen Bezirke sprachlich möglichst einheitlich seien. So werden in Böhmen der Leitmeritzer, der Saazer, der Elbogner Kreis von böhmischen Enklaven möglichst frei zu halten, dagegen im Pilsner, Budweiser, Budschower ꝛc. Kreise die Bezirke entsprechend abzuteilen sein.

Eine Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten hat auch bei der Auswahl der Landesminister Platz zu greifen; so werden in Böhmen mindestens die Hälfte der an Seelenzahl überwiegenden slavischen, mindestens drei Minister der deutschen Bevölkerung angehören; in Tirol werden von den fünf Landesräten drei dem deutschen, zwei dem italienischen Elemente zufallen.

Das Präsidium in den Landtagen soll von vier zu vier Wochen wechseln, und zwar derart, daß das einemal der Präsident der einen, das nächstemal der andern Nationalität angehört.

Die Mitglieder der unteren Kammer bedürfen außer ihrer Muttersprache keiner andern; die Mitglieder des Senats müssen beider Landessprachen mächtig sein. Die Reden können in der einen wie andern Landessprache gehalten werden; doch muß in der Kammer der Abgeordneten, bevor zur Abstimmung geschritten wird, eine Veranstaltung getroffen werden, daß der Hauptinhalt der in der einen Sprache gehaltenen Reden auch den Abgeordneten, die dem anderen Volksstamme angehören, bekannt werde.

Fragen, welche das nationale Gebiet berühren, werden nicht durch Abstimmung im ganzen Landtage, sondern im Wege der Vereinbarung nach Kurien gelöst. In diesem Falle scheiden sich die Abgeordneten nach Nationalität und findet Beratung und Schlußfassung in gesonderten Räumen statt. Der in jeder Kurie gefaßte Beschluß wird der andern mitgeteilt. Stimmen die beiderseitigen Beschlüsse nicht überein, so wird ein gemeinsamer Ausschuß gewählt, in welchen jede Kurie drei Mitglieder wählt; diese wählen einen siebenten als Obmann, der in keinem Falle eine Stimme hat. (Was aber dann, wenn dieser Ausschuß nicht zu einem gemeinsamen Beschlusse kommt?

Darüber war ich mir nicht klar; in meinem Aufsatze aus jener Zeit ist hier eine Lücke.)

Eine bevorzugte Reichssprache gibt es nicht. Für die Verhandlungen des Reichstages wird von den Abgeordneten selbst eine gegenseitige Verständigungssprache vereinbart. Diese Vereinbarung erfolgt am Schlusse jeder Reichstags-Periode für die nächstkommende.

Ich habe kaum nötig zu bemerken, daß ich heute nicht alles unterschreiben würde, wie ich es mir damals zurechtgelegt hatte. Ich war ein junger Mann ohne viel Erfahrung, im Grunde waren wir ja alle Neulinge im konstitutionellen Leben. Aber in den Hauptgrundsätzen bin ich mir treu geblieben, ich bin noch heute der Überzeugung, daß es in unserem schönen Österreich noch schöner aussehen würde, wenn den einzelnen Ländern ein größeres Maß von Autonomie gelassen wäre und wenn, gegenüber den Ansprüchen der verschiedenen Nationalitäten, nach allen Seiten mit gleichem Maße gemessen würde, woran es noch vielfach fehlt. . .

Wohl der allerwichtigste Teil der nationalen Gleichstellung war der in der Schule und in dieser Richtung brauchte ich meine Gedanken nicht zu Papier zu bringen, ich konnte sie selbst praktisch durchführen. Ich kann mir das Zeugnis geben, daß ich vom ersten Augenblicke, da ich mein Amt antrat, diesen Standpunkt eingenommen und daran festgehalten habe. Von meinen Räten, obwohl sie außer Szaszkiewicz und etwa Gollmayer durchaus Deutsche waren, wurde ich redlich unterstützt. Am meisten war dies bei dem vortrefflichen Exner der Fall, der sich in dieser wie in jeder anderen Hinsicht billig und gerecht zeigte, ja, ich möchte sagen, dabei eine Art Selbstverleugnung bewies. Als bei einer Gelegenheit die Berücksichtigung der Ruthenen zur Sprache kam, schrieb er mir: „Der Grundsatz der Gleichberechtigung fordert, daß die Nationalsprache die Unterrichtssprache sei; die zweite Landessprache muß an jeder Lehranstalt mit gepflegt werden, aber nur als freier Gegenstand; das muß auch für die deutsche Sprache gelten. Jener Grundsatz soll uns das Haus bauen, die allmälige Verbreitung der deutschen Sprache kann nur den Mörtel bindender machen.“

* * *

Gleich in den ersten Wochen nach Zusammentritt des Wiener Reichstages war ein Verfassungsausschuß niedergesetzt worden; seine erste Arbeit war die Entwerfung der Grundrechte, die man für das Alpha und Omega der konstitutionellen Freiheit, jedenfalls für deren unerläßliche Grundlage ansah. Man befand sich eben in den Flegeljahren der Politik, wo man glaubte, eine Reihe von Paragraphen, so „liberal“ als möglich gefaßt, könne

den ganzen Staat umändern. Würde man anstatt mit theoretischen Grundrechten mit der praktischen Konstituierung des Staates, was die wahre erste und wichtigste Aufgabe war, angefangen haben, so würde das Ergebnis des Wien-Kremsierer Reichstages ohne Zweifel ein anderes, ein besseres geworden sein.

Der Verfassungsausschuß wurde mit seinem Entwurfe der Grundrechte im Hochsommer fertig, der Entwurf mußte jetzt in den einzelnen Abteilungen beraten und von diesen mit ihren Verbesserungsanträgen an den Verfassungsausschuß zurückgeleitet werden. Ehe noch alle Abteilungen mit ihrer Arbeit fertig waren, brach die Oktober-Revolution herein. Gleich nach dem Zusammentritte des Reichstags in Kremsier nahm der Konstitutions-Ausschuß seine Aufgabe wieder auf, wobei vorerst jene Abteilungen, welche den Entwurf der Grundrechte noch nicht durchberaten hatten, diese Arbeit zu Ende führen mußten. Erst nachdem dies geschehen war, konnte der Konstitutions-Ausschuß die Schlußredaktion vornehmen. Eine Einstimmigkeit wurde hier nicht erzielt, die Meinungen gingen oft weit auseinander, es gab kaum einen Paragraph, dem nicht ein Minoritäts-Votum, wohl auch mehrere beigefügt werden mußten. Vor Weihnachten hatte der Konstitutions-Ausschuß diese Redaktion zustande gebracht und die so formulierten Grundrechte kamen nun vor das Haus, wo die erste Lesung derselben stattfinden sollte.

Aber auch die Regierung mußte diese Grundrechte beraten. Sie mußte sich darüber klar werden, was sie von ihrem Standpunkte zugeben konnte und wogegen sie Einsprache erheben mußte. Sie wollte dabei nicht allein vorgehen, sondern wählte eine Anzahl von Abgeordneten aus, denen sie glaubte ihr Vertrauen schenken zu können und mit denen sie jene Änderungen beriet, die ihr unerläßlich erschienen, um das Verfassungswerk zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen. Diese vertraulichen Besprechungen wurden, so weit ich mich erinnere, schon in Olmütz begonnen, noch bevor die Konstituierung des Ministeriums förmlich ausgesprochen war. Stadion veranstaltete sie; Bach und ich nahmen regelmäßig daran Teil, außerdem acht bis zehn jener Abgeordneten, die damals, aus Wien flüchtig, zahlreich in Olmütz beisammen waren. Die politischen Ansichten und Auffassungen, die in Wien geherrscht hatten, waren allerdings durch die traurigen Ereignisse der letzten Monate bei vielen Abgeordneten etwas gemäßigter geworden, sie waren in manchen Punkten nicht mehr so überspannt und anmaßend wie früher. Allein eine volle Einigung mit den Ansichten der Regierung war doch nicht zu erzielen. Als dann der Reichstag in Kremsier zusammentrat, wurden jene vertraulichen Beratungen nicht wieder aufgenommen oder doch nicht lange fortgesetzt, sondern die schließliche Beratung im eigenen Schoße des Ministeriums gepflogen.

Muster für Formulierung der Grundrechte gab es damals in allen Staaten und sie wurden sowohl vom Konstitutions-Ausschusse des Reichstages als von den Vertretern der Regierung zu Rate gezogen. Freilich von beiden in verschiedener Richtung. Das Subkomitee des Konstitutions-Ausschusses für die Beratung der Grundrechte, — Rieger, Hein, Violand, — von welchen der erste Entwurf herrührte, hatte aus allen Konstitutions-Entwürfen anderer Staaten dasjenige zusammengesucht, was an Überschwänglichkeit der Theorie, an Ungebundenheit des einzelnen Staatsbürgers am weitesten ging. „Die österreichischen Grundrechte", hatte mir Rieger damals in Wien mit Hochgefühl gesagt, „werden freier sein als die von Texas." Das Ministerium ging natürlich den entgegengesetzten Weg: ihm war in den Entwürfen anderer Staaten nur das willkommen, was die bestehenden Verhältnisse achtete, die öffentliche Ordnung festigte, die Macht der Regierung kräftigte. Was mich betraf, so war ich, aus den Wahlen des Sommers 1848 hervorgegangen, in meiner politischen Gesinnung noch immer mehr Volksmann als Regierungsmann. Ich war für freie Institutionen in jeder Richtung, obwohl ich allerdings darin nicht so weit ging als mein lieber Freund Rieger und obwohl ich einsah, wie notwendig es sei, der obersten Macht einen wirksamen Spielraum zu lassen. Ich hatte von Haus aus in mir eine konservative Ader, ich hatte das im Reichstage bei wiederholten Gelegenheiten gezeigt und mir dadurch den Haß der Linken, aber auch manchen Vorwurf von Seiten meiner heißblütigen Landsleute zugezogen. Gleichwohl konnte ich mich nicht mit allem, was im Ministerrate von Bach vorgeschlagen wurde, einverstanden erklären; ich verfocht bei diesem und jenem Paragraph meine im Punkte der Freiheit weitergehende Meinung, blieb aber damit oft allein oder wurde von der Mehrheit überstimmt. Die schließlichen Beratungen über den Entwurf der Gründrechte wurden in Wien gefaßt, an denen ich, da ich damals in Prag war, keinen Anteil nehmen konnte.

* * *

Neben diesen beiden Redaktionen, der reichstägigen im Konstitutions-Ausschusse und der im Schoße des Ministeriums, gab es in Kremsier noch ein drittes Redaktionskomitee, und zwar jenes der lustigen jungen Herren in Stadions Präsidialbureau. Man muß sich all jene Verirrung der Begriffe, all jene Maßlosigkeit der Ansprüche, aber auch all jene Schmählichkeiten der Gasse, welche die Folge jener theoretischen Überspanntheiten waren, im Geiste vor Augen halten, um die bittere Satire zu verstehen, welcher dieser dritte „Entwurf der Grundrechte" seinen Ursprung verdankte.

Der eigentliche Diabolus rotae war, denke ich, Mehoffer, eifrige Mitarbeiter waren Heinrich Clam und Fiedler; aber auch Öttel mischte

gelegenheitlich sein Salz darein; und eines der Amendements stammte sogar von niemand geringerem als dem Finanzminister Kraus. Der § 1 dieses Redaktionskomitees lautete nämlich: „Alle Gewalttätigkeit geht vom Volke aus und wird von ihm mit Willkür geübt“; an dessen statt schlug Kraus vor: „Alle Staatsgewalten gehen vom Ordner Jelen aus und werden von ihm nach Gefallen geübt.“ Kraus' Vorschlag gefiel und die ursprüngliche Textierung rückte als „Minoritäts-Votum“ an zweite Stelle.

Die wichtigsten Bestimmungen waren die der §§ 2, 3 und 6, denn sie statuierten den durchgreifenden Unterschied von „Staatsbürgern“ und „Menschen“. „Sämtliche Wühler und Hetzer sind von nun an und für immerwährende Zeiten österreichische Staatsbürger. Außer ihnen gebührt dieser Name: der akademischen Legion in allen Städten und Dörfern; allen Juden; allen Zeitungsschreibern, falls sie nicht im Verdachte stehen, konservative Gesinnungen und reaktionäre Tendenzen zu haben; ferner allen von der Regierung entlassenen oder fortgejagten Beamten und Zensoren; böhmischen Gassenjungen, wenn sie das Vertrauen des Volkes genießen; abgewirtschafteten polnischen Edelleuten; liederlichen Priestern und einigen anderen Ehrenmännern.“*) Dagegen sind die bisherigen Adeligen und Beamten keine Staatsbürger, sondern werden in eine ehrlose Kaste geworfen, welche aristo-bureaukratische, reaktion-schnaubende Kamarilla-Bagage heißt; als besonderes Kennzeichen müssen alle hieher Gehörigen Geld in der Tasche tragen, welches ihnen nach Belieben abzunehmen jedem Staatsbürger freisteht. Den Mitgliedern der Kamarilla-Bagage gebührt im Gegensatze zu den Staatsbürgern nur der Titel ‚Mensch‘“. Die nun folgenden einzelnen „Grundrechte“ führen diesen Unterschied in der Weise durch, daß die Staatsbürger alle Rechte und die Menschen keines haben. Z. B. § 9: „In Beziehung auf die Staatsbürger sind alle bisher bestandenen Verbrechen und Rechtsverletzungen abgeschafft und an deren Stelle treten von nun an erlaubte Akte der Selbsthilfe“**). Dagegen § 11: „In Strafsachen gegen die Kamarilla-Bagage wird die Theresianische peinliche Halsgerichtsordnung wieder eingeführt. Auch soll dabei die Tortur mit allen Foltergraden wieder in Anwendung kommen. Im allgemeinen ist jedes Vergehen eines Menschen nebst der Vermögens-Konfiskation mit dem Tode zu bestrafen. Besondere Strafverschärfungen wird ein eigenes Gesetz bestimmen. Eine Begnadigung findet nicht statt.“

*) Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Stelle von den „Zensoren“ auf Umlauft, die von den „liederlichen Priestern“ auf Füster gemünzt war. Umlauft war Hofkanzlist bei der bestandenen Polizei- und Zensur-Hofstelle; im Verzeichnisse der Abgeordneten paradierte er als „Schriftsteller“.

**) Bekanntlich der Ausdruck, den der Oktober-Reichstag über den am Grafen Latour verübten schauderhaften Mord gebraucht hatte.



Das Hausrecht, welches die Staatsbürger laut § 13 genießen, ist ein zweifaches: ein passives und ein aktives. „Das erstere besteht darin, daß ein Staatsbürger jedermann den Eintritt in sein Haus versagen und jeden Eindringling auch mit Anwendung von Gewalt zur Türe hinauswerfen kann. Das aktive Hausrecht räumt dem Staatsbürger die Befugnis ein, in die Häuser der Menschen zu dringen und daselbst nach Willkür zu schalten und zu walten." Dagegen § 14: „Die Menschen genießen kein eigentliches Hausrecht, sondern bloß die Erlaubnis, sich modo precario in ihren eigenen Häusern aufzuhalten." Über das Versammlungsrecht bestimmte § 19: „Jedem Staatsbürger steht das Recht zu, sich zu was immer für einem Zweck mit oder ohne Waffen in beliebiger Anzahl zu versammeln. . . Menschen dürfen sich nur einzeln versammeln; jede Zusammenrottung von zwei oder drei Menschen wird nach § 11 streng bestraft." Sehr klar und konzis waren die Bestimmungen über die Religion. § 21: „Jeder österreichische Staatsbürger kann glauben was er will, selbst die Lehren der katholischen Kirche." § 22: „Die ewige Seligkeit wird den Staatsbürgern vom Staate gewährleistet." § 23: „Die jüdische Religions-Gesellschaft wird vom Staate vorzugsweise geschützt und zur Staatskirche erhoben." § 24: „Jeder Mensch kann zur Beobachtung des Sabbaths und zur Anzündung der vorschriftsmäßigen Anzahl von Kerzen gesetzlich verhalten werden, auch wenn er sich zu einem andern Kultus bekennt," ꝛc. ꝛc. Der Schluß-Paragraph handelte vom Belagerungszustand, wo jedem Staatsbürger zu seiner größeren Sicherheit eine Lanze, ein deutsches Schwert und ein Panzer gegeben werden sollte; und dann hieß es: „Für die Dauer des Belagerungszustandes bleiben die den Menschen hier zugestandenen verschiedenen Rechte suspendiert".

Das lustige Kleeblatt ließ seinen Entwurf lithographieren; Exemplare erhielten die Mitglieder des Redaktionskomitees, die Minister und einige Persönlichkeiten engsten Vertrauens. Das in meinem Besitze befindliche Exemplar habe ich meiner großen Sammlung einverleibt.





Die Sprache.

Von P. Rudolf von Smetana.

Du schäumst und funkelst auf des Geistes Wogen,
Ein Luftgebilde, klingend gleich Metallen.
Ein Zauber wohnt in deinen Lautkrystallen
Und alle hast du in den Kreis gezogen.

Im Traume kommst du zu dem Kind geflogen
Und gliederst selber dich in seinem Lallen;
Erst hört es träumend nur die Töne hallen,
Bald hat es auch den Sinn in sich gesogen.

Ein Wort vernimmt das Kind und hört es leise,
Das eine Wort an seiner Pforte pochen,
Erwacht sein Geist im lichten Zauberkreise:

Zu Adam hat der Herr das Wort gesprochen,
Nun tönt es fort in vieler Völker Weise,
Im Wesen eins, im Strahle nur gebrochen.



Poesie und Prosa.

Von P. Rudolf von Smetana.

Es stürzt ein Strom herab vom Bergeshange.
Er wogt und rauscht. Die klaren Wasser schäumen.
Er mag wohl noch von seiner Wiege träumen,
Von Licht und Duft, vom Alpenhörnerklange;

Doch läßt er bald vom ungestümen Drange.
Man baut ihm Dämme, die sein Ufer säumen,
Und Wehr und Wall, wo sich die Fluten bäumen:
Still wird sein Lauf, stumm fügt er sich dem Zwange.

Wo, Sprache, ist dein Wogen und dein Schäumen,
Als dich noch Edens Lust und Schmerz durchzittert?
Zu denken weißt du wohl, nicht mehr zu träumen:

Nach außen hin zerfahren und zersplittert,
Zieht klanglos hin dein Strom in flachen Räumen,
Kaum daß vom einst ein Hauch dich noch umwittert.





Friedrich Gottlieb Klopstock.

Zu seinem hundertsten Todestage.

Von E. M. Hamann.

Das katholische Deutschland wird dem Protestanten Klopstock stets ein ehrendes Andenken bewahren, aus einem Grunde heraus, der freilich alle positiv christlichen Vaterlandsbürger angeht: weil dieser Dichter in unsere seit lange glaubens- und ideal-öde Poesie wieder das Ewigkeitsthema göttlicher Erlösung und das Moment patriotischer Tugend eingeführt hat. Und zwar in sieghafter, organisierender Weise, mit einem Mute, einer Begeisterung, die auch in erkalteten Herzen, sofern sie nicht jeder poetischen und idealen Stimmung bar waren, zünden mußten und eine neue Willensrichtung anbahnen konnten; mit einem Zielbewußtsein, das in seiner Art fast einzig dasteht, indem es sich schon dem Knaben organisch einwuchs und dessen fernere Gesamtentwicklung durchaus bestimmte. Nicht leicht bietet daher ein Dichterleben eine unmittelbarere Anregung zu psychologischem Interesse als dieses; nur schade, daß das biographische Material sich just hier verhältnismäßig gering erweist.

Klopstocks Persönlichkeit ist ganz auffällig das Produkt seiner ideellen Abstammung und des Bodens, auf den ihn das Schicksal gestellt hatte. Mit Vorliebe pflegte er sich auf seinen niedersächsischen Ursprung zu berufen, der im lauenburgischen Ländchen wurzelte und vom Ende des 16. Jahrhunderts abwärts auf eine dem Wissenschaftlichen sich zuwendende Familiendisposition deutete. Klopstocks Eltern waren Gottlieb Heinrich, fürstlich schleswig-holsteinischer Lehnssekretarius und advocatus ordinarius im Stifte Quedlinburg, und Anna Maria geb. Schmidt, Tochter eines hochansehnlichen Langensalzaer Kaufmannshauses. Der glücklichen Ehe entsprossen 17 Kinder, von denen das älteste am 2. Juli 1724 geboren und zwei Tage später Friedrich Gottlieb getauft wurde. Bezüglich des Charakters scheint dieser Sohn in erster Linie das Erbteil des Vaters angetreten zu haben: dessen Neigung zur Beherztheit, ja zur Tollkühnheit, den Wissenstrieb, den Drang zum Idealen, zur echt humorvollen Lebensauffassung, zur Freude an rüstiger Arbeit wie an gesundheitstärkendem Sport. Die den Sohn auszeichnende niedersächsische Mischung von Knorrigkeit und Weichheit, von



scharfem Intellekt und religiöser Gemütstiefe war in dem Vater noch entschiedener ausgeprägt. Von diesem hatte jener auch die Veranlagung zur heldenmütigen Einsicht in Gottes Willen, die das „läuternde Kreuzsalz“ von vornherein als notwendig erkennt; ferner zum glühenden Patriotismus — letzterer ein Unikum in der damaligen Zeit. Zwischen Vater und Sohn bestand denn auch ein besonders inniges Verhältnis; die Größe des künftigen Dichters ahnte ersterer früh und bahnte sie durch verständnisvolle Förderung mit an. Die Mutter war eine bei vornehmer Bildung schlichte, gemütreiche Natur, fromm, zärtlich besorgt, voll würdiger Milde. Einen dauernden Einfluß übte auf den Enkel die Großmutter väterlicherseits, eine edle, gottgetragene Frau, deren Liebling Friedrich war und deren frommes Vorbild ihm bis in seine ersten Mannesjahre vorleuchtete.

Um den Kindern den reiz- und segensvollen Verkehr mit der freien Natur zu vermitteln, pachtete der Vater im Jahre 1732 das herrschaftliche Gut Friedeburg an der Saale. Hier wuchs nun der spätere Sänger im Vollgenusse ländlicher Ungebundenheit auf; hier entfaltete sich mehr und mehr sein bereits im romantischen Quedlinburg angeregter Natursinn und jene aus blühender leiblicher Gesundheit sowie seelisch-intellektueller Begabung und Anleitung herausgeborene physische und geistige Spannkraft, die seinem ganzen Wesen den Stempel der Frische und hinreißender Jugendlichkeit bis in das Greisenalter verlieh. Dem Ernste der Anschauung und Erinnerung wurde der Knabe durch den Tod eines geliebten Bruders zugeführt, mit einer Nachhaltigkeit, die weit über seinen poetischen Frühling hinausreichte.

1736 kehrte die bis dahin in günstigen äußeren Verhältnissen lebende Familie nach Quedlinburg zurück, durch einen unglücklichen Prozeß pekuniär für immer geschädigt. Stand die Sehnsucht nach dem köstlichen Friedeburger Kindheitsidyll mächtig in Friedrich auf, so entschädigte ihn die jetzt überall an ihn herantretende historische Reminiszenz in etwas für das Verlorene. Heinrich der Vogler, dem die Stadt ihre Entstehung dankte, stieg reckenhaft durch die Träume des Gymnasiasten, der zunächst seinen neuen Lernpflichten keine allzu lebhafte Bereitwilligkeit entgegentrug. Über lateinische und griechische Grammatiken aber huschte das Bild der „ersten Liebe“: einer zwölfjährigen „Ida“, die der Zweiundsiebzigjährige noch mit zartsinniger Treue besang.

Der Frühwinter 1739 beendete den ersten Lebensabschnitt Friedrich Klopstocks: dem Fünfzehnjährigen öffneten sich die berühmten Lehrsäle des ehemaligen Zisterzienserklosters Schulpforta.

Auch hier sprachen, außer der sorgfältig gepflegten vornehmen Gesittung, in erster Linie Natur und Geschichte zu dem Werdenden. Gebirg und Tal, Wald und Strom belebte seine Phantasie mit den schimmernden Gestalten

der Vorzeit. Der die Anstalt regierende Geist war starr protestantisch, aber dieser freiatmenden Seele konnte er nichts anhaben: nie hat sich der Messiassänger einer konfessionellen Unduldsamkeit schuldig gemacht. Doch jeder echt christlichen Anregung, wie sie der Unterricht besonders in Bezug auf die Bibel bot, gab er nach: zu innerer und äußerer Betätigung.

Auch dem Jüngling behagte der Lernzwang zuerst nicht. Aber bald vertiefte er sich mit Lust in die Altklassiker, umsomehr, als der deutsche Sprachunterricht voller Mängel steckte. Desto erstaunlicher wirkt der durchsichtig konzentrierte Stil in Friedrichs deutschen Niederschriften aus jener Zeit, die intuitive Zartheit, dann wieder die wuchtige, zuweilen harte Klarheit, das kühne Vorschreiten der Darstellung. Ebenso klar und kühn war sein Charakter, gleichfalls von Härten nicht frei, wie die hervorstechende Beteiligung an einem blutigen Klassenkampfe bekundete.

Die Freude an geschichtlichen Studien beseelte ihn, mehr noch diejenige an eigener dichterischer Produktivität. Die ersten diesbezüglichen Versuche waren meist Anlehnungen an Horaz und Virgil; doch traten schon selbständige Merkmale, besonders nach der religiös-elegischen wie der idyllischen Richtung hin, zutage. Bestimmenden Eindruck scheinen auf den nach Themawahl und Gestaltungsform noch Tastenden Breitingers und Bodmers Schriften gemacht zu haben. Sie waren es auch, die ihn zuerst auf Miltons unsterbliches Gedicht und damit auf das Epos wiesen. Das nationale Interesse trat hier zunächst für ihn in den Vordergrund: Heinrich den Vogler und andere deutsche Helden wollte er besingen. Da plötzlich, in schlafloser Nacht, stellte sich ihm das Bild des Messias vor und im selben Augenblicke auch „eine Art von Plan in schwebenden, großen, noch unbestimmten Umrissen". Klopstock hat immer betont, daß dies geschehen sei, ehe er eine einzige Zeile von Milton gelesen habe. Letzteren lernte er durch mehrere Übersetzungen kennen; aber erst die von Bodmer bereitete ihm wirklich künstlerischen Genuß. Von da an allerdings steigerte sich des großen Briten Einfluß auf ihn ins Ungemessene. Über Homer schritt ihm jener hinweg und führte ihn vom griechischen Olymp in den christlichen Himmel. Des Heilands Kreuzestod wurde ihm das Thema eines in Alexandrinern abgefaßten Vortrages, den der Literaturlehrer als verschwommen in seinen poetischen Neuerungsgelüsten verwarf, dem aber der Rektor der Anstalt fast unbedingten Beifall spendete.

Die Gesamtgrundlage seines späteren Selbst hatte sich in der Tat schon ausgestaltet, inbegriffen die Urteilsweise auf sozialem und verschiedenartig historischem Gebiete. Der Mann Klopstock sprach bereits aus der am 22. September 1745 gehaltenen lateinischen Zöglingsrede des von der Schule ins Leben Tretenden. An das vermutlich selbst gewählte Thema knüpfte

er das hochinteressante Resultat fremder und eigener Erwägungen. Über die damals wuchernde Gelegenheitspoesie kleinlichster Art fällte er ein zornglühendes Vernichtungsurteil; die „echte, von Gott selbst geweihte Dichtung" hob er als die „vorzüglichste Nachahmerin der Natur" auf den Thron. Die beiden Brennpunkte seines reinmenschlichen und künstlerischen Entwicklungskreises: die Liebe zu Gott und zum Vaterlande, beleuchtete er mit Energie. Den biblischen Inhalt und Stil nannte er „das Muster einer göttlich erhabenen Darstellung", die gegenwärtige deutsche Poesie des Spottes der Ausländer wert. Nur ein Werk allerersten Ranges vermöge nach dieser Richtung die deutsche Ehre zu retten, und auf dessen ersehnten Schöpfer, einen Nachwandler Homers, flehte er schon jetzt Gottes Segen herab. Den literarischen Götzen der Tagesmode riß er die Larve herunter, zumal Voltaire, den er der Vernachlässigung und Verachtung jedes erhabenen Prinzips zieh. Dagegen rühmte er Tasso und sein Lob wurde zum Dithyrambus in der Feier Miltons, des blinden Sängers vom Paradise Lost.

So den Blick fest auf das Anzustrebende und zu Leistende gerichtet, bezog Klopstock die Universität Jena zum Studium der Theologie. Neben dieser stand ihm die Literatur und über beiden das selbsttätige dichterische Schaffen. Der ursprüngliche Plan, die „Messiade" erst mit 30 Jahren zu beginnen, in jenem Alter, „wo das Herz Herrscher der Bilder ist", trat vor dem schöpferischen Drange zurück. Nach dem schon bis ins Einzelne reichenden Entwurfe komponierte er die Anfangsgesänge zunächst in Prosa und suchte während dessen schmerzlich nach der entsprechenden hohen metrischen Form. Sie war noch nicht gefunden, als er Pfingsten 1746 Jena für Leipzig verließ.

Die Anregung des hier um ihn sich scharenden Freundeskreises stählte seine Entscheidungskraft, so daß er das Gedicht in volltönende deutsche Hexameter zu kleiden begann. Der Anschluß an die „Bremer Beiträger", Gottscheds jugendeifrige Gegner, erwies sich als weitere Förderung und das Freundschaftsideal strahlte ihm immer beglückender auf. Infolgedessen verlangte das rein lyrische Moment in ihm gebieterisch Beachtung und Pflege; einen Strom von Empfindungen ergoß er alsbald in eine Anzahl charakteristischer Oden. Der Tränenreiz, der Zärtlichkeitssturm, der Überschwang heftiger, aber reiner Gefühle beherrschte diesen Bund idealischer Jünglinge, sprach sich mehr oder weniger unmittelbar in ihren Dichtungen aus. Am genialsten bei Klopstock, der die ewigen Güter der Menschheit: Religion, Vaterland, Liebe, mit derzeit unerhörtem Schwunge, in hinreißender Extase besang. Von ihm, von seinen Genossen, von Leipzig aus drang nun die frohe Botschaft einer neu anbrechenden größeren Zeit in alle Gaue Deutschlands, und das Medium, das sie vermittelte, war der Frühjahr 1748 in den



„Bremer Beiträgen“ veröffentlichte, aus drei Gesängen bestehende Anfang der „Messiade“. Nicht gleich, aber bald rauschte der Jubel über diese poetische Befreiungstat durch das ganze Reich; vielleicht nie zuvor noch hernach hat ein dichterisches Glaubensbekenntnis derart bei uns gezündet. Mit Recht darf man dies auf den Umstand zurückleiten, daß das deutsche Volk zum erstenmale seit langer Zeit wieder in großem Stile vertrauen lernte. Zunächst auf den Dichter, der, wie durch ein Wunder von der damaligen Verknöcherung der Poesie losgelöst, sein Werk in erster Linie dem Volke, im weiteren Sinne nicht den übergelehrten Kritikastern, die auf jenes herabschauten, hatte nahe bringen wollen. Dann auf die deutsche Dichtung überhaupt, die bis dahin so schwer an dem ihr angehängten Zopfe zu tragen gehabt hatte, die aber jetzt, nachdem ein kühner Griff sie von jenem befreit, wieder frische Lebenskraft zeigte zum sich Aufwärtsentwickeln unter der nebelenthüllten Sonne des Ideals. Endlich auf sich — das deutsche Volk — selbst, indem es fühlte: „Hier spricht ein bewußt Deutscher zu uns und er wendet sich an unser Höchstes und Heiligstes, weil er es noch in uns voraussetzt, trotz aller französierenden Freigeisterei und Gemütsverrohung ringsum.“ Und die Kühnheit des hier öffentlich abgelegten religiös-poetischen Glaubensbekenntnisses mit Recht auch auf das nationale Moment in Klopstock zurückführend, jauchzte das wie erlöst aufatmende Volk diesem zu als einem nationalen Helden, der „christlich“ und „deutsch“ auf sein hochflatterndes Panier zu schreiben gewagt hatte. Was immer später über die allgemeine Anerkennung der Langweiligkeit der Messiade festgestellt oder auch nur behauptet worden sein mag, Lessings ätzendes Epigramm nicht ausgenommen: zu seiner Zeit hat das Gedicht, zumal in seiner ersten Hälfte, nach der anfänglichen verblüffenden Überraschung wie im Sturme über die Herzen gesiegt. In jedem „gebildeten Hause lag es aufgeschlagen“, und selbst in die gesellschaftlich niederen Schichten drang es, bis zu den arbeitsschwieligen Kämpfern um das tägliche Brot.

Der Sänger selbst aber hatte zunächst um eben dieses zu ringen. Unverschuldete Geldsorgen zwangen ihn, Ostern 1748 Leipzig zu verlassen und bei Verwandten in Langensalza eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Von hier aus veröffentlichte er, dem patriotischen Impulse gehorchend, das später als „Heinrich der Vogler“ berühmt gewordene „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-Chase-Jagd“, welches sich an das englische Vorbild nur in Sprache und Metrik, nicht dem Inhalte nach anlehnte. Letzterer verherrlichte ursprünglich Friedrich II. von Preußen, an dem Klopstock damals noch mit glühender Bewunderung hing. Später wandte er sich von dem rationalisierenden und — als Kunstliebhaber, Philosoph und Literat —

französierenden Herrscher öffentlich ab, in wachsender Empörung, die ihn sogar die obige Ode auf einen anderen Helden hin umarbeiten ließ.

Zu Langensalza faßte Klopstock eine ernsthafte Neigung zu seiner Kousine Sophie Schmidt, der „Fanny" der auf sie gedichteten, in Empfindungs- und Farbenschmelz blühenden Oden. Denn die Nichterwiderung dieser Liebe vermochte seine poetische wie auch rein menschliche Entwicklung jener Zeit nicht zu hemmen, nur zu heben. Ein melancholischer Schleier senkte sich allerdings auf sein sonst so sonnenhaftes Gemüt herab — nicht allzu dicht, wie das seine Züricher Periode 1750—51 beweist. Bodmer, auf dessen Einladung er die Schweizerfahrt unternommen hatte, stieß sich derart an der übermütigen Lebensfreudigkeit seines bis dahin von ihm vergötterten „seraphischen" Freundes, daß er diesem eine Zeit lang zürnte und auch nach erfolgter Aussöhnung nie mehr das einstige Verhältnis zu ihm gewann. „Fanny" jedoch blieb unvergessen, bei allem harmlosen Bewerben um Frauengunst, wie das u. a. die einzig schöne Ode „Der Zürchersee" bestätigt. Ihr Bild drängte sich auch zunächst vor das der künftigen Gattin: Meta Moller, der er in Hamburg im Frühjahre 1751 auf seiner Reise nach Kopenhagen nahe getreten war.

Kein Mensch konnte mehr von der Würde des Dichters durchdrungen sein als Klopstock, keiner daher auch mehr überzeugt, daß der König mit dem Sänger zu gehen habe. Nur Unverstand vermag daher gegen Klopstocks wiederholte Bemühungen um fürstliches Mäzenat auch nur den geringsten Argwohn aufkommen zu lassen. Klopstocks Sympathien standen im Grunde auf Seite der republikanischen Regierungsform. In den monarchischen Staaten aber forderte er die mächtige Hut alles idealen Wachstums eben bei den Mächtigsten: den Fürsten. Mit Freuden nahm er daher den Ruf Friedrich V. von Dänemark an, der ihm ein (bald zu steigerndes) Jahrgehalt zur Vollendung des „Messias" zusicherte. Mit Freuden auch genoß er den nun sich eröffnenden Verkehr mit dem hoch- und zartsinnigen Herrscher, mit dessen Ministern von Bernstorff und Graf Moltke (deren Fürsprache er die ihm widerfahrene Gunst zu danken hatte), sowie mit den übrigen Kunstfreunden der Residenz. Mehrfach hat er dichterisch seine Erkenntlichkeit für die ihm gewordene Förderung ausgesprochen, niemals aber den Spiegel seines freien Mannesstolzes auch nur durch einen Hauch getrübt. Als ihm später Josef II. die begründete Hoffnung auf den systematischen kaiserlichen Schutz deutscher Kunst und Wissenschaft enttäuschte, war er es, der die angeknüpfte Verbindung mit Wien für immer abbrach. Und als er, nach schweren inneren Kämpfen, den furchtbaren Verlauf der französischen Revolution erkannte und die gerechte Würdigung Alexanders I. von Rußland zum poetischen Gegenstande erhob, hat er dem Zaren selbst die betreffende Ode nie senden wollen,



wie er auch seine Bewunderung für Maria Theresia bis zu ihrem Tode dichterisch unausgesprochen ließ: aus Scheu vor byzantinischem Anschein. Er hätte diesen nicht zu fürchten gebraucht. Wer hat Fürsten je so unerschrocken die Wahrheit gesagt wie er? Ein Dichter am Hofe war er, doch niemals ein Hofdichter:

„Dank dir, mein Geist, daß du seit deiner Reife Beginnen
Beschlossest, bei dem Beschluß verharrtest,
Nie durch höfisches Lob zu entweih'n
Die heilige Dichtkunst." (S. Ode „Fürstenlob").

Das wußte keiner besser zu schätzen als Friedrich V., unter dessen persönlicher Obsorge Klopstocks vollkommenstes irdisches Glück erblühte. Die hoffnungslose Liebe zu Fanny hatte der Dichter besiegt, hatte sie, gesteigert und gehoben, auf die edle, feingebildete Hamburger Freundin Meta Moller übertragen. (S. seine künstlerisch bedeutend vorgeschrittenen „Cidli"-Oden.) Schon während der zweijährigen Verlobung vollzog sich in ihm die Wandlung auf eine völlige Reife hin; diese selbst trat erst nach dem geschlossenen Ehebündnisse (Juni 1754) zutage. Ein unmittelbareres Einverständnis als das dieser Gatten kann kaum gedacht werden. Und alles in diesem Verhältnisse zielte im letzten Zwecke auf Gott, auf dessen Ehre. „Nun erst", schrieb Klopstock, „erkenne ich den Wert des irdischen Lebens und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen . . . Ich singe dir Jubellieder, Jehovah!"

Das tat er in lyrischer Ausströmung (s. die Ode „Dem Allgegenwärtigen") und die „Geistlichen Lieder", vor allem aber in der Fortsetzung seiner Messiade, deren erste Hälfte schon 1755 ihren Abschluß fand, deren Weiterentwicklung aber unverwandt fortschritt. Auch Prosawissenschaftliches über Poesie und Metrik entstand, desgleichen ein Trauerspiel: „Der Tod Adams". Bis das Eden seines irdischen Daseins zusammenbrach: durch Metas Tod am 28. November 1758. Er selbst hielt auch dann stand: dazu war seine Mannhaftigkeit durch eben dieses ganz in Gott ruhende Glück zu sehr gestählt worden. Und seine Religion öffnete schon jetzt die Himmel für ihn. Gerade das Jahr 1759 zeitigte „Das Anschauen Gottes", „Der Erbarmer" und die unvergleichliche „Frühlingsfeier". Doch der dritte Band des „Messias" wollte dann nicht recht fortschreiten; erst 14 Jahre später konnte er ihn veröffentlichen, mit dem ergreifenden „Cidli"-Denkmal im 15. Gesange. An dem Morgen aber (19. März 1773), da er seinem Verleger das Schlußkapitel sandte, drängte sich der heiße Dank für den endlichen Abschuß in die großartige Ode „An den Erlöser". Mit nassen Augen schrieb er es hin:

„Ich hofft' es zu dir und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und Du hast mir mein Straucheln verzieh'n!"

Diese Anfangsstrophe zeichnet den ganzen Klopstock: sein persönliches Verhältnis zu Christo, sein gewaltiges Wollen, sein demütiges Bewußtsein eigenen Ungenügens, sein unerschütterliches Heilsvertrauen. Wahrlich, man kann von ihm lernen.

Die durch seine ideale Ehe bewirkte dichterische Höhe hat Klopstock nicht mehr überschritten, im Gegenteile sie nur noch selten erreicht. Aber rege blieb sein Geist immer und stets in Richtung und Streben derselbe. „Klopstock ist gut, ganz gut", hatte Meta im zweiten Jahre nach ihrer Verheiratung geschrieben, „bis auf den Grund, in allen seinen Handlungen, in jeder Falte seines Herzens." Eben darum mußte er den Stempel seines Wesens auch in der Vereinsamung wahren. Er tat es durch Treue: an Gott, an den Freunden, an seinem Volke, an seinen Idealen, und das alles nicht zuletzt in seiner Arbeit.

Der lyrische Sang verstummte ihm zunächst seit 1759; nur ein einziges Gedicht: „Das neue Jahrhundert", fiel in das folgende Jahr. Von 1764 ab löste sich ihm wieder der Oden- und Hymnenquell und floß, mit verhältnismäßig wenigen Unterbrechungen, bis in sein Greisenalter. Aber auch die Prosa hielt ihn im Dienste fest. Er verfaßte moralische und ästhetische Aufsätze sowie literarische Abhandlungen, letztere von hervorragendem Werte. Während eines zweijährigen Besuches in Deutschland schrieb er das biblische Trauerspiel „Salomo" und begann ein zweites: „David", das er erst 1772 herausgab.

Am 14. Januar 1766 traf ihn wiederum ein schwerer Schlag: König Friedrich V. starb, kaum 43 Jahre alt. In der ein Vierteljahr später entstandenen Elegie „Rothschilds (Roeskildes) Gräber" gab Klopstock seinem persönlichen Schmerze und damit dem des ganzen Volkes würdigen Ausdruck. Kein einziger Anklang höfischen Lobes, immer der Ton gerechten Mannesstolzes, der von der Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit weiß, aber auch von dem ewigen Lohne echter Fürstentugend.

Von 1767 an trat Klopstock durch persönliche Zusammenkünfte (Hamburg) in ein näheres Verhältnis zu Lessing, das auf beider künstlerische Tätigkeit nicht ohne Einfluß blieb. Bei jenem hob sich von jetzt an immer mehr, in Prosa wie in Poesie, das patriotische Moment heraus. Die Liebe zum Vaterlande ließ ihn sogar die 1747 verfaßte berühmte Ode an seine Leipziger Freunde mit dem Bardentitel „Wingolf" und allerlei mythologischem Beiwerke versehen. Was sein Freund Gerstenberg angebahnt hatte: die Wiedererweckung teutonischer Götterlehre für unsere Poesie, suchte er von

nun an energisch im „Bardengesang“ zu fördern, vermochte sich dabei jedoch weder von Unklarheit noch Übertreibung fern zu halten. Aber das heroische Betonen des nationalen Prinzips erwies sich auch hier von weitreichender Bedeutung. Zunächst auf wissenschaftlichem Gebiete durch das neugeweckte Interesse für germanische Sprachforschung, an der Klopstock selbst sich mit Erfolg betätigte. Dann auf dem bis in die Volkskreise mündenden dichterischen Wege, hauptsächlich durch den 1770 gegründeten Göttinger Dichterverein, der Klopstock zum schwärmerisch gefeierten Bundesideal wählte. 1769 veröffentlichte letzterer sein episch dramatisches Bardiet „Hermanns Schlacht“, dem ein zweites Werk gleicher Wesensart: „Hermann und die Fürsten“ in der Arbeit folgte, aber erst 1784 im Drucke erschien; 1787 beschloß „Hermanns Tod“ die eigenartige, an sich freilich verfehlte Trilogie.

Im Herbste 1770 vollzog sich der Sturz Bernstorffs, und den aus geliebtem, segensreichem Wirkungskreise klaglos Scheidenden begleitete unser Dichter, das gastliche Land für immer vertauschend mit dem Geburtsorte seiner Meta: der alten Hansastadt Hamburg. Hier teilte er Bernstorffs Heim bis zu dessen Tode, Februar 1772, blieb auch als treuer Berater bei der Witwe seines Freundes wohnen, bis diese 1778 anderen Aufenthalt nahm. Mit Ausnahme der in unabhängig traulichem Verkehre mit dem Markgrafen Karl Friedrich verlebten Karlsruher Periode (1774—75) weilte Klopstock ununterbrochen bis zu seinem Tode in Hamburg, das seinen großen Bürger zu würdigen sich befliß. Zur Förderung der deutschen Literatur veröffentlichte er 1774 das mit weitläufigen Hilfsmitteln vorbereitete Werk „Die deutsche Gelehrtenrepublik“, das die darauf gesetzten Erwartungen zwar keineswegs erfüllte, dennoch in seiner Art, besonders in Bezug auf die Jugend, Gutes schuf. Unter begeisterter Lobpreisung Luthers als Übersetzer der Bibel kündete es die Notwendigkeit deutscher Sprachreinigung und -Hebung, desgleichen unerbittlichen Kampf gegen alles Mittelmäßige, alle gegenseitige und Selbst-Beräucherung auf dem Felde nationaler Wissenschaft und Kunst. Spezialresultate grammatischer, stilistischer und metrischer Untersuchungen veröffentlichte der Dichter 1779—1780 in „Fragmente über Sprache und Dichtkunst“, das bei viel Irrtum manche wichtige positive Anregung bot.

Bald drängte sich ein anderer Faktor in den Vordergrund der mannigfachen Klopstockschen Interessen: seine Liebe zum bedrängten Volke, welche, trotz aller Abneigung gegen „Ausländerei“, von der „großen“ Revolution zur hellen Flamme angeschürt wurde. Viele edle Geister blickten damals auf Frankreich als das Geburtsland des über das „Schwertrecht“ siegenden „Vernunftrechtes“, als die Wiege wahrhaft bürgerlicher Freiheit und

Menschenverbrüderung. Klopstock zählte zu ihnen, ja, er forderte in völliger Überzeugung der Berechtigung hiezu die Deutschen auf, sich wie die „Franken" „mit dem schönsten Bürgerkranze zu krönen". Und der Freudenrausch dauerte bei ihm noch an, als die ersten Greueltaten sich vollstreckten, hielt sogar der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland Stand. Seine eigene Ernennung zum französischen Ehrenbürger Ende August 1792 faßte er ebenfalls noch als hohe Ehrung auf, verlangte dann aber strenge Sühnung der Septembermorde. Von da ab stürzte der Strom furchtbarer Erkenntnis vernichtend über seine Begeisterung herein. Wohl durfte er sagen: „Es lebt vielleicht niemand, der so innigen Anteil an der Revolution genommen und der durch sie so viel gelitten hat wie ich". Seine Revolutionsoden, zuerst dithyrambisch gehalten, offenbarten immer unverkennbarer seine grauenhafte Enttäuschung, seinen heißen, tränenblutigen Schmerz. Aber auch jetzt hielt ihn die Religion in den Stürmen aufrecht; auch jetzt trieb sie ihn, aus Liebe zu Gott, den Brüdern und der Wahrheit mannhaft den eigenen Irrtum einzugestehen und die Tiefgesunkenen zur Umkehr zu mahnen. Dem idealen Prinzip, auf das er derzeit seine Zustimmung zur Revolution gegründet hatte, schwor er nicht ab; die Entwicklung der Geschehnisse aber suchte er richtig in menschlicher Schwäche und Schuld.

Doch das Leben bot ihm noch seine Kränze. Hatte sich auch die Begeisterung für ihn und sein Werk vielfach abgeschwächt: wer beide wirklich kannte — und das taten damals viele — blieb ihm treu, verehrte ihn bis zuletzt als einen fast vollkommenen Charakter, als einen Bahnbrecher auf dem Entwicklungswege idealer Gesamtkraft. Alle Freunde, bis auf den einen: Goethe, und, in etwas, auch Voß, schmückten sein Alter mit Blüten selbstloser Zuneigung. Auch auf sein Heim fiel wieder der Schimmer persönlichsten Glückes. Seine Meta hatte er stets mit gleicher Liebe geliebt, aber dennoch nie die Möglichkeit einer Wiedervermählung ausgeschlossen. Erst 33 Jahre nach ihrem Tode fand er die, welche in ihrem Sinne sich ihm verbinden konnte: ihre eigene Nichte, die verwitwete Frau Johanna von Winthem. Gemeinsam mit dieser ehrte er das Andenken seiner teuersten Geliebten; 1797 noch dichtete er an Meta „Das Wiedersehen". — Die anderen großen Ziele seines Lebens hielt er auch jetzt noch unverrückbar fest: er setzte seine Sprachforschungen und Übertragungen aus antiken Werken zur Hebung des deutschen Idioms fort: er wies nach wie vor auf die Förderung nationaler Güter; er stand, in Poesie und Prosa, für die Schönheit unserer Sprache ein; in Oden und Hymnen feierte er Gott, die Natur und alle Ideale seines ganzen Daseins. Und immer wieder durchglühte ihn die Ahnung von dem nahenden Abendrot: „Oft bin ich schon im Traume dort, wo wir länger nicht träumen!" und:

„Mit wonnevollen Hoffnungen
Die Abendröte kommt,
Mit frohem, tiefem Vorgefühl
Die Sonnen auferstehn!“

Die irdische Sonne ging ihm für immer unter am 14. März 1803. Als er starb, ehrte man ihn wie einen Großen — der er war. Neben seiner Meta (deren Leiche im Jahre 1759 nach Ottensen überführt worden war) haben sie ihn begraben. Die aufgeschlagene Messiade legten sie ihm auf den Sarg. In der Kirche las der Geistliche aus dem 12. Gesange den „Tod der Maria“, der den Hinscheidenden wachend und träumend beschäftigt hatte. Die Jugend, welche er und die ihn immer so geliebt hatte, bestreute seine Gruft mit unzähligen Blumen.

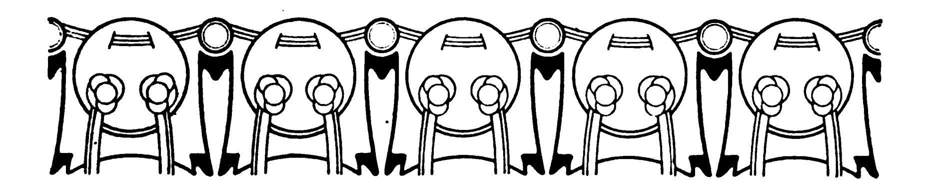
Fragt man nach den Mängeln Klopstock'scher Dichtung, so zeigt sich jeder, der nur halbwegs die Literaturgeschichte kennt, wunderbar beschlagen. „Er verbannte den Reim; er hing zu stark der Empfindungsschwärmerei an. Seine ‚Messiade‘ ist so sehr zu Geist gemacht, daß sie keinen festen Halt mehr bietet für den Angriff menschlicher Vernunft. Er wollte Kirchenhymnen schaffen und brachte es nur zu geistlichen Liedern. Seine Dramen sind mißlungen, seine Bardiete haben mehr vom Epos als vom Schauspiel, entbehren des eigentlich historischen Moments und stellen statt Helden schmachtende Gefühlsmenschen dar. Seine gebundene Sprache ist oft zu geschraubt und unklar, seine ungebundene zu nüchtern, stahlhart und steif ꝛc. ꝛc.“ Wir brauchen nicht weiter darauf einzugehen — wohl ein jeder von uns hat schon an diesem Mißtrauensvotum in Bausch und Bogen teilgenommen.

Die Menschen sind eben undankbar — nicht immer, aber oft. Klopstock gegenüber waren und sind sie es. Sie vergaßen und vergessen, daß er Hindernisse zu besiegen hatte, von denen uns kaum ein „Schimmer“ übrig blieb; daß er Ideale wieder aufzupflanzen hatte, die sich für uns von selbst verstehen oder die viele der Epigonen, Gott sei's geklagt, nicht mehr anerkennen. Schlagen wir an unsere Brust und erinnern wir: daß Klopstock als Dichter Gott zeigte, den Erlöser sang, das Vaterland verteidigte gegen die Gefahren erniedrigender Ausländerei, die schmählich entstellte nationale Sprache adelte, die Freundschaft, Liebe und Naturfreude in Reinheit pries und seinem Volke nahebrachte; daß er den Aufgang der zweiten großen Blütezeit unserer Literatur verkündete und ermöglichte, daß er das alles aus selbstloser Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne tat. Ein Christ, ein Bürger, ein Dichter auf der Höhe seines Bereichs und seiner Zeit — wie sagt doch Shakespeare?

„Er war ein Mann! Nehmt alles nur in allem —
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn.“

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.





Die Erhöhung der Wehrkraft im Wege der Abrüstung.

Ein Beitrag zur Frage der zweijährigen Dienstzeit.

Von Regierungsrat Prof. Dr. C. Brockhausen.

Der Ruf nach Einführung der zweijährigen Militärdienstpflicht hat die vorliegenden Bemerkungen veranlaßt. Sie wollen verhindern, daß zugunsten eines populären Schlagwortes eine weit wichtigere Reform der ganzen militärischen Ausbildung auf lange Zeit unmöglich gemacht werde.

Um es kurz zu sagen: die jetzige dreijährige Dienstzeit verträgt eine Verkürzung; aber diese soll nicht schablonenhaft gewährt werden; sie soll vielmehr verdient werden. Jeder Soldat soll nach einer bestimmten Minimal-Abrichtungszeit dann entlassen werden, sobald er den Nachweis erbracht hat, daß er vollkommen kriegstüchtig ausgebildet ist. Militärisch belangreiche Vorkenntnisse, die er mitbringt, sollen ebenso wie Fähigkeiten, die er sich bei der Ausbildung erwirbt, eine Abkürzung seiner Dienstzeit zur Folge haben. Somit liegt es in der Hand jedes Einzelnen, seine Dienstzeit auf das gesetzliche Minimum herabzudrücken, und sein eigenstes Interesse an der militärischen Ausbildung wird dadurch hervorgerufen. Trotz durchschnittlich herabgesetzter Dienstzeit ist die Militärverwaltung in der Lage, das Ausbildungserfordernis gegenüber dem jetzigen bedeutend zu erhöhen. Hebung der Militärpädagogik ist eine Begleiterscheinung dieser Reform. Sie befriedigt voll die Ansprüche der Heeresverwaltung und mindert die volkswirtschaftlichen Lasten.

I.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in fast allen Staaten des europäischen Kontinents nach preußischem Muster bedeutete nicht nur eine beträchtliche Erhöhung der Wehrkraft, sondern auch eine verhältnismäßig gerechte Verteilung der Dienstpflicht. Im Vergleich zu den früheren Systemen des Loskaufens und der Stellvertretung trägt dieses System der durchaus persönlichen Erfüllung der Dienstpflicht einen demokratischen Charakter.

Allerdings ist dieses demokratische Prinzip nicht bis zu seinen äußersten Konsequenzen durchgeführt worden, da — gleichfalls nach preußischem Muster — regelmäßig eine bevorzugte Klasse von Dienstpflichtigen geschaffen wurde, welchen bei abgekürzter Dienstzeit eine abgesonderte Ausbildung und schnellere Beförderung in Aussicht gestellt wurde: die Klasse der Einjährig-Freiwilligen.

In dieser ungleichen Behandlung verschiedener Bevölkerungsschichten deshalb einen Mangel der bestehenden Wehrgesetze zu erblicken, weil hiedurch ein demokratisches Prinzip verletzt wird, wäre umso doktrinärer, als gerade umgekehrt jene Einteilung der Dienstzeit in eine einjährige und dreijährige viel zu wenig geeignet ist, den tatsächlich vorhandenen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen.

Der Fehler jener Einteilung liegt in der entgegengesetzten Richtung; sie ist zu schablonenhaft und bequemt sich den Lebensverhältnissen viel zu wenig an; sie bedeutet nur einen ersten, noch sehr schüchternen Schritt auf der Bahn ausgleichender Gerechtigkeit. Erst wenn jener Gedanke, welcher zu der Sonderstellung der Einjährig-Freiwilligen geführt hat, vertieft und ausgestaltet würde, könnte derselbe dazu führen, Begünstigungen, die im Militärdienste heute nur einer privilegierten Klasse gewährt werden, weiteren, ja allen Bevölkerungsschichten zugänglich zu machen.

Und ebenso wie die in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhundertes begonnene Wehrreform nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit wenigstens anbahnte, sondern auch die Wehrkraft des Staates um ein Bedeutendes hob, so dürfte durch eine sinngemäße Fortentwicklung der jener Wehrreform zugrunde liegenden Gedanken abermals die Wehrkraft in ungeahnter Weise erhöht werden können.

Sollte schließlich der Nachweis gelingen, daß eine neuerliche Überprüfung der Grundgedanken jener Wehrgesetze zu solchen praktischen Ergebnissen führt, daß, abgesehen von den soeben erwähnten Vorteilen auch noch Volkswohlstand und Volkserziehung in ganz außerordentlicher Weise gehoben, sowie zahlreiche wirtschaftliche und intellektuelle Kräfte entfesselt würden, so dürfte hiedurch der etwas anmaßlich klingende Titel dieser Besprechung: „Erhöhung der Wehrkraft im Wege der Abrüstung" gerechtfertigt erscheinen.

II.

Die Institution des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes findet ihre Rechtfertigung in erster Linie durch die Annahme, daß eine höhere Vorbildung in bemerkenswerter Weise die militärische Ausbildung erleichtere —, es wird eine greifbare Begünstigung gewährt auf die Hoffnung hin, daß der so Begünstigte in Hinkunft mehr leisten werde; ein Zukunftswechsel wird vom Gesetzgeber

honoriert. Wer ein Obergymnasium, eine Oberrealschule oder eine als gleichwertig erklärte Schule absolviert oder eine den Anforderungen dieser Schule im Großen und Ganzen entsprechende Prüfung abgelegt hat, von dem gilt die Vermutung, er werde die militärische Ausbildung in einem Drittel der normalen Dienstzeit erreichen, ja sogar für eine erhöhte Charge geeignet sein. Wenn diese Erwägung richtig und nicht bloß ein Vorwand ist, Privilegien zu schaffen, dann ist die weitere Frage kaum abzuweisen, *warum denn dieser nützliche Einfluß der höheren Vorbildung nur bei Erreichung einer einzigen, relativ sehr hohen Bildungsstufe Berücksichtigung findet?*

Der Bildungsunterschied zwischen dem gänzlich ungeschulten Analphabeten und dem absolvierten Mittelschüler wird jetzt als hinreichend erkannt, um das Verhältnis von 1 : 3, welches in der Zahl ihrer Dienstjahre zum Ausdrucke kommt, zu motivieren.

Allein zwischen diesen beiden Bildungsstufen liegen so zahlreiche Zwischenstufen, daß es Wunder nehmen muß, warum dieselben gar keine Berücksichtigung gefunden haben. Oder sollte wirklich der Analphabet für Militärzwecke gleichwertig sein dem Abiturienten einer Volks-, Bürger- oder Fachschule? Dies widerspricht dem einmal aufgestellten Satze, daß Vorbildung die militärische Ausbildung erleichtere. Sobald daher aus jener Prämisse der höchst praktische Schluß gezogen würde, daß diese Erleichterung der militärischen Ausbildung eine Abkürzung der Dienstzeit ermögliche, ist es inkonsequent, diesen Schluß nur einmal — bei Vorhandensein der Mittelschulbildung — zu ziehen.

Theoretisch ist daher, solange der Gesetzgeber auf jenem Standpunkte steht, die Forderung gerechtfertigt, daß den zahlreichen faktischen Bildungsunterschieden bei Bemessung der Dienstzeit irgendwie Rechnung getragen werde. Schon der krasse Unterschied zwischen ein- und dreijähriger Dienstzeit schreit förmlich nach Einfügung mindestens einer Zwischenstufe, soll nicht der Verdacht rege werden, als hätten das pekuniär gut gestellte Bürgertum und die noch besser situierten Bevölkerungsschichten für sich und ihre Söhne eine Sicherung gegen die Last der vollen dreijährigen Dienstzeit schaffen wollen.

Dennoch würde ich der rein mechanischen Einführung einer weiteren Zwischenstufe — etwa eines Zweijährig-Freiwilligendienstes auf Grund etwas herabgesetzter Anforderungen — nicht das Wort reden, und zwar zunächst aus theoretischen Gründen.

Wurde die Einteilung der Dienstzeit in eine ein- und dreijährige als schablonenhaft angegriffen, so bleibt auch eine solche in ein-, zwei- und dreijährige kaum minder schablonenhaft. Indem sie die krasseste Ungerechtigkeit

beseitigt, bricht sie allen weiteren Reformen die Spitze ab, ohne der Sache auf den Grund zu gehen. Dies aber zu versuchen, ist das Ziel dieser Auseinandersetzung.

Die Militärverwaltung erwartet von dem für das Einjährig-Freiwilligen-recht qualifizierten Rekruten eine bessere Ausbildungsfähigkeit und auf diese Hoffnung hin erläßt sie ihm im vorhinein zwei Drittel der normalen Dienstzeit. Nicht die nachgewiesene höhere Bildung an sich, sondern die Hoffnung auf deren Verwertbarkeit „im Dienste“ ist daher die innere Rechtfertigung des gewährten Vorzuges. Darin liegt unleugbar die Schwäche der ganzen Institution. Es werden, wie bereits angedeutet, Begünstigungen gewährt auf Zukunftswechsel hin. Zugleich wird ein Bildungsgang honoriert, der ganz andere Zwecke verfolgt als die Erhöhung der Brauchbarkeit des Mannes „im Militärdienste“.*) Nichts natürlicher als daß die Militärverwaltung sich in zahlreichen Einzelfällen in ihren Erwartungen getäuscht sieht, indem die „Vorbildung“ den Leistungen nicht entspricht.

Daß diese getäuschten Hoffnungen wirklich eine große Rolle spielen, beweist jene österreichische Wehrgesetznovelle, welche es für notwendig erachtete, ein zweites Dienstjahr für jene Einjährigen einzuführen, die ein gewisses Ausbildungsminimum nicht erreicht haben.

---

*) Eine nichtbeabsichtigte Nebenwirkung des Privilegiums ist ein unnatürlicher Zudrang zu der Mittelschule.

In favorem einer bestimmten Einrichtung gelten alle jene Bestimmungen, welche mit derselben Rechtswohltaten verknüpfen. Wenn also das Wehrgesetz an die absolvierte Mittelschule die Begünstigung des Einjährig-Freiwilligendienstes knüpft, so wirkt diese Bestimmung gewaltig »in favorem« der Mittelschule, d. h. es treibt dieser Einrichtung eine Unzahl von Kandidaten zu, die vielleicht sonst nicht von ihr Gebrauch machen würden.

Die Kopfzahl der Mittelschüler wird dadurch freilich erhöht, aber die Mittelschule hat hievon keinen Vorteil. Die Klage, daß geistig Unberufene sich zur Mittelschule drängen, zum eigenen Nachteile und dem ihrer besser veranlagten Mitschüler, ist alt; aber sie wird nicht schwinden, solange das Wehrgesetz einen so gewaltigen Einpeitscher bildet. Freilich könnte man ja anstatt 7—8 Jahre dort zu versitzen, sich der Aufnahmsprüfung zum Einjährig-Freiwilligentum unterziehen, aber gerade die Dümmsten fürchten diese Prüfung am meisten und versitzen lieber als Repetenten ein paar Jahre mehr unter dem schützenden Dache der Mittelschule, als diese der längeren Dienstzeit zu widmen — und dieser Spekulation kann, nachdem das Gesetz einmal die Handhabe dafür geboten hat, die Berechtigung nicht abgesprochen werden. So depraviert das Wehrgesetz Mittelschule und Mittelschüler, und dies umsomehr, als man zum Einjährig-Freiwilligentum das eigentliche Ziel der Mittelschule, nämlich die Hochschulreife gar nicht erlangt zu haben braucht: mit anderen Worten, das Wehrgesetz hält Schüler in der Mittelschule fest, die dessen Ziel gar nicht anstreben, aus bloßer Spekulation dem Wortlaute dieses Gesetzes zu genügen, um sich eine leichtere Militärdienstzeit zu erringen.



Die Zurückbehaltung der minderwertigen Einjährig-Freiwilligen während eines zweiten Dienstjahres ist ein Notbehelf. Es vermag die Schäden keineswegs vollkommen zu sanieren, welche ein verfehltes Prinzip bei der Gewährung des Einjährigenrechtes geschlagen hat. Denn die Ausbildung dieser Rekruten hat während des ersten Dienstjahres auf einer unrichtigen Grundlage begonnen, und Zeit, Mühe und Kosten sind unwiederbringlich verloren.

Würde man also zwischen der ein- und dreijährigen Dienstzeit als weitere Zwischenstufen die a priori zugesicherte Begünstigung eines zweijährigen Dienstes einschieben, und zwar abermals als Prämie für die Beibringung bestimmter Schulzeugnisse, so würde das System der „Zukunftswechsel" erst recht bedenklich werden; die Einteilung der Dienstzeit würde in weit höherem Maße auf Hoffnungen aufgebaut werden, die wiederum täuschen können; denn die Schulbildung verfolgt im allgemeinen naturgemäß andere Zwecke als Vorbildung zum Militärdienste.

Wenn es also außer Zweifel steht, daß die Scheidung der Dienstzeit in eine ein- und dreijährige einer Reform bedarf, so kann man diesen Mangel doch keineswegs durch die bloß mechanische Einfügung neuer Stufen beseitigen. Es steckt sozusagen ein Konstruktionsfehler im Bau, und der wird um so bedenklicher, je mehr man den Bau auf dieser Grundlage erweitern will.

Damit hätten wir jenen Gedanken, welcher dem System des Einjährig-Freiwilligentum zugrunde liegt, auf seinen wertvollen Kern zurückgeführt: nicht die etwa nachgewiesene Vorbildung gibt schon einen Anspruch auf Verkürzung der Dienstzeit, sondern die wirklich erreichte militärische Ausbildung. Der Militärverwaltung kann es ausschließlich darum zu tun sein, kriegstüchtige Soldaten zu gewinnen; je rascher dieses Ziel erreicht wird, desto besser für sie. Wenn demnach die Militärverwaltung sich skeptisch verhält gegenüber jeder Anforderung, welche dahin geht, es möge die Dienstzeit abgekürzt werden mit Rücksicht auf die nachgewiesene Vorbildung, so kann sie das gleiche Bedenken kaum erheben gegenüber der nachgewiesenen Ausbildung des Soldaten.

Wenn also heute schon eine der Militärdienstzeit vorausgegangene, auf ganz andere Ziele gerichtete Vorbildung in solchem Maße honoriert wird, wie dies bei den Einjährig-Freiwilligen der Fall ist, so erscheint es doch ungleich naturgemäßer, eine speziell militärische Ausbildung wenigstens teilweise zu berücksichtigen.

Und dabei kann es für die Militärverwaltung zum mindesten gleichgiltig sein, ob diese militärische Ausbildung während der Dienstzeit erworben wird oder schon vorher vorhanden war; sie muß nur als militärisch wert-



voll sich erweisen. Ja es scheint mir sogar, — wenigstens vom Standpunkte der Militärs, — daß die unter militärischer Zucht erworbene Ausbildung jener zivilen Vorbildung in Bezug auf ihre Wertschätzung nicht nachstehen sollte. Das naturgemäße Honorar für die erworbene militärische Ausbildung liegt in der rechtzeitigen Entlassung. Rechtzeitig aber erscheint die Entlassung in dem Augenblicke, da die militärische Ausbildung tatsächlich vorhanden ist. Wie dies nachgewiesen werden kann, ist eine weitere, allerdings sehr wichtige und sehr schwierige Frage, die später eingehend erörtert werden soll. Von der Nachweisfrage abgesehen, ergibt sich die schwer zu bestreitende theoretische Forderung: Jeder Soldat ist zu entlassen, sobald er vollkommen ausgebildet ist; nicht Vorbildung, sondern militärische Ausbildung rechtfertigt eine Abkürzung der Dienstzeit.

IV.

So selbstverständlich der Satz klingt: „Jeder Soldat wird entlassen, sobald er kriegstüchtig ausgebildet ist," so ist er doch viel zu radikal, um in allen Folgerungen durchgeführt zu werden; denn die radikale Durchführung dieses Gedankens schließt die Festsetzung eines Minimums der Dienstzeit ebenso aus wie Festsetzung eines Maximums derselben. Die nächstliegende Folgerung dieses Satzes wäre also die, daß ein Rekrut, der bereits alle Kenntnisse und Fähigkeiten mitbringt, die andere im Dienste sich erst erwerben sollen, nicht einen Tag beim Militär zurückgehalten werden dürfte. Sieht man von der später zu erörternden Frage vorläufig ab, wie der Nachweis solcher ungewöhnlicher Eigenschaften erbracht werde, — daß es solche Leute und zwar nicht gerade vereinzelt gebe, wird niemand bestreiten. Der in einer Militärschule erzogene Kadett bringt sicherlich in der Regel alle Erfordernisse mit, die an einen ausgebildeten Krieger gestellt werden. Ähnliche Beispiele bieten Ausländer, die in ihrem Heimatsstaate bereits eine kriegsmäßige Ausbildung erfahren haben und nunmehr in den österreichischen Staatsverband aufgenommen werden, gegebenenfalls auch Matrosen, die auf Kriegsschiffen schon vor ihrer Dienstzeit gearbeitet haben u. a. m.

Wenn ich trotzdem Anstand nehme, diese radikale Folgerung aus dem vorangestellten Prinzipe zu ziehen, so geschieht es vor allem deshalb, weil die bewaffnete Macht auch in Friedenszeiten für Interessen zu funktionieren hat, die über den Gesichtspunkt der bloßen „Ausbildung" hinausgehen. Sie dient nicht nur zur Verteidigung gegen äußere Feinde, sondern auch zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit im Innern, und diese habituellen permanenten Funktionen rechtfertigen ein Festhalten auch bereits ausgebildeter Soldaten, wenn auch in geringerer Anzahl, bei der Fahne. Als zweites Moment käme hinzu, daß nicht allein Kenntnisse und Fähigkeiten in Betracht

kommen, sondern auch eine gewisse „Gewöhnung", die mit absoluter Sicherheit nur durch Kasernenleben und militärische Disziplin erreicht wird.

Aus diesen beiden Gründen wird der Satz, daß jeder Soldat zu entlassen sei, sobald er kriegstüchtig geworden, eine Einschränkung in der Richtung erfahren, daß eine Minimalzeit — etwa ein Jahr hindurch — jeder Soldat aktiv gedient haben müsse. Aber auch nach einer anderen Richtung möchte ich der radikalen Ausführung des im vorigen Kapitel aufgestellten Satzes entgegentreten.

Der Satz: Jeder Soldat wird entlassen, sobald er kriegstüchtig ist, hat auch eine bedenkliche Kehrseite. Negativ gefaßt, müßte er lauten: Kein Soldat wird entlassen, bevor er nicht kriegstüchtig geworden ist; und wer den ersten Satz radikal durchgeführt wissen will, wird auch die Kehrseite respektieren müssen. Eine zeitlich unbegrenzte Militärpflicht für jene, die ein Ausbildungsminimum nicht erreicht haben, wäre die Konsequenz — ein Zustand, der gleich schrecklich wäre für die Hoffnungslosen, die es zu einer entsprechenden Ausbildung nicht bringen, wie für die Militärverwaltung, die sich mit diesen Unglücksmenschen fortdauernd plagen müßte.*)

Da es sich mir nicht um rein doktrinäre Thesen handelt, die undurchführbar sind, sondern um praktische Vorschläge, die allen vernünftigen Erwägungen Raum geben, so wird man den eingangs ausgesprochenen Satz in der zweifachen Richtung einschränken müssen: erstens, daß die Entlassung auch des ausgebildeten Soldaten nicht vor einer zu fixierenden Minimalzeit stattfinde, zweitens daß auch der Nichtausgebildete nach einer Maximalzeit — wie bisher 3 Jahre — entlassen werde.

Innerhalb dieser Grenzen läßt sich das aufgestellte Prinzip durchführen. Wir können es jetzt so formulieren: die Minimal-Dienstzeit muß von jedem Soldaten geleistet werden**), auch wenn der Soldat sie zur eigenen Ausbildung nicht benötigen sollte; so dient sie zur Sicherung der Friedensstärke des Heeres und garantiert ein Minimum dienstlicher Gewöhnung. Die 3jährige Dienstzeit besteht nur mehr für diejenigen, denen es nicht gelingt,

*) In Österreich besitzen wir eine diesem Gedanken analoge Bestimmung im Gesetze über die Schulpflicht, welche ja oft zu Vergleichen mit der Militärpflicht herangezogen wird. Nach § 21 des Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 darf der Austritt aus der Schule nur dann erfolgen, wenn die Schüler die für die Volksschule vorgeschriebenen notwendigsten Kenntnisse als: Lesen, Schreiben und Rechnen, besitzen. Tatsächlich wird diese Bestimmung nie in ihrer ganzen Schärfe durchgeführt, weil sie eben undurchführbar ist, und keiner Schulbehörde fällt es ein, die schlechtesten Schüler ihr Leben lang an die Schulbank zu fesseln.

**) Besonderheiten der Ersatzreservisten, Geistlichen, Lehrer, Besitzer ererbter landwirtschaftlicher Betriebe 2c. brauchen nicht tangiert zu werden.



früher fertig zu werden. Innerhalb der Minimal- und Maximal-Dienstzeit ist jeder Herr seines Schicksals.

Auch das Privilegium des Einjährig-Freiwilligentums braucht in dem Momente nicht mehr in Frage gestellt zu werden, da man auf die radikale Durchführung jenes Prinzips verzichtet. Es genügt, wenn für dasselbe Utilitätsgründe hinreichend starker Art geltend gemacht werden können. Solche sind durch die Erwägung gegeben, daß die Militärverwaltung an die Einjährig-Freiwilligen bedeutend erhöhte Anforderungen stellt, nämlich die Ablegung der Offiziersprüfung, und daß sie, falls diese Prüfung nicht bestanden wird, die durchgefallenen Kandidaten noch solange im Dienste zurückhält, bis sie ihre militärische Mannschaftsausbildung vollkommen nachgewiesen haben.

V.

Der Gedanke, daß jeder Soldat durch eigene Kraft einen bedeutenden Teil seiner Dienstzeit ersparen kann, ist von solcher Wichtigkeit für den Volkswirt, von solchem Interesse für den Heeresorganisator, daß er wohl näher ausgeführt zu werden verdient. Es handelt sich hier um zweierlei: um die Ausbildung gewisser für das Kriegswesen wertvoller Spezialkenntnisse und um die allgemeine kriegerische Ausbildung überhaupt.

Der Krieg gilt nach einem alten Gemeinplatze als eine Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte eines Volkes — und natürlich in erster Linie als die Anspannung dieser Kräfte des Heeres. Es gibt daher kaum eine geistige oder physische Fähigkeit des Soldaten, die nicht im Kriege von Vorteil sein könnte. Die Armeen sind nicht bloß geschlossene Körper einer willen- und gedankenlosen Menschenmasse, sondern sie lösen sich auf in eine Unzahl kleiner Körper und an den letzten Mann können erhöhte Anforderungen herantreten. Nicht nur, daß er gut marschiere und reite und auf Kommando einschwenke, verlangt man von dem Manne: jeder einzelne ist umso wertvoller, je mehr anderer tüchtiger Eigenschaften er in sich vereint: der sichere Scharfschütze ersetzt oft zwei schlechte Schützen, der flinke Läufer, der Bravourreiter kann oft für zwei Durchschnittsleute zählen. Aber auch die Kunde des Lesens und Schreibens, der Stenographie, des Telegraphierens, des Radfahrens, Schwimmens, Luftschiffens, technische und manuelle Fähigkeiten jeder Art, Sprachkenntnisse 2c. 2c. erhöhen den Wert des Einzelnen und daher der ganzen Truppe, bei welcher solche Spezialisten zahlreich vertreten sind. Wenn nun solche und ähnliche Eigenschaften für die Militärverwaltung von Nutzen sind, dann ist es ihre Aufgabe, derselben sich systematisch zu bemächtigen. Es ist nicht genug getan, wenn man solche Eigenschaften des Mannes, wo sie sich zufällig finden, als etwas gegebenes hinnimmt, sondern es heißt sie fördern und nutzen.

Allein welchen Nutzen bringt es nach den heute geltenden Wehrgesetzbestimmungen dem Einzelnen, daß er solche Kenntnisse mitbringt oder sich in ihnen vervollkommnet? Erspart es ihm einen Tag militärischer Ausbildung? Gewiß nicht; im Gegenteil, er hat sich vielleicht unentbehrlich gemacht und wird zurückbehalten, wo ein minder gut qualifizierter Kamerad vorzeitig beurlaubt wird. Schützt es ihn vor Strafe? Auch das nicht; die größere Kenntnis wird ausgenützt, aber die Möglichkeit des Irrens und damit des Bestraftwerdens ist größer als bei dem Kameraden, der bescheiden im Dunkeln verharrt. Verschafft es ihm vielleicht Ruhe und Erholung? Das schon gar nicht; die Militärverwaltung ist nur zu oft genötigt, den Besitzer so trefflicher Eigenschaften ganz besonders zu außerordentlichen Dienstleistungen heranzuziehen und, was meist auf dasselbe hinauskommt, ihn außergewöhnlich anzustrengen. Da ist es denn vom allgemein menschlichen Standpunkte begreiflich, daß die Besitzer so dankenswerter Eigenschaften eher mit denselben hinter dem Berge halten, als mit denselben hervorzutreten.

Aber selbst angenommen, daß diese Schilderung zu düster sei, angenommen, daß die besseren Fähigkeiten dem Inhaber derselben keinen Schaden bringen — so muß man doch zugeben, daß sie zum mindesten recht wenig nützen. Welche Mittel hat die Militärverwaltung nach heutigem System als Belohnung solcher Spezialkenntnisse? Die Verleihung von Schützenschnüren und ähnlichen Auszeichnungen mag ja die Ehrgeizigen anspornen, das Avancement zum Gefreiten oder Unteroffizier, das allerdings gerade mit solchen Spezialkenntnissen nicht immer in direktem Zusammenhange steht, mag bei Einigen in Betracht kommen — aber für das Gros der Soldaten sind diese Mittel nicht gar so verlockend. Für sie ist das Hauptziel, wieder heimzukommen, und zwar je eher je besser, und dieses Hauptziel als Ansporn benützt, wirkt kräftiger als jedes andere Mittel. Solange die Militärverwaltung von diesem Hauptmittel nicht Gebrauch machen kann, werden alle anderen Mittel kaum verfangen, derartige für sie nützliche Kräfte zu wecken und zu vermehren.

Auch die Einführung von Spezialkursen für solche Spezialkenntnisse scheint mir innerhalb des heutigen Systems weniger ersprießlich. Es nützt an sich wenig, durch Lernzwang das Bildungsniveau heben zu wollen. Große Geldmittel müßten aufgewendet werden, um recht mäßige Resultate zu erzielen.

Ganz anders wäre der Erfolg, wenn jeder einzelne Soldat ein persönliches Interesse daran hätte, derartige für das Kriegswesen wertvolle Eigenschaften nachzuweisen und zu erwerben. Wenn der geübte Scharfschütze Kunstreiter, Radfahrer, Turner, Schwimmer, Bootführer, Trommler, Trompeter 2c. 2c. sicher ist, daß jede dieser Künste mit einigen Wochen oder Mo-

naten Urlaub und früherer Heimkehr belohnt werde, so wird er keine Veranlassung haben, mit solchen Fähigkeiten hinter dem Berge zu halten. Ja noch mehr: er wird sie selbsttätig ausüben; er wird lernen, ohne daß man ihn dazu zwingt. An Stelle des Lernzwanges wird in weitem Ausmaße die selbsttätige Ausbildung treten. Jedes Lernen ist eine innerliche Tätigkeit, bei der es vornehmlich auf den guten Willen des Lernenden ankommt, viel mehr als auf den äußeren Zwang. Mag immerhin der äußere Zwang ein nicht ganz zu unterschätzendes Moment sein: schließlich wirkt er doch nur als Erreger innerer Willensakte; er ist und bleibt ein höchst unwillkommener Leiter, der viele Kraft unnütz konsumiert. Darum wirken die militärischen Schulen, bei denen die Schüler nur ein geringes individuelles Interesse an rascher Bewältigung des Lehrstoffes haben, nur wenig. Sie kosten dagegen viel Zeit und Geld, und bekanntermaßen bilden die Mannschaftsschulen den Zielpunkt billiger Witze. Statt jetzt widerwillig in solche Lernstunden abkommandiert zu werden, werden die Rekruten dankbar sein für jede Möglichkeit, die ihnen zur Ausbildung so wertvoller Eigenschaften geboten wird; sie werden sich je nach ihrer Individualität nach solchen Übungsstunden drängen und die kostbare Zeit ausnützen, die mit Wucherzinsen sich selbst belohnt.

Weit wichtiger noch erscheint mir der erzieherische Einfluß eines derartigen Systems auf die Heranbildung unserer männlichen Jugend überhaupt. Militärzeit will jeder gern ersparen, und sobald in dieser Hinsicht begründete Aussichten eröffnet werden, wird jeder Vater diese seinen Söhnen sichern wollen. Der Besuch der Volks- und Fortbildungsschulen wird gewiß eifriger betrieben, sobald bekannt wird, daß die Kenntnis der grundlegenden Fächer des Lesens, Schreibens, Rechnens einen merklichen Vorteil für die Dienstzeit bildet. Die Zahl der Analphabeten wird um manches Perzent abnehmen. Die aktive Mitgliedschaft bei einer freiwilligen Feuerwehr, einem Turnerbund, einem Scharfschützenkorps wird für die jungen Leute eine ganz andere Bedeutung haben als bisher. Die Erlernung einer zweiten Landessprache ist in unserem vielsprachigen Vaterlande ein völkerverbindendes Mittel; die Scheu vor der Erlernung derselben wird sich sehr wesentlich verringern, sobald man erfährt, daß dadurch eine entsprechend lange Dienstzeit erspart wird. Welchen Wert es aber für die Truppe hat, wenn die wechselseitige Verständigung erleichtert wird und man die Leute eines Regimentes als Boten zu einem anderssprachigen Regimente verwenden kann, bedarf keines Beweises.

Aus der Durchführung des Gedankens, daß der Nachweis *jeder* für die Militärzwecke nützlichen persönlichen Fähigkeit mit einer Abkürzung der

Dienstzeit belohnt wird, ergibt sich daher eine unabsehbare Reihe von Vorteilen für das Militär und das Volk. Die Volksbildung wird sich heben, die Leute werden weit besser vorgeschult zum Militär eintreten, sie werden mit größerem Interesse an ihrer Durchbildung arbeiten und das heute in all diesen Spezialzweigen erreichte Maß militärischer Ausbildung wird in viel kürzerer Zeit billiger und gründlicher erreicht werden. Ja noch mehr, das militärische Lehrziel kann ohne Schwierigkeit bedeutend höher gesteckt werden, wenn das individuelle Interesse jedes Einzelnen geweckt ist.

Statt vieler Detailausführungen möge ein konkretes Beispiel für den Wert und die Bewertung solcher Spezialkenntnisse angeführt werden. Die Bedeutung eines guten Scharfschützen für den Krieg darf nicht gering geschätzt werden; der Mann, der 2 oder 3mal so sicher trifft als ein anderer, ist im Felde unter Umständen doppelt so viel wert wie jener. Nun kann, wenn irgendwo, hier die Übung den Meister machen. Diese außerordentlich wichtige Spezialfähigkeit läßt sich skalamäßig feststellen und kontrollieren. Wenn man nun auf Grund wiederholter Schießprüfungen eine das Normalerfordernis überragende Treffsicherheit mit der Ersparnis von 2 bis 3 Monaten Dienstzeit honoriert, so ist damit den militärischen Interessen kein Abbruch geschehen. Man möge nur zusehen, mit welchem Eifer dann die Schießübungen betrieben werden, wie oft der Soldat aus eigenem Antriebe sich denselben unterziehen wird, ganz abgesehen davon, daß schon viele als vollkommen ausgebildete Scharfschützen einrücken werden.

VI.

Durch die Aufstellung des Satzes: „Spezialkenntnisse werden, insoweit sie für die Militärverwaltung von Interesse sind, honoriert durch eine ihrem Werte entsprechende frühere Dienstesentlassung", ist jedoch nur eine Seite des neuen Ausbildungssystems angedeutet. Es ist damit ein Prinzip anerkannt, welches einer weitgehenden Ausdehnung fähig ist. Was von den Spezialkenntnissen gilt, warum soll es nicht mutatis mutandis von der gesamten militärischen Ausbildung gelten?

Das bezüglich der Spezialkenntnisse gewonnene Prinzip läßt sich in zwei Sätze auflösen:

1. Der Besitz gewisser Spezialkenntnisse des Soldaten ist von solcher Wichtigkeit für die Militärverwaltung, daß sie dafür gerne auf einen Teil der Maximaldienstzeit verzichtet.

2. Es kann der Militärverwaltung gleichgiltig sein, ob diese Kenntnisse bereits vor dem Dienstantritte vorhanden waren oder ob sie erst während des Dienstes erworben wurden — wenn sie nur unzweifelhaft vorhanden



sind. Diese beiden Sätze gelten aber ebenso für das eigentliche Endziel der gesamten militärischen Dienstzeit wie für die allgemeine Ausbildung des Mannes zum kriegstüchtigen Soldaten.

Auch hier kann man zwei Fälle unterscheiden. Entweder der Mann tritt schon ziemlich vorbereitet in den Militärdienst ein, oder es fehlen ihm die Vorkenntnisse. In beiden Fällen wird dasjenige, was wir von den Spezialkenntnissen gesagt haben, auch hier zutreffen.

Nehmen wir den ersten Fall an: ein neu eintretender Soldat bringt alle jene Kenntnisse, die sonst durch die Rekrutenabrichtung erst binnen einiger Monate erworben werden müssen, fix und fertig mit. Ist es in diesem Falle nicht Verschwendung, einen solchen Mann monatelang mit Körperwendungen, Marschier- und Reitübungen &c. zu plagen, die er bereits ganz exakt kann? Zweifellos ist es in solchen Falle vernünftiger, diese Leute ihre Zeit mit nützlicheren Dingen verbringen zu lassen, sie nach ein paar Probetagen, in welchen ihre Fähigkeiten sich als vorhanden erwiesen haben, einem höheren Bildungsgrade zuzuweisen und Unteroffiziere und Offiziere, die sich jetzt mit ihrer Rekrutenabrichtung befassen, zu sparen, die gewonnene Zeit aber von der dreijährigen Dienstzeit in Abzug zu bringen. Damit wäre der bezüglich der Spezialkenntnisse ausgesprochene Satz verallgemeinert: Auch die allgemeinen, zur Ausbildung jedes Soldaten gehörigen Kenntnisse, die der Soldat von Haus aus mitbringt, werden durch Abkürzung der Dienstzeit honoriert. Ja, es läßt sich, um allen Bedenken zuvorzukommen, noch die Erschwerung beifügen: dies darf nur geschehen, wenn konstatiert wird, daß jene Voraussetzungen in einem das Normalerfordernis überragendem Ausmaße vorhanden sind.

Gehen wir zu dem zweiten der oben erwähnten Fälle über. Heutzutage rücken die Rekruten in der Regel vollkommen unvorbereitet, unerfahren und unbeholfen zum Militärdienste ein. Obwohl dieser Zustand sich bei Vielen ändern wird, sobald die Bevölkerung die Vorteile kennen gelernt hat, die künftig eine Vorübung für das Militärwesen mit sich bringen wird, so wird man doch auch in Zukunft noch bei der Mehrzahl der Rekruten damit rechnen müssen, daß sie ebenso unvorbereitet einrücken werden, wie es jetzt der Fall ist. Während nun ein Teil der Einrückenden die bisher übliche mehrmonatliche Abrichtungszeit benötigt, um vom Zivilisten zum Soldaten umgewandelt zu werden, bemühen sich andere, diesen Umbildungsprozeß weit rascher durchzumachen. Sollen nicht, wenn dieser Prozeß vollkommen sichergestellt ist, diese Letzteren entsprechend früher einer höheren Ausbildungsstufe zugewiesen werden können? Die nächste Folge aber wäre nach den früher ausgesprochenen Grundsätzen die, daß denselben die gewonnene Zeit gleichfalls von der drei-



jährigen Dienstzeit wenigstens in einem gewissen Prozentsatze in Abzug gebracht wird.

Was aber von der Rekrutenabrichtung gilt, kann auch von der Ausbildung im Wache-, Vorposten- und Kundschafterdienste, von der Gefechtsausbildung, kurz von der ganzen kriegerischen Ausbildung gelten. Natürlich wird dadurch die Ausbildung der Soldaten eine gegenüber der jetzigen etwas mehr individualisierende Behandlung erfahren müssen, deren Schwierigkeiten jedoch umso geringer werden, je mehr System in die Sache gebracht wird.

Damit ist aber ein neuer, ungemein wichtiger Gesichtspunkt für das genannte System der militärischen Ausbildung gewonnen: es ist der Gedanke der selbsttätigen Mitwirkung jedes einzelnen Soldaten bei seiner gesamten Ausbildung, hervorgerufen durch die wirksame Prämie früherer Dienstentlassung. Die Ausbildung zum perfekten Krieger ist nunmehr eine Angelegenheit geworden, an welcher der einzelne Mann ein mindestens ebenso großes Interesse hat als die Militärverwaltung.

Jeder Soldat weiß, daß er durch seine Tüchtigkeit und Anstelligkeit Zeit ersparen kann; nur wenn er die unteren Grade der Ausbildung exakt durchgeführt hat, wird er zu den höheren Graden zugelassen, und erst wenn er alle Grade absolviert hat, wird er entlassen.

Ich erachte den Prozentsatz derjenigen nicht gering, bei welchen das jetzt unentbehrliche System des Zwanges und der Strafen gänzlich gegenstandslos wird, die voll eigenen Eifers sich zum Exerzitium drängen werden, die jeden Tag bedauern werden, der ihrer Ausbildung verloren geht, während jetzt eitel Freude herrscht, so oft ein Vorwand gegeben ist, sich um den Dienst „herumzudrücken“. Auch der Ehrgeiz, zuerst absolviert zu haben, das Mißbehagen, als der letzte in die Heimat zurückzukehren, werden mitwirken. Freilich wird immer ein großer Perzentsatz Indolenter übrig bleiben, bei denen auch jene Prämie nichts fruchtet; aber diese Indolenten, die alle drei Jahre abdienen müssen, stehen doch auf keiner tieferen Stufe als jetzt das Gros aller Einberufenen.

VII.

Die Durchführung dieser Gedanken würde allerdings eine große Umwälzung in der Art der bisherigen militärischen Ausbildung bedingen, aber gewiß nicht zum Schaden des ganzen Systems ausschlagen.

Dem Volkswirte wird dieser Gedanke jedenfalls sympathisch erscheinen. Der Heerführer wird ihn dann wenigstens nicht von vornherein bekämpfen, wenn ihm Garantien geboten werden, daß die vorgeschlagene Neuerung das bisher erreichte Ausbildungsniveau des Heeres ungefährdet bestehen läßt.



Freilich wird dieses schöne Zukunftsbild manchem älteren Krieger als eine seltsame Utopie erscheinen. Gewohnt, die ganze militärische Ausbildung als eine Kette von Zwang und Druck anzusehen, der, von oben ausgehend, sich in wachsender Stärke nach unten hin verpflanzt, wird er in der Verwirklichung des hier vorgeschlagenen Systems die Auflösung aller altgewohnten Ordnung erblicken. Vor allem wird man einwenden, die militärische Ausbildung beruhe in letzter Linie auf Beibringung militärischer Gewohnheiten; Gewohnheiten aber lassen sich nur erzielen durch Gewöhnung und Gewöhnung brauche Zeit. Gerade diese Erwägung spricht gegen die jetzt so populäre Forderung der einfachen Herabsetzung der dreijährigen Dienstpflicht auf eine zweijährige; diese wird weit eher das bisherige Ausbildungsniveau herabsetzen; ob um vieles oder um wenig, das mag eine offene Frage sein; aber gehoben wird das Niveau sicherlich nicht, wenn statt dreier Jahre nur zwei zur Verfügung stehen, ohne daß man zugleich jenes Korrektiv anwendet, welches hier vorgeschlagen wird und welches geeignet erscheint, den Schaden wettzumachen.

Und zugegeben, daß ein gewisses Ausmaß für die Gewöhnung unentbehrlich sei, so ist dieses Zeitausmaß doch beim Einzelnen sehr verschieden, der eine braucht längere, der andere kürzere Zeit, und eben darum werden die Zeitstufen von 1—3 Jahren eingeführt. Gerade im Hinblick auf jene Gewöhnung wurde ja eine Minimalausbildungszeit von einem ganzen Lebensjahre fixiert, die auch der Fähigste nicht ersparen kann. Ein Lebensjahr aber ist eine lange Frist, die, gut angewandt, besonders in jugendlichem Alter außerordentlich Wertvolles zeugen kann. Man denke nur den Fall, daß ein junger kräftiger Mann, der sich durch Erlernung schwieriger körperlicher Produktionen seinen Lebensunterhalt verdienen will, die Möglichkeit erhielte, ein ganzes Jahr frei von Nahrungssorgen nur dieser seiner Ausbildung zu leben. Welch erstaunliche Resultate kann er in diesem langen Zeitraume erzielen! Auf englischen Theatern werden dem Publikum militärische Schaustücke und Evolutionen von merkwürdiger Präzision in der Ausführung geboten, und den Mitwirkenden dürfte in der Mehrzahl keine einjährige, bloß dieser Vorbereitung gewidmete Zeit zur Verfügung gestanden sein. Freilich hier ist es der gute Wille, das höchstgespannte eigene Interesse, wodurch alle Schwierigkeiten überwunden werden. Dieses wirksame Movens soll aber jetzt auch bei den Soldaten in Betracht kommen. Ich meine, daß jener Akrobat, des guten Willens voll, sicher das Dreifache von dem leistet, was ein Kollege leisten würde, dem nichts an der Sache liegt.

Von diesem Gesichtspunkte allein könnte man rechnen, daß ein großer Teil der Soldaten es zu jener großen Zeitersparnis bringen wird.

VIII.

Unter diesen Auspizien wird die Militärbildung eine wahre Hochschule für das Volk werden können; freilich, die Lehrmeister an dieser Hochschule werden nicht Abrichter, sondern wirkliche Pädagogen sein müssen. Nicht der Offizier wird an den Soldaten, sondern umgekehrt dieser wird an seinen Lehrer Anforderungen stellen; er wird verlangen, daß jener ihn fachlich und faßlich unterrichte, und so ungeheuerlich der Gedanke einem Militär der alten Schule klingen mag, man kann sich vorstellen, daß die Soldaten sich um einen tüchtigen Pädagogen drängen werden, daß sie Privatstunden über das dienstliche Erfordernis hinaus anstreben werden, und der Staat wird dazu kommen, solche besonders tüchtige Lehrkräfte besonders zu honorieren, nach der Zahl jener, die sich freiwillig bei ihnen melden und mit Erfolg aus seiner Schule hervorgehen. Die Kasernen werden ein ungewohntes Bild eifrigen Lernbestrebens zeigen, die Marodenzimmer und Arreste veröden!

Denn das sei als selbstverständliche Folge mitgedacht: jede Strafe verringert die Aussicht auf frühere Entlassung. Jede Nachlässigkeit im Dienste, jeder Exzeß außer Dienst schadet ebenso viel und belastet das Konto des Soldaten ebenso sehr, als der Erwerb besonderer Qualifikationen die Dienstzeit verkürzt.

Die weitaus schwierigste Frage ist natürlich die der Durchführung. Sie zu behandeln, fällt außerhalb des Rahmens dieser Studie; sie ist eine militärisch-technische Frage, an die man herantreten wird, wenn die Richtigkeit der hier dargelegten Grundsätze erkannt worden ist. Nur einige Andeutungen mögen erlaubt sein.

Voll durchgeführt, bedarf dieser Gedanke einer radikalen Änderung des militärischen Ausbildungssystems; dasselbe müßte zerfallen in ein allgemeines Exerzieren, an dem jeder Soldat teilnimmt, und in ein System von Unterricht, bei welchem verschiedene Klassen für verschiedene Lehrziele unterschieden werden; dem einen wie dem anderen Zwecke müßten verschiedene Tagesstunden und Wochentage reserviert werden. Daran reiht sich ein System von Prüfungen, deren Resultate Anspruch auf eine genau fixierte Zeit der Dienstersparnis gewähren. Eine Skala von Einheiten wird aufgestellt und nach der Zeit der erworbenen Einheiten erfolgt eine Gutschreibung der ersparten Dienstzeit; Nachlassen im Dienste, Straffälle, mindere Ergebnisse bei erneuter Prüfung werden das Guthaben entsprechend herabsetzen.

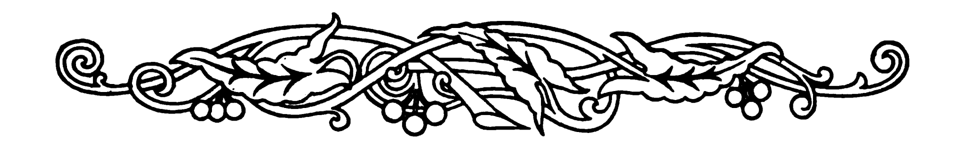
Das System wird nicht auf einmal eingeführt, sondern schrittweise, etwa in folgender Art: die nachgewiesene Kenntnis des Lesens und Schreibens, die Fähigkeit, einem Diktat fehlerlos zu folgen, verschafft eine

Diensterleichterung in einem genau fixierten Ausmaße; die nachgewiesene Kenntnis einer zweiten Landessprache in Wort und Schrift ebenfalls. Andere Spezialkenntnisse, fremde Sprachen, soweit sie für die Kriegsführung von Bedeutung sind, Stenographie, Telegraphie, Schwimmen, Fechten, Turnen, Reiten, Radfahren ꝛc. werden gleichfalls mit je einer bestimmten Zeiteinheit honoriert. All dies wird nicht gewährt auf Grund anderweitiger Schulzeugnisse, sondern infolge eines von der Militärverwaltung selbst festgestellten Erprobungsmodus, wobei genau abgestufte, im ganzen ziemlich hohe Anforderungen für die betreffende Kunstfertigkeit gestellt werden können.

Außerdem kommen die während der Dienstzeit hiezu erworbenen militärischen Ausbildungskünste in Betracht. Wer sich die vorerwähnten Spezialeigenschaften erst im Dienste und auf Kosten der Dienstzeit erwirbt, wird hiefür, wenn auch in einem geringeren Perzentsatze, honoriert. Wer die eigentliche militärische Ausbildung, die in all ihren Details durch eine Reihe von Prüfungseinheiten sichergestellt wird, nachgewiesen hat, wird dementsprechend früher entlassen.

Die Durchführung dieses Systems entspricht einer Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit; sie erspart Volkskräfte und macht den Militärdienst zu einer wahren Hochschule des Volkes; sie wirkt erzieherisch für das Bildungsniveau Österreichs und hebt dessen Wehrhaftigkeit, ohne das Reich zu belasten. Darum wurde der anspruchsvolle Titel gewählt: Erhöhung der Wehrkraft im Wege der Abrüstung.





Das Todesproblem in der modernen Literatur und sein Verhältnis zum Christentum.

Studie von Lorenz Krapp.

I.

Die griechischen Sagen erzählen von einer Säule, die im heiligen Hain von Dodona stand, mitten unter den Eichen, deren Rauschen den weissagenden Priestern als Orakel diente. Auf ihr standen die Worte: *Κόσμος, ψυχή, θάνατος*. In diesen drei Begriffen — Welt, Seele, Tod — sei der ganze Inbegriff des Lebens umschlossen.

Man wird deutlich an diese kurzen, inhaltsschweren Worte erinnert, wenn man den Problemen nachgeht, die auch die moderne Welt wieder aufregen und erschüttern. Insofern wird uns wiederum der enge Zusammenhang klar, auf den Nietzsche zuerst laut und energisch hinwies, in dem unsere Zeit wieder mit der hellenischen steht. Auch der modernen Literatur eignet ein tiefes Streben nach Ursprünglichkeit, nach der Formvollendung der Klassiker. Und indem sie zurückgeht, losgelöst von jedem Vorbilde, auf die Wurzeln und Anfänge der Regungen der menschlichen Psyche, indem sie das Gesetz des Individuellen verkündet und über alle anderen Gesetze stellt, berührt sie sich mit den Ideen des Hellenismus, dem gleichfalls keine andern Quellen flossen als die des individuellen, von keinem Vorbild geleiteten Suchens und Findens. —

Es liegt eine tiefe Trauer über der antiken Idee vom Tode. Eine Trauer, die anschwillt in unheimlichem Grauen, die, alle Schranken zerbrechend, den hellenischen Menschen herausreißt aus seiner eigenen Persönlichkeit, indem sie sein Grundgesetz, das der heiteren, glanzfrohen, sonnentrunkenen Schönheit des Menschenleibes zertrümmert und das Walten der *μοῖρα θανάτου* dafür setzt. Da schrecken alle Regungen empor, die, gebändigt durch dies heitere Dogma von der Apotheose des Menschen, in der Seele schlummerten. Und in den Stürmen des Todes, die am Marke der Schönheit rütteln, erwacht die große Angst in der Seele des antiken Menschen. Nur den Ritus der Totenverbrennung erwähn' ich, der den glanzlosen Leib vernichten will, weil die Schönheit von ihm floh. Diese Angst, dieses sturmhafte, tötliche Grauen ist das Grundproblem des Hellenen, nicht die milde, schwermütige Abendstimmung, in die die hellenische Kunst, die nur aus der Ästhetik emporgewachsene, ihren Thanatos taucht. In der Kunst ist's der weiche, wolkenrote Sommerabend mit Zypressenrauschen und

dem Flüstern ferner, verträumter Meere, aus dem die Todesdarstellung emporstieg; aber die ursprünglichere der Künste, die erzählende, zerbricht die heilige Schranke des Schönen. Sturmwolken aus nachtumbrausten Pindoswäldern, und darunter die blauen, gähnenden Klüfte vom Aormossee mit dem geisterhaft dunklen Nekyomanteion, aus denen bleich und fahl in den Schauern des Unbekannten das Antlitz des Todes versteinernd starrt, — so lebt die Idee vom Sterben in den Seelen dieser Menschen, die starr und zäh ans Leben sich klammern, prometheusartig in ihrer starren Kraft, obgleich das Leiden und die Furcht vorm dunklen Reiche ihnen ewig das Herz zerfleischt. Das ist die einzige Kluft, die hellenische Kunst und hellenisches Leben und Fühlen trennt: die Idee vom Tode.

Aus dieser Weltanschauung ist auch die moderne geboren. Ihr ist der Tod das große *τὸ ὄντος ὄν*, der Endzweck alles Seienden. Ihr ist er das große Verrieseln vom Baume, den die Stürme umkreisen in Mitternacht und Todesbangen, das große Zukunftsrätsel, vor dem die Seele betrübt wird bis in den Tod. Hinter ihm Nirwana und Avalun; hinter ihm das geisterhaft sich dehnende Land, wo Sein Nichtsein heißt und nur verlassene Winde wehen über die Meere der Toten. Ein Nebelmeer über herbstlich öder Landschaft ist der Tod dem modernen Menschen:

Reiter im Herbst.

Vier wilde Gänse schrecken scheu empor —
Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dicke Nebel teilt sich schwer und träg —
Ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt im Tau!
Schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
Blickt starr und still wie in ein weites Grab.
Sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum:
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum
Und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr, sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer, —
Dicht welke Blätter fallen hinterher . . . (Benzmann.)

Es ist, als hörte man die Nebel zusammenschlagen und das große Meer sich dehnen in der Runde, durch das die andern mit ihm hasten, diesem „Verlorenen der Lebendigen". Und die schwüle, erschütternde Todeslyrik einer Anna Ritter — dieses „Schlafe, ach, schlafe!", das sie dem toten Gatten nachruft in die Gruft — es ist, als spräche eine Stimme, die in die Schule ging bei jener, die auf den leukadischen Felsen einst erklang, die auf efeugeschmückten Harfen die erschütternde Klage anstimmt um den Tod des Lebens.

In Stürmen und todesbangem Grauen sieht der moderne Mensch die Gräber seiner Vergangenen. Herbst und graue Wetternacht liegen ihm über den Grüften, wo die schlafen, die das *ἅγιον φῶς* Pindars nicht mehr schauen. Und wenn der Mond darauffflutet, dehnt sich die Nacht nur noch geisterhafter und die Schauer mehren sich:

„Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O, wo ist aller Glanz, der Dich umgab?
In kalter Erde ist Dein Bett gemacht —
Wo wirst Du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist Dein Kissen feucht.
Nachtvögel schrei'n, vom Wind emporgescheucht.
Kein Lämpchen brennt Dir mehr, nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen . . Schläfst Du bis zum Tag?
Horchst Du wie ich auf jeden Stundenschlag? —
Wie kann ich ruh'n und schlummern kurze Frist,
Wenn Du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?" (J. Kurz.)

Das große Verlöschen, — das ist der Tod der Moderne. „Langsam, zuckend flackert das Leben noch einmal auf, wie eine rote, leuchtende Flamme auf dem Dreifuß, der das Leben bedeutet. Rings lohen die Rosen und der Wind trägt Wolken berauschenden Duftes über die Nacht. Und zwischen den Lotosbüschen klingt die große Linosklage um die gestorbene Schönheit." Aber da, fährt der Wind durch die Büsche und die Flamme auf dem geheimnisvollen Dreifuß verweht — zuckend, entsterbend im Rauschen vom Linosgesang. Ein Tod in Düften und Winden und berauschten Klängen — wie ihn Edgar Allan Poe liebt in seinen Schilderungen, — das ist dem modernen Menschen der Tod seiner Lieben, — ein Sterben, um so härter, um so tragischer, seelenerschütternder in seiner Wucht und qualvollen Gewalt. Und ob ihm der Tod erscheint als Winternachtsturm, der um halbverfallene Glockentürme wimmert und in seinem Brüllen das Jahr begräbt und alles Sein und alle Schönheit, — ob er ihm erscheint im Sommernachtwind, der leise rauschend ein zitterndes Blatt hinabweht durch den Glanz eines Sternenschweigens vom Fels der Lebenden zum See der Toten: — — — immer ist's die Nacht, die dunkle, todeswehe Nacht ohne Trost und Hoffen. Immer muß ich an Rosmersholm denken, das Meisterwerk des nordischen Heerführers seines „Adelsmenschentums", und die sterbenstraurige, wie selten eine andere tragische Gestalt Ulrik Brendels. . . . „Du weißt, mein Johannes, daß ich ein Stück von einem Sybariten bin, ein Feinschmecker . . . Siehst Du, wenn sich goldene Träume über mich niedersenkten, wenn nun schwindelnde, weithin fliegende Gedanken in mir geboren wurden, dann bildete ich sie in Gedichte, Bilder, Visionen aus . . . So im großen Umriß, verstehst Du . . . Und jetzt will ich meine Ideale opfern. Eine Reihe wohl-

geformter Vorträge, im ganzen Lande —!“ Ein so großes, siegfrohes Hoffen wohnt in ihm. So etwas von der Ewigkeit, der Unendlichkeit des Künstlertums, das die Himmel stürmen und mit geisterhaft gereckten Fäusten an die Tore der Unsterblichkeit pochen will. So reich, so reif ist seine Seele. Bis plötzlich der große Rückschlag kommt. Bis er zusammenbricht. Bis seine Sehnsucht stirbt und seine seelische Schönheit, und er erkennt, daß sein Künstlertum verloren ist im Rausch des Alltags. Da weiß er es voll und ganz: „Ich bin ein von den Aschenhaufen meines verbrannten Schlosses vertriebener König.“ Und er sieht die große Nacht vor sich. Die einsame Nacht, wo der Zweifel stirbt an sich und seiner Kunst. In diese geht er. „Wollen Sie jetzt gehen? In dunkler Nacht?“ So fragt Rosmer. Und er erwidert: „Dunkle Nacht ist am besten. Friede sei mit Euch!“ „Ah, wie es dumpf hier ist und schwül“, sagt Rebekka. Ja — die Schwüle des Todes.

Das ist das Furchtbare an der modernen Idee vom Tode, daß sie ihn faßt von der Seite des sensitiven Lebens. Und das mit Naturnotwendigkeit: der starke Fortschritt auf den Gebieten der Technik, der Naturwissenschaft, der „alleinseligmachenden“, war die Grundlage des gewaltigen Diesseitszuges, der durch die Welt geht, dem sich keiner verschließen kann. Vor Zeiten, im Mittelalter, da griffen die Wurzeln der Menschheit tiefer und voller hinüber ins Jenseits; da waren die Relationen zwischen der Welt der Natur und der Übernatur enger geknüpft. Asketismus und Altruismus standen in blutvollem, weltgestaltendem Zusammenhange: und aus diesem gemeinsamen Hinüberblick in die geistige Welt resultiert der Zug zum Hohen, Weiten, Umfassenden — dieser Gedanke des Kosmopolitismus, der dem Mittelalter eignete, der die Bande, die den einzelnen an den einzelnen knüpften, weitete zugunsten der Allgemeinheit. Das Trachten, Lieben und Leiden des einzelnen wurde milder abgetönt, wurde abgeklärt im Bewußtsein dieses Kosmopolitismus, dessen Organismus — wie dem menschlichen im kleinen — jeder allzusehr gesteigerte Affekt des Einzelgliedes schaden mußte. Indem aber die Zeit diesen starken Zug zur Idee lockerte und in den Zug zur Materie wandelte, mußte der Einzelmensch seinem Nebenindividuum näher treten, mußten vor allem jene seelischen Affekte, die der Grieche mit ἔρως, der mittelalterliche Mensch mit Minne bezeichnete (obgleich beide Affekte in ihrer tieferen Erfassung absolut nichtidentische Werte bedeuten), sich mehr und mehr ausbilden zur Sinnlichkeit. Und an dieser kranken die modernen Menschen fast alle. Hysterisch, nervös, das ist das Charakteristikum des modernen Schaffens und Strebens in jedem Sinne, in Leben, Denken und Kunst. Diese Sinnlichkeit aber macht den Verlust uns seelisch, wie auch sonstig nahestehender Wesen zur Qual, zum furchtbaren Verhängnis: — der tiefste Grund des spezifisch modernen Todesgedankens.

In seinem Roman „Es war“ hat Hermann Sudermann diesem Gedanken einmal Ausdruck verliehen. Die höhnische Todesangst Leo von Sellenthins ist es am Schlusse des Werkes: „Weißt Du denn, in welcher

Stimmung ich bin? . . . Hast Du mal ein Stück Schwarzwild in den Sumpf gehetzt und zugesehen, wie es das Brackwasser leckte, als es die Hunde beinahe schon zerfleischten? . . . Siehst Du, in so 'ner Stimmung trink' ich hier!" — „Wir sitzen hier harmlos und fidel wie die Reblaus und die Trichine . . . In meinem Herzen sitzt der Mord. Vor meinen Augen hängt's wie eine Wolke von Blut! . . . Auch Dich sehe ich nur so verschwommen da durch, — und die Lampe und alles ist rot und trüb vor lauter Blut . . ."

Oder Willy Janikow, die Gestalt Sudermanns, die am meisten an zerrissener Tragik in sich trägt von allen seinen Werken, dem am Schlusse von „Sodoms Ende" die Notwendigkeit des Todes gebieterisch vor Augen tritt: „Das ist — ein brennender Wald . . . aha! . . . Das ist also das Ende? . . . Ja, ja! im Leben hatte ich zu viel Liebe um mich. Drum sterb' ich nun mutterseelenallein . . ." Und dann bäumt sich die Schaffenskraft noch einmal in ihm auf und macht ihm das Sterben um so furchtbarer: „Wenn ich nur nicht soviel zu malen noch hätte! — Ich muß gleich malen —!" Bis er hintüberstürzt und die Staffelei mit sich reißt in erschütterndem Aufschrei. —

Dem modernen Menschen bedeutet der eigene Tod die Erlösung. Sonderbarer Gegensatz der Anschauungen! In allen Tiefen erschüttert, bebt die Seele in der modernen Literatur beim Tod des andern; und doch ziehen alle Fasern des Menschen selbst ihn hin zum Tode. Drunten die stille, graue, einsame Öde des Grabes, „wo aller Lärm und alles Hasten schweigt, wo über duftschweren Hügeln seltsamfremde Pflanzen leuchten oder aus dem vergessenen, eingesunkenen Erdreich das Unkraut aufschießt in falber, sterbensöder Wildnis": — es ist so recht ein Ziel, wie ihm der im Hasten und Brausen und ewigen Ringen und Stoßen des Alltags Müd-, Todesmüdgewordene nachstreben kann. Und der Mensch dünkt sich sein eigener Totenhüter: — — mit dem Stab und der Schaufel in der Hand gräbt er ewig an der eigenen Gruft, stößt er den Totenkarst tiefer und tiefer ins lockere Erdreich. Denn hier oben ist ja der Kampf und das Weh, und durch die Säulensäle des Glücks und der Schönheit und durchs Klirren der Becher schrillt ewig, ewig der dumpfe Klang der Glocke, die da mahnt, daß wieder ein Blatt hinabsinkt vom Baume des Lebens zum stillen, einsamen Reiche. Und dem modernen Menschen ist es in seiner nervösen, fieberhaften Unruhe und Furcht, als klängen diese Glocken auch ihm und wären auch die ewige Mahnung vom großen Vernichter, der da tastet durch alle Schönheit und Liebe und Pracht. — Da ist die notwendige Folge dieses Hinübersehnen in die Ruhe, ins stille, vergessene Vergessen. — Ein Gedicht von Karl Busse:

Im Traum.

Ich sah mich selbst, den Spaten in der Hand,
Ich grub ein Grab am fernsten Friedhofsrand,
Grub Nacht um Nacht, wie bluteten die Hände!
Und fand kein Ende.

Sprach eine Stimme: Hältst Du noch nicht ein?
Soll denn mein Grab noch immer tiefer sein? —
Und Antwort scholl mit trübverhalt'nem Klange:
„Mir ist so bange.

Ich grab' so tief, daß Frieden um dich sei,
Daß nicht zur Nacht mein wilder Schmerzensschrei,
Und nicht das Rauschen ferner Lebenschöre
Den Schlaf dir störe!"

Noch stärker ausgeprägt ist diese Todesfurcht natürlich bei Dehmel. Dehmels Manier, alles bis auf eine Spitze zu treiben, über die hinaus ein Mehr unmöglich ist, hat hier — das ist klar — einen erwünschten Spielraum. Freilich hat man bei dieser Taktik, wo die Muse auf einen Gipfel gezerrt ist, von dem aus es kein Höher, nur noch ein Hinab für sie gibt, stets die Empfindung, als müßte die Muse, des Balanzierens und Seiltänzertums droben müde, jeden Moment herabstürzen — eine Empfindung, die sich hier gerade am deutlichsten zeigt, wenn er vom Tode handelt, wie besonders in seinen sonst prachtvollen Christusvisionen. Da bedeutet seiner symbolistischen und Sudermanns grobnaturalistischen Todesauffassung gegenüber Hauptmanns Problem schon wesentlichen Fortschritt. In dem Drama, in dem er das Todesproblem sich zur Idee setzte und durchführte, Hanneles Himmelfahrt, spricht er es einmal aus:

Hannele; „Meine Zähne schlagen vor Angst aufeinander. Ich kann mich nicht halten. Mir graut vor ihm. Wer ist es, Mutter?"

Diakonissin: „Der Tod."

Hannele: „Der Tod . . ." Sieht den Engel eine Weile stumm und ehrfurchtsvoll an. „Muß es denn sein?"

Diakonissin: „Es ist der Eingang, Hannele!"

Das ist das nämliche Wort, wie Gösta Berlings Sprache bei Selma Lagerlöf. Der vertriebene Pfarrer Gösta sucht den Tod, er muß ihn finden: „Dort oben, wo die Bäume wie schlanke Säulen auf der ebenen Fläche emporragen, wo der Schnee in schweren Schichten auf den unbeweglichen Zweigen liegt, wo der Wind keine Macht hat, sondern nur ganz leise mit den Nadeln der Wipfel spielen kann, dort wollte er tiefer und tiefer in den Wald hinein wandern, bis die Kräfte ihn eines Tages verlassen würden und er unter den großen Bäumen umsank, um vor Hunger und Kälte zu sterben. Er sehnte sich nach dem großen, sausenden Grab oberhalb des Löfsees, wo ihn die zerstörenden Mächte übermannen konnten . ."*) So sagte auch Milton einst ganz ähnlich in seinem „Paradise lost", wenn er vom „grauen Todestal" redet, das der Durchgang ist, der „Flur zum großen Haus und der ehernen Pforte, auf deren Türklinken die Seelen schlagen und ‚Laß mich ein' rufen."

*) Vergleiche dazu die Studie des Autors in der „Beilage zur Allg. Ztg." 1902. 53/54.



II.

Es ist fast vergebens, in der modernen Literatur eine Stelle zu finden, in der die Auffassung des Todesproblems auch nur annähernd mit der des Christentums übereinstimmte. Vielleicht zeigt sich nirgends so sehr wie darin, wie weit beide Anschauungen von einander abgetrieben sind. Der Todesgedanke war stets das Korrelat zum Unsterblichkeitsgedanken; und der letztere ist ein Prüfstein jeder Religion, jeder Kultur, jeder Weltanschauung. Darum hat die Auffassung des Todes so eminenten Wert und darum ist eine Untersuchung der Anschauungen gerade in dieser Frage so interessant und wichtig. Denn das Problem vom Tod ist im letzten Grund ethisches und religiöses Problem im höchsten Wortsinne.

Nur leise streift einen oft ein Gedanke, der an die christliche Auffassung dieses Punkts anklingt. So in Sudermanns „Johannes", wo der Wüstenrufer in Todesahnungen ausbricht und diese vermengt mit seiner Sehnsucht nach dem Messias: „Ich höre rings ein großes Rauschen, und das selige Licht umhüllet mich fast . . . Ein Thron ist herniedergestiegen vom Himmel mit Feuerpfeilern. Darauf sitzet in weißen Kleidern der Fürst des Friedens. Und sein Schwert heißt ‚Liebe', und ‚Erbarmen' ist sein Schlachtruf . . . Sehet, der hat die Braut, der ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber stehet und höret ihm zu und freuet sich hoch über des Kommenden Stimme. Dieselbe meine Freude — nun ist sie erfüllet."

Freilich haben wir hier gleich daran zu erinnern, daß nach dem ganzen Eindruck, den Johannes im Drama macht, uns hier ein schwärmerischer, vergrübelter, mit unklaren Hallucinationen belasteter Mann gegenübertritt und diese Worte spricht. Insofern sind sie kein Bekenntnis der Unsterblichkeitsidee, das aus der Seele des Dichters käme, und schalten sich von selbst aus dem Rahmen dieser Untersuchung aus. Nicht anders auch ist es mit den unklar gehaltenen Unsterblichkeitsträumen, die im Drama Ibsens „Kejser og Galilaeer", gleichfalls einem religiösen Drama im Sinne von G. Brandes, sich finden; auch sie werden hinfällig vor der Art und Weise, wie Ibsen seinen Julian Apostata dort sterben läßt: die Heerscharen der ermordeten Galiläer ziehen vor seiner erschreckten Seele herauf, in rotverbrämten Kleidern, singende Weiber umringen sie und drehen Bogenstränge aus ihren langen, ausgerauften Haaren, — „Kinder folgen ihnen und winden Steinschleudern aus ihren herausgehaspelten Gedärmen. Brennende Fackeln? Tausende und Abertausende! Zahllose! Sie streben gerade hieher — alle sehen auf mich — alle kommen gerade auf mich los!" Und die letzten Worte, die er dann spricht, zeigen noch deutlicher, wie auch diese Furcht vorm Tod als der wesenlosen Nacht und dem Ende alles Seins über dem Drama liegt: Julian, mit leuchtenden Augen, sagt: „Alexander durfte seinen Einzug halten — in Babylon. — Ich will auch — —. Schöne laubbekränzte Jünglinge — tanzende Mädchen — aber in so weiter

Ferne. Schöne Erde — schönes Leben —. O Sonne, Sonne! Warum betrogst du mich?"

Die meisten anderen der bekannten Autoren schweigen völlig in diesem Punkte. Von Annunzio ist das wohl nicht anders zu erwarten; über alle Abgründe auf dem schönen, wirbelnden Singsang seiner Sprache hinwegsetzend, kann er keine Zeit finden, anzuhalten und die unermeßliche, blaue Tiefe schauernd zu betrachten, die ihm die Rätsel des Lebens bieten. Maeterlinck hat einmal in „L' intruse" einen Versuch gemacht, aber statt Größe und Erschütterung gibt er als Antwort auf diese Frage nur Pathos und Gruseln. Und der Transcendentalismus G. Merediths in England kommt nur zur „blauen Flamme, die im Weltall aufgeht, im strömenden Licht", wie er es nennt: zum Nirwana eines buddhistischen Quietismus, der schemenlos, unklar, phantastisch, in müdem Halblicht uns entgegentritt, unfähig, den mächtigsten Menschheitsgefühlen genügende Antwort zu geben. Er nimmt seine Zuflucht zur Natur, der „ewigwerdenden, ewigwiederkehrenden", und betrachtet den Tod lediglich als Abnahme von Potenzen, die die Natur in den Menschen gelegt; „Wiederkehr" ist sein Evangelium, Seelenwanderung: „denn ewig rollt der Ring des Seins" nach Nietzsche.

Es ist kein Zeichen tiefen Denkens, wenn ein Großteil unserer modernen Menschen Antworten gleich denen Merediths ruhig und gläubig hinnimmt. Gerade im Tod, wo die menschliche Natur ohnmächtig steht, einen Sieg der Natur zu erblicken, eine Stufe zur Höherhebung der Menschheit, die aus dem Tod neues Leben schöpfe, neue Kraft zu weiterem Zeugen und Werden, ist sicher keine Antwort, bei der das drängende Heimwehsehnen der Seele nach einem Ewigen in ihr oder über ihr sich beruhigen könnte. Da ist Zolas brutale Auffassung noch greifbarer, klarer: „Was ist der Tod? Wenn der Herbst kommt, flattern die Mücken ans Fenster und taumeln nieder, reglos und verdorrt. Andere auch fliegen auf den Mist; dort wollen sie verenden. So seid auch ihr, — goldene Mücken — schillernd und leuchtend, bis auch euch das Heimweh nach dem Trottoir wieder packt und ihr in einem vergessenen Weltwinkel zertreten seid".

Es tut sich ein weites Feld für die christliche Kunst hier auf. Es ist noch ganz unbebaut, oder wenn es bebaut ist, von andern. Vergebens blättre ich die Bücher um, die in den zwei letzten Jahrzehnten auf christlicher Seite erschienen, um auch nur ein Pendant zu finden, das den Stellen entgegenzuhalten wäre, die oben zitiert sind, und denen man tiefes Durchringen und Durchdenken des Problems wohl in der Mehrzahl nicht absprechen kann. Vertiefung und innigere Behandlung des Todesproblems, das als Unsterblichkeitsproblem Grundpfeiler jeder Weltanschauung ist, entweder in positivem oder negativem Sinne, täte der christlichen Kunst dringend not.

Es ist das im Übrigen eine Forderung, die schon Brentano vor 100 Jahren stark betonte. Denn auch er sah ein, ein wie reiches Gebiet für die Kunst sich gerade mit diesem Problem eröffnete, an das ein Dante so

gut seine höchste Kraft hingegeben wie Albrecht Dürer, der Goethe der Faustdichtung so gut wie der Hauptmann, der aus „Hanneles Himmelfahrt" zu uns spricht. Denn was sollen uns schließlich alle Schlagwörter vom Realismus, Idealismus und allen andern „Kunstanschauungen", wenn über diesem ewigen Suchen nach der Form und dem Beiwerk von Architraven, Friesen und Metopen die Grundsäulen abbröckeln und einfallen, die der tiefsinnige Spruch von Dodona in den drei kurzen, gedankenschweren Worten Welt—Seele—Tod nennt?



Memento mori!

Von Lorenz Krapp.

I.

Einst.

Wie soll ich das tragen dereinst im Hügel,
Wenn die Sommernacht duftet, die Rosen glüh'n?
Nachtfalter taumeln mit irrem Flügel
Um mein einsames Totenkreuz dahin.

Oh! Die Winde klagen in allen Talen
Durch die sterbenden Fliederdolden kühl.
Und die goldenen Junisterne strahlen
Und zünden die Sehnsucht im Herzen schwül.

Die Gärten duften . . . Von allen Hängen
Winkt berauschend das Leben so heiß und rot . . .
Wird mein stürmisches Herz den Stein nicht sprengen,
Mein zuckender Fuß zertreten den Tod?

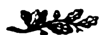
II.

Trauernder Flieder.

Wenn ich einst sterbe, pflanzt aufs stille Grab
Mir einen Baum von weißem wilden Flieder!
Der hängt die Dolden schwank und schwül herab
Und seine Wurzeln greifen zu mir nieder.

Die Blüten rieseln nieder mehr und mehr.
Die Drossel singt vom Frühling in den Zweigen
Und Abendröten hängen drüber schwer
Und leuchten selig auf das große Schweigen.

Nicht Trauerweiden sollen mich umsteh'n,
Nein, wilder, keuscher, silberweißer Flieder.
Und sprechen sollen, die vorübergeh'n:
„So keusch und selig waren seine Lieder."





Eduard Hlatky.

Von **Richard von Kralik.**

Gar manche von meinen literarischen Freunden, wie Adam Trabert, Eduard Hlatky, Franz Eichert, haben einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht wie ich selber. Wir sind allzusammen nach einer größeren oder kleineren Periode eines negativen oder wenigstens indifferenten Verhaltens mit einer gewissen logischen Konsequenz unseres voraussetzungslosen Strebens und Drängens auf mannigfaltigen Wegen vor der Pforte derselben katholischen Kirche zusammengekommen. Wenn es nicht frevelhaft wäre, so würde ich sagen, daß ich meine Irrwege nicht bereue. Sie haben mir Einblick in alles gegeben. Ich habe alles geprüft und das beste behalten. Nur darum bin ich mir meiner Sache so sicher. Und ebenso verhält es sich bei meinen drei Freunden. Wir alle zusammen aber sind uns gegenseitig eine gewisse kontrollierende Garantie, daß wir recht beobachtet, richtig experimentiert haben. Wir sind nicht aus einem Priesterseminar unmittelbar der Welt gegenübergestellt worden. Wir kennen die Welt. Wir unterschätzen nicht ihre Gewalt. Sie blendet uns aber nicht. Wir sind vielleicht deshalb auch weniger über den Zwiespalt erschrocken, der sich zwischen ihr und uns nun auftut. Wir sind ja schon einmal über ihn auf sicheren Felsgrund herübergesprungen und wollen diesen nicht mehr aufgeben. Wir haben eigentlich den Typus der modernen Literaturbewegung rein herausgearbeitet und wenn wir uns umsehen nach unseren Kollegen in anderen Gegenden und Gebieten, so verstehen wir sie alle sehr gut nach unserem Entwicklungsgang. Alle haben mehr oder weniger auch vom radikalen Standpunkt aus das Eine, das Feste, das Sichere, das Hohe gesucht und sie haben sich ihm auch mehr oder minder ebenso genähert wie wir. Sie haben dabei größere und raschere Erfolge gehabt. Aber vielleicht haben eben diese Erfolge sie gehindert, den Weg bis zum Ende zu gehen. Die Literaturgeschichten, die gewöhnlich nicht von Suchenden, sondern von Protokollschreibern geschrieben werden, sind von ihnen voll, aber wenn wir ihre Werke genau ansehen, so finden wir, daß trotz ihrer großen Erfolge sie selber ganz wohl das Bewußtsein haben, auf einem Holzweg verrannt zu sein. Das hat Bierbaum in einem oft zitierten Gedicht so stark als möglich ausgesprochen und Hauptmann sagt mit Bedeutung von seiner versunkenen Glocke: „Ja, mein Werk war schlecht: die Glocke, die hinunterfiel, sie war nicht für die Höhen — nicht gemacht, den Widerhall der Gipfel aufzuwecken. Im Tale klingt sie, in den Bergen nicht.“ Also auch jene streben eine „Höhenkunst“ an.

Weil wir die Niederungen auch kennen, sind wir vielleicht etwas ausschließlicher, etwas eifervoller geworden als manche unserer katholischen Kollegen,

die immer brav geblieben sind. Wir scheuen wie gebrannte Kinder das Feuer, wir sind Kompromissen gegenüber mißtrauischer. Nicht alle gleich. Am schärfsten, am strengsten und unerbittlichsten ist aber unser Hlatky. Auch wir andern parlamentieren nicht mit der Welt, wir machen ihr keine Konzessionen, aber wir setzen uns manchmal an den Tisch der Zöllner und öffentlichen Sünder, um die Stimmung unserer Leier mit der jener andern zu vergleichen.

Hlatky bleibt unzugänglich auf seinem Prophetenberg und bewahrt sich daher vor dem immerhin quälenden Dilemma, ob der Berg zum Propheten oder der Prophet zum zaudernden Berg kommen soll.

Ich habe Hlatky im Frühling des Jahres 1893 kennen gelernt bei einem Vortrag, den Konrad Pasch in der Leo-Gesellschaft über Calderon hielt. Wir beide waren zum erstenmal in dieser Gesellschaft. Zufällig kamen wir beisammen zu sitzen. Da stellte es sich heraus, daß mein Nachbar an einem großen religiösen Drama arbeite und daß er durch eine nebensächliche Anführung meines Namens in der „Neuen Freien Presse“ angeregt worden sei, sich etwas von mir anzusehen, was ihm in sein Thema einzuschlagen schien. Es war mein sogenanntes Mysterium „Adam“. Ich brauchte ihm nicht erst zu sagen, daß dies eine in ihren Konsequenzen aufgegebene Vorstudie zum eigentlichen Stil des Mysteriums sei, wie ich ihn in dem noch im selben Jahre zur Aufführung gelangenden Weihnachtsspiel und dem Osterspiel festgehalten. Aber das wenigstens teilweise gemeinsame Arbeitsgebiet führte uns zusammen. Ich konnte bald darauf einer sehr wirkungsvollen Vorlesung seines Engelsturzes im Hause Onno Klopps beiwohnen. Und seitdem war ich Zeuge seiner weiteren Arbeit an der Trilogie, seines immerwährenden Feilens, Umarbeitens, Neudichtens bis zur Drucklegung des großartigen Werkes.

Uns verband dieselbe praktische Methode des Arbeitens. Wir wollten beide so viel wie möglich von einander lernen. Wir waren der Überzeugung, ein Kunstwerk müsse um so vollendeter werden, je mehr schöne, gute und wahre Dinge es im knappsten, angemessensten Rahmen enthalte, und diesen Gehalt suchten wir untereinander durch Mitteilung unserer Studien zu steigern. Es liegt im Charakter eines solchen Arbeitens, daß sich die Grenzlinien der beiderseitigen Gebiete verwischen. Aber unverwischt ist mir das Bewußtsein geblieben, daß ich meinem Mitarbeiter außer vielem andern den Hauptstoff meiner Lieder im heiligen Geist und die Kenntnis der Katharina Emmerich verdanke. Unsere zweite gemeinsame Hauptmaxime war, daß die Form eines Kunstwerks sich um so mehr der Vollendung nähern könne, wenn die kritische Mitarbeit Gleichstrebender ihm zugute komme. Darin war Hlatky von solcher Strenge, daß unser Freundschaftsbündnis nicht etwa durch zu viel, sondern durch zu wenig Kritik einst in die bedenklichste Gefahr kam. Denn als ich und meine Frau einmal nach wiederholter Vorlesung erklärten, wir wüßten nun absolut nichts mehr auszusetzen, nichts mehr zu raten und zu ändern, da blieb er grollend längere Zeit aus und erklärte sich wegen eines so offenbaren Indifferentismus für beleidigt. Da hätten sich doch andere Freunde viel schöner und liebevoller benommen. Das ist der ganze Dichter! Ein Asket auch seinem Werke gegenüber.

Eine Askese war auch dessen ganze Entstehung. Bei Gelegenheit einer Auferstehungsprozession kam über den bisher indifferenten Mann der exakten



Technik die religiöse Erleuchtung und gleichzeitig oder doch bald darauf die poetische Begeisterung. Es drängte ihn, diese Schöpfung zu verstehen. Nicht die natürliche Schöpfungsgeschichte, sondern die religiöse Offenbarung gab ihm dazu nach langem Suchen den Schlüssel. Und diese Offenbarung drängte nach einem poetischen Kommentar wie mit Notwendigkeit. Das ist das Urphänomen der Kunst, der Ästhetik, besonders der christlichen Ästhetik. Wir sollten nie vergessen, daß uns die christliche Offenbarung in der Form der Parabel, also der Poesie zuteil geworden ist. Das ist nicht etwas Nebensächliches. Frühere Jahrhunderte haben vom einseitig klassizistischen Standpunkt aus es für notwendig gehalten, den unliterarischen Charakter des Evangeliums zu entschuldigen oder sich seiner zu schämen, sie haben die Parabel höchstens mit der rationalistischen Fabel verglichen. Aber das ist zugleich eine Verkennung des Evangeliums, wie es eine Verkennung der Ästhetik ist. Beide gehören in der Wurzel zusammen. Das zu erkennen und darnach zu handeln, das ist der Kern der modernen Kulturprobleme.

Aber verfolgen wir weiter den Leidensgang eines der Märtyrer für diese Überzeugung. Hlatky übergab den vielleicht noch nicht ganz reifen Entwurf seines Werkes einem freundlichen Theologen zur Begutachtung. Dieser fand wohl die gute Absicht und die korrekte Haltung sehr zu loben, meinte aber, offenbar auch von einer falschen Ästhetik beeinflußt, ihm komme das nicht wie Poesie vor. Er erwartete offenbar mehr Schiller'sche Rhetorik, mehr reine Form, und er mißkannte die Wahrheit, daß Form nichts anderes ist als der zum reinsten Ausdruck gelangte Gehalt, Poesie nichts anderes als die dargestellte Wahrheit, Rhetorik nichts anderes als die ausdrückliche Natur der Sache.

Aber welcher wahre Dichter läßt sich durch Absprechen abschrecken! Hlatky hatte also das Glück, sein Werk zu vollenden, das Interesse eines unserer ersten Verleger sogleich zu erregen, und dieser Verleger hatte das Glück, sich an den besten Vertrauensmann zu wenden, an die damals noch lebende Dichterin Ringseis, die sogleich den vollen Wert des Manuskripts erkannte. Welcher Passionsweg aber war noch bis zur Drucklegung durchzumachen, den ich nur bescheiden und furchtsam von der Ferne beobachtete! Welche Kämpfe im Busen des Dichters um jeden originellen Ausdruck, jede Neuprägung, jede kühne Zusammensetzung, jeden herben Gedanken, jeden kräftigen Hieb, jeden Hiatus! Es hatte sich nämlich gerade in jener Zeit das Gerücht verbreitet, in der deutschen Poesie sei der Hiatus verpönt und es gäbe ganze Bücher in Versform, die keinen einzigen Hiatus aufwiesen. Es brauchte lange, bis alle diese Meinungen auf ihr richtiges Maß gebracht wurden.

Endlich war der Weltenmorgen erschienen als dramatisches Gedicht in drei Handlungen. Die Aufnahme war glänzend. Ich merkte aber, daß Hlatky es gerne gesehen hätte, wenn das Buchdrama auch zur Aufführung käme. Er bat mich, dazu die Musik zu machen. Ich war für die Idee begeistert. Damals waren ja noch unsere Versuche zur Begründung einer geistlichen Volks- und Festbühne in schönster, hoffnungsreichster Blüte. Mein Weihnachtsspiel und Dreikönigsspiel, Calderons Welttheater und Ruhm Österreichs, mehreres von Hans Sachs u. s. w. war würdig und angemessen in Szene gegangen, Jünglingsvereine, Arbeitervereine wurden in gleiche Bahnen gelockt. Aus Städten und Dörfern kamen Anzeichen, daß man nur auf konsequente Ausgestaltung des

Begonnenen warte, um mitzugehen. Ich will hier noch nicht die mannigfaltigen Gründe darlegen, die das Angefangene zum Stillstand brachten. Wir wollten damals an das Volk die Frage stellen: Wollt ihr wirklich eine große, erhebende Kunst? Und das Volk hat ja gesagt. Aber — das Überbrettel ist freilich bequemer, für alle Parteien.

So wurde mir, als ich die Aufführung des Weltenmorgens veranlassen wollte, gesagt: das Werk ist zu erhaben, es würde durch eine Aufführung profaniert. Andere sagten: ein Theaterstück soll unterhalten; wenn ich andächtig sein will, gehe ich in die Kirche.

Ja, das ist freilich die Ästhetik der Zeit und die der Welt; aber sie ist falsch. Den Gipfel aller ästhetischen Wirkung kann nur die Religion in ihrer positiven Gestaltung geben. Und den Gipfel aller religiösen Erhebung kann nur die Kunst, die Poesie, zum Ausdruck bringen, mag sich nun Kunst und Poesie im streng liturgischen Rahmen oder außerhalb desselben bewegen.

Der Hauptwert der Dichtungen Hlatkys liegt auch darin, daß sie bei aller Strenge durchaus aktuell sind. In den drei Teilen des Weltenmorgens, im Sturz der Engel, im Sündenfall, im ersten Opfer werden die biblischen Vorgänge durchaus zum Spiegel und zur abgekürzten Chronik unserer Zeit und aller ihrer Bestrebungen, Sehnsuchten, Verirrungen. Diese oft geradezu erschreckliche Modernität der Dichtung übertrifft weitaus allen modernen Romanrealismus. Es zeigt sich hier schlagend die Überlegenheit der symbolistischen Kunst gegenüber der naturalistischen. Diese Engel und Teufel, diese typischen ersten Menschen greifen dir, o lieber Leser und Hörer, viel rücksichtsloser ins Herz hinein als ganze moderne Arbeiter-, Bauern-, Lumpen- und Übermenschenbataillone der Romanerfindung. Denn das ist freilich keine Literatur für die Leihbibliothek und das Feuilleton des Abendblattes, sondern eine Literatur, die dem wirklichen Leben ganz rücksichtslos nahetritt. Das ist auch keine Literatur, die wie das täglich frisch gebackene Brot nach dem Absatz der Auflagen abgewogen wird, sondern eher im Gegenteil nach Qualitäten, die sich von einer solchen Verbrauchbarkeit wesentlich unterscheiden.

Schon im Engelsturz tritt Luzifer als Vertreter moderner Revolutionsideen auf:

> Sei's denn: der Sturz! Ich lechze ja nach Umsturz. —
> Laßt von der Freiheit nicht, die uns allein
> Ein geisteswürdig, göttlich Dasein bietet.
> Gott gegen Gott! Die Freiheit über alles!

Dafür lautet Gottes Urteil:

> So bleibt auch ihr, was ihr jetzt seid, Empörer.
> Und wenn auf Erden zu mir führ'nde Wege
> Volk oder Fürst in falscher Freiheit Namen
> Verlegt, wird's eures Wühlers wehvoll Werk sein.

Im zweiten Teil, im Sündenfall, sucht Luzifer die Natur zu gewinnen. Er spricht zu ihr:

> Wir zwei verbunden, und die Welt ist unser.
> Ich mache dich zur Gottheit: von den Meinen
> Laß ich als Ewig-Einzige dich preisen.

Aber die Natur bleibt im Gehorsam Gottes. Da schafft Luzifer als Gegenstück des göttlichen Schöpferwortes, des Logos, auch sein Wort, die Lüge. So fährt er schon durch Lüge in die Schlange ein:

Natur kann mich noch immer nicht vertragen;
Ich lieg ganz unverdaulich ihr im Magen.

Aus der Schlange belehrt er dann die Menschen:

Es gibt kein Böses in der Welt: wer herrschet,
Nennt gut, was ihm gefällt, das andre schlecht.
Versucht es, euch hinaufzuschwingen; jenseits
Von Gut und Böse lernt das Wahre kennen.

Und weiter:

Ich weiß nicht, ob er's euch geoffenbart,
Wen ihr als Urahn zu verehren habt.
Gar hoch kann sich Natur aus sich erheben!
Und er, von solchem Werden überrascht,
In Furcht, ihr möchtet weiter euch entfalten,
Versucht, ins Tierreich euch zurückzudrängen.

Wunderschön ist es, wie zum Schluß aus dem Erkenntnisbaum der Tod tritt, vor ihm die Krankheit mit einem Schwarm von Schmerzen, hinter ihm eine verhüllte Gestalt, welche die Schleppe des ihm als Mantel dienenden Leichentuches trägt: das Schweigen, „des letzten Seufzers Erbin". Aber es ist nur eine Schönheit unter vielen.

Tief symbolisch ist die Szenerie des dritten Teiles: das Tal Josaphat an der Mündung der Gehenna. Im Hintergrund die Quelle Siloah. Vergebens haben die gefallenen Menschen den Eingang der Hölle ummauert, aus Furcht, daß ja keins der Kinder hinüber konnte. Aber Kain hat Mauer und Verbot keck überschritten, „und seit er die verfluchte Luft getrunken, ist nicht mehr heilig ihm der Eltern Wort". Er denkt:

Ich kenn' nur ein Gesetz, das der Natur.
Sie lehrt mich lieben und sie lehrt mich hassen.
Ich kann trotz Adams Wort nicht glauben nur,
Will auch den Wissenstrieb gewähren lassen.
Wenn unsre Zeuger ewig heitres Leben
Um der Erkenntnis Preis dahin gegeben,
So wollen wir in vollen Zügen schlürfen
Und nicht erst schüchtern fragen, ob wir dürfen.
Was jene oben durch die Sünd' verloren,
Rückzugewinnen hab' ich mir geschworen.

In Kain wird das Königtum symbolisiert. Ein Engel spricht gebietend zu Adam (S. 19):

Vollzieh's als göttlichen Befehl:
Ein Herrscher sei! Seit ihr durch Schuld gefallen,
Ist keiner ohne Fehl mehr von euch allen.
Doch wer soll König sein? —
Der Stärkste immer, ob er bös auch sei.

Taugt sonst er nicht, so dient er als Arznei. —
Doch sei auch einer, der die Menschen mahne
An Gottes Willen, für sie bete, opfre! (S. 56).

Dieser Vertreter des höchsten Priestertums soll Abel sein. Das ist der tiefe Grund von Kains Mißmut, daß er seine Würde so verringert sieht. Der Geist der Lüge facht diesen Zorn noch weiter an. Kains Szepter, ihm von Adam verliehen, zerbricht im Kampf mit einem Löwen. Er empfängt dafür ein neues von Luzifer, der da sagt (S. 15):

Der wahre Königsszepter ward verworfen;
Ich werde sorgen, daß ihn keiner finde.

Er gibt sich vor Kain als den anderen Gott aus. Der Mensch soll zwischen beide treten als der Entscheider:

Wir Götter sind nur, was ihr aus uns machet.
. . . . Nur ein Gottmensch bringt Erlösung. —
Versuch' es nur, dich ganz als Gott zu fühlen!
Du weißt nicht, welch Vermögen in dir schlummert . . .
Darum, zerspreng, was irgend dich beengt!
Zuerst zerreiß die Bande des Gehorsams;
Folg deinem Herzen: frag, wohin's dich zieht!
Mit einem Worte: Tu, was dir beliebt!
. . . . Was ist Sünde?
Was nur dir selbst, doch andern nicht gefällt.
Wer Gott sein will, der fragt nicht nach den andern.
— In dieser Welt dreht alles sich ums Herrschen.
Ich seh die Menschheit froh, sich dir zu geben,
Dich, der sie schlägt, als Herrgott anzubeten.
Da aber drängt sich zwischen sie und dich
Ein Dunkelmann.

Eifersucht um die Geliebte Abels tut das Übrige. Kain opfert und greift damit in Abels, des Priesters, Recht ein. Von Adam zurecht gewiesen, erschlägt er den Bruder:

Ich hab' die Welt von einem Müßiggänger,
Von einem Frömmling, ihrem Feind befreit . . . .,
Der gegen seines Königs Willen opfernd
Zerrüttung brachte in der Menschheit Ordnung,
. . . . der im Gewand der Weltentsagung
Nach Herrschaft strebte in der Welt.

So wird in freiester Behandlung die biblische Erzählung zur Parabel, zum Typus, zum Thema aller Weltgeschichte ausgeweitet. Eine Überfülle von einzelnen Zügen dient dazu, den Hauptgedanken zu erläutern.

Noch viel aktueller, schon wegen des Stoffes, ist das zweite Hauptwerk Hlatky's: „An der Schwelle des Gerichtes. Ein Streitgedicht ohne Ende."



Ihr aber, ihr Frommen mit leisem Tritt,
Laßt dieses Büchlein bei Seite:
Es wird drin gestritten bei jedem Schritt;
Man erntet nicht Ehren, nicht Würden damit —
Drum suchet das sichere Weite.

Ihr Wohlbestallten vertragt es nicht,
Daß laut wer die Kirche verteidigt,
Die zu verteidigen euch wäre Pflicht;
Doch ruhig vertragt ihr's, daß Wicht auf Wicht
Die Kirche Gottes beleidigt.

Es kommen noch viel stärkere Vorwürfe. Sie sind so polemisch, daß, wie der Dichter im Vorgesang sagt, er das Werk nicht jener edlen Toten zu widmen wagt, der es doch zugedacht war. Und doch ist, was er sagt und singt, nicht übertrieben, es ist die volle Wahrheit. Hlatky hat mit meisterlicher Treffsicherheit den Punkt herausgefunden, wo eine Heilung aller kirchlichen Schäden einsetzen muß. Hlatky versteht die Reform im wahren, im echten Sinn, im Sinn Clugnys und Gregors VII. Es ist eine überaus glückliche Idee, daß er alles, was er da auf dem Herzen hat, in losen Szenen vorbringt, die sich vor dem Eingangstor in die Ewigkeit zwischen dem Engel des Überganges, Luzifer, dem Tod und verschiedenen Seelentypen von verstorbenen Menschen abspielen, die mit ihren Schutzengeln herankommen; so eine Gerichtsperson, eine moderne Frau, eine demütige Seele, die Seele eines Künstlers, eines Jesuiten.

Jeder Vers ist hier von Tendenz getränkt. Ein Greuel für den reinen Ästhetiker, dem es nur um Literatur an sich zu tun ist. Aber selbst wenn man die Tendenz prinzipiell verpönt, so sollte man gerade hier vorurteilslos von ihr abstrahieren und sich der rein artistischen Virtuosität freuen, mit der der Dichter das ganze Klavier der reichsten Ausdrucksmittel spielt. Nun dürfte sich aber herausstellen, daß eben nur die Tendenz die glänzendsten Funken aus dem rohen Stoff herausschlägt. Der Dekorateur, der Tischler und Tapezierer kann allenfalls ohne Tendenz schaffen. Die große Kunst aber ist Tendenzkunst. Oder sollte nur die negative Tendenz erlaubt sein, nicht die positive? Katholische Kunst mit Ausschluß des Katholischen, das scheint mir ein wenig aussichtsreiches Programm. Ebenso wie das andere Schlagwort: Modern mit Ausschluß des modernen Geistes. Nein, dem gegenüber ist Hlatky das Beispiel eines Künstlers, der in Form und Tendenz noch mehr als modern ist, der nämlich das gefunden und erreicht hat, was andere irrend suchen.





Eine Erklärung der Gravitation.

Von Aloys Müller.

(Schluß.)

IV.

Das Resultat, zu dem wir bisher gelangt sind, ist dies, daß eine Anziehung stattfindet und daß die anziehende Kraft umgekehrt proportional ist dem Quadrate der Entfernung.

Wir kommen nun zur Entwicklung der Anziehung für die Massen.

	A	B
	r_1 ⊙	⊙ ϱ_1
Fig. 2.	r_2 ⊙	⊙ ϱ_2
	r_3 ⊙	⊙ ϱ_3
	r_4 ⊙	⊙ ϱ_4
	r_5 ⊙	⊙ ϱ_5

Fig. 2 stelle zwei unendlich dünne parallele Platten A und B vor, die also nur aus je einer Schicht nebeneinander gelagerter Molekel bestehen. Die Radien der Molekel der Platte A seien r_1, r_2, r_3 u. s. w., die der Platte B ϱ_1, ϱ_2, ϱ_3 u. s. w. Es läßt sich nun mit Hilfe des Vorstehenden die Wirkung jeder Schicht auf die andere mathematisch entwickeln, und in jedem Ausdruck kommen die Summen $(r_1^2 + r_2^2 + r_3^2 + \ldots)$ und $(\varrho_1^2 + \varrho_2^2 + \varrho_3^2 + \ldots)$ vor. Der Kürze halber schreiben wir: die Wirkung von A auf B sei

$$W_A \Sigma r^2 \Sigma \varrho^2,$$

die Wirkung von B auf A sei

$$W_B \Sigma r^2 \Sigma \varrho^2.$$

Multiplizieren wir nun die Schicht A mit der Zahl n, B mit m, so heißt das soviel als: wir haben alle r-Molekel n-mal und alle ϱ-Molekel m-mal genommen. Dann lauten die Formeln

$$W_A \Sigma n r^2 \Sigma m \varrho^2 \text{ und } W_B \Sigma n r^2 \Sigma m \varrho^2,$$

oder

$$nm\, W_A \Sigma r^2 \Sigma \varrho^2 \text{ und } nm\, W_B \Sigma r^2 \Sigma \varrho^2.$$

Wir sehen, daß die Werte n und m als Produkte in die Formeln eingegangen sind. Denken wir uns die Multiplikation der Platten so aus-



geführt, daß die Schicht neu hinzukommender Molekel einfach aufgelegt wird, daß also die Dichtigkeit nicht, sondern nur das Volumen sich ändert, so ist die Formel ein Ausdruck dafür, daß „bei konstanter Dichtigkeit die gravitierende Wirkung eines Körpers sich zugleich mit seinem Volumen multipliziert.“ Werden aber bei der Multiplikation die Schichten nicht nur nebeneinander gestellt, sondern ineinander eingeschoben, so daß also die Dichtigkeit geändert wird, so sagt die Formel, daß die Gravitation auch proportional der Dichte eines Körpers wächst. Kombinieren wir die beiden Multiplikationsmethoden, so erhalten wir das Resultat, daß die gravitierende Wirkung der beiden Schichten porportional dem Produkt aus Volumen und Dichtigkeit oder, da dieses Produkt die Masse repräsentiert, proportional dem Produkte der Massen ist.

Wir schieben nun zwischen die Platten A und B eine dritte A^1 ein, deren Entfernung von A gegenüber der von B verschwindet. Nennen wir die Zahl der Atome, die in der Zeiteinheit die Schicht A passieren, ν, die, welche gegen die Molekel anstoßen, $\triangle \nu$, so läßt sich sehr einfach zeigen, daß das Verhältnis der attraktiven Wirkungen dieser Schichten und aller, die sich einschieben lassen, in folgende Proportion zu bringen ist:

$$1 : \left(1 - \frac{\triangle \nu}{\nu}\right) : \left(1 - \frac{\triangle \nu}{\nu}\right)^2 : \left(1 - \frac{\triangle \nu}{\nu}\right)^3 : \ldots .$$

Wenn $\frac{\triangle \nu}{\nu} = 0$ ist, geht die Proportion über in $1:1:1:\ldots .$ Da wir nun vorher an einer Schicht bewiesen haben, daß die anziehende Kraft der Masse proportional ist, und hier sehen, daß die Wirkung aller Schichten dieselbe ist, ist das Gravitationsgesetz vollkommen bewiesen.

V.

Es erübrigen noch ein paar Ausführungen, um das Vorstehende in gewissem Sinne zu vervollständigen und einigen Schwierigkeiten zu begegnen. Knüpfen wir unmittelbar an das zuletzt Gesagte an.

$\frac{\triangle \nu}{\nu} = 0$ heißt, daß die Materie für die Ätheratome vollkommen „durchsichtig“ ist; denn der Bruch wird 0, wenn $\triangle \nu = 0$ oder $\nu = \infty$ ist. Das Problem der Durchsichtigkeit der Materie ist diskutiert worden, solange die Ätheriheorie besteht, hat aber bis jetzt noch keine befriedigende Lösung gefunden. Das Experiment beweist, daß außerordentlich große Zwischenräume zwischen den Molekeln bestehen müssen; aber ein auch nur annäherndes Verhältnis hat man noch nicht statuieren können. Der einfache Verstand sagt uns, daß eine vollkommene Durchsichtigkeit unmöglich ist, denn die Zwischenräume können noch so groß und die Molekel noch so klein sein, die Äther-

atome sind bedeutend kleiner und äußerst dicht verteilt, es müssen Zusammenstöße stattfinden.

Unsere Theorie führt nun zu demselben Resultat; wenn nämlich $\frac{\triangle \nu}{\nu} = 0$ ist, d. h. wenn kein Atom an ein Molekel anprallt, dann wäre die Theorie ja vernichtet, die sich gerade auf den Stoßeffekt stützt. Es darf also $\frac{\triangle \nu}{\nu}$ nicht gleich 0 oder $(1 - \frac{\triangle \nu}{\nu})$ nicht gleich 1 sein. Aber, wird man sofort einwenden, wenn dem nicht so ist, so fällt ja auch der kurz vorher stehende Beweis für das Gravitationsgesetz. Wir wollen nun sehen, wie sich dieser Widerspruch löst.

Außer den direkt aus dem freien Raum kommenden Atomen treffen auf die Schicht A^1 auch die von A reflektierten Atome auf und es bedarf weiter keiner Überlegung, daß die Zahl der bei A^1 anlangenden Atome dadurch gar nicht beschränkt wird. Wäre nun noch die Geschwindigkeit die gleiche, dann wären auch die Wirkungen der Schichten gleich. Aber die von A abgeglittenen Atome haben einen Geschwindigkeitsverlust erlitten und sind infolgedessen nur imstande, die attraktive Wirkung von A^1 zum Teil zu erhöhen. Der Bruch $\frac{\triangle \nu}{\nu}$ erhält also noch einen von der Geschwindigkeit abhängenden Faktor $\frac{\triangle c}{c}$, und es läßt sich zeigen, daß dieser Faktor zwischen 0 und $^1/_3$ variiert und erst $^1/_3$ wird, wenn die Molekelmasse ∞ ist. Er repräsentiert demnach eine äußerst kleine Größe. Beachten wir nun noch, daß infolge der Rotation der aufprallenden Atome eine translatorische Geschwindigkeit eintreten kann, so wird die Geschwindigkeit der aufprallenden Atome noch etwas vergrößert und der Faktor $\frac{\triangle c}{c}$ etwa in $\frac{\triangle c}{c + c^1}$ verwandelt. Der ganze Bruch $\frac{\triangle \nu}{\nu} \cdot \frac{\triangle c}{c + c^1}$ wird demnach äußerst gering werden.

$\frac{\triangle \nu}{\nu}$ darf nicht gleich 0 sein und ist auch nicht gleich 0. Es braucht aber auch nicht gleich 0 zu sein. Wir haben am Schlusse des vorigen Abschnittes die attraktiven Wirkungen der einzelnen Schichten in eine Proportion gebracht und bis jetzt konstatiert, daß es eine abnehmende Proportion ist. Tatsächlich haben wir nicht die ganze attraktive Wirkung in Rechnung gestellt, wie wir uns gleich klar machen wollen. Ein Atom kann nicht nur an A reflektiert werden, sondern offenbar auch an A^1 und an einer weiteren Schicht A^2 u. s. w., die Atome können, wie Isenkrahe sich ausdrückt, „überschüssige Reflexionen"

erleiden, und diese überschüssigen Reflexionen vergrößern natürlich die Anziehungskraft. Da nun die Reflexionen mit der Tiefe der Schichten wachsen, aus dem einfachen Grunde, weil hier mehr Molekel sind, an denen die Atome „überschüssig“ reflektiert werden können, erwächst in dieser mit der Tiefe progressiv steigenden Anziehungsvergrößerung der Anziehungsverminderung infolge der unvollkommenen Durchsichtigkeit eine Kompensation, die jene Proportion wieder in die Form 1 : 1 : 1 : . . . . bringen kann.

Ich sage „kann“; denn hier ist der Punkt, wo das Experiment in die Theorie eingreift. Man hat bis in die Neuzeit herein den von Newton für sein Gesetz entwickelten Ausdruck $\frac{m_1 m_2}{r^2}$ für absolut richtig gehalten. Da erhoben sich Bedenken gegen seine Giltigkeit. Von den verschiedensten Voraussetzungen aus war man u. a. zu dem Schlusse gekommen, daß der einfache glatte Ausdruck m_1 m_2 nicht richtig sein könne, und wollte denn auch derartige Schlüsse in einigen Unregelmäßigkeiten unserer solaren Planeten, besonders des Merkur bestätigt finden. Man hat theoretisch verschiedene neue Formeln entwickelt, die aber ebensowenig wie die Newtonsche den Widerspruch zu lösen vermögen. Wie die Sachen jetzt stehen, läßt sich über die Korrektheit oder Unkorrektheit des Newtonschen Gesetzes nicht urteilen. Wenn einmal jahrhundertelange exakteste Planetenbeobachtungen vorliegen, wird vielleicht die Entscheidung möglich sein. Wie wir nun gesehen haben, läßt die Isenkrahesche Theorie gleichfalls die Entscheidung offen, und das spricht m. E. sehr zu ihrem Gunsten.

Damit sind wohl die Schwierigkeiten wegen der Durchsichtigkeit der Materie und dem strengen Ausdruck der Gravitationsformel zur Zufriedenheit gelöst.

Eine weitere Schwierigkeit richtet sich gegen die Annahme, daß der Äther ein Gas sei. Wenn dies der Fall wäre, so sagt man, hätte sich der Äther schon längst in den Raum hinaus ausgebreitet. Dem Einwurf ist sehr leicht zu begegnen. Man braucht nämlich nur dem Ätherraum dieselbe Größe zuzulegen wie dem Weltraum, d. h. ihn als unendlich zu fassen.

Man hat ferner behauptet, man müsse den Ätheratomen eine ganz fabelhafte Geschwindigkeit zuschreiben, damit der Äther, der doch im Verhältnis zum wägbaren Stoff wenig dicht sei, die gewaltige Arbeit in der Zusammenballung des Urstoffes zu Nebelballen und zu festen Himmelskörpern leisten könne.

Daß die Ätheratome eine große Geschwindigkeit besitzen müssen, ist selbstverständlich, kann aber doch im Ernste kein Hindernis sein, da die Auffassung der Geschwindigkeit ja durchaus subjektiv, von unserer eigenen Körpergröße abhängig ist. Überdies hat man z. B. für die Molekular-

geschwindigkeit des elektrischen Mediums Größen von annähernd 60000 Meilen berechnet. Im Verhältnis zum jetzigen kondensierten Stoff ist allerdings der Äther sehr dünn, aber im Vergleich zum Urstoff doch wahrlich nicht. Die Dichte des Äthers beträgt nach Schätzungen etwa 10^{-17} und würde der Dichte der Luft in einer Höhe von etwas über 30 Meilen entsprechen. Welche fürchterliche Gewalt ein relativ wenig dichter Stoff entwickeln kann, davon reden doch zur Genüge die furchtbaren Verheerungen, die von den Tornados und Wirbelstürmen angerichtet werden. Außerdem war bei der Bildung der Nebelballen und ihrer Entwickelung die Gravitation durchaus nicht die einzige mitwirkende Kraft.*)

Woher die Geschwindigkeit der Ätheratome? Sie kann offenbar von keiner natürlichen Ursache mitgeteilt sein; dann aber hat die Wissenschaft die Frage von sich zu weisen und die Tatsache einfach als solche hinzunehmen. Glaubt Braun, der die Frage gestellt hat**), denn etwa, die Bewegung könne aus nichts entstehen? Er hat doch in den Anfang seiner kosmogonischen Entwicklung Bewegung gesetzt. Woher diese? Gibt es denn wirklich nur die Alternative: Entweder aus nichts — oder von bewegter Materie?

*) Es ist nicht nur für diesen Punkt, sondern für die ganze Theorie sehr lehrreich, an Stelle der unbekannten Atomgrößen des Äthers die bekannten Molekulargrößen der Gase als Analogien heranzuziehen, was im vorigen Heft aus technischen Gründen leider nur ganz kurz (S. 261) geschehen konnte. In 1 cm^3 Luft sind bei 0° und 760 *mm* Druck rund 20 Trillionen Molekel enthalten. Wenn man diese Molekel zu einem Faden aneinanderreihte, so würde derselbe 50mal länger als der Erdäquator werden. Würde man die Querschnitte dieser Molekel in einer Ebene zusammensetzen, so erhielte man eine Fläche von 1,85 *qm*; beim Wasserstoff würde eine analoge Fläche 0,8 *qm*, bei der Kohlensäure 2,6 *qm* umfassen. Die oberste Grenze für den Durchmesser eines Luftmolekels beträgt 0,3 Milliontel Millimeter, für den eines Sauerstoffmolekels etwa 1 Milliontel Millimeter. Die mittlere Geschwindigkeit der Luftmolekel beträgt bei 0° pro Sekunde 485 *m*, beim Sauerstoff 461 *m*, beim Wasserstoff 1843 *m*; bei 100° beträgt die Geschwindigkeit für Sauerstoff 539 *m*, für Wasserstoff 2153 *m*; bei 200° für Sauerstoff 604 *m*, für Wasserstoff 2424 *m*. Die Zusammenstöße der Molekel erfolgen so oft, daß ein Luftmolekel bei 760 *mm* Druck im Mittel nur 0,00009 *mm* in der Zeit von einem Zusammenstoß bis zum anderen zurücklegen kann. Bei 20° und 760 *mm* Druck finden in 1 cm^3 Luft 4980 Millionen, in 1 cm^3 Sauerstoff 4065 Millionen, in einem solchen Kohlensäure 5510 Millionen, in einem solchen Wasserstoff 9480 Millionen Zusammenstöße pro Sekunde statt. Bei 100 Atmosphären Druck erhöht sich die Zahl für Luft auf 500.000 Millionen Zusammenstöße pro Sekunde. — Nun möge man nicht vergessen, daß sich die entsprechenden Zahlen beim Äther noch bedeutend vergrößern, resp. verkleinern.

**) Über die Gravitationskonstante, die Masse und mittlere Dichtigkeit der Erde. Münster 1897, S. 40.



Der gewichtigste Einwurf gegen die Isenkrahesche Theorie ist der, daß sie dem Gesetz von der Erhaltung der Energie widerstreite. In der Tat, das tut sie. Wir haben die Atome als kontinuierlich vorausgesetzt. Dann sind aber immer Stöße möglich, die die Bewegungsgröße vernichten. A priori ist die Theorie dadurch nicht widerlegt; denn es läßt sich sehr einfach zeigen, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie kein a priori giltiges ist. Wir können uns ohne jeden Widerspruch mit logischen Gesetzen zwei Körper mit gleicher Masse und Größe denken, die mit gleicher Geschwindigkeit und zentralem Stoß im leeren Raum aufeinandertreffen; die Bewegungsgröße würde vollständig vernichtet. Man kann das nicht dadurch widerlegen, daß man sagt, mit der nun einmal gegebenen Ordnung der Natur sei jenes Gesetz mitgegeben; denn dann würde man offenbar als bewiesen voraussetzen, was man beweisen will. Das Gesetz ist ein empirisches. Nichtsdestoweniger bleibt jener Widerspruch bestehen, vorausgesetzt, daß das Gesetz der vollkommene und absolute Ausdruck des tatsächlichen Geschehens ist. Man kann den Widerspruch höchstens etwas abschwächen, indem man darauf hinweist, wie selten die vorhin charakterisierten Stöße im allgemeinen erfolgen würden, wie selten speziell bei der von uns ja gemachten Annahme einer Rotation der Atome, wie wenig Energie also verloren ginge. Möglich ist ja, daß der Verlust eine Größe hat, die wir wegen ihrer Kleinheit bisher nicht haben messen können, aber eben immer nur möglich!

Im Übrigen braucht uns dieser Widerspruch doch so gar ängstlich nicht zu machen; denn er besteht auch — und das ist ein großer Trost — für jeden, der der mechanischen Naturansicht huldigt, d. h. der keine Kraft im metaphysischen Sinne annimmt. Bekanntlich tun das viele, sehr viele, vielleicht die meisten Naturforscher, und wenn sie jenen Widerspruch nicht gefühlt haben, so kommt dies daher, daß sie sich vor lauter Experimenten über die letzten Gründe und Folgen ihrer Ansicht nicht klar werden. Wer nämlich an keine Kraft als ein von der Materie unterschiedenes Etwas glaubt, sondern alle sogenannten Kräfte auf Atombewegungen zurückführt, der muß die Atome als unelastisch ansehen; tut er es nicht, so faßt er die Elastizität wieder als irgend ein mystisches Etwas und bringt sich dadurch in Gegensatz zu seiner eigenen Voraussetzung. Betrachtet er aber die Atome als unelastisch, so muß er die Möglichkeit einer völligen Vernichtung von Energie zugeben, und wir haben den Widerspruch gegen das Energiegesetz. Ich würde dem dankbar sein, der hier einen Ausweg zeigte. Vielleicht liegt ein solcher auf metaphysischem Gebiete, worauf ich jedoch hier nicht näher eingehen kann.

Über die mit einer Gravitationstheorie ebenfalls eng zusammenhängenden Fragen über die actio in distans und mit unendlicher Schnelligkeit wirkende

Kräfte brauche ich mich hier nicht mehr zu verbreiten, da ich sie in meinem früheren Aufsatz über „Die Philosophie der Astronomie“ behandelt habe.*)

VI.

Wir wollten eine Erklärung der Gravitation geben. Das Wort ist mit Absicht gewählt worden, weil es am wenigsten verfänglich ist. Der Ausdruck Schwerkraft ist mehr verfänglich. Wenn man wenigstens unter Kraft ganz im allgemeinen eine Ursache verstehen wollte, die das erfahrungsmäßig gegebene raumzeitliche Geschehen setzte! Aber da man den streng physikalischen Begriff nicht kennt, substituiert man, ohne sich selbst darüber klar zu werden, ein von der Materie verschiedenes Etwas. Geradezu falsch ist der Ausdruck Anziehung. „Soviel ich weiß,“ sagt Isenkrahe in der vorhin zitierten Schrift**), „ist bei der Schwere nur die Annäherung eine Tatsache, die Anziehung aber nichts als eine Hypothese, welche zur Erklärung der ersteren aufgestellt worden ist. Hätte wirklich jemand die Tatsächlichkeit der Anziehung ermittelt, so brauchte er nur kundzugeben, wie er das gemacht hat, dann wäre damit ‚das alte, eherne Problem‘ definitiv gelöst.“ Damit hat Isenkrahe eines jener wichtigen Momente berührt, die unbemerkt gewissermaßen im Hintergrunde der Seele liegen, die durch den von der Vernunft nicht geklärten Schein der Wirklichkeit, durch Gewöhnung, Erziehung, Tradition u. ä. erworben sind und auf jede Philosophie, mag sie sich noch so objektiv zu sein bemühen, mitbestimmend einwirken. Nicht die Anziehung ist Tatsache, sondern nur die Annäherung, — und Analoges gilt noch für viele andere Naturkräfte. Man mag im gewöhnlichen, ja auch im exakt-physikalischen Sprachgebrauch jene Ausdrücke beibehalten, im philosophischen ist es schlechterdings durch das ethische Gesetz, daß alle Wissenschaft ehrlich betrieben werden muß, verboten. Wie oft kann man nicht in philosophischen Werken konstatieren, daß jener naive Glaube, der von den Jugendtagen an eingesaugt ist, das wissenschaftliche Denken gleichsam diktierte, und weil der Glaube mit einer Reihe von Jahren verwachsen ist, weil er den Schein der Wirklichkeit für sich und den so unendlich bequemen sensus communis im Rücken hat, ist es so schwer, die von ihm unbewußt beeinflußte Anschauung

*) Die Kultur, III. 330 ff., 428 ff. Betreffs verschiedener Schwierigkeiten, auf die wir hier nicht eingehen konnten, vergl. Isenkrahe, Über die Fernkraft. Leipzig 1889. Die Kritik Bocks (Die Theorie der Gravitation von Isenkrahe. München 1891) enthält fehlerhafte Rechnungen (Vierteljahrschr. d. astron. Gesellsch. 29. Jahrg. 1894, S. 191) und Aufstellungen, die sogar von einem der schärfsten Gegner Isenkrahes, Paul du Bois-Reymond, als unrichtig angesehen worden waren (Naturwissensch. Rundschau, III., 14).

**) Über die Fernkraft, S. 27.



aus den Köpfen derer, in die er sich einmal festgesetzt hat, zu vertreiben. Das ist gerade das Schlimmste dabei. Wenn es einmal gelänge, daß sich das Denken nur an die nackten Tatsachen der Wirklichkeit hielte, würde die vorurteilsfreie Forschung nur dabei gewinnen und auch — die Vornehmheit der wissenschaftlichen Kritik.

Wir müssen außerdem beachten — und hier wird die Wichtigkeit des vorhin Gesagten sehr einleuchten, — daß der Beweis für eine Auffassung der Gravitation sich vorläufig nur aus der Geistesrichtung, mit der man an die Betrachtung der Dinge herantritt, hier also speziell aus der Naturanschauung erbringen läßt. Noch keine mechanische Gravitationstheorie hat sich bisher als absolut sicher erwiesen. Aber wenn alle bisherigen direkt und unzweifelhaft widerlegt wären, wäre damit die Möglichkeit, die Gravitation mechanisch zu erklären, noch lange nicht genommen, und das ist ein Punkt von außerordentlicher prinzipieller Bedeutung. „In mathematischen Dingen ist es ja mitunter sehr leicht, alle Möglichkeiten zu erschöpfen. Ich sehe aber keinen Weg, wie das auf dem Gebiete mechanischer Konstruktionen ebenfalls geschehen könne. Und dies scheint mir noch um so weniger möglich, da ja ganz speziell im Gebiet der Fernkraft-Konstruktionen wiederholt Ideen eingeführt worden sind, die ganz außerhalb der bis dahin bekannten Gedankenfolgen lagen."*) Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß die entgegenstehende Ansicht von einer mystischen Kraft erst dann bewiesen ist, wenn diese Kraft als solche, d. h. als ein von der Materie unterschiedenes Etwas direkt von irgend einem Sinne perzipiert wird. Dagegen wird eine Gravitationstheorie als einzig berechtigt bewiesen sein, wenn sie erstens die Newtonsche Formel in dem mit der Zeit sich noch ergebenden richtigen Ausdruck ableitet und zweitens in ihren Konsequenzen sowohl für das Gravitationsproblem wie für angrenzende Gebiete der Naturwissenschaft mit den Tatsachen in vollster Harmonie steht. Man sieht, daß die Chancen für uns viel günstiger stehen, so günstig sogar, daß die mechanische Gravitationserklärung im allgemeinen im wahrsten Sinne des Wortes niemals widerlegt werden kann. Die Entscheidung hängt also einzig davon ab, ob man in der Natur nur Rätsel erblicken will oder ob man glaubt, sie sei uns zur Erforschung und Erklärung übergeben.

Wenn wir aber auch die Erklärung so hochstellen, weil sie von der Natur des Geistes gefordert wird, und wenn wir auch gezeigt haben, daß uns die Möglichkeit einer Erklärung nie geraubt werden kann, so dürfen wir doch nicht meinen, daß wir damit alle Zweifel und Rätsel gelöst hätten.

*) Isenkrahe, Über die Fernkraft, S. 48.



Welche Probleme noch mit einer solchen Gravitationstheorie verknüpft sind, wie sie uns erst recht geheimnisvoll die ewigen Urrätsel vor Augen hält, das vermag nur ein Eingeweihter zu verstehen. Wenn wir auch alle Kräfte mechanisch erklärt und in notwendig ableitbare Formeln gebracht hätten, — wir sähen noch immer in die tiefen, unergründlichen Augen der rätselhaften Sphinx. Die Natur ist zu groß, als daß sie ein Menschengeist je ergründe, und die Wissenschaft stellen wir zu hoch, als daß wir über sie, sei es auch in unabsehbarer Zukunft, den Fluch der Vollendung verhängen, — für sie ein Fluch, weil ihr letztes Ziel und Ideal zugleich ihr Tod wäre, für den Geist ein Fluch, weil das Forschen sein Leben ist. Die beste Philosophie ist allzeit die, die mit Newton staunend, demütig und voll Ehrfurcht vor dem großen, unerforschten Ozean der Wahrheit steht, und die Klage des Faust bleibt doch immer unser Schicksal:

> Geheimnisvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Freilich auch nicht, fügt Liebmann sehr richtig hinzu*), mit metaphysischen Spekulationen und dialektischer Begriffsalchymie.

---

*) Zur Analysis der Wirklichkeit, Straßburg 1900, S. 274.





Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens.

Von J. C. Poestion.

(Fortsetzung.)

II.

Wie das Theaterwesen und die dramatische Dichtung Islands ihren Ursprung in der Reykjaviker Schulkomödie hatten, so waren es — wie wir aus der „Reykjaviker Post“ ersehen konnten — auch wieder die ersten Aufführungen im neuen Gebäude der Lateinschule zu Reykjavík, welche aufs Neue, und dieses Mal mit dauerndem Erfolge, das Interesse der Isländer für das Drama und das Komödienspiel erweckten. Schon mit dem Beginne der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahm denn auch Beides einen zwar langsamen, aber stetigen Aufschwung auf Island, u. zw. zunächst die dramatische Produktion. Im Jahre 1852 erschien in Reykjavík ein dreiaktiges Drama »Bónorðsförin« d. h. Auf Freiersfüßen, von dem Märchensammler und späteren Pfarrer von Mosfell Magnús Grímsson (geb. 1825, gest. 1860), das jedoch ganz wertlos ist*) und daher auch nicht ausführlicher besprochen zu werden verdient.**) Diesem folgte 1854 eine ebenfalls in Reykjavík erschienene, sehr gelungene Bearbeitung von Holbergs „Politischem Kannegießer“ unter dem Titel: »Leikrit: Vefarinn með tólf kónga viti. Útgefendur: Svb. Hallgrímsson. H. Johnson«, d. h. „Der Weber mit dem Verstande

---

*) Vgl. z. B. die Besprechung dieses Stückes in »Þjóðólfur«, IV. Jahrg. (1852), S. 314, und Küchler, Dramatik S. 18—21. Das Stück wurde gleichwohl später aufgeführt. Magnús Grímsson war sonst übrigens ein recht guter, jetzt auf Island viel zu wenig anerkannter Dichter.

**) Ein im Jahre 1848 mit dem Titel »Kvöldvaka í sveit« d. h. Abendunterhaltung auf dem Lande (in einem Bauernhofe), in Reykjavík gedruckt erschienenes, den Beamten- und Geistlichenstand Islands herabsetzendes „Gespräch“ zwischen zwei Bauern von demselben Autor, der damals noch Lateinschüler war, kann nicht als Drama angesehen werden, wie es von Seiten Jón Borgfirðings (Rithöfundatal, S. 120) geschieht. Vgl. »Reykjavíkurpósturinn«, 2. Jahrg., S. 124—126, 139—140 und 188—190, und Küchler, Dramatik, S. 18.



von zwölf Königen. Herausgeber: Svb. H. und H. J." Diese „Herausgeber" oder vielmehr Bearbeiter waren der Geistliche, damals Redakteur der Zeitschrift »Ingólfur«, Sveinbjörn Hallgrímsson (geb. 1815, gest. 1./1. 1863; zuletzt Pfarrer von Glæsibær), und der wegen seines Witzes bestbekannte Bauer von Skarfsstaðir in der Dala-Sýsla Helgi Jónsson (gestorben bald nach 1869). Der eigentliche Autor oder Bearbeiter soll Helgi Jónsson gewesen sein. Svb. Hallgrímsson dürfte hauptsächlich die stilistische Politur besorgt haben.*) Das Stück wurde auch aufgeführt.

Die mit so großem Erfolge wieder aufgenommenen Schulkomödien ließen aber auch außerhalb der Lateinschule, in den gebildeten Kreisen Reykjavíks, die Lust zur Veranstaltung dramatischer Aufführungen neuerdings aufleben**), und es wurde nun zugleich dem Theaterwesen eine höheren Anforderungen entsprechende Ausgestaltung und eine planmäßige Organisierung zuteil. Von grundlegender Bedeutung war in dieser Hinsicht das Wirken des hervorragenden Politikers und (von 1852—1874) Redakteurs des politischen Blattes „Þjóðólfur", Jón Guðmundsson (geb. 1807, gest. 1875). Dieser vielseitige Mann stellte eine Schauspielgesellschaft zusammen und ließ vom 14. bis 23. Januar 1854 ein dänisches Lustspiel („Pak!" d. h. Gesindel) von Th. Overskou in isländischer Übersetzung („Skríll") auf seine Kosten zum erstenmale öffentlich, gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes, aufführen***), wobei auf erhöhtem Podium und mit Kulissen gespielt wurde.†) In ähnlicher

*) Oberlehrer Steingrímur Thorsteinsson, der Helgi Jónsson zu seinen besten Freunden zählte und sowohl in Reykjavík als auch später in Kopenhagen häufig mit ihm verkehrte, schrieb mir, daß dieser ihm gesagt habe, er allein sei der Bearbeiter des Stückes gewesen. Jón Borgfirðingur hingegen nennt in seinem Rithöfundatal, S. 120, nur Sveinbjörn Hallgrímsson als Autor der „freien Übersetzung" und auch Benedikt Gröndal behauptet (brieflich), daß sein Vetter Sveinbjörn Hallgrímsson der alleinige Bearbeiter gewesen sei. Küchler (Dram. S. 21) bezeichnet das Stück als „gemeinschaftliches Drama" der beiden „Dramatiker". Daß „Der Weber" auf den Juristen, Politiker und Redakteur Jón Guðmundsson gemünzt war, wie Küchler a. a. O. S. 21 und 23 berichtet, wird von Benedikt Gröndal stark bezweifelt.

**) Hier füge ich noch die Bemerkung an, daß zwischen den Jahren 1850 und 1860 auch bei dem Grafen Ditlev Jörgen Trampe, der während dieser Zeit Stiftsamtmann von Island war, eine Theatervorstellung stattfand, wobei Hostrups „Abenteuer auf der Fußwanderung", sowie J. L. Heibergs „Der Rezensent und das Tier" aufgeführt wurden. In dem letztgenannten Stücke spielte der Graf selbst den Ledermann.

***) Diese für die Geschichte des isländischen Theaterwesens wichtigen Daten verdanke ich brieflichen Mitteilungen Indriði Einarssons und Jón Borgfirðings.

†) In „Bühne und Welt", S. 194, schrieb ich auf Grund einer mir aus Island zugekommenen, anscheinend authentischen Mitteilung, daß man sich bei dieser Gelegenheit auch zum erstenmale eines erhöhten Podiums bedient habe. Aus der

Weise war Jón Guðmundsson auch noch weiterhin eine Reihe von Jahren hindurch tätig, und da er zwanzig Jahre lang durch eingehende, in wohlwollendem Tone gehaltene Besprechungen der einzelnen Vorstellungen in seinem Blatt belehrend und aneifernd auf die Spieler einwirkte und überhaupt das Schauspielwesen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückte, ist er zum Begründer des öffentlichen Theaterwesens in Reykjavík geworden.*)

Einen begeisterten Genossen und Mithelfer bei diesem Werke fand Jón Guðmundsson im Jahre 1859 in dem eben aus Kopenhagen zurückgekehrten Maler und Folkloristen Sigurður Guðmundsson (geb. 1833), der bald die Seele und das Leben aller dramatischen Veranstaltungen in Reykjavík wurde. Dieser besaß — außer seiner Begeisterung für alles Isländisch-Nationale, der u. a. die Gründung eines Museums für isländische Altertümer zu danken ist — eine besondere Vorliebe für das Theaterwesen und die dramatische Dichtkunst. Hatte er doch in Kopenhagen sehr fleißig im Familienkreise des renommierten Schauspielers Rosenkilde verkehrt! Sein Ideal auf diesem Kunstgebiete war Shakespeare; aber auch für Molières Psychologie und Holbergs Satire hatte er große Bewunderung, wie mir Indriði Einarsson schrieb, der mit dem trefflichen Manne häufig verkehrte. Er veranstaltete die Darstellung „lebender Bilder" aus den alten Sagas auf der Bühne, malte die dazu gehörigen Dekorationen und besorgte auch die übrige Ausstattung der Szene sowie die Kostüme. Diese Tableaus fanden großen Beifall und waren die ersten szenischen Darstellungen aus den Sagas (abgesehen von den oben erwähnten barbarischen Kampfspielen nach der Örvar-Odds saga). Sie wurden vor und nach 1860, jedoch nicht mehr nach 1865 dargestellt. In gleicher Weise schuf Sigurður auch für die

---

oben S. 283 angeführten, von mir erst später aufgefundenen Notiz des »Þjóðólfur« vom 15. Jänner 1850 geht jedoch hervor, daß auch schon in der neuen Lateinschule Ende 1849 auf einer Bühne mit erhöhtem Bretterboden gespielt wurde. Der dort gebrauchte Ausdruck »pallhús« deutet übrigens, wie mir Dr. Valtýr Guðmundsson schreibt, zugleich darauf hin, daß man entweder auch Kulissen oder doch jedenfalls innere, die Szene umschließende Bretterwände angebracht hatte, während der Zwischenraum zwischen diesen Bretterwänden und den natürlichen Wänden des Saales zum Ankleiden sowie zum Aufenthalte der Schauspieler, während sie sich nicht auf der Bühne befanden, benützt wurde.

*) Küchler, dem das Datum und die näheren Umstände jener Aufführung von Overskous »Pak!«, wie es scheint, unbekannt geblieben sind (vgl. Dramatik S. 29), irrt daher, indem er (S. 23) meint, daß Jón Guðmundsson „erst späterhin", d. h. nach dem Eingreifen Sigurður Guðmundssons und Jón Árnasons in die Theaterverhältnisse für diese „von Bedeutung wurde".



dramatischen Aufführungen den szenischen Apparat, ließ die Kostüme nach seinen Weisungen anfertigen, schminkte die Spieler und gestaltete überhaupt das ganze Schauspielwesen theatermäßiger. Er eiferte aber auch dichterisch begabte junge Leute zur dramatischen Produktion an und gab ihnen Winke und Ratschläge bei ihren Arbeiten. Er schrieb auch selbst an einem Schauspiel „Smalastúlkan" (d. h. Das Hirtenmädchen), das zwar in vieler Hinsicht unvollkommen war, aber doch manche gute Anläufe enthalten haben soll; es blieb jedoch unvollendet und ungedruckt.*) Sigurður Guðmundsson büßte zuletzt sogar sein Leben im Dienste des Theaterwesens ein. Er malte 1873 die Kulissen zu Indriði Einarssons „Höhlenmänner" in einem großen eisig-kalten Saale und holte sich dabei die Krankheit, an der er 1874 starb.**)

An der Seite Sigurður Guðmundssons, mit dem er die Liebe zum einheimischen Volkstum teilte, spornte auf seine Weise auch der Bibliothekar der damals „Stiftsbibliothek" genannten Landesbibliothek in Reykjavík, Jón Árnason (geb. 1819, gest. 1888), der in weiten Kreisen bestbekannte Sammler isländischer Volkssagen, Märchen, Rätsel und Spiele, zur Pflege des Schauspielwesens und der dramatischen Dichtung an. Er war von 1867—1879 auch Inspektor und noch länger Bibliothekar der Lateinschule und betrieb als solcher die häufigere Veranstaltung dramatischer Vorstellungen; den Dichtern der Schule aber empfahl er, volkstümliche Stoffe zu wählen und aus dem reichen Born zu schöpfen, der ihnen schon 1852 durch die kleine, von ihm und dem oben erwähnten Magnús Grímsson herausgegebene Auswahl von „Íslensk æfintýri" (d. h. Isländische Märchen), dann aber durch seine große, 1862 und 1864 zu Leipzig in 2 Bänden gedruckt erschienene Sammlung von Volkssagen und Märchen (Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri. Safnað hefir Jón Árnason) erschlossen wurde.***)

Ganz im Sinne der Bestrebungen dieser beiden Männer, wenn auch von ihnen nicht direkt angeregt, war denn auch ein fünfaktiges Schauspiel,

---

*) Vgl. Minningarrit eptir Sigurð Guðmundsson, málara (Reykjavík 1875), S. 6 und 10; Andvari, XV. (Reykjavík 1889), S. 10; Frjettir frá Íslandi 1873 (Reyjavík 1874), S. 32, und Fr. frá Íslandi 1874 (Reykjavík 1875) S. 51.

**) Private Mitteilung von Indriði Einarsson; vgl. dazu Minningarrit S. 9 und Andvari a. a. O.

***) Zumeist nach privater Mitteilung von Indriði Einarsson; über Jón Árnason vgl. im Übrigen Pálmi Pálsson in Andvari XVII. S. 1—26 und Dr. Jón Þorkelsson im Arkiv för nordisk filologi, V. (Ny följd I), S. 297—302.

„Útilegumennirnir“ d. h. wörtlich: Die Draußenlieger, das einen bereits erwachsenen und dichterisch hochbegabten Lateinschüler, namens Matthías Jochumsson (geboren 1835) zum Verfasser hatte. Dieser Matthías, ein Gutsbesitzerssohn vom Nordwesten Islands, der daheim Schafe gehütet und als Knecht gearbeitet, dann sich einen Winter in Kopenhagen zur Erlernung des Handels aufgehalten hatte, war im Herbst 1859 nach Reykjavík gekommen und hier wegen seiner schon anderwärts erworbenen Vorkenntnisse gleich in die dritte Klasse der Lateinschule aufgenommen worden. Er war besonders an Jón Árnason empfohlen und kam in dasselbe Haus in Quartier und Kost, wo dieser und Sigurður Guðmundsson speisten. Das Tischgespräch drehte sich hier natürlich zumeist um die Lieblingsideen und Bestrebungen der beiden Männer, und die isländischen Volkssagen mit all ihrer poetisch-mystischen Romantik und ihren dramatischen Motiven lagen daher in diesem häuslichen Heim sozusagen in der Luft und nahmen den Sinn des phantasiereichen, poetisch-schwärmerischen Matthías gefangen. Sigurður Guðmundsson sprach auch oft sehr vertraulich über seine Ideen mit dem für diese heimatliche Romantik überaus empfänglichen Tisch- und Hausgenossen. Im nächsten Sommer begleitete dann der junge Mann als Dolmetsch zwei englische Quäker und durchwanderte mit ihnen kreuz und quer die Gebirge. Unter der mächtigen Nachwirkung der Natureindrücke dieser Reise, von denen sein Kopf und sein Herz erfüllt waren, faßte er ohne fremde Anregung — weder von seinen genannten Gönnern, noch durch ein literarisches Vorbild*) — die Idee zu seinem Drama und schrieb dieses auch in kurzer Zeit (während der Weihnachtsferien 1861) nieder. Er bat seine beiden Tischgenossen wohl um Aufklärungen in nebensächlichen Dingen wie z. B. über die Lebensgewohnheiten u. dgl. der „Draußenlieger“ und teilte ihnen auch die einzelnen Szenen mit; das ganze Stück jedoch hörten auch diese erst, als es auf der für diesen Winter (d. h. für ein paar Wochen) im alten Hôtel improvisierten Bühne einstudiert und im Februar des darauffolgenden Jahres aufgeführt wurde. Sigurður Guðmundssons Anteil an dem Stücke besteht hauptsächlich darin, daß er die glänzenden Kulissen malte und das Stück auch sonst auf das Beste ausstattete, indem

*) Küchler vermutet (Dramatik S. 24 u. 27), daß das Stück „stofflich wohl einer ausländischen Quelle, wahrscheinlich einer von Marryats Novellen, entnommen“ sei. Der Dichter selbst schrieb mir hingegen einmal, er könne sich absolut nicht daran erinnern, daß ihm bei der Ausarbeitung dieses Dramas ein fremdes Vorbild vor Augen geschwebt habe; und sollte er fremde Motive dabei benützt haben, so sei dies ganz unbewußt geschehen; dasselbe dürfe er auch von seinen übrigen dramatischen Kompositionen behaupten.



er Kostüme, Waffen u. dgl. selbst anfertigte oder nach seinen Angaben herstellen ließ.*)

Dem erwähnten Drama liegen die spezifisch-isländischen Volkssagen von „Draußenliegern“ zu Grunde. So nannte man in der älteren Zeit Verbrecher, die nach dem Gesetze in die Acht getan, d. h. verbannt und für vogelfrei erklärt worden waren und daher in die Wildnis entwichen. Später gab man diesen Namen auch Leuten, die, um einer Strafe zu entgehen, in das wüste Innere Islands flüchteten und hier wie jene teils von Fischfang und Jagd lebten, teils durch Raub ihr Dasein zu fristen suchten und dadurch zu einer Plage der ihrem Aufenthaltsorte benachbarten Bezirke wurden. Frühzeitig hat man aber das Wort auch schon allgemeiner zur Bezeichnung von Räubern oder Wegelagerern überhaupt angewendet. Obwohl es nun auf Island längst keine „Draußenlieger“ mehr gibt, leben sie in der Volkssage doch noch immer fort und diese hat sie im Laufe der Zeit mit allerlei romantischen Zügen ausgestattet. Als Grund des „Draußenliegens“ wird gewöhnlich eine Geschwisterehe angegeben. Die Draußenlieger selbst kann man in zwei Kategorien scheiden, nämlich in solche, die aus Furcht vor Entdeckung ein möglichst stilles, heimliches Leben führen und daher ungefährlich sind, und solche, die sich zu einer Bande vereinigen, einsame Reisende überfallen und berauben, Schafe, Rindvieh und Pferde stehlen, Einbrüche begehen, Frauenzimmer entführen und selbst zu Menschenfressern werden. Der heimliche Draußenlieger hat gewöhnlich eine Tochter, die von einem Fremden, der dessen Unterschlupf entdeckte, geheiratet wird, u. dgl. m. Mehrere Sagen lassen diese Leute sogar oft ihre eigenen Pfarrer und Sýslumänner haben, Hausandacht und Gottesdienst halten, u. s. w.**) Von solchen „Draußenliegern“ nun u. zw. von einer räuberischen Bande handelt das Drama Matthías Jochumssons.

---

*) Briefliche Mitteilung des Dichters; vgl. auch »Útilegumennirnir« S. VI. Es entspricht daher wohl nicht ganz dem Sachverhalte, wenn Küchler (Dramatik S. 24—25) bemerkt, daß dem Dichter „bei der Gestaltung namentlich der Hauptperson des Stückes, des Räuberhauptmannes Skugga-Sveinn“, die Winke Sigurður Guðmundssons „gewiß von großem Nutzen gewesen“ seien. Nach Indriði Einarsson soll übrigens die achtzeilige Strophe »Sjóðum og sjóðum súrnar í glyrnum» u. s. w. (Útilegum. S. 58), die in der Neubearbeitung des Stückes entfiel, von Sigurður Guðmundsson gedichtet sein.

**) Vgl. Konrad Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart vorwiegend nach mündlicher Überlieferung gesammelt und verdeutscht, (Leipzig 1860, S. 240 bis 275) und Marg. Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Árnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt. Neue Folge (Berlin 1891) S. 115—230.



Der Inhalt des in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts verlegten, ursprünglich vieraktigen, erst später (doch schon in der ersten gedruckten Ausgabe) um den jetzigen ersten Akt vermehrten Stückes ist, nach der Akteinteilung der ersten gedruckten Ausgabe (1864), folgender: 1. Akt. Zwei Studenten der Lateinschule zu Hólar entdecken auf einer Wanderung von einer Felsenhöhe aus den Unterschlupf von „Draußenliegern“ in einer Höhle. Sie werden, da sie nicht unbemerkt blieben, von zwei Mitgliedern der aus vier Personen bestehenden Bande verfolgt, entkommen aber noch rechtzeitig. Aus dem Zwiegespräche dieser beiden Draußenlieger ersehen wir, daß der eine, Ketill, ein wenn auch feiger, doch blutdürstiger Übeltäter ist, während der andere, Ögmundur, an dem Diebs- und Räuberhandwerke sich nur gezwungen beteiligt. Nach dem Weggange Ketils kommt das jüngste Mitglied dieser Bande, Namens Haraldur, der unter seinen Genossen aufgewachsen ist und den der Häupling der Draußenlieger, Skugga-Sveinn (d. h. der Schatten- oder schwarze Sveinn), seinen Sohn nennt. Ögmundur, der Haraldur schon von dessen Kindheit an die meiste Fürsorge angedeihen ließ und ihn nach seinem Sinne zu einem braven und frommen Burschen erzog, ist auch jetzt noch sein Vertrauter und beide hegen nur mehr den einen Wunsch, friedlich unter den anderen Menschen zu leben. Die Schönheit der Landschaft unten im Tale, wenn die Sonne untergeht, die Beschäftigung der Leute im Freien, die er so oft von der Höhe aus beobachtet, der Klang der Kirchenglocken, der aus der Ferne zu ihm drang, die andächtigen Menschen, die er zum Gottesdienste wallen sah, dies Alles hat Haraldur mit unbezähmbarer Sehnsucht erfüllt, ein gleiches Leben unten im Tale zu führen. Und dann noch Eines: er hat — wie er Ögmundur weiters mitteilt — ein Mädchen von da unten kennen gelernt, das sich auf der Suche nach isländischem Moos verirrt hatte; es ist Ásta, die Tochter des Gerichtsbeisitzers Sigurður von dem Bezirke, in dessen Bereich der Aufenthaltsort dieser Draußenlieger gelegen ist; und sie hatten sich seither öfter gesehen und auch heimlich verlobt. — 2. Akt. Die beiden Studenten suchen den Sýslumann (Vorsteher) des Bezirkes, Laurentius, auf, um ihn von ihrer Entdeckung in Kenntnis zu setzen. Bevor sich dieser daheim einfindet, treiben sie lange Zeit hindurch ihren Scherz mit dessen Dienstmädchen und entlarven hierauf einen Zauberer, der sich für einen Schüler der „schwarzen Schule“ ausgibt und zwei einfältige Bauern beschwindeln wollte. Sodann berichten sie dem mittlerweile erschienenen Sýslumanne von ihrem Abenteuer und erbieten sich, an der Verfolgung der Draußenlieger teilzunehmen. — 3. Akt. Der Dichter führt uns nun vor die Höhle der Draußenlieger, wo wir endlich den gefürchteten Häuptling Skugga-Sveinn kennen lernen. Er schärft eben seinen Speer,

während er Verse vor sich hinmurmelt, in denen er sich seiner Mordtaten rühmt. In einem längeren Selbstgespräche drückt er dann Unzufriedenheit mit seinen Genossen aus, von denen Ketill ihm wohl treu ergeben, aber feig und wüst sei, Ögmundur und Haraldur jedoch längst ein verdächtiges Benehmen gegen ihn an den Tag legen. Diese beiden sollen darum auch bei Gelegenheit aus dem Wege geschafft werden oder gleichzeitig mit ihm auf dem Galgen hängen. Er bespricht sich sodann über diese Dinge mit Ketill, dem er auch sein Geheimnis über Haraldur mitteilt: er sei nämlich in eine Schwester des jetzigen Sýslumannes Laurentius verliebt gewesen und habe, als diese dann mit einem Studenten aus dem Elternhause entfloh und das Paar nicht allzuweit von seiner Höhle Aufenthalt genommen, den Mann erschlagen und das von ihm geliebte Weib in seine Höhle geschleppt, wo sie alsbald diesen Haraldur gebar und starb. Skugga-Sveinn und Ketill entfernen sich sodann von der Höhle, worauf sich an derselben Stelle Ögmundur und Haraldur einfinden. Haraldur erzählt, was er kürzlich Seltsames geträumt habe, und Ögmundur deutet den Traum dahin, daß sie nun bald alle gefangen werden würden; Skugga-Sveinn und Ketill würden ihre verdiente Strafe erleiden, Haraldur aber und vielleicht auch er selber die Freiheit erlangen; Haraldur würde überdies auch seine Liebste zum Weibe erhalten. Der junge Draußenlieger begibt sich hierauf zu einem Stelldichein mit Ásta, die mit ihren Angehörigen auf Moossuche ausgezogen ist und nicht weit von hier übernachtet. Skugga-Sveinn, wieder zurückgekehrt, legt sich schlafen und es erscheinen ihm Traumgestalten, die ihm sein nahes Ende ankündigen. Darüber erwacht er höchst beunruhigt und es dauert auch nicht lange, so werden die drei Draußenlieger von Laurentius und seinen Leuten sowie den beiden Studenten überfallen und nach kurzem Kampfe gefangen genommen. — Im 4. Akte führt uns der Dichter auf den „Moosberg“ (in wild-romantischer isländischer Hochgebirgsgegend), wo Sigurður und Ásta mit einem Knechte, einem alten gichtbrüchigen Weibe und dessen jungem Enkel den Tag über Moos gesucht haben und nun — es ist bereits Abend — in einem Zelte übernachten wollen. In den langen Gesprächen, die hier über allerlei Dinge geführt werden und zum Teile lebhaft an die Reden der beiden Kinder in Jónas Hallgrímssons Novellenfragment „Auf der Moossuche“*) erinnern, wird auch des Vorkommens von Draußenliegern gedacht. Ásta erkundigt sich bei ihrem Vater besorgt um das Schicksal, das diesen Leuten bevorstehe, wenn sie gefangen würden, und zeigt sich sehr betroffen über die

*) Vgl. meine „Isländischen Dichter der Neuzeit“, S. 367—379; sogar die Sage von dem gespenstigen „Stier des Thorgeir“, der seine geschundene Haut nachschleppt, kehrt hier im Drama wieder.

ihr erteilte Auskunft, daß sie alle gehängt werden sollen. Nachdem Sigurður dem Knechte aufgetragen, von Zeit zu Zeit vor dem Zelte Umschau zu halten, da die Luft hier gerade wegen in der Nähe hausender Draußenlieger nicht rein sei, ziehen sich alle zurück, um zu schlafen. Da erscheint Haraldur und bald darauf kommt Ásta aus dem Zelte und eilt in seine Arme. Haraldur erklärt, nicht mehr zu seinen Genossen zurückzukehren, er will in's Tal hinab und Ástas Mann werden. Das Mädchen warnt ihn vor ihrem Vater. Er aber glaubt an seinen Traum, will sich freiwillig gefangen nehmen lassen und wirft daher auch sein Schwert von sich. Durch das Gespräch der Beiden aufgeweckt, stürmen Sigurður und sein Knecht aus dem Zelte und ergreifen Haraldur. — Im letzten Akte wird über die Gefangenen Gericht gehalten. Skugga-Sveinn benimmt sich beim Verhöre frech und ungeberdig; Ketill ist kleinlaut und fürchtet sich vor dem Tode; beide aber wollen, daß auch Haraldur und Ögmundur gleich ihnen auf dem Galgen enden, und belasten diese durch lügenhafte Angaben. Schon scheint auch alle, trotz Ástas Beteuerung, daß Haraldur wenigstens unschuldig sei, das gleiche Los treffen zu sollen, als in einem alten Protokolle ein Brief gefunden wird, den Haralds Mutter kurz vor ihrem Tode geschrieben und Ögmundur schon früher einmal bei einem Bekannten eingeschmuggelt hatte. Dieser Brief enthält die schon oben mitgeteilte Aufklärung über die Herkunft des Haraldur und hat zur Folge, daß sowohl dieser wie auch Ögmundur freigesprochen werden und Haraldur auch Ásta zum Weibe erhält. Skugga-Sveinn und Ketill jedoch werden der verdienten Strafe zugeführt und enden auf dem Galgen. —

Es ist beinahe selbstverständlich, daß bei dem dramatischen Erstlingswerke eines Gymnasiasten auf Island von einem höheren Kunstwert nicht die Rede sein kann. Das Schauspiel, das am besten als ein Volksstück mit Gesang zu bezeichnen wäre, läßt denn auch in Bezug auf Komposition der Handlung und Ökonomie des Dialoges so ziemlich Alles zu wünschen übrig. Der Held des Stückes, wenn dies Skugga-Sveinn sein soll, was allerdings durch den Haupttitel der späteren Neubearbeitung unzweifelhaft gemacht wird, greift in die Handlung gar nicht ein. Von seinen früheren Untaten, seiner tragischen Schuld, falls gemeiner Raub und Mord als solche bezeichnet werden kann, erhalten wir nur nebenbei einige Kenntnis. Weder ihm noch seinem ähnlich gearteten Genossen Ketill können wir daher irgend ein höheres Interesse entgegenbringen. Haraldur und Ögmundur aber sind wohl sympathische Naturen, dagegen keine typischen Draußenlieger. Den eigentlichen Hauptinhalt des Stückes bildet denn auch viel mehr die Liebesgeschichte zwischen Haraldur und Ásta als das Leben und Treiben der Draußenlieger. Der dünne Faden

der Haupthandlung wird von allerlei nebensächlichen, nur zur Belustigung dienenden Episoden überwuchert. Ein schwerer Fehler der Komposition ist es auch, daß die Lösung des dramatischen Konfliktes schon früher verraten und die kommenden Ereignisse durch Träume angekündigt werden. Andererseits wirkt das Stück durch seine echt volksmäßigen Typen und mancherlei drastische Szenen recht unterhaltend. Da es außerdem einen beliebten einheimischen Sagenstoff auf die Bühne bringt, viel Lyrik enthält und überhaupt von einem starken dichterischen Hauch durchweht ist, so dürfen wir uns nicht wundern, daß es dem auf dem Gebiete der dramatischen Poesie wenig verwöhnten Geschmacke des isländischen Publikums vollauf entsprach und bei seiner Aufführung großen Beifall erntete. Dieser äußere Erfolg ist dem Stücke auch weiterhin treu geblieben. „Die Draußenlieger“ sind zum Lieblingsdrama der Isländer geworden, das von allen isländischen Stücken nicht nur auf Island, sondern auch in den isländischen Kolonien in Canada (Nordamerika) weitaus am öftesten — wohl einige hundert Male — aufgeführt wurde und dessen Sprache, Diktion und Stil sich den Leuten so sehr eingeprägt hat, daß eine große Anzahl von Sätzen und Repliken daraus zum Eigentum des ganzen Volkes geworden ist.

Das Drama ist in der angegebenen Fassung 1864 zu Reykjavík als Buch erschienen („Útilegumennirnir“, VIII + 112 S.); später hat es der Dichter einer ziemlich durchgreifenden Umarbeitung unterzogen und in dieser Form 1898 neu herausgegeben unter dem Titel „Skugga-Sveinn eða Útilegumennirnir“ (VIII + 145 S.).*) Die neue Bearbeitung ist der ersten Ausgabe gegenüber in mancher Hinsicht entschieden verbessert. Skugga-Sveinn hat hier menschlichere Züge erhalten und ist mehr in den Vordergrund der Handlung gerückt, allerdings nur insoweit, als er nun bei dem Sýslumanne selbst einbricht, und diesen dann noch zum Besten hält. Er und Ketill enden auch nicht auf den Galgen, sondern geben sich selbst den Tod in den Wellen eines nahen Flusses. Skugga-Sveinn ist auch sonst etwas besser charakterisiert. Ebenso entspricht jetzt das Charakterbild des Ögmundur mehr dem Typus eines Draußenliegers. Das ganze Stück erhielt überdies einen neuen, und zwar knapperen und theatralischeren Zuschnitt. Die Monologe wurden gekürzt, manche Szenen lustiger oder sonst wirksamer gestaltet, die früheren Rauhheiten gemildert oder ganz beseitigt, kurz: das Stück wurde kunstgerechter gemacht und verfeinert. Ein gutes Drama ist es deshalb doch nicht geworden und überdies hat es seine ursprüngliche Frische und Urwüchsigkeit zum großen

*) Es ist der Inhalt dieser Neubearbeitung und nicht der der ersten Ausgabe des Dramas, den Küchler in seiner „Dramatik“ S. 25—27 mitteilt.



Teile eingebüßt und ist matter geworden.*) — Trotz aller Mängel bilden aber Matthías Jochumssons „Draußenlieger" doch den Markstein für die neuere isländische Dramatik. Dieses Stück ist nicht nur das erste von fremden Vorbildern ganz unabhängige isländische Drama gewesen, sondern hat auch ganz außerordentlich auf die Isländer gewirkt und dadurch Andere zu dramatischen Schöpfungen angeregt.**)

Wir haben dem Erstlingsdrama Matthías Jochumssons aus den oben erwähnten literarhistorischen Gründen eine ausführlichere Besprechung gewidmet, als seinem künstlerischen Wert sonst zukommen würde, und wollen uns zunächst wieder etwas kürzer fassen.

Außer Matthías Jochumsson versuchten sich, durch die beiden oben genannten Männer aufgemuntert, noch andere Poeten der Lateinschule auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst. Kristján Jónsson, der von 1864 bis 1868 die Lateinschule besuchte,***) Valdimar Briem, der von der Schule 1869 abging, und Jón Ólafsson, der die Schule 1868 verließ — alle später als Lyriker hochgeschätzt — schrieben Stücke, die wohl in der Schule öfters aufgeführt wurden, jedoch ohne jegliche literarische Bedeutung waren. Nur Indriði Einarsson brachte es zu einem Erfolge mit einem dreiaktigen Schauspiel, „Nýársnóttin" d. h. Die Neujahrsnacht, das in den Osterferien 1870 gedichtet, am 27. Dezember 1871 zum ersten Male aufgeführt und 1872 zu Akureyri gedruckt wurde. Der junge, 1851 geborene Dichter war 1866 in die Lateinschule gekommen und hatte noch in diesem Jahre einer Aufführung der „Draußenlieger" beigewohnt, die auf ihn — wie er mir selbst gestand — einen mächtigen, unauslöschlichen Eindruck machte und wohl auch erst seine Lust an dem Theaterwesen und zu eigenem dramatischen Schaffen erweckte. Er wirkte dann bei allen Aufführungen der Schule mit, wo

---

*) Wie süßlich und kindisch ist z. B. die Szene zwischen Sigurður und seiner doch schon heiratsfähigen Tochter Ásta (im 3. Auftritt des 1. Aktes, S. 8—9), wo diese bitten will, daß sie auch mit auf die Moossuche gehen dürfe, der Vater aber ihre Bitte erraten soll. Sigurður frägt sie u. A.: „Was willst Du, liebes Kind! . . . Willst Du etwas haben? . . . Willst Du Zucker . . . oder einen Schilling?"

**) Holger Wiehe schreibt in der Einleitung zur dänischen Übersetzung von Indriði Einarssons Schauspiel „Schwert und Krummstab" S. 4, ganz unrichtig, „das erste isländische Schauspiel von einiger Bedeutung" sei Indriði Einarssons „Neujahrsnacht" (vgl. unten) gewesen. Dieser Irrtum entstammt wohl nur der falschen Angabe (ebendort S. 5), daß die erste Ausgabe der „Draußenlieger" im Jahre 1886 erschienen sei.

***) Ein dialogisiertes Scherzgedicht »Biðlarnir« (d. h. die Freier), das jedoch nicht als Drama gelten kann, sowie Gesänge aus vier ungedruckten Stücken von Kr. J. sind in dem Liederbuche (»Ljóðmæli« 1872, 2. Aufl. 1890) dieses Dichters abgedruckt

damals Stücke von Holberg und den oben genannten älteren Lateinschülern gespielt wurden, und gab wegen seiner kleinen Gestalt immer Mädchenrollen. Er lenkte auch bald die Aufmerksamkeit Sigurður Guðmundssons auf sich, der ihn zu dramatischen Arbeiten aufmunterte und in die Regeln der dramatischen Komposition u. s. w. einweihte.*) — Auch der „Neujahrsnacht“ liegen heimische Volkssagen zu Grunde, u. zw. Sagen von dem unsichtbaren Treiben der Elben in der Weihnachts- und Neujahrsnacht im Freien wie in den menschlichen Behausungen. Jón, ein Student und Sohn des Bauern Guðmundur liebt Guðrún und will sie heiraten. Es entsteht ihm jedoch ein Nebenbuhler in dem Bösewichte Þorlákur, dem es gelingt, die Verstoßung Jóns aus dem Hause seiner Zieheltern durchzusetzen. Da greift die Elbenkönigin ein und durch diese übernatürliche Vermittlung, wobei Þorlákur in die Hände der Elben fällt und von diesen mit Wahnsinn geschlagen wird, kommen die Liebenden wieder zusammen und ihrer Verbindung steht nichts mehr im Wege. (Vgl. die ausführliche Inhaltsangabe bei Küchler, Dramatik, S. 31—33.) Das Leben der Elben ist zumeist recht gut geschildert; aber es fehlt auch nicht an Entstellungen des Volksglaubens. Das Drama bekundet bereits das diesem Dichter eigene Gefühl für Bühnenwirksamkeit, weist jedoch außer geringer Sorgfalt in der Ausführung der Arbeit überhaupt auch mancherlei dramatische Gebrechen auf (lange Monologe, allzu häufiger Wechsel des Schauplatzes u. dgl.; ein Brief spielt auch hier die entscheidende Rolle). Das unterhaltende Stück mit seinem neuen Stoffe und trochäischen Versen fand lebhaften Beifall und wurde 70—80 Mal auf Island und in Canada gespielt.

Noch in der Lateinschule schrieb Indriði ein anderes fünfaktiges Schauspiel, „Hellismenn“ d. h. Höhlenmänner, das ebenfalls eine „Draußenlieger“-Sage behandelt und stark an Matthías Jochumssons „Útilegumennirnir“ erinnert. Diese Höhlenmänner sind achtzehn Schüler der Domschule zu Hólar,**) die wegen eines aus Übermut begangenen Verbrechens in die Wildnis entflohen, wo sie dann in der bekannten „Surtshöhle“ ihren Unterschlupf hatten.***) Auch in den „Hellismenn“ handelt es sich um die Bekämpfung der räuberischen Unholde und um das Liebesverhältnis zwischen einem

*) Briefliche Mitteilung Indriði Einarssons.

**) Da die Handlung nach Angabe des Dichters „spät im 14. Jahrhundert vor sich geht,“ die Domschule zu Hólar jedoch erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts (1553) gegründet wurde, liegt hier ein arger Anachronismus vor.

***) Vgl. diese auf Island populärste unter allen Draußenliegersagen — die sogenannte Hellismanna saga — in Maurers „Isländische Volkssagen der Gegenwart“, S. 269—275, und Jón Árnasons »Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri«, II. Band, S. 300—304.

Bauernmädchen und einem Höhlenmann. Die Sage selbst enthält jedoch keine dramatischen Motive. Die eigentliche Fabel des Stückes ist vom Dichter frei erfunden und hat folgenden Inhalt. Ein Bauerssohn zu Kalmanstunga, namens Guðmundur, der sich in die Bande der Höhlenmänner hatte aufnehmen lassen, um deren Tun und Treiben kennen zu lernen, von ihnen jedoch sehr schlimm behandelt wurde, entflieht aus der Höhle, und sein ganzes Streben ist nunmehr darauf gerichtet, diese Bande zu vernichten, teils aus Rache, hauptsächlich aber aus Ehrgeiz, um eine dominierende Stellung in seinem Heimatsbezirke zu erringen. Ihm zur Seite steht ein treuer Freund und Genosse, ein junger Bursch namens Gunnar. Wegen der Unentschlossenheit und Feigheit der zur Bekämpfung der Höhlenmänner aufgebotenen Bauern gelingt es diesen trotz zweimaliger guter Gelegenheit nicht, ihrer Herr zu werden; wohl aber konnte Gunnar eine solche Probe seiner Tapferkeit geben, daß Guðmundur in dem viel jüngeren Freunde einen gefährlichen Rivalen erblickt und beschließt, ihn aus dem Wege zu räumen. Um die Bauern zu einem energischeren Vorgehen anzutreiben, entwirft nun Guðmundur einen teuflischen Plan, den er auch ausführt. Er weiß, daß seine Pflegeschwester Guðrún, die er selbst heiraten wollte, einen Höhlenmann namens Eiríkur liebt, und erfährt auch von einem Stelldichein, das beide verabredet. Indem er nun Guðrún vorspiegelt, daß er ihr zur Flucht mit Eiríkur verhelfen wolle, überredet er sie, zu dieser Zusammenkunft in Männerkleidung und mit vermummtem Gesichte zu erscheinen. Dies geschieht. Aber mit Guðrún findet sich auch Guðmundur in Begleitung zweier gedungener Gesellen ein, gleich diesen vermummt, und macht Eiríkur glauben, daß er von seinen Höhlengenossen überrascht und angegriffen werde. Eiríkur ersticht nun Guðrún, die er für einen Höhlenmann hält, wirft das Schwert von sich und entflieht. Da nun das Schwert als Eiríkur gehörig erkannt wird, ziehen die höchst erbitterten Bauern sogleich unter Anführung Guðmunds und Gunnars zur Bekämpfung der Höhlenmänner aus, die ihnen nunmehr gelingt, nachdem sie jene im Schlafe überrumpelt und der von ihnen abgelegten Waffen beraubt haben. Nur Gunnar will nicht einen waffenlosen Mann bekämpfen und händigt daher dem Gegner dessen — sehr gefürchtetes — Schwert ein. Gleichwohl besiegt er ihn; aber auch er selbst wird schwer verwundet, jedoch von rückwärts und von keinem der Höhlenmänner . . . Diese finden alle den Tod bis auf Eiríkur, der entkommt und bald darauf als Mönch verkleidet mit Guðmundur zusammentrifft, ihm seine Verbrechen vor Augen hält, sonst aber kein Leid zufügt. In tiefer Beschämung und gemartert von Gewissensbissen ob seiner Schandtaten, bleibt Guðmundur allein auf der Szene zurück, und hiermit schließt auch das Stück.

Es bedarf keiner weiteren Worte, um das Unnatürliche in der verbrecherischen Handlungsweise Guðmunds und in den Umständen, unter denen die Ermordung Guðrúns erfolgt, besonders auseinanderzusetzen. Diese Unnatürlichkeit in der Fabel bildet auch die Hauptschwäche des Dramas. Im Übrigen ist die theatralische Mache nicht schlecht und eine Anzahl von Szenen ganz wirkungsvoll. Auch treten die Höhlenmänner selbst wiederholt in den Vordergrund der Handlung und die hervorragenderen Typen unter ihnen sind romantisch und interessant, so ihr Anführer „Valnastakkur" (d. h. Knochenrock, weil er ein Gewand aus Knöcheln trägt, so daß ihn kein Eisen angreift), dann „Fjögramaki" (d. h. der Viermännerstarke), Eirikur u. s. w. Auch das Leben und Treiben dieser verwegenen Draußenlieger, die sich z. B. nicht scheuen, im Angesichte ihrer Feinde der Messe in Kalmanstunga beizuwohnen, wird uns lebendig vor Augen geführt. Von den Isländern selbst wird am meisten die saloppe Sprache des Stückes getadelt; schlecht ist aber auch das Metrum der vielen, für ein volkstümliches Stück, das die »Hellismenn« doch sind, wenig passenden gespreizten Verse des Dialoges (fünffüßige Jamben, oft u. zw. fehlerhaft mit fünffüßigen Trochäen gemischt.) Doch auch technische Mängel finden sich darin genug, namentlich eine allzu große, ermüdende Breite, zu lange Monologe u. dgl. mehr. Die »Hellismenn« wurden zum ersten Male im Jahre 1873 und noch 15 Mal (zuletzt im Jahre 1894) in Reykjavik, sowie 4—5 Mal in Canada aufgeführt und haben auf das Publikum einen starken Eindruck gemacht.

Eine wirkliche literarische Bedeutung kann diesen Stücken Matthias Jochumssons und Indriði Einarssons trotz ihrer äußerlichen Erfolge nicht zuerkannt werden. Indriði Einarsson bekennt selbst, daß seine beiden ersten Stücke wohl „in Begeisterung, aber nicht mit Besonnenheit" geschrieben worden seien. Es waren eben G y m n a s i a s t e n - D r a m e n, und man muß sich nur wundern, daß es den Schülern gestattet war, öffentlich als Schriftsteller aufzutreten. Über diesen auch jetzt noch nicht beseitigten Unfug hat sich Benedikt Gröndal im Jahre 1870 mit folgenden Worten ausgesprochen: „Es ist uns von anderwärts als Reykjavik kein Beispiel bekannt, daß Schüler als Schriftsteller und damit als Lehrer des Volkes auftreten, bevor sie die Schule verlassen haben."*)

Wir werden uns mit der literarisch-dramatischen Tätigkeit Matthias Jochumssons und Indriði Einarssons später noch ausführlicher zu beschäftigen haben, wollen jedoch vorerst ganz kurz der gedruckten Stücke einiger

*) Gefn, I. Jahrg. S. 7; über die gleiche Ungehörigkeit in der Gegenwart vgl. denselben Autor in Eimreiðin, VI. Jahrgang, S. 79.



anderer Dramatiker gedenken, die nun da und dort auftauchten.*) Sie sind sämtlich literarisch bedeutungslos, aber doch immerhin beachtenswert als Zeugnisse für das jetzt auch außerhalb Reykjavíks erwachte Interesse an der dramatischen Dichtkunst und an theatralischen Aufführungen auf Island.

Da ist zunächst ein weiteres Draußenliegerstück zu verzeichnen, „Sigríður Eyjafjarðarsól" d. h. Sigríður, die Sonne des Eyjafjörður von dem Bauern Ari Jónsson (geb. 23. März 1833). Das fünfaktige Schauspiel (gedruckt zu Akureyri 1879) behandelt die Volkssage von der durch Draußenlieger entführten reichen Bauerntochter Sigríður in der Landschaft Eyjafjörður (im Nordviertel Islands), welche zugleich die schönste von allen Weibern war und deshalb die „Sonne von Eyjafjörður" genannt wurde.**) Der Dichter läßt aber gleichzeitig auch Elben in die Handlung eingreifen und operiert noch mit sonstigem Volksaberglauben wie Verzauberungen und Sagegeist (Maurer, Isländ. Volkssagen, S. 94). Den Nordviertlern Islands gefiel diese auch reichlich mit Versen ausgestattete Dramatisierung ihrer heimischen Volkssage sehr gut, und das an sich wertlose Stück wurde wiederholt, sowohl auf Island wie auch in Canada, aufgeführt.***) — Páll Jónsson, jetzt Volsschullehrer und Literat in Akureyri (auch kein schlechter Lyriker), verfaßte eine Anzahl dramatischer Arbeiten, von denen jedoch nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, ein in einem Kaufladen

---

*) Benedikt Gröndals aristophanische Komödie Gandreiðin, d. h. Der Hexenritt (1866), vom Dichter nur ironisch als „Trauerspiel in vielen Akten" bezeichnet, wie auch die in dramatischer Form den Tod und die Wiedergeburt der nordischen Götter behandelnde Dichtung Ragnarökkur, d. i. Die Götterdämmerung (1868) desselben Poeten können trotz ihrer dramatischen Form füglich nicht als Dramen angesehen werden. Sie waren von Haus aus nicht für eine szenische Darstellung bestimmt und daher auch nicht nach dramatischen Regeln abgefaßt. Man vgl. über diese beiden Dichtungen meine Isländischen Dichter der Neuzeit, S. 431.

**) Vgl. die betreffende Sage in Lehmann-Filhés' Übersetzung: Isländische Volkssagen, Neue Folge, S. 146—158, oder B. Kahle, Ein Sommer auf Island (Berlin, 1900) S. 195—201.

***) Von Ari Jónsson, einem sehr tüchtigen Bauern, der nur zu seinem Privatvergnügen Stücke schrieb und selber weder als Schriftsteller noch als Dichter gelten will, sind außer diesem Stücke sowie den zwei von Küchler erwähnten nicht gedruckten noch andere, von Küchler nicht beachtete, aufgeführt worden, so: »Oddur«, »Hermaður og Helga« (Der Krieger und H.), »Við Mývatn« (Beim Mývatn[-See]). Küchler bespricht auch zwei ungedruckte Stücke (»Yfirdómarinn« und »Hallur«) eines anderen bäuerlichen Dramatikers Namens „Tómás Jónsson" (soll heißen: Tómas Jónasson) und behauptet, sie seien bisher nicht aufgeführt worden. Wie mir jedoch Jón Borgfirðingur gelegentlich mitteilte, wurden sie oft »fram í Eyjafirði«, also zu Grund, Saurbær u. s. w. und bisweilen auch in Akureyri gespielt; vgl. auch die Zeitung »Stefnir« (Akureyri), III. Jahrg. 1895/96, S. 23.



spielendes einaktiges Singspiel in Versen „Strykið", d. h. Der Strich (den nämlich der Kaufmann in seinem Kontobuche über die Schuld eines Kunden macht) gedruckt erschienen ist (Reykjavík 1892).*) — Halldór Briem, Lehrer an der Realschule zu Möðruvellir, münzte in „Herra Sólskjöld" (Akureyri, 1892) eine politische Satire in dramatischer Form auf einen Sýslumann mit Beziehung auf eine in Hannes Finnssons Volksbuch „Kvöldvökur" befindliche Erzählung von einem herumziehenden Betteljungen, der in einem Stalle eingeschlafen war und träumte, daß er plötzlich ein großer und reicher Herr und Gebieter geworden sei, dann aber wieder im Stalle erwachte. Die Arbeit ist literarisch wertlos.**) Viel besser ist demselben Autor das 1901 in Reykjavík erschienene dramatische Charakterbild des „Ingimundur gamli" (d. h. Ingimundur der Alte), gelungen. Dieser Ingimundur war einer der ersten Besiedler Islands im Nordlande und ließ sich mit seinen Leuten im Vatnstale (in der Húnavatns-Sýsla) nieder. Von ihm handelt am ausführlichsten die schöne »Vatnsdæla saga«***). Der Dichter hielt sich sehr genau an den Bericht dieser Saga und hat stellenweise sogar einzelne Sätze aus den dort enthaltenen Gesprächen unverändert übernommen. Ingimundur war ein allzu gütiger und nachsichtiger Mann und büßte dafür sein Leben ein. Der blutige Tod des Helden und die blutige Rache an dem Übeltäter bilden die Hauptmomente der sonst wenig bewegten und wenig dramatischen Handlung. Das fernige, aber im Ganzen doch allzuknapp geratene Stück ist im Übrigen eine recht hübsche kleine Arbeit, wenn auch als Saga-Drama von keinem Belang.

Sehr beachtenswert sind auch zwei Volksstücke des Kaufmanns Þorsteinn Egilsson, deren Stoff dem ländlichen Gemeindeleben auf Island entnommen ist (Küchler ging mit Unrecht ohne Inhaltsangabe über sie hinweg). Das eine Stück,

---

*) Auch von Páll Jónsson sind außer »Strykið« und allen drei von Küchler aufgezählten und ungedruckten Stücken (»Saklaus og slægur«, »Skjaldvör tröllkona« und «Happið«), wie mir der Autor schreibt, noch andere (fünf) aufgeführt worden, nämlich: »Ekki eru allar ferðir til fjár,« d. h. Nicht alle Handelsreisen sind einträglich (3 Akte); »Jeg vil ekki giptast,« d. h. Ich will nicht heiraten (1 Akt); »Föðurlands elskan,« d. h. Die Vaterlandsliebe (2 Akte); »Tárið«, d. h. Die Träne (2 Akte), »Slúðrið,« d. h. Das Geschwätz (1 Akt).

**) Vgl. auch die Zeitung »Norðurljósið« (Akureyri), Jahrg. 1892, S. 4. — An derselben Stelle wird über zwei andere Dramen Halldór Briems, »Villan og brekkirnir« und »Bónorðið«, berichtet, von denen das letztgenannte in den Neujahrsferien in Möðruvellir zur Aufführung gelangte. Küchler erwähnt keines von beiden.

***) Vgl. die treffliche deutsche Übersetzung dieser Saga von Dr. Heinrich von Lenk: „Vatnsdäla saga", d. i. die Geschichte der Bewohner des Vatnsdal (auf Island) um 890—1010 n. Chr." (Reclams Universalbibliothek 3035, 3036.)



„Prestskosningin“, d. h. Die Pfarrerswahl, Schauspiel in drei Akten (Reykjavík, 1894) ist eine Satire auf die Unzukömmlichkeiten, die das neue Pfarrerwahlgesetz mit sich brachte. Früher ernannte der Bischof gewöhnlich den würdigsten Bewerber; jetzt wird von den stimmberechtigten Mitgliedern der zu einem Pfarrsprengel gehörigen Gemeinde zumeist derjenige Kandidat gewählt, der mit der Tochter des maßgebendsten Gemeindemitgliedes verlobt ist oder diesem andere persönliche Vorteile zu bieten verspricht. In dem Stücke handelt es sich um einen solchen mit allerlei unlauteren Mitteln geführten Wahlkampf zweier Gemeindematadoren, aus dem der zukünftige Schwiegersohn des einen nur mit einer Stimme Majorität als Sieger hervorgeht. Und diese eine Stimme hat er mittelbar einer krepierten scheckigen Kuh zu verdanken. Das zweite Stück, „Útsvarið“, d. h. Die Kommunalsteuer (in den isländischen Zeitungen auch „Sveitaútsvarið“, „Útsvarskæran“ und „Sýslunefndin“ genannt), in drei Akten (Reykjavík, 1895) hat folgenden Inhalt. Einem wohlhabenden Bauern, Jón, ist vom Gemeindeausschuß die Armensteuer um 10 Kronen erhöht worden, u. zw. zufolge eines in redlichster Absicht gestellten Antrages eines anderen begüterten Bauern, Namens Geir, dessen Sohn die Tochter Jóns heiraten sollte. Wegen dieser Steuererhöhung ist nun Jón geradezu lächerlich aufgebracht und gegen Geir so feindselig gesinnt, daß er auch von der Heirat der jungen Leute nichts mehr wissen will. Das gespannte Verhältnis zwischen den früheren Freunden sucht nun ein anderer, kleiner Bauer, der für seinen tölpelhaften Sohn um die Tochter Jóns freien und außerdem ein unlauteres Geldgeschäft machen möchte, zu seinem Vorteile auszunützen und reizt deshalb durch lügenhaften Tratsch Jón noch mehr gegen Geir auf. Da jedoch auf Jóns Einschreiten der Bezirksausschuß die Steuererhöhung annulliert, kommt Jón wieder zur Besinnung und söhnt sich mit Geir aus. Die falsche Freundschaft des Dritten wird entlarvt und die ursprünglich geplante Heirat kommt nun rasch zustande. Der Schwerpunkt des (wiederholt aufgeführten) Stückes liegt im zweiten Akte, in dem die Sitzung des Bezirksausschusses vorgeführt wird. Einige Typen unter den Ausschußmitgliedern sind ganz köstlich. Der Dichter hat überdies den guten Einfall gehabt, zu diesem Akte eine Variante zu verfassen, die abwechselnd mit der anderen Fassung zu spielen ist. Seine Absicht, die Tätigkeit der isländischen Bezirksausschüsse und ähnlicher Gemeindekorporationen zu parodieren, ist ihm recht gut gelungen. Im Übrigen sind beide Stücke viel zu arm an Handlung und allzu reich an Reden. —

Wir kehren nun wieder zu Matthias Jochumsson zurück, der bis auf die neueste Zeit der Lieblings-Dramatiker der Isländer geblieben ist. Matthias Jochumsson, jetzt 68 Jahre alt und resignierter Pastor, hat

sich, seitdem er die Lateinschule verlassen, einen bedeutenden Ruf als einer der besten Lyriker Islands erworben (man vgl. meine „Isländischen Dichter der Neuzeit", S. 440—444 und 460—466, wo auch die biographischen Daten über diesen trefflichen Poeten mitgeteilt sind). Doch bekundete der erfolgreiche Verfasser der „Draußenlieger" auch weiterhin eine starke Vorliebe für die dramatische Dichtung. Er ging seither besonders fleißig bei Shakespeare in die Schule, dessen Macbeth, Hamlet, Othello und Romeo und Julie er ins Isländische übersetzte.*) Doch schrieb er selbst nur gelegentlich dramatische Kleinigkeiten, die auf eine höhere literarische Bedeutung keinen Anspruch erheben. Wir wollen diese Stücke, da sie auch gedruckt vorliegen, hier kurz erwähnen. Aus dem Jahre 1875 stammt ein einaktiges Spiel „Hinn sanni þjóðvilji", d. h. Der wahre Volkswille, das zu Weihnachten desselben Jahres von den Lateinschülern zum erstenmale aufgeführt worden und 1898 zu Reykjavík gedruckt erschienen ist. Der kurze Inhalt dieses Stückes, das man weder mit dem Dichter ein Schauspiel, noch gar mit Küchler eine Posse nennen kann, besteht darin, daß der Redakteur eines neugegründeten Blattes, „Der Volkswille", nach einander den Besuch von vier Männern erhält, von denen ihm jeder seine Ansicht über den wahren Volkswillen bekannt gibt und allerlei Nonsens vorschwätzt, bis er vor Ermüdung einschläft, worauf die Personifikation Islands in der Gestalt der „Fjallkona" (Bergfrau) erscheint, um ihre Meinung über das wahre Wohl des Landes auszusprechen, was in sehr schönen — bereits auch aus dem Liederbuche des Dichters bekannten — Versen geschieht. Im Jahre 1875 schrieb Matthías J. auch ein dreiaktiges vaudeville-artiges Stück „Vesturfararnir", d. h. Die Amerikafahrer, das ebenfalls 1898 zu Reykjavík als Buch erschien. Hier wird nicht ohne Humor einerseits der Humbug der Auswanderungsagenten, anderseits die Auswanderungssucht der Isländer gegeißelt. Durch das Hauptthema zieht sich der Faden eines Liebesverhältnisses zwischen dem Sohne einer Witwe, der im Lande bleiben, und der — vermeintlichen — Tochter eines schon zur Auswanderung bereiten Mannes, die dem Vater nach Amerika folgen soll. Es kommt jedoch nicht zu der von beiden Teilen so sehr gefürchteten Trennung, da sich der Vater des Mädchens kurz vor der Abfahrt des Schiffes — ein Bein bricht! Das Stück ist besser aufgebaut, jedoch weniger poetisch und volkstümlich als die „Draußenlieger", wurde aber doch gegen 60 Mal aufgeführt. — Mehr literarisches Gepräge trägt „Helgi hinn magri", d. h. Helgi der Magere, „dramatische Szenen oder Sagaspiel in vier Akten" (erschienen 1890 zu Reykjavík), gedichtet zur Feier der tausendjährigen Besiedelung des vom inneren Ende des Eyjafjörður südwärts

*) Stücke von Shakespeare übersetzten ins Isländische auch Steingrímur Thorsteinsson (König Lear) und Eiríkur Magnússon (Der Sturm).



sich erstreckenden langen und breiten, dabei vielfach verzweigten Tales, in dem sich ursprünglich Helgi der Magere mit seiner ganzen zahlreichen Familie und Verwandtschaft niedergelassen hatte. Das Stück führt denn auch — mit freier dichterischer Ausschmückung — eine Reihe loser, doch recht farbiger und lebhafter Bilder aus der Geschichte der ersten Besiedelung des erwähnten Landstriches durch Helgi den Mageren und seine Sippe vor. Eine Liebesgeschichte zwischen Auðun, dem Pflegesohn, und Helga, einer Tochter Helgis, bildet einen wohltuenden romantischen Einschlag in den historischen Stoff. Das Stück wurde vom Dichter, wie er selbst bemerkt, aus dem Grunde als „dramatische Szenen" bezeichnet, „weil es kein vollendetes Saga-Drama oder Kunstwerk ist"; es erweist sich jedoch in beiderlei Hinsicht nicht nur nicht als vollendet, sondern im Ganzen, wie in vielen Einzelheiten als verfehlt und mißlungen. Für die isländische Literaturgeschichte ist „Helgi der Magere" nur insoferne nicht ohne Interesse, als hier der erste Versuch eines Saga-Dramas vorliegt und überhaupt die ersten Anfänge des geschichtlichen Dramas auf Island zu erblicken sind. Das Stück wurde aus dem erwähnten Anlasse im Jahre 1890 in Akureyri zum erstenmale aufgeführt und auch später noch öfter gespielt.

Ein historisches Drama in größerem Stile bot dann Matthias Jochumsson in seinem 1900 zu Ísafjörður erschienenen Drama „Jón Arason", welches das tragische Ende des letzten katholischen Bischofs auf Island behandelt. Der Stoff konnte nicht glücklicher gewählt werden und hat auch schon andere Dichter begeistert, so z. B. den norwegischen Pastor Kristofer Janson, der ebenfalls einen „Jón Arason" (Syrgespil i 5 Akter, Bergen, 1867; in westländischem Landsmaal) geschrieben hat.

Der geschichtliche Vorgang war in Kürze folgender: König Christian III. von Dänemark, zu dem Island schon damals gehörte, hatte beschlossen, Luthers „Religionsverbesserung" auch dem fernen „Eislande" aufzuzwingen, und sandte deshalb 1538 den beiden isländischen Bischöfen zu Skálholt (für das Südland) und zu Hólar (für das Nordland) die Bugenhagen'sche Kirchenordnung, durch die nicht nur der neue Glaube eingeführt, sondern auch die alten Kirchenrechte des Landes aufgehoben werden sollten. Den bischöflichen Stuhl zu Skálholt hatte seit 1521 Ögmundur Pálsson (geb. um 1462) inne. Dieser war ein glaubensfester und gewissenhafter Seelenhirt, jedoch damals bereits hochbetagt, blind und altersschwach. Bischof für das Nordland war seit 1524 Jón Arason (geb. 1484), ein ebenso eifriger Katholik wie feuriger Patriot, zugleich der beste isländische Dichter seiner Zeit, aber auch rachsüchtig, von weltlicher Machtbegier und kriegerischer Unternehmungslust erfüllt und in sittlicher Hinsicht nicht unbemakelt, denn er nahm, sowie er zum Priester geweiht

war, eine Konkubine zu sich, mit der er bis zu seinem Tode lebte und sechs Kinder (vier Söhne und zwei Töchter) hatte. Die beiden Kirchenfürsten hatten einander anfangs befehdet, da Ögmundur gern einen Priester seiner Diözese auf dem Stuhl von Hólar haben wollte. Sie erschienen sogar 1526 mit starken Streitkräften auf dem Althing, um hier wie weltliche Häuptlinge gegen einander zu kämpfen, und es wäre auch zu einem Kampfe gekommen, hätten sich nicht die vornehmsten Teilnehmer am Thinge ins Mittel gelegt und die Bischöfe zu überreden vermocht, den Zwist durch je einen Mann aus ihrer Streitmacht in einem Zweikampf austragen zu lassen. In diesem Zweikampfe — dem letzten, der am Althinge stattgefunden hat — unterlag der Mann Jón Arasons. Die bischöflichen Gegner versöhnten sich dann bald angesichts der Gefahr, die dem Katholizismus durch die rasche Ausbreitung der Lehre Luthers in den nordischen Ländern auch auf Island drohte, und sie setzten daher der ihnen aufgedrungenen königlichen „Ordinanz" energischen Widerstand entgegen. Wegen seiner Gebrechlichkeit ließ jedoch Ögmundur schon 1539 einen jüngeren Geistlichen namens Gizur Einarsson, dem er ein großes Vertrauen schenkte, zu seinem Nachfolger als Bischof wählen. Dieser war aber schon damals im Geheimen Lutheraner und machte nun als Bischof kein Hehl mehr aus seiner Gesinnung. Inzwischen hatte der Stellvertreter des dänischen Statthalters, Dietrich von Minden, das Kloster zu Videy (im Südlande) mit Gewalt genommen und plündern lassen, und er wollte in gleicher Weise auch mit zwei anderen Klöstern verfahren, wurde aber, da er auf dem Wege dahin Ögmundur schwer kränkte, von Leuten des Bischofs getötet (1539). Nun schickte Christian III. 1541 zwei Kriegsschiffe mit einem Vertrauensmann nach Island, der Ögmundur wegen der Ermordung Dietrichs von Minden zur Rechenschaft ziehen, Steuern von der Geistlichkeit einheben und die Durchführung der Reformation betreiben sollte, und zwar zunächst im Südlande, wo ja aus dem erwähnten Grund weniger Widerstand zu erwarten war. Bischof Ögmundur wurde — durch den schmählichen Verrat Gizurs — gefangen genommen, nach Dänemark überführt und in ein Kloster gesperrt, in dem er 1542 starb. Das Südland mußte sich nun der Gewalt beugen und trat formell zum Luthertum über. Gizur aber ging mit größter Energie ans Werk, um in seinem Bistum die Reformation so gründlich als möglich durchzuführen, starb jedoch schon 1548. Jón Arason, der bisher ziemlich ruhig geblieben war, hielt jetzt die Vorgänge im Südlande und den Bischofswechsel in Skálholt für einen geeigneten Anlaß, um den katholischen Glauben in diesem Bistum wieder herzustellen und zugleich auch das dänische Joch überhaupt abzuschütteln. Die Lutheraner wählten hier nach Gizurs Tode Marteinn Einarsson, die Katholiken den Abt Sigurður des Klosters

Þykkvibær zum Bischof von Skálholt. Marteinn und Sigurður begaben sich zur Bestätigung der Wahl durch den König nach Kopenhagen und bestellten jeder für sich einen Bistumsverweser während ihrer Abwesenheit vom Lande, Sigurður den Bischof Jón Arason, Marteinn den Geistlichen Árni Arnórsson, dem er als Ökonomen einen anderen Geistlichen, den tüchtigen Jón Bjarnason und außerdem zur Unterstützung des letzteren seinen Bruder Pjetur, sowie seinen Schwager Daði Guðmundsson beigab. Jón Arason wollte sich schon jetzt des südländischen Bischofssitzes mit Waffengewalt bemächtigen, ließ es jedoch wegen der dreifachen Übermacht seiner Gegner Jón Bjarnason und Daði Guðmundsson nicht zum Kampfe kommen. Von den beiden gewählten Bischöfen erhielt natürlich Marteinn die königliche Bestätigung; zugleich aber wurde Jón Arason in die Acht erklärt. Beiläufig um diese Zeit (1548) erhielt jedoch Jón Arason ein Breve des Papstes Paul III., worin seiner Glaubensstärke und Entschiedenheit alle Anerkennung gezollt wurde. Es sollte gleichsam der Abschiedsgruß des Papsttums an das bis dahin katholische Island sein. Von freudiger Rührung übermannt, verkündete der Bischof feierlich: „Ich will lieber sterben, als dem Papste untreu werden!“ Mit verstärktem Eifer ging er nun an die Ausführung seiner Pläne und ließ zunächst durch seine Söhne Ari und Björn den lutherischen Bischof Marteinn und dessen gewesenen Verweser Árni Arnórsson gefangen nehmen und zu Hólar in Gewahrsam bringen. Er blieb auch furchtlos, als im Frühjahre 1550 Laurentius Mule als Statthalter nach Island kam mit dem Befehl des Königs, ihn zu verhaften. Jón Arason begab sich vielmehr jetzt mit seinen beiden Söhnen und einer bedeutenden Streitmacht nach dem Althing und gewann hier die Oberhand über die dänischen Beamten und ihren Anhang. Dadurch gelangte er auch in den Besitz des südländischen Bistums, so daß er nun beide Bistümer in der Hand hatte und kurze Zeit hindurch wirklich der Alleinherrscher über Island war. Im Gefühle seiner Macht wollte der Bischof zunächst seinen ärgsten Feind Daði Guðmundsson maßregeln und zog mit seinen Söhnen und geringer Mannschaft gegen diesen aus, wurde aber in einem Gefechte zu Sauðafell von Daði geschlagen und samt seinen Söhnen gefangen genommen. Daði verständigte sogleich den Stellvertreter des Statthalters, den dänischen Schreiber Kristian, von diesem Vorfalle, und die vornehmsten Gegner des Bischofs berieten nun lange, was mit den Gefangenen zu geschehen habe. Man wollte sie bis zum nächsten Althinge in Gewahrsam halten und von diesem aburteilen lassen; allein auf den Rat Jón Bjarnasons beschloß man, sie ohne gerichtlichen Prozeß aus dem Leben zu schaffen. Daraufhin wurden sie am 7. November zu Skálholt enthauptet. — Ist auch Jón Arason nicht von einem abenteuerischen,

ja räuberischen Zuge und anderen Fehlern freizusprechen, so erscheint er in seinem Glaubenseifer und in seiner Vaterlandsliebe doch als eine sympathische Heldengestalt und die bedeutendste Persönlichkeit in der Geschichte Islands nach der ruhmreichen Zeit seiner staatlichen Freiheit. Das isländische Volk hat ihm denn auch bis auf den heutigen Tag ein verehrungsvolles Andenken bewahrt, und die vornehmsten Geschlechter Islands sehen es noch als eine Ehre an, zu den Nachkommen dieses alten Skalden und Bischofs zu gehören. Auch tritt noch heute bei kirchlichen Festlichkeiten der lutherische Bischof Islands in einem kostbaren, goldgestickten Mantel auf, der ein Geschenk des Papstes an den letzten katholischen Bischof Islands gewesen sein soll.*)

Das Drama beginnt mit der Ergreifung des aus der Haft zu Hólar entwichenen lutherischen Bischofs Marteinn, der nun wieder dahin zurückgebracht wird. Im Hause Jón Arasons lernen wir zunächst einige Mitglieder der bischöflichen Familie kennen, so: Helga, des Bischofs tüchtige „Frau", die dem gefangenen Marteinn wegen seiner Frömmigkeit und Würde die sorgsamste Behandlung zuteil werden läßt, Þórunn, eine Tochter des Bischofs, von der kriegerischen Sinnesart ihres Vaters und erbitterte Feindin Marteins und seiner dänischen wie isländischen Anhänger; ferner einen Sohn des Bischofs, den früheren „Gesetzesmann", Ari, der immer und überall das Gesetz befolgt wissen will und daher nicht mit allen Unternehmungen seines Vaters einverstanden ist. Er bekommt deshalb auch bissige Vorwürfe von seiner Schwester zu hören, die ihn außerdem verhöhnt, indem sie ihm, während er ermüdet für einige Augenblicke eingeschlummert ist, einen weiblichen Kopfputz aufsetzt und den Schlüsselbund der Hausfrau in die Hand legt. „Dein blutiger Spott bedeutet unser Aller Blut!" ruft er hierauf entrüstet seiner Schwester zu. Aber von nun an will er seinem Vater im Leben und im Tode treu zur Seite stehen. Bald kommt der Bischof selbst in vollem Ornate, mit Inful und Stab vom Gottesdienste aus der Domkirche, umgeben von seinen Söhnen Ari und dem kampfeslustigen Priester Björn sowie einigen Häuptlingen des Nordlandes. Im Gespräche mit diesen rühmt sich Jón, daß er nun ganz Island beherrsche, und betont, daß noch kein Isländer zu Höherem berufen worden sei; doch stehe er jetzt am Scheidewege und wisse

*) Vgl. über Jón Arason besonders: »Biskupa sögur«, II. Bd. (Kopenh. 1878), S. 315—596, wo sich auch die erhaltenen Gedichte dieses Bischofs abgedruckt finden; ferner: Jón Egilssons »Biskupa-annálar« in »Safn til sögu Íslands og íslenzkra bókmenta að fornu og nýju«, I. Bd. (Kopenh. 1856), S. 29—117. Die beste Bearbeitung der Lebensgeschichte Jón Arasons gab Jón Espólín in seinen »Íslands árbækur« (Kopenh. 1821—1855) 3. und 4. Teil. Kürzere aber gute Lebensbilder schrieben Fr. Hammerich in »Folkekalender for Danmark 1863« (S. 66—78) und C. Rosenberg in »Nordisk Tidsskrift« (Kopenh. 1876) 2. Bd. S. 68—125.



nicht, was die Zukunft bringen werde, da er ja vom König in Acht erklärt wurde. Er sei jedoch fest entschlossen, die alten Gottes- und Landesrechte gegen „die dritten Rechte“, welche die Dänen einführen wollten, zu verteidigen. Er wolle darum mit 400 Mann zum Althing ziehen und fordere seine Getreuen auf, ihm hiebei Gefolgschaft zu leisten. Alle jubeln ihm zu und versprechen ihm Treue und Unterstützung, auch Ari, der jedoch mit allem Nachdrucke davor warnt, den Boden der alten Landesgesetze zu verlassen. Zu dem Gelage, das der Bischof inzwischen veranstalten ließ, wird auch Marteinn beigezogen und bei dieser Gelegenheit mit allerlei Hohn und Demütigung bedacht. Jón Arason erklärt, daß sich in ihnen beiden der alte und der neue Glaube, die Bischofsgewalt und die Königsgewalt, das alte und das neue Island gegenüberstehen. Marteinn aber findet den Unterschied zwischen ihnen in der Herrschsucht des Einen und Demut des Anderen. Mit einem muntern Liedlein auf den bevorstehenden Ritt zum Althing schließt der erste Akt. — Der zweite Akt führt uns die Ereignisse am Althing vor. Der dänische Statthalter Mule mit seinem Stellvertreter, dem Schreiber Kristian, und angesehene Südländer, wie der an Stelle Aris vom König zum „Gesetzesmann“ für den Süden und Norden Islands bestellte Ormur Sturluson, der Sýslumann Daði Guðmundsson, Pjetur Einarsson, der Bruder, und Jón Bjarnason, der geistliche Stellvertreter des gefangenen Bischofs, sowie noch andere Sýslumänner und Bauern finden sich auf dem Thingplatze ein, um das Althing zu konstituieren. Die meisten Südländer blieben jedoch fern, so daß nicht genug Mannschaft vorhanden ist, um die anrückende Übermacht Jón Arasons abzuwehren. Die beiden Dänen wüten und verlangen Verstärkung; die südländischen Mitglieder der Versammlung sind unentschlossen und kleinlaut, insbesondere auch der „Gesetzesmann“ Ormur. Die Bischofssöhne Björn und Ari treiben denn auch, nachdem Ormur in feiger Furcht sein Amt als „Gesetzesmann“ niedergelegt, die Versammlung auseinander, worauf Jón Arason selbst erscheint und von den Nordländern zum Vorsitzenden des Althings erwählt wird. Der Bischof eröffnet die Verhandlungen mit einer zündenden Ansprache und überträgt sodann die Leitung des Things seinem Sohne Ari, welcher der immerhin auch von einigen Südländern besuchten Versammlung vorschlägt, daß alle Isländer sich zusammenschließen und einander eidlich verpflichten mögen, die Verteidigung ihrer Landesrechte auf die einzige Grundlage des „alten Paktes“ zu stellen, den das Land seiner Zeit mit dem norwegischen Könige geschlossen habe, zur Beratung der Streitigkeiten bezüglich des Glaubens und der Kirchenrechte aber eine Generalsynode für das ganze Land einzuberufen. Bevor jedoch Ari seine Rede beenden kann, eilt der Bischof in weißem Panzer,

einen goldroten Helm auf dem Haupte und das Schwert schwingend herbei und verkündet der Versammlung, daß die dänische Partei den Thingfrieden gebrochen habe und den Thingplatz zu beschießen beginne. Nun stürzen die Nordländer fort zum Kampfe und im Lärm der Schüsse und Geschrei der Kämpfer schließt der zweite Akt. — Der dritte Akt spielt zu Skálholt, wo Jón Bjarnason noch als Vermögensverwalter des Bistums das Kommando führt und die südländischen Machthaber mit Ausnahme Mules, der nach der Niederlage auf der Althingstätte das Land verlassen und den Schreiber Kristian zu seinem Vogte eingesetzt hatte, versammelt sind, um über die Verteidigung des Bischofssitzes gegen den mit seinen 400 Mannen anrückenden Jón Arason zu beraten. Dieser sendet ein Schreiben, worin er ankündigt, daß er und sein Sohn Björn, der zum Verweser des südländischen Bistums erwählt worden sei, in Skálholt Visitation abhalten werden und Jeder, der ihnen dabei ein Hindernis in den Weg lege, mit dem Kirchenbanne belegt werden soll. Man läßt ihm höhnisch sagen, daß er nur kommen möge, muß jedoch zugleich sehen, wie die zwölf vornehmsten Geistlichen der Domkirche zu ihm übergehen, der bereits die Befestigungen von Skálholt besetzt hat. Jón Bjarnason erhält hierauf auch einen Brief von Marteinn, der sich als Gefangener im Gefolge des Bischofs befindet und in diesem Schreiben eindringlich bittet, nicht zu schießen und Skálholt ohne Kampf zu übergeben, da Jón Arason beschlossen hätte, ihn in die erste Reihe der Stürmenden zu stellen und allen Schüssen auszusetzen. Jón Arason tritt alsbald selbst, begleitet von seinem Gefolge, unter die Versammelten, läßt alle Ausgänge besetzen und erklärt die Gegner als Gefangene. Jón Bjarnason übergibt angesichts der überlegenen Waffengewalt und auf dringendes Flehen Marteins die Schlüssel. Hitzige Gespräche werden geführt, namentlich zwischen dem dänischen Vogte und Jón Arason, der im gereizten Übereifer den Befehl erteilt, die in der Domkirche beigesetzte Leiche des früheren lutherischen Bischofs Gizur auszugraben und im Friedhofe beizusetzen. Über das Loos der Gefangenen und die Ordnung der Angelegenheiten des Skálholter Bistums läßt er aber die vornehmsten Geistlichen der Domkirche entscheiden, die nun keine anderen sind als die erwähnten Überläufer. Als Ergebnis ihrer Beratung wird ein Dokument ausgefertigt, worin — bis zur endgültigen Entscheidung durch das nächste Althing — die geistliche Verwaltung des Bisthums Jón Arason und dessen Sohn Björn übertragen, Jón Bjarnason aber sein Amt als Vermögensverwalter gelassen und Marteinn in Freiheit gesetzt wird. Kristian weigert sich jedoch, dieses Dokument mit seiner Unterschrift zu versehen und eilt unbehindert davon. Auch die übrigen Gefangenen dürfen frei den Bischofshof verlassen — selbst

Daði, dem nur die Bedingung gestellt wird, sich später an einem bestimmten Tage bei sich zu Hause vor dem Bischof seiner feindseligen Handlungen wegen zu verantworten und zu seinem alten Glauben zurückzukehren. Hierauf stimmt Jón Arason einen Siegesgesang an, mit dem dieser Akt schließt. — Vierter Akt. Jón Arason ist mit seinen Söhnen nach Hólar zurückgekehrt und trifft Vorbereitungen, um den Erzfeind Daði noch vor dem für seine Verantwortung festgesetzten Termine zu überrumpeln und unschädlich zu machen, zumal Gerüchte schwirren, daß Daði selbst Mannschaft sammle um gegen den Bischof auszuziehen und ihn gefangen zu nehmen. Helga zeigt sich sehr besorgt über den Ausgang dieses neuen Unternehmens und bemüht sich vergeblich, den noch immer kampflustigen Bischof davon abzuhalten. Jón Arason spricht jedoch neuerdings mit blinder Begeisterung von seiner „Berufung“, die ihn unwiderstehlich mache, und in diesem Wahne zieht er nun aus, obgleich ihm diesmal nur wenig Mannschaft zur Verfügung steht. In der Kirche zu Sauðafell finden wir Jón Arason wieder. Er steht mit den Chorhemd bekleidet und mit dem Inful auf dem Haupte vor dem Altar, nimmt ein Marienbild in die Hand, singt das „O sanctissima“ und bittet die heilige Gottesmutter um ihren Beistand. Hierauf erscheinen seine beiden Söhne, um ihn über die Vorgänge draußen zu unterrichten. Die Meldungen lauten schlimm genug. Nach kurzem Kampfe stürmt Daði die Kirche und befiehlt, den Bischof gefangen zu nehmen. Weil dieser jedoch die Inful trägt, wagt es niemand Hand an ihn zu legen. Da hebt Daði mit seinem Speer die Inful vom Haupte des Bischofs und „nun ist Jón Arason besiegt“, wie Daði triumphierend ausruft. — Der fünfte Akt beginnt mit einer Beratung der Feinde Jón Arasons in Skálholt über die Vorkehrungen, die bezüglich der Gefangenen zu treffen seien. Nach den Gesetzen des Landes dürfen sie nur durch das Althing gerichtet werden, das sich jedoch erst im nächsten Sommer wieder versammelt. Daher handelt es sich zunächst darum, wer die Gefangenen bis dahin in Gewahrsam halten soll. „Das Beil und die Erde“, wirft Jón Bjarnason kurz und dumpf hin. Trotz des Protestes einiger Mitglieder der Versammlung gegen eine solche Gesetzesverletzung befiehlt der dänische Vogt Kristian ihre Hinrichtung auf seine Verantwortung. Doch wird Jón Arason vor der Verkündung des Urteiles die Möglichkeit geboten, seine Freiheit zu erlangen, wenn er schwört, sich dem König und dessen Kirchenordonanz zu unterwerfen, sowie auch an seinen Feinden nicht Rache zu nehmen. Er aber weist diese Bedingungen schroff zurück und sieht nun, wohl enttäuscht über diese Berufung, jedoch ergeben in Gottes Willen, dem Tode entgegen. Auch Ari verzichtet auf eine Begnadigung und will lieber mit dem Vater sterben; Björn hingegen wird eine Begnadigung gar

nicht angeboten. Mutig schreitet Jón Arason zum Richtblocke, während über der Hekla im Hintergrunde ein blutigroter Lichtschein sichtbar wird, der schlimmes Unheil ankündigt, und aus der Domkirche die düsteren Klänge des „Dies irae“ erklingen.

Das Drama hält sich, wie man sieht, ziemlich genau, ja vielleicht allzu sklavisch, an die historischen Quellen. Diese geschichtliche Treue gewährte wohl dem Dichter den Vorteil, daß ihm die regelrechte dramatische Entwicklung seines Stoffes schon durch den Verlauf der vom Helden selbst herbeigeführten Ereignisse gegeben war; sie hat jedoch im vorliegenden Falle den Nachteil, daß sie dem Helden keinen ebenbürtigen persönlichen Gegner gegenüber stellen kann; denn die von Jón Arason so energisch bekämpften Gewalten: die Königsmacht und der neue Zeitgeist waren damals auf Island durch schwächliche oder unwürdige Personen vertreten. Hier hätte der Dichter gut daran getan, von der erlaubten poetischen Freiheit selbstschöpferischer Gestaltung Gebrauch zu machen. Es ist ihm ja auch gelungen, aus manch anderen schwankenden Gestalten, unklaren Situationen und dürftigen Angaben in seinen geschichtlichen Quellen ausgeprägtere Typen und bewegte Szenen zu formen, und mehrere ganz frei erfundene episodische Personen, wie ein landstreichender Klosterbruder und die (nach dem Muster Shakespeares) bloß zur Erheiterung des Publikums auftretenden Bettelweiber zählen zu den besten Figuren des Dramas. Was die Charakteristik der Hauptpersonen betrifft, so sind diese — mit Ausnahme Jón Arasons selbst — im Ganzen etwas zu dürftig gekennzeichnet; doch hat der Dichter dafür in Helga und Þórunn ganz prächtige Frauengestalten geschaffen; auch der sonst so unsympathische dänische Polterer Kristian ist ein gut gelungener Typus seiner Art. Zu den Vorzügen dieses Dramas zählen manche sehr wirkungsvolle Szenen sowie der meist kernige, oft wuchtige oder schneidige Dialog, der nur nach den verschiedenen Personen auch in der Ausdrucksweise hätte schärfer differenziert werden sollen. In das sonst — bis auf die Schlußverse — in Prosa geschriebene Stück ist eine Anzahl hübscher Gedichte eingeflochten, darunter mehrere von Jón Arason selbst, wie z. B. das hübsche Marienlied: „Maria, meine Jungfrau!“ (Maria, meyjan skæra!; vgl. Biskupa sögur, II. Bd., S. 581—582). Unangenehm berührt jedoch der banale Schlußgesang des ersten Aktes, der allzusehr an einen Operntext erinnert. Geschmacklos finden wir es ferner, den Bischof im vollen Ornat mit Stab und Inful an einem Trinkgelage teilnehmen zu lassen, wie dies ebenfalls im ersten Akte geschieht. — Ich konstatiere hier noch (mit Bezug auf eine von Jón Ólafsson in seiner Zeitschrift „Nýja Öldin“, III. Bd., S. 236—237, ausgesprochene Ver-

mutung) daß Matthias Jochumssons „Jón Arason“ völlig unabhängig von dem oben erwähnten gleichnamigen Drama Kristofer Jansons gedichtet ist, wie eine von mir angestellte, sehr interessante Vergleichung der beiden Stücke ergeben hat. Auch das von Matthias Jochumsson so meisterhaft übersetzte und schon aus seiner ersten Gedichtsammlung (Ljóðmæli, Reykjavík, 1884, S. 79—81) bekannte, jetzt wieder dem ersten Bande der neuen Ausgabe seiner Gedichte (Ljóðmæli, 1. Band, Seyðisfjörður 1902, S. 76—77) einverleibte Abschiedslied Jón Arasons in Jansons zartem poetischen Drama hat in dem isländischen, mehr der Geschichte entsprechenden Stücke keine Verwendung gefunden.*)

Anerkennende Erwähnung verdient noch die bisher letzte dramatische Dichtung Matthias Jochumssons, »Aldamót« d. h. Die Begegnung der Jahrhunderte, „ein Schauspiel mit Gedichten und Chören“ (Reykjavík, 1901), die aus dem im Titel bezeichneten Anlasse entstanden ist und das stimmungsreiche Ereignis in einer ebenso poetischen wie wirkungsvollen Allegorie szenisch zur Darstellung bringt. Die Verse dieses wiederholt unter großem Beifall aufgeführten Festspieles sind überaus wohllautend, von erhabenem Gedankenschwung getragen, und erinnern stellenweise an Dichtungen der „Edda“.

*) Daß dieses Lied (»Jón Arason á aftökustaðnum« d. h. J. A. auf dem Hinrichtungsplatze) eine Übersetzung und keine Originaldichtung Matthias Jochumssons ist, wie man mangels einer hierauf bezüglichen Bemerkung M. Js. selbst und nach den Äußerungen Olaf Hansens (in »Nyislandsk Lyrik«, Kopenh. 1901, S. 136, und in »Eimreiðin«, VII., S. 112) glauben könnte, davon überzeugt wohl vollkommen eine Vergleichung des Gedichtes mit den betreffenden Versen Kr. Jansons.

(Schluß folgt.)





Die Hethiter in der hl. Schrift und in ägyptischen, assyrischen Inschriften.

Von Dr. Johann Döller.

Eines der merkwürdigsten Völker, die bereits Abraham bei seiner Einwanderung in Palästina antraf, sind die Hethiter. Besonders infolge der Funde, die man seit dem Jahre 1879 auf kleinasiatischem Boden, von Lydien bis nach Kappadozien und Lykaonien hin machte, sind über dieses Volk, das in ägyptischen Inschriften „Gheta", in den Keilinschriften „Chatti" genannt wird, eine Reihe eingehender Untersuchungen angestellt worden. Und dabei hat man sich auch viel mit der wichtigen Frage beschäftigt, ob die Hethiter der Bibel mit denen auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern identisch (oder wenigstens stammverwandt) seien oder nicht

Im hebräischen Texte der hl. Schrift werden die Hethiter bald kollektivisch Chitti (z. B. III Kön. 9, 20), bald Chittim (z. B. III Kön. 10, 29), bald b^enei Cheth d. i. Söhne Heths (z. B. Gen. 23, 3) genannt; dementsprechend hat die Septuaginta die Formen: *Χετταῖος*, *Χεττιΐν*, *υἱοὶ τοῦ Χέτ*.

Gesenius wollte den Namen Chitti ableiten vom hebräischen Worte chath = Furcht, also Hethiter = „Die Furcht Erregenden", während heute mehr die Ansicht gefällt, daß dieser Name überhaupt nicht semitischen Ursprunges sei.

Wie aus der Völkertafel (Gen. 10) hervorgeht, sind die Hethiter der Bibel eine chamitische Völkerschaft, welche durch Heth und Chanaan auf Cham zurückgeht. Sie haben unter den Chananitern zweifelsohne eine hervorragende Stellung eingenommen, wie sie denn Jos. 1, 4 als Repräsentanten für die Chananiter überhaupt erscheinen.

In der hl. Schrift begegnen uns die Hethiter im Süden Palästinas, wo Hebron und Kariath-Sepher ihre Hauptsitze bildeten. Esau nahm aus diesem Volke sich zwei Frauen (Gen. 26, 34); Abraham erwarb sich käuflich in der Nähe von Hebron von dem Hethiter Ephron eine Doppelhöhle, die er zur Begräbnisstätte seiner Familie bestimmte.

Auch dieser Volksstamm war von den Israeliten bei der Besitzergreifung des Landes — entgegen dem göttlichem Geheiße — nicht vollständig ausgerottet worden und so finden wir noch in den späteren Zeiten Hethiter im Lande, von denen Urias eine spezielle Erwähnung verdient (II Kön. 11, 6; 23, 39). Vom König Salomon

wurden die Überreste dieses Volkes frohnbar gemacht (III Kön. 9, 20; II Par. 8. 7). Da sie selbst noch während des Exils im Lande geduldet wurden, so bildeten die hethitischen Frauen für die gesetzestreuen Juden einen beständigen Stein des Anstoßes (vgl. I Esdr. 9, 1).

Auch im Norden Palästinas werden in der hl. Schrift Hethiter erwähnt. So ist Richt. 1, 26 die Rede vom „Lande der Hethiter". Eine ihrer Städte zur Zeit Davids hieß Kadesch. Sie unterhielten lebhafte Handelsbeziehungen mit König Salomon (III Kön. 10, 29; II. Par. 1, 17), und letzterer nahm von ebendort sich hethitische Frauen, die (III Kön. 11, 1) direkt „ausländische" genannt werden. Zur Zeit des israelitischen Königes Joram ergriffen die Syrer, welche Samaria belagerten, die Flucht, in der Meinung, Hethiter und Ägypter seien im Anzuge (IV Kön. 7, 6 f.).

Einige dieser Stellen der hl. Schrift, wie z. B. jene, wo aus der Zeit Salomons noch hethitische Könige erwähnt werden (III Kön 10, 29; II Par. 1. 17), boten für den Exegeten gewisse Schwierigkeiten, die aber jetzt durch die ägyptischen und assyrischen Inschriften behoben erscheinen. Aus diesen Aufzeichnungen geht nämlich hervor, daß im westlichen Asien einmal ein mächtiges hethitisches Reich bestand, das selbst für Ägypten und Assyrien eine Zeit lang eine große Gefahr bildete. Nach assyrischen Inschriften erstreckte sich dieses Land der Hethiter (mat Chatti) westlich vom mittleren Euphrat bis zum Orontes, und seit Sargon wurde dieser Name auch auf die Küstenländer übertragen.

Die ägyptischen Denkmäler berichten uns von Kämpfen der Hethiter mit dem Pharaonen-Reiche schon zur Zeit des Patriarchen Jakob. In den Kriegen mit den Königen der 18. Dynastie erhielten die Hethiter Hilfe von verschiedenen anderen Völkern. König Ramses II. schloß später mit dem Hethiterkönig Chetesera ein Bündnis ab, das durch eine Heirat mit einer hethitischen Königstochter besiegelt wurde. (Vgl. W. M. Müller, Der Bündnisvertrag Ramses' II. und des Chetiterkönigs Berlin 1902, S. 8 ff.)

In ähnlicher Weise wurden die Hethiter auch den Assyrern gefährlich, bis es 717 v. Chr. dem Könige Sargon gelang, Karchemisch am Euphrat zu erobern und dem hethitischen Reiche selbst ein Ende zu machen.

Max Müller beschreibt die äußere Erscheinung der Hethiter nach ägyptischen Darstellungen in folgender Weise: „Längliche, leicht gekrümmte Nase, zurückliegende Stirn, massive Backenknochen, kurzes rundes Doppelkinn . . ., die Hautfarbe ist sehr hell, hellrot oder fast rosenrot, auch rotgelb; anscheinend weißer als die der Semiten." (Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern. Leipzig 1893, S. 331.)

Ihre Kleidung bestand — wie uns Maspero (Histoire ancienne, II. 353 f.) schildert — entweder in einem Hemde mit kurzen Ärmeln, oder in einer Art Schurz, mehr oder weniger breit — je nach dem Range seines Trägers —, der um die Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten wurde. Dazu kam ein enger roter oder blauer Mantel, mit Fransen besetzt, wie bei den Chaldäern, der ihnen über die linke Schulter hing und unter die rechte Achsel ging, so daß die rechte Schulter frei blieb. An den Füßen trugen sie Schuhe mit starker Sohle und aufgebogener Spitze, wie solche noch jetzt bei den Bergvölkern Kleinasiens und Griechenlands benützt werden. Auch Handschuhe waren bei ihnen gebräuchlich, welche bis zum Ellenbogen reichten. Sie rasierten sich den Schnurr- und Backenbart, nicht aber das Kopfhaar, das sie in zwei oder drei Flechten teilten, die sie herabfallen ließen

Der König setzte als Zeichen seiner Würde eine hohe spitze Mütze auf, welche an die weiße Krone der Pharaonen erinnert.

Im Großen und Ganzen bestand die Kleidung der Hethiter aus besserem, schwererem Stoffe als die der Ägypter und Assyrer.

Ihre Verfassung war, wie aus zwei wichtigen Quellen hervorgeht, eine föderale. Ein Zeugnis dafür bietet uns ein ägyptischer Bericht über die Schlacht von Kadesch, wo erzählt wird, wie der König der Hethiter verschiedene Fürsten in den Kampf schickt; ein anderes Zeugnis haben wir in einem Briefe, den König Dusratta an Pharao Amenophis III. richtete.

Ein jeder der einzelnen Clan, in die das Volk zerfiel, hatte einen Erbfürsten an seiner Spitze, die alle einem gemeinsamen Könige unterstanden. Diese Art ihrer Organisation brachte es mit sich, daß das Volk manchmal einem geeint auftretenden Gegner gegenüber im Nachteil war, der aber wieder durch die persönliche Tapferkeit und kriegerische Schulung der Hethiter ausgeglichen wurde.

Ihre Infanterie zählte nur eine beschränkte Zahl von Bogenschützen und Schleuderern. Sie trug gewöhnlich weder Schild noch Harnisch. Eine einfache Kappe, mit einer Quaste geschmückt, war ihre Kopfbedeckung. Der größere Teil des Fußvolkes war mit einer Halbpike und einem Krummsäbel oder einem kurzen, zweischneidigen Schwerte, das stark zugespitzt war, bewaffnet. Die Hethiter kämpften in dichten Schlachtreihen, deren Ansturme schwer zu widerstehen war; denn ihre Infanterie rekrutierte sich — wenigstens teilweise — aus den starken und widerstandsfähigen Bergbewohnern des Taurus.

Die Streitwagen, die nach hinten offen waren, wurden nur vom Adel und den Vornehmen des Volkes benutzt und unterschieden sich in mehrfacher Beziehung von denen der Ägypter. Sie waren schwer; der Kasten hatte an der Seite zwei metallene Räder mit Speichen aus Kupfer oder Bronze, manchmal vergoldet oder versilbert. Eine besondere Eigentümlichkeit der hethitischen Streitwagen lag darin, daß auf denselben nicht zwei (wie bei den Ägyptern), sondern d r e i Personen Platz nahmen. Neben dem Kutscher und dem eigentlichen Krieger stand nämlich noch ein Schildträger, dessen Aufgabe es war, die beiden anderen mit einem kleinen Schilde zu schützen. Der Krieger selbst kämpfte mit dem Schwerte und der Lanze. (Vgl. Ermoni in Vigouroux' Dictionnaire de la Bible, III, 672 f.).

Daneben hatten die Hethiter aber auch Reiterei, wie wir aus dem Bündnisvertrag Ramses' II. und einigen Reliefs ersehen.

Um sich eines heranziehenden Feindes zu erwehren, hatten die Hethiter an Flußübergängen vielfach Befestigungen angelegt.

Über die R e l i g i o n dieses Volkes haben wir nur ganz unbestimmte Nachrichten. Ohne Zweifel war dieselbe, wie bei den anderen umwohnenden Völkern, ein Naturdienst. Neben der Sonne und dem Monde verehrten sie eine Menge von Untergöttern, welche die Wolken, Meere, Flüsse, Quellen, Wälder und Berge bewohnten. Die Mehrzahl ihrer Götter erscheint auf den Denkmälern abgebildet entweder als Männer oder als Frauen von riesenhaftem Wuchse, geschmückt wie Prinzen oder Prinzessinnen. Sie schwingen die Waffen oder die Zeichen ihrer Würde, z. B. eine Blume, eine Weintraube. Die Opfergaben empfangen sie entweder sitzend vor einem Altare oder stehend auf einem Tiere, das ihnen geweiht war, wie z. B. Löwe, Bock, Hirsch (vgl. Perrot, Histoire de l'art, IV., 525 ff.). Der Gottesdienst wurde



besonders auf den Gipfeln von Bergen, bei Quellen, in geheimnisvollen Grotten, wo die Gottheit sich offenbarte, vorgenommen.

Jensen führt einige Götternamen, mit denen häufiger Eigennamen zusammengesetzt waren, an, nämlich: Ro, Trkho, Sanda, Ua (vgl. Jensen, Hittiter und Armenier. Straßburg 1898).

In Kleinasien und Nordsyrien trat eine Göttin als die „große Mutter" in den Vordergrund, der die Taube heilig war. In Kappodocien führte sie den Namen Ma. In ihrem Dienste standen zahllose Priester und Priesterinnen, die der Göttin zu Ehren große Feste veranstalteten, wobei viel Volk zusammenströmte. Diese Feste wurden mit wilden Gesängen und Waffentänzen gefeiert. Als Wettergott wurde Teschup verehrt. Er wird dargestellt als Krieger, wie er in der einen Hand ein Büschel aus drei Blitzstrahlen und in der anderen den Hammer, das Zeichen der Fruchtbarkeit, schwingt.

Die Hethiter hatten sich auf eine nicht unbedeutende Stufe der Kultur emporgeschwungen und blieben so nicht ohne Einfluß selbst auf Europa. Sie bedienten sich beim Schreiben der Hieroglyphenschrift. Woher sie dieselbe bekamen, ist uns nicht näher bekannt. Eigentümlich ist, daß sich bei der hethitischen Schrift der Löwe nicht findet, während derselbe auf assyrischen und ägyptischen Denkmälern so häufig vorkommt. Dieser Umstand scheint den Schluß nahezulegen, daß die Hethiter ihre Schrift von einem Lande bekommen haben, wo der Löwe nicht vorkam. Neben verschiedenen Gliedern des menschlichen Körpers, die bei dieser Bilderschrift Benützung fanden, begegnen uns verschiedene Tiere, unter denen Tauben, Ziegen, Stiere, Antilopen vorherrschen. Andere Zeichen, deren man sich bediente, waren: eine Art verlängertes Dreieck, Halbkreise, Kränze, ganze oder durch Punkte unterbrochene Linien. Man schrieb gewöhnlich in horizontaler Richtung von rechts nach links und von links nach rechts, also die sogenannte Furchenschrift (Bustrophedon).

Es ist bis jetzt nicht gelungen, die hethitischen Inschriften trotz alles aufgewendeten Fleißes zu entziffern. Der Hauptgrund ist in der Verwickeltheit ihres Schriftsystems zu suchen. Man zählte bereits mehr als 200 Zeichen, die bald ein ganzes Wort, bald eine Silbe, bald nur einen Laut bedeuten.

Ausgrabungen in Sendschirli in Nordsyrien geben uns auch einigen Aufschluß über die B a u k u n s t der Hethiter. Wir sehen die Stadt mit einer doppelten, fast kreisrunden und mit Türmen versehenen Mauer umgeben. Innerhalb der Mauer befand sich an einem erhöhten Platze die eigentliche Burg, die durch eine zweite Mauer, durch die im Süden ein großes Tor führte, umschlossen wurde. Sämtliche Mauern zeigen eine gewaltige Breite, bis zu mehreren Metern, und bestehen in ihrem unteren Teile aus rohen Steinblöcken, um die Feuchtigkeit abzuhalten, in ihrem oberen Teile aus ungebrannten Lehmziegeln. Die Gebäude wiesen in ihrer einfachsten Form rechteckigen Grundriß auf und zerfielen in verschiedene Wohnräume.

Die Vorwürfe hethitischer S k u l p t u r sind meist religiöser Natur und zeigen einen vollständigen Mangel an Proportion. „Gewöhnlich ist der menschliche Unterkörper viel zu klein im Verhältnis zum Oberkörper oder die Arme sind zu dünn und zu kurz. Tierkörper sind bald übermäßig in die Länge gezogen, bald ebenso verkürzt. Während aber diese Fehler bei den besseren Skulpturen mehr zurücktreten, ist ihnen allen das fast gänzliche Fehlen der Perspektive gemeinsam. Von Gegenständen, die einige Tiefe haben, wird nur die Vorderseite dargestellt. So haben





Tische und Stühle scheinbar nur je zwei Beine und bei ersteren ist die Platte eine bloße Linie. Die Zehen an den Füßen der Menschen und die Krallen der Löwen sind vielfach übereinanderliegend, statt sich ganz oder teilweise zu decken. — Die Körperhaltung ist meist konventionell. Die Personen werden in schreitender Stellung vorgeführt, indem der eine Fuß vorgesetzt wird. Ein Arm ist nach vorwärts ausgestreckt, um einen Stab, ein Gefäß oder einen Schmuck und dergleichen zu halten oder zu tragen, der andere ist zum rechten Winkel gebogen und an die Brust angelegt. Ein Versuch, zu individualisieren, ist kaum zu bemerken. Auch da, wo mehrere Personen oder Tiere erscheinen, schreitet fast ausnahmslos eine Figur in derselben Haltung dahin wie die andere. Das Auge wird immer in Vorderansicht gezeichnet und ist meist zu groß. Profildarstellung der Figuren ist die Regel." (Messerschmidt, Die Hethiter [Alter Orient IV, 1]. Leipzig 1902, S. 29 ff.).

Große Fertigkeit zeigten die Hethiter in der Bearbeitung der Metalle. Auf den Denkmälern sehen wir, wie die Hethiter nicht bloß an den Fingern, sondern auch häufig an den Ohren und Fußgelenken Ringe trugen. Die Bergwerke Ciliciens und Kappadoziens, die schon seit uralten Zeiten in Betrieb waren, wiesen besonderen Reichtum an Silber auf. Es sind uns auch mehrere Gegenstände hethitischer Silberindustrie erhalten. So war auch jener Bündnisvertrag Ramses' II. mit dem Hethiterkönig auf eine Silbertafel geschrieben.

Über die Abstammung der Hethiter sind die Meinungen geteilt. Die einen wollten sie für Semiten halten. Man stützte sich dabei besonders auf den Umstand, daß die Hethiter eine Anzahl semitischer Wörter besaßen. Doch diese Ansicht wurde — und wohl mit Recht — aufgegeben. Denn diese Wörter konnten sie leicht bei ihrer Berührung mit semitischen Völkern von diesen entlehnt haben. Auch können nicht die semitischen Ortsnamen Kadesch und Hamath ins Treffen geführt werden. Diese Städte waren früher offenbar semitisches Gebiet, das die Hethiter an sich brachten, wobei sie die alten Namen beibehielten. Dazu ist noch zu beachten, daß die hethitischen Eigennamen, die uns in ägyptischen und assyrischen Denkmälern erhalten sind, durchaus kein semitisches Gepräge tragen (vgl. Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament, 2. Auflage, Gießen 1883, S. 109 ff.). Endlich weisen die bildlichen Darstellungen der Hethiter keine semitische Physiognomie auf. (Vgl. Lantsheere, De la race et la langue des Hittites. Brüssel, 1891, S. 50 ff.).

Jensen wollte die Hethiter auf den ägyptischen und assyrischen Denkmälern mit den Armeniern identifizieren, dieselben somit zum indogermanischen Sprachstamme rechnen. Er schreibt in seinem bereits erwähnten Werke (S. 15): „Es könnten die Armenier ursprünglich eine Unterabteilung der Hatier oder die Hatier eine Unterabteilung der Armenier und könnten anders auch Armenier und Hatier zwei verschiedene Zweige desselben Stammes sein, von denen in Armenien der eine, der der Armenier, in älterer Zeit, der andere, der der Hatier, später mehr in in den Vordergrund trat, bis sein Name den des anderen zum Erlöschen brachte."

Diese Ansicht Jensens fand auf der einen Seite Beifall (z. B. Reckendorf in der Zeitschr. f. Assyr., XI.; Brockelmann in den Götting Gel. Anz., 1899; Selbie in The Expository Times, X.; Zimmern in ZDMG., LIII), auf der anderen aber lebhaften Widerspruch (z. B. Sayce, Hommel und Ramsay in The Expository Times, X.; Messerschmidt, Bemerkungen zu den hethit. Inschriften, 1898).

Am wahrscheinlichsten sind die Hethiter der ägyptischen und assyrischen Inschriften — wie die der Bibel — zu den Chamiten zu zählen. Und damit kommen wir zu der wichtigen Frage, in welchem Verhältnisse die Hethiter der ägyptischen, assyrischen Inschriften zu denen der heiligen Urkunden stehen.

Einige Gelehrte, wie z. B. Schrader, M. Müller, wollen eine Identifizierung der Hethiter der ägyptischen, assyrischen Inschriften mit jenen der heiligen Schrift direkt in Abrede stellen. Als besonderen Grund führt M. Müller an: die Hethiter, wie sie uns auf ägyptischen, assyrischen Denkmälern entgegen treten, seien niemals über den Orontes hinaus nach Süden vorgedrungen.

Andere, wie z. B. Kaulen, nehmen eine noch zuwartende Haltung ein und geben wenigstens die Möglichkeit einer gemeinsamen Abstammung zu.

Wieder andere sprechen sich direkt für eine Gleichstellung der Hethiter in den ägyptischen, assyrischen Inschriften mit jenen der Bibel aus. Und es ist auch tatsächlich nicht einzusehen, warum nicht ein Teil des mächtigen hethitischen Volkes sich vom Hauptstamme losgelöst haben und weiter gegen Süden gezogen sein könnte.

Ob und in welchem Zusammenhang endlich die Hethiter der Bibel und der ägyptischen, assyrischen Inschriften mit den *Κήτειοι* bei Homer (Odyssee XI, 521) stehen, ist völlig unsicher.





Gedichte von Paul Verlaine.

Übersetzt von Laurenz Kiesgen.*)

Zur Ewigkeit.

Als Kind der großen Stadt geboren,
In Stolz und Niedrigkeit verloren,
Fand alles ich, was nur gesucht
Mein Traum an süßer Lebensfrucht.
Doch ist mir nichts davon geblieben.

Drum sagte leicht ich Lebewohl
Dem Treiben wechselvoll und hohl.
O Glück! O Lust! Wie schnell ihr schwandet!
Selbst meine Liebe ist gestrandet,
Nur du, Gott, bist mir treu geblieben.

Mich nahm das Kreuz auf seine Schwinge
Und hob mich aus dem Lärm der Dinge
Empor ins Schweigen, das da sühnt,
Zu herber Tugend, die Gott dient
Und ihren Wert mit nichten kennt.

Vielteure, süße Niedrigkeit,
Ein Mitleid strömt vom Herzen weit —
Laß mich in deinen Quellen baden!
O Herz, geh auf den schmalen Pfaden
Entgegen einem frommen End'.

Ruhe.

Ein schwerer Schlummer hält
Mich dumpf umfangen;
Kein Hoffen in der Welt,
Kein Lustverlangen!

Ich seh' nichts mehr. Nur Nacht
Rings und Vergessen.
Was ich getan, gedacht,
Weit, unermessen!

Sieh, eine Hand mich wiegt
Dem Grabe zu:
Willenlos hingeschmiegt
Find' ich nun Ruh.

*) Die nachfolgenden Übersetzungsproben Verlaine'scher Gedichte bilden den zweiten Teil von L. Kiesgens Essay über Verlaine, s. Die Kultur, IV. Jahrgang, Heft 2, S. 136 ff.



Großstadt.

Die große Stadt! Ein schrei'nder Haufen Steine,
Darin die Sonne wütet, wie berauscht
Vom Sieg; das häßlich schöne Laster lauscht
Und haust im wüsten Haufen weißer Steine.

Die Düfte! Und der Lärm! Wie irrt das Herz
In diesem Qualm und Staub, alles verschlingend,
Im Klatsch, von jeder Schuld die Kunde bringend,
Der Einsamkeit, wo Ekel faßt das Herz.

Doch seine Thebais finden wird der Weise
Bei aller Fadheit, aller Langeweil',
Die strenger wirkt und doppelt bringet Heil:
Denn zwiefach weint die Seel' im öden Kreise.

Die Versuchung.

Und Satan kommt, als Langeweile
Mich quält: „Was treibst du, armer Tropf?"
Spottlachend ich vorüber eile,
Da tänzelt er als Weib daher:
„Nimm die Gelegenheit beim Schopf!"
Mir fiel zu lassen dies nicht schwer.

Da wandelt er sich in die lichte
Gestalt des Engels: „Sage nur,
Wird bis zum Tod und zum Gerichte
Dein Glaube währen? Sprich doch, treibt
Dich Liebe auf der Demut Spur?"
Und ich: „Dazu mir Hoffnung bleibt."

Als alterfahrener Sophist
Trieb er mich in die Enge bald,
Daß mir kein Ausweg blieben ist.
Doch wissend, wen ich vor mir sah,
Verlor die Welt ihre Gewalt,
Als ich um Demut flehte da.

In einem Kloster.

Unendliche Barmherzigkeit
Vergang'ner Tage, die geschäftig
In Taten war und lebenskräftig
Dies mächt'ge Bauwerk einst geweiht!

Leb' ich denn hier in der Geschichte?
Alles ist größer denn der Tag.
Ein schwerer Vorhang wehrt dem Lichte,
Dem Glanz, der draußen bleiben mag.

Hier walten Menschen, reich gesittet,
Von göttlichem Gesetz regiert.
Welch' reiche Ernte wohl gebiert
Dies Feld, für das die Kirche bittet!

Ermunterung.

Seele, warum willst du weinen,
Traurig sein, bis in den Tod?
Wenn doch mit den starken, reinen
Händen dir noch Rettung bot
Nun die Kraft des Ewig-Einen?

Ja, du ringst die Hände bloß,
Statt sie frisch ans Werk zu schicken!
Deine Lippen ringen los
Seufzer, die den Mut ersticken,
Und die Augen blicken groß.

Hoffnung siehst du als bewährten
Freund und deiner Treue Gast.
Und, wenn Zweifel dich beschwerten
In der Zuversicht, o hast
Du nicht Starkmut zum Gefährten?

Aber diesen Schlaf verjag'
Mit dem Traum, der weint in Wunden.
Welch' ein gold'ner Sonnentag
Glänzt, und du versäumst die Stunden!
Purpurn rauscht's vom Wolkenhag,

Und das Licht, das blendend helle,
Trennet, wie mit schwarzem Strich,
Vom Erlaubten ab die Fälle
Deiner Pflicht. — Und wenn sie dich
Schüttelt: Murre nicht, Geselle.

Geh nur rüstig los aufs Ziel,
Und du siehst vor dir entschwinden,
Was als widrig dir mißfiel.
Was die Ferne hart will finden,
Wird, wenn du dich näherst, Spiel.

Und die Pflicht wird dir dann schenken
Einen Schatz zu treuer Hut,
Liebe, innig Gottversenken;
Köstlicher ist wohl kein Gut
Auf der ganzen Welt zu denken.

Güter, die kein Auge mißt,
Unerhörte Freudensänge,
Frieden, heiligen Kampf. Du bist
Gottentrückt und hörest Klänge,
Daß man ganz die Welt vergißt,

Daß man alles hier vergißt!

In der Straßenschenke.

Die Hoffnung glänzt wie eines Strohhalms Funkeln.
Was fürchtest du der Wespe tollen Flug?
Was schläfst du nicht? Du sitzt bequem genug.
Die Sonne, sich, stäubt auch ihr Gold im Dunkeln.

Du armer Schelm, von diesem Wasser lind
Und kühl nun trink' und schlafe. Sieh, ich bleibe,
Daß deinen Träumen ich die Qual vertreibe;
Schlaf summend ein so wie ein Wiegenkind.

Horch, Mittag schlägt's. Still, still . . . o, bleiben Sie,
Madame, er schläft. Es ist erstaunlich, wie
Im armen Hirne dröhnt der Frauenschritt.

Horch, Mittag schlägt's. Es ist so kühl im Zimmer.
Die Hoffnung glänzt wie frischer Kieselschnitt.
Wann wieder blüht, Herbstrosen, euer Schimmer?

Herbstlandschaft.

Des Hornes Ton verklingt am Waldesrand
So weh wie eines Waisenkindes Weinen.
Dazwischen geht in Stößen, kurzen, kleinen,
Des Sturms Gebell von grauer Wolkenwand.

So heult der Wolf, der keine Beute fand,
Sein Lied der Sonne, die nicht mehr will scheinen,
Als müßt' er sterben nun an kahlen Rainen,
Als jubelt' er, nun er sein Ziel errannt.

Es fällt der Schnee herab in langen Strähnen
Und spinnt der Klage Schleier ums Gesicht,
Indes ein Abendrot lacht wie in Tränen.

Wie Herbstesseufzer geht es durch die Welt,
Die todesbang den letzten Atem hält.
Und ihre stille Schönheit weiß sie nicht.

Sonntag an der See.

Das lange Geleiter der Hecken
Kräuselt sich endlos. Vom Meer
Zieht herber Duft daher
Durch wallende Nebeldecken.

Die Mühlen und grünes Gezweig
Küßt flüchtig ein leichter Wind,
Und Hühnerscharen sind
Geschäftig am Gartensteig.

Ein goldener Sonntagsfrieden
Liegt vor dem Auge weit
Und Lämmer mit weißem Kleid
Weiden fromm und zufrieden.

Plötzlich ein Wellchen springt
Empor in Schneckenspirale;
Die Glocke der Kathedrale
Vom milchweißen Himmel singt.

An Maria.

Maria nur will weihn ich meine Liebe,
Vor ihr sei jede andre Neigung klein.
Und wenn ich lieben muß, nur sie allein
Werf' in die Herzen dann den Brand der Liebe.

Für sie muß lieben ich den ärgsten Feind,
Durch sie hab' ich das Opfer erst gebracht.
Sie hat den heil'gen Eifer mir entfacht
Und mein Gebet mit Andachtsglut vereint.

Und als ich schwach und auch noch böse war,
Zum Guten kraftlos und vom Weg geblendet,
Fügt' sie die Händ' und hat mein Aug' gewendet
Und lehrt' mich beten in der Sünder Schar.

Für sie ertrag ich alle Leiden hier,
Durch sie schenkt' ich mein Herz den heil'gen Wunden.
Ich rief sie an und blieb dem Kreuz verbunden,
Sie hat die Lenden stark gegürtet mir.

Maria, Unbefleckte, ewige Liebe,
Des Glaubens Kern und lebensvolle Stärke,
Wenn ich dich liebe, sprich, zu welchem Werke,
Du Tor des Himmels, mir die Kraft nicht bliebe?

Des Menschen Leib.

O Leib, dein Trauern und dein Sehnen
Betrüben mich in Mitleid schwer,
Zumal wenn Stunden schwarz und leer
Die kranken Nerven schmerzvoll dehnen.

Wenn du in ausgelassnen Lüsten
Dann schwelgst, noch lau vom Schweiß genetzt,
Und wie ein Vöglein zitterst jetzt!
Die Füße wund vom Weg in Wüsten;

Die Brust zwiefach vom Dolch durchbohrt,
Der Mund nur eine einz'ge Wunde,
Das Fleisch, hinsterbend vor Gebrechen,

Die armen Augen, in der Stunde
Noch schön, wo sie schon Tod umflort! . . . .
O Leib, gestraft mit tausend Schwächen!

Worte.

Was Duft und Farbe, Sitt' und Recht!
Die Worte sind wie Hühner bang.
Es schluchzt am Kreuze das Geschlecht.

Mein Fuß die Träume niederzwang;
Doch rings zu spotten sich erfrecht
Der Menge Stimm' mit Werbeklang.

Ein dunkler Himmel birgt das Ziel.
Kelchlose Blüten in den Händen
Wir süßen Lebenswein uns spenden,
O, trunken von verliebtem Spiel.

Wenn buhlerisch die Nacht uns flammt,
Wer wird nur von Entzücken sprechen?
Wer wagt, zu richten das Verbrechen?
Seid ihr denn heilig, wir verdammt?!

Märzwanderung.

Der Sturmwind fällt plötzlich quer
Über schwarzgrüne Wälder her.
Der spärliche Schnee friert zu Eis
Auf dem Acker, so sonnig, so weiß.
Wie scharf ist der Büsche Geruch;
Horch, Stimmen gehn übers Bruch.
Die Kirchturmhähne glänzen
Grell, hoch wo die Wolken grenzen.
Ah, so marschiert es sich frisch,
In dem flüchtigen Nebelgemisch,
Das ein neckischer Wind beseelt.
Wie der alte Husten mich quält!
Mich prickelts wie Ameisenstich.
Auf, auf, Herz! Erhebe dich!
Wohl ist der Frühling noch strenge,
Doch bald umkost er die Hänge
Mit laulichem Atem! Juchhei,
Dann ist der Winter vorbei! . . .
Nun denk an den gütigen Herrn
Des Himmels, o Seele, gern!



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Über die Stellung der Kirche zur Dramatisierung heiliger Stoffe.

Von **Richard v. Kralik.**

Da bei Gelegenheit des Dramas „Maria von Magdala" gar manche Mißverständnisse an den Tag traten, so will ich versuchen, den prinzipiellen Standpunkt der Kirche aus der Geschichte festzustellen.

Die Kirche sah sich im sinkenden Römerreich und später einem entarteten Theaterwesen gegenüber, das sowohl vom Standpunkt der Moral wie von dem der Ästhetik nicht zu verteidigen war. Die Kirche hat sich daher diesen Schaustellungen gegenüber ganz ablehnend verhalten; wie sich denn immer zeigt, daß die höchste Ästhetik und die reinste Moral ganz mit dem Dogma zusammentreffen.

Nun hat aber die Kirche aus sich heraus jenes hohe Festdrama entwickelt, das allein auf gleicher ästhetischer und kultureller Höhe steht wie etwa das klassische religiös-staatliche Festdrama der Griechen, das ja auch nur ein Teil des (damals heidnischen) Gottesdienstes war.

Das geistliche Festdrama der christlichen Zeit hat sich aus der Liturgie entwickelt. Es ist ursprünglich nichts anderes gewesen als die allmählich immer mehr erweiterte und ausgeschmückte Liturgie, besonders die schon an sich dramatische Liturgie des Karfreitags, der Grablegung, der Auferstehung. Die Worte der Liturgie wurden erweitert durch sequenzenartige Lyrik, durch Hymnen, durch didaktische Predigtbestandteile u. s. w.

Diese ältesten geistlichen Dramen wurden von den bei der Liturgie selber tätigen Geistlichen und Klerikern gesprochen, gesungen, agiert. Ihre Stätte war die Kirche selbst, der Altar, das heilige Grab.

Die weitere Ausbildung dieser Dramen durch Herbeiziehung einer größeren Menge von Mitwirkenden brachte es mit sich, daß allmählich die ganze Kirche als Szene benützt wurde, zuerst das ganze Innere, besonders der Orgelchor, dann auch das Äußere, die Portale, die Fassaden, der Platz vor der Kirche, der gewöhnlich der Haupt- und Marktplatz war, endlich fast die ganze Stadt.



Eine gleiche Ausdehnung erfuhr die Menge der Mitspielenden. Es wurden neben den Klerikern besonders die Bruderschaften und Zünfte herangezogen, die ja damals auch noch ganz kirchlich, charitativ, ordensmäßig organisiert waren. Dabei galt es aber noch lange als praktisch geübter Grundsatz, die Person des Heilands einem Priester vorzubehalten, bis auch darin größere Freiheit herrschte.

Das aber blieb auch bei der weitesten Ausdehnung der Spiele, wie sie gegen Ende des 15. Jahrhunderts erfolgte, Grundsatz, daß die Leitung in der Hand der Kirche blieb, daß die Spiele selber nur als Erweiterung des Gottesdienstes, der Predigt, des kirchlichen Schmuckes, als umfassendste Feier der kirchlichen Festzeiten galten.

Demgemäß fanden die Spiele nur an den hohen Festzeiten und im Anschluß an den Festgottesdienst statt: zu Ostern, zu Weihnachten, zu Fronleichnam.

Gegenstand der Spiele waren ursprünglich nur die Geschichten der heiligen Schrift, das Leben des Heilands, die Heilsgeschichte, gewissermaßen eine Bilderbibel, ein Bilderkatechismus, eine sinnfällig gewordene Predigt. Von der Schöpfung bis zum Weltgericht erstreckte sich dieser Stoff. Aus profanen Autoren wurde nur etwa die Zerstörung von Jerusalem nach Flavius Josephus eingerückt. Die Kirchenväter wurden bei den häufigen Streitgesprächen mit Heidentum und Synagoge ausgiebig benutzt. Auch die Heiligenlegende wurde ausnahmsweise berücksichtigt.

Der Charakter dieser Spiele als Gottesdienst ergibt sich auch daraus, daß sie als gute, verdienstliche Werke, als Gegenstand von Gelübden galten, sei es, daß ein Einzelner gelobte, die Kosten zu tragen, sei es, daß eine ganze Gemeinde das Gelübde ablegte, wie von Oberammergau bekannt ist. Jedenfalls galt die Mitwirkung als Opfer von Seite der Einzelnen wie der Bruderschaften und Zünfte, der Städte und Gemeinden. Der Zweck des Geldgewinnes oder der Unterhaltung war ganz ausgeschlossen.

Neben diesem kirchlichen Drama geht in bescheidenerer Weise ein Klosterdrama einher. Die Nonne Roswitha gibt dafür den Typus. Die Heiligenlegende ist ihr Hauptstoff. Also keine Verbindung mit der Liturgie, sondern künstlerische Betätigung in christlicher Weise.

Obwohl das geistliche Festdrama besonders gegen 1500 immer mehr Weltliches aufnahm, humoristische, realistische Szenen, auch übermäßigen Prunk entfaltete, so fand doch die Kirche selber keinen Grund, dagegen einzuschreiten; denn so lange sie die Leiterin war, diente doch alles ihrem höheren Zweck, und sie vermochte mit sicherer Hand jeder drohenden Ausartung zu wehren. Je volkstümlicher der Stil war, je mehr er sich dem

Geschmack des derberen Zeitalters anbequemte, um so tiefer war anderseits die Wirkung, die allgemeine Erhebung und Läuterung. Ja man kann sagen, daß eben diese Hereinbeziehung des Weltlicheren im Sinne der Poetik des Aristoteles zur vollen Katharsis, zur vollen reinigenden Wirkung des Dramas nötig war.

Der Niedergang und Untergang des geistlichen Festdramas ging vielmehr von drei außerhalb seiner Entwicklung stehenden Momenten aus.

Das erste war der Protestantismus. Er kehrte sich gegen das geistliche Festspiel durch Verbote, eben deshalb, weil er den Zusammenhang mit der Liturgie wohl erkannte und fürchten mußte, daß von da aus die kirchliche Geselligung des Mittelalters sich aufs neue reorganisieren könnte. Er sah in dem geistlichen Festspiel eine Art von „Ritualismus". Aus diesen Gründen hat ja bekanntlich der Protestantismus die mittelalterliche Literatur zu verdrängen gesucht und verhält sich auch heute gegenüber jeder praktischen Annäherung an diese mehr ablehnend.

Es ist aber bezeichnend, daß die Gegenreformation gerade dort, wo der Abfall am verzweifeltsten einzureißen schien, das geistliche Festspiel als glänzendstes und wirksamstes Mittel der Wiederbekehrung ansah, benützte und erprobte. Ich weise z. B. hin auf das in deutscher Sprache geschriebene Drama »Speculum vitae humanae«, das Erzherzog Ferdinand II. von Tirol 1584 zu diesem Lehrzweck selber verfaßte (Neudruck 1889), und ferner auf die Jesuitendramen, die ganz mit Recht auch dem Geschmack der Zeit und der Welt ausgiebig Rechnung trugen. All das wurde zum Zweck der Belehrung und Bekehrung vor einem der Kirche fast ganz entfremdeten Publikum aufgeführt.

Die zweite Gefahr kam dem geistlichen Drama durch das Aufkommen eines Schauspielerstandes und einer ganz weltlichen Bühne. Nicht nur in den Augen der Kirche, sondern auch in den Augen der Gesellschaft des 16., 17. und 18. Jahrhunderts galt der Schauspieler nicht durchaus als Vertrauensperson und die Bühne nicht als „moralische Anstalt". Man konnte also dieser Bühne und diesen Schauspielern das geistliche Festspiel nicht übertragen. Anderseits aber mußte freilich die ausgebildete Kunst dieser Fachschauspieler auf den volkstümlichen Betrieb der Festspiele niederdrückend, ja vernichtend wirken.

Aus diesen Zuständen heraus entstanden im 17. Jahrhunderte zwei Versuche eines Ausgleichs. In Frankreich versuchte Corneille das Heiligendrama auf die Kunstbühne zu bringen. Es ist aber bezeichnend, daß er nur einen wenig bekannten Märtyrer, Polyeuktes, wählte. Racine behandelte die Bibelstoffe Esther und Athalia. Aber auch das ist bezeichnend, daß er erstens dazu die gehobenere Form des altgriechischen Dramas mit Chören wählte



und sodann in erster Linie nicht für Fachschauspieler, sondern für die Mädchen eines Pensionates schrieb.

Wichtiger ist der Versuch, der in Spanien gemacht wurde. Das volkstümliche, liturgische, von der Kirche geleitete geistliche Festspiel erhielt sich nur auf dem Lande, wo es auch noch heute ganz in mittelalterlicher Weise blüht. (Sammelbände der internationalen Musikgesellschaft II, 2, 1901, Seite 203—53.) Daneben aber dichteten die Kunstdichter für Kunstschauspieler jene berühmten Fronleichnamspiele. Am Fronleichnamstag war nämlich das profane Theater geschlossen. Da stellten sich denn die Mimen gleichsam auch zur Buße in den Dienst der Kirche und wirkten bei jenen Autos mit, die die Kirche als künstlerische Verherrlichung der Fronleichnamsprozession, als Huldigung an das heiligste Sakrament, als „Akt des Glaubens" bei den ersten Dichtern der Zeit bestellte. Aber hier ist es auch wieder bedeutsam, daß man die göttlichen Personen und Maria, die Gottesmutter, von der Bühne ausschloß. Sie durften nur unter symbolischer Andeutung auftreten, gleichsam wie in einer Parabel. Andere Heilige treten wohl auf. Biblische Stoffe sind übrigens auch den weltlichen Dramen Calderons nicht fremd. Nur ist dabei zu bedenken, daß diese Dramen dadurch, daß sie am Hof des katholischen Königs aufgeführt wurden, in einer ganz kirchlichen Umgebung, sich dem geistlichen Festspiel näherten. Zudem waren diese Stoffe nur dem romantischeren Legendenkreis entnommen (Königin von Saba) und durch alle Mittel einer überschwänglichen Poesie in eine unvergleichliche Höhe gerückt. Endlich war all das für keine profane, auf Gewinn abzielende Repertoirebühne, sondern für ein Festtheater am Hof berechnet.

Der dritte und mächtigste Feind, der endliche Zerstörer fast aller geistlichen Festspiele war die sogenannte Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Der aufgeklärte Despotismus hielt es für seine Pflicht, im Namen des guten Geschmacks, im Namen der öffentlichen Ordnung, im Namen der Religion, die er allein zu verstehen glaubte, alles das zu verbieten, was nicht seinem nüchternen Nützlichkeitsstandpunkt zu entsprechen schien. So fielen gerade in den katholischen Ländern alle jene zahlreichen Festspielorganisationen, die sich in den bayrischen und Tiroler Bergen bis dahin in Menge erhalten hatten, mit wenigen Ausnahmen. Es ist nochmals zu betonen, nicht die Kirche war es, sondern der verweltlichte Staat, der mit so vielem Volkstümlichen, Poetischen, Herzerfreuenden damals auch das geistliche Festspiel vernichtet hat. Er hat jene Situation geschaffen, die die Kirche heute in den Schein der Engherzigkeit mit Unrecht versetzt. Wenn die Kirche heilige Gegenstände auf der profanen Bühne perhorresziert, so folgt sie nur konsequent jenen Grundsätzen, die von der aufgeklärten Staatsgewalt viel schärfer ausgeübt wurden. Dabei ist es

nicht ihre Schuld, wenn sie ihre Kunstpflege auf eigenem Gebiet nicht mehr so vollkommen betätigen kann, wie das vor jenen staatlichen Einschränkungen möglich war.

Ich gehe nun kurz auf Heyses „Maria von Magdala" ein. Ihr Kunstwert ist nicht höher, als der Kunstwert aller Dramen des Autors nach allgemeiner Meinung ist. Im Werk selber liegt nicht der Grund seines augenblicklichen Erfolges, dieser Grund liegt vielmehr in dem Skandal, den sich das Publikum seit dem ersten Verbot davon erwartet. Das meiste könnte allenfalls in einer mittelmäßigen Bearbeitung des Stoffes von einem gutmeinenden, nüchternen, ländlichen Theaterfreund stehen, der in seiner Gemeinde ein Bauerntheater ausüben will. Prinzipiell wendet sich aber die Kirche ebenso gegen die Aufführung derartiger Stoffe auf einem sehr gemischten Repertoiretheater, wie auch jenes erste Verbot von protestantischer Seite auf prinzipiellen Gründen beruht. Im Besonderen ist zu beanständen, daß eine biblische Heilige, die auf zahlreichen Altären verehrt wird, in einer diesem Charakter unpassenden Weise dargestellt wird. Gewiß sind auch die alten Festspiele und ist auch Roswitha heiklen Situationen nicht ausgewichen, aber niemals hat man vor einem katholischen Publikum eine so verehrte Heilige also geschildert und in ihr Verhältnis zum Heiland eine so wenig taktvolle Färbung gebracht. Gerade diese Stellen sind aber bei der Aufführung nicht gestrichen worden; die Striche beschränken sich fast nur auf Stellen, die vom Standpunkt der Bühnenwirksamkeit zu matt sind. Gewiß haben auch katholische Maler in manchen Darstellungen nicht zuviel Prüderie gezeigt; aber sie haben immer jenen Takt ihrem Publikum gegenüber gehabt, den der Autor, den der Schauspieler und Theaterdirektor einer Unterhaltungsbühne nicht zu haben braucht. Ich kann mir ganz gut denken, daß das Stück durch starke Striche ohne Schaden für seinen ohnehin sehr bescheidenen Kunstwert zu Zwecken eines katholischen Vereins arrangiert werden könnte; denn ich kenne Stücke, die leider ungefähr auf diesem Niveau stehen. Aber dadurch würde die Geschmacklosigkeit nicht geringer werden, derlei höchste Gegenstände in der nüchternen Form eines Repertoirestückes, einer Zugkomödie zu behandeln. Für die Ablehnung des Stückes ist aber der prinzipielle Standpunkt der Kirche, und man darf wohl auch sagen des christlichen Staates, maßgebend.

Ich möchte daher zum Schlusse versuchen, die prinzipielle Stellung der Kirche dem Drama gegenüber, wie sie aus der ganzen Geschichte ersichtlich ist, in einige Grundsätze zusammenzufassen:

Die Kirche kann die Vorführung heiliger Gestalten und heiliger Stoffe auf der weltlichen Unterhaltungsbühne nicht dulden. Sie ist darin einig

mit dem Staat, auch mit dem protestantischen Staat, soweit eben Prinzipien dieser Art mit Zielbewußtsein zur Geltung gekommen sind. Diese Ablehnung bezieht sich unbedingt auf die göttlichen Gestalten und auf die Heiligen, die einen Gegenstand des Kultus bilden. Sie kann vielleicht bei Heiligen, die mehr historischen, nationalen Charakter haben, gemildert werden oder bei solchen, deren Kultus weniger allgemein ist. So hat Corneille den Polyeukt, so hat Calderon Heilige der spanischen Geschichte als nationale Heroen aufs Theater gebracht.

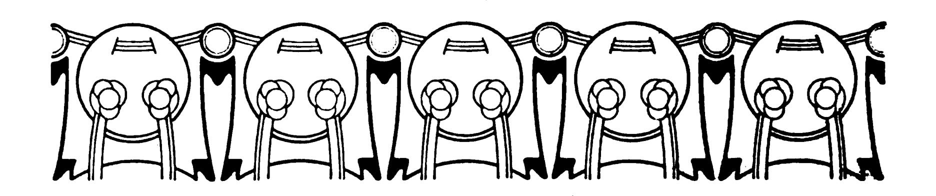
Gewiß wird auch der Charakter der Bühne von Einfluß sein auf die größere oder geringere Strenge in der Handhabung des Grundsatzes. Es mag Bühnen geben, die sich aus dem bloßen Geschäft mit der Schaulust des Publikums herausheben, die einen Festbühnencharakter haben, auch mag es Gelegenheiten geben, wo eine profane Bühne durch ein Fest, oder durch die Art und den Zweck der Veranstaltung sich aus der Repertoirebühne heraushebt. Solche Ausnahmen mögen dann gelten, wenn sich die Bühne oder eine Schauspielerschaft ebenso in den Dienst der Religion stellt, wie das bei den spanischen Autos der Fall war. Sonst aber gilt auch von der modernen Bühne leider das, was von der des 17. und 18. Jahrhunderts galt, daß sie nämlich keine reine Kunststätte ist, keine Tribüne, wo die Angelegenheiten der Menschheit zum Austrag kommen; mehr als je wird sie vom Geschäft, von der Unterhaltungssucht, von der Reklame beherrscht, wenn auch die gesellschaftliche Stellung des Schauspielers sich seitdem mit Recht gehoben hat.

Die Kirche ist sich bewußt, zugleich den höchsten Idealen der Kunst gerecht zu werden. Wäre unsere heutige Bühne im entsprechenden Verhältnis jenes religiöse, nationale, staatliche und städtische Institut, wie es z. B. die altattische Bühne war, so würde alles Bedenken wegfallen, da ja dann die Bühnenkunst ebenso wie im Mittelalter nur eine Erweiterung des Gottesdienstes bildete. Sie hätte dann nur Zwecke des Gemeinwohls, der künstlerischen Katharsis, des Gottesdienstes im Auge.

Die Kirche steht und stand nie den dramatischen Aufführungen der heiligsten Gegenstände feindlich gegenüber. Im Gegenteil, sie hält das für eine ihrer Aufgaben, für einen Teil des Gottesdienstes im weiteren Sinne, der Belehrung, der Apologetik, der pastoralen Wirksamkeit. Aber eben deshalb muß diese Art künstlerischer Betätigung durchaus ihrer Leitung vorbehalten bleiben. Sie darf *nie zum Zweck der Unterhaltung, nie zum Zweck des Geldgewinnes, auch nie zu rein virtuosen Zwecken* geschehen; sondern immer nur zu einem jener höheren religiösen oder charitativen Zwecke.

In unseren Tagen zeigt sich nun ein allgemeines Bestreben zur Erneuerung religiöser Festspiele. Dem liegen zwei Ursachen zu Grunde: erstens das unaustilgbare religiöse Bedürfnis, das sich auch bei gleichgiltigeren Dichtern und Hörern geltend macht; denn gewiß ist die religiöse Frage eine der aktuellsten der Gegenwart geworden. Zweitens äußert sich dieser Drang um so lebhafter, da er nicht genügend von der Kunstübung unserer Zeit befriedigt wird. Die profane Bühne soll und darf und kann ihn nicht befriedigen. Es ist daher wünschenswert, daß die Kirche, wie sie es in früheren Zeiten mit größtem Erfolg und größter Wirkung getan hat, die gute Tradition der geistlichen Festspiele selber wieder in die Hand nehme, und zwar so autoritativ als möglich, auf Initiative der ordentlichen geistlichen Gewalt. Die bisherigen nicht genügenden Erfahrungen sind darauf zurückzuführen, daß dergleichen Versuche dem Zufall überlassen blieben und daß ihre Einführung wie ihre Weiterführung durchaus vom guten Willen und vom Opfermute Einzelner abhängig waren. Das zweite Erfordernis ist, daß vor allem die kirchlich organisierten Vereine die Träger derartiger Festspiele bilden; das dritte, daß Text und Musik den allerhöchsten und reinsten Anforderungen einer großen, erhabenen Kunst entsprechen müssen, wie sie unsere Repertoirebühnen nicht bieten.





Der greise Tizian und Orazio Vecellio.

Ein in der Gesellschaft der Wiener Kunstfreunde gehaltener Vortrag von

Adalbert Graf Dzieduszycki.

Meine Herren!

Was ich vorhabe, könnte wohl als ein übermütiger Eingriff in die Kunstgeschichte bezeichnet werden, da es sich um nichts Geringeres handelt als darum, einem der gefeiertsten und auch tatsächlich der größten und bewunderungswürdigsten Heroen der Kunst eine ganze Reihe weltberühmter Meisterwerke abzusprechen und als Schöpfer derselben einen Mann zu bezeichnen, dessen Name fast nur Kunsthistorikern vom Fach bekannt ist. Daß ich den Mut habe, vor einem solchen Unternehmen nicht zurückzuschrecken, wird durch den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik erklärt. Seitdem es möglich geworden ist, in einigen Tagen von Madrid nach St. Petersburg zu reisen und berühmte, in weit entlegenen Orten aufbewahrte Bilder mit einander bei frischer Erinnerung zu vergleichen, noch dazu photographische Abbildungen jedes beliebigen Kunstwerkes zu besitzen und nebeneinander aufzustellen, ist Manches unangefochten, was der gesamten älteren Tradition widerspricht, wir wundern uns, wie unsere Vorfahren, wie wir selbst in unserer Jugend haben ganz Minderwertiges bewundern und übermäßig preisen können, wie man jahrhundertelang bei wirklich Bewunderungswürdigem unaufmerksam vorbeiging; wir haben ganze Reihen von Bildern — und zwar nicht Minderwertiges allein — den größten Meistern abgesprochen. Das wohlverdiente Ansehen der Könige der Kunst ist dabei unangetastet geblieben, ja sie sind in ihrer Eigenart verklärt infolge der Ausscheidung von zweifelhaften Werken; es hat sich dagegen die Anzahl bedeutender, selbst großer Namen in der Kunstgeschichte unverhältnismäßig vermehrt, früher Unbekannte oder wenigstens Geringgeschätzte werden jetzt als die Urheber echter Meisterwerke geschätzt, und es kommt sogar vor, daß man ganze Gruppen von Bildern abgesondert und einer starken Künstlerindividualität zuerkannt hat, ohne die geringste Kunde von ihrem Schöpfer aus den vorhandenen Dokumenten vernehmen zu können, ohne es auch nur zu versuchen, den unbekannten Künstler beim Namen zu nennen.

Die Kritik hat sich wohl auch an das Werk Tizians gewagt, — aber sie ist bei diesem Meister bis jetzt nur sehr oberflächlich zu Werke gegangen

und fast alles, was traditionell dem großen Venezianer zugeschrieben wurde, was mit seiner Werkstätte zusammenhängt, wird auch jetzt als ein „Tizian“ in althergebrachter Weise bezeichnet; kaum hat man es so weit gebracht, die Namen einiger seiner Mitarbeiter zu kennen, kaum gedenkt man dessen, daß auch er nach venezianischer Art mit seiner eigensten Sippe in einer Werkstätte waltete, wo sich außerdem alle bedeutenden Künstler der späteren venezianischen Schule ausbildeten und wo sie nach damaligem Lehrbrauche ohne Zweifel wenigstens in den letzten Lehrjahren bei der Erzeugung der aus der „Bodega“ hervorgehenden Werke einen tätigen Anteil nahmen, manche Bestellung vielleicht nur mit Hilfe sehr flüchtiger Andeutungen des Meisters — in der Art, welche man konventionell seine Manier nannte — ausführten. Ich möchte die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf denjenigen Schüler und Mitarbeiter lenken, welchen Tizian selbst am höchsten pries, auf des Meisters leiblichen Sohn Orazio Vecellio, welchem der Greis die Leitung seiner Werkstatt vertraute, auf den Gefährten Tizians bei allen seinen späteren Reisen, welchen der Vater zum Erben seines Künstlernamens und seines Ruhms, leider vergebens, bestimmt hatte.

Ich bin ein Mensch, dem keine Zeit zu dokumentarischen Studien gegönnt ist; ich kann also nur andeuten, eine Frage aufstellen, Gedanken anregen. Ich will einfach erzählen, wie es mir mit dem Tizian ergangen ist seit der Zeit, da ich zuerst als Jüngling die eingehendere Bekanntschaft seiner Werke gemacht habe. Ich glaube beobachtet zu haben, daß es Manchem gleich oder wenigstens doch ähnlich zu Mute gewesen ist.

Ich wurde in meiner Jugend derart von der Farbenpracht der Venezianer geblendet, daß ich nur schwer andere Kunstrichtungen, wie dieselben etwa in Florenz und Rom vorherrschten, zu würdigen vermochte. Für den, der Tizian kennt, strömen schon aus seinem bloßen Namen warme Strahlen der hellen Nachmittagssonne. Er ist vielleicht der am meisten klassische der Renaissance-Künstler, er gleicht am meisten der Vorstellung vom echt Griechischen, welche noch allgemein in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorherrschte; seine kraftvollen Gestalten haben regelmäßige Züge, wo es sich nicht um Bildnisse handelt; sie verbleiben in üppiger, sinnlich-behaglicher Ruhe, ohne nach Art des Rubens lüstern zu werden, ohne in lauter weiches Fleisch überzugehen — immer glückselig und edel nach Art der Olympier; weckt etwas diese göttlichen Gestalten aus ihrer beschaulichen Ruhe, so ist es eine mächtige, unermeßliche, wunderbar wiedergegebene Freude, wie sie jene unvergleichliche Farbensymphonie „Die Himmelfahrt“ in der Akademie zu Venedig ausstrahlt; sein besonderes Kolorit, zugleich heiter und feierlich, erhöht noch die holde, hehre Stimmung seiner Bilder; es umstrickt die Sinne wie bei keinem andern Meister, es wirkt unmittelbar und hinreißend wie die Musik eines Mercadante oder Rossini. Wird es versucht, in einem dieser farbenprächtigen Bilder eine schmerzliche Leidenschaft wiederzugeben, so will dies nie vollkommen gelingen

und der große Tizian wird vornehm — theatralisch; daß er es verstand, das ruhige Seelenleben edler Naturen meisterhaft auszudrücken, dies beweist ein Blick auf Christus mit dem Zinspfennige im Dresdner Zwinger; wer aber im Louvre vor der Grablegung stehen bleibt, der muß die höchste Bewunderung dem meisterhaften Farben- und Formenvortrage zollen, erblickt aber darin vielleicht nur eine von üppigen, vornehmen italienischen Schauspielern vorgetragene Szene aus einer glänzenden italienischen Oper.

Ich begegnete aber sowohl in Venedig selbst als anderwärts dem Tizian zugeschriebenen, zum Teil hoch gefeierten Bildern, bei denen ich außer Fassung kam, bei denen mir die Bewunderung versagte. Vergebens suchte ich nach den Vorzügen des großen Meisters, wenn ich z. B. in der Lagunenstadt meine Blicke der Pietà in der Akademie, der Verkündigung oder der Verklärung in der Kirche San Salvatore, ja selbst dem „Glauben" im Dogenpalaste zuwendete oder wenn man hier in Wien, in der kaiserlichen Sammlung, meine Aufmerksamkeit auf den Christus mit der Ehebrecherin lenkte. Ich vermißte die strahlende Sonnenwärme, die glorreichen Akkorde weniger komplementärer Farben, die feierlich-glückselige Stimmung welche sonst mein Herz erfreute. Von Farbenmusik war keine Rede; ich sah dunkle, unfreudige Bilder, sie schienen in Nacht, in düstere, farbenlose Dämmerung gehüllt zu sein, im besten Falle standen die gemalten Gestalten mitten im nüchternen, hellen Lichte eines grauen, wolkigen Tages; es umgeben wohl manchmal gelbe stoffliche Strahlen eine himmlische Gestalt; in dem in der Jesuitenkirche in Venedig befindlichen Martyrium des heil. Laurentius, welches auch diesen Bildern beigezählt werden soll, kommen aus verschiedenen Lichtquellen unerfreuliche Strahlen in die traurige graue Nacht, aber alle diese Lichte bringen kein erhebendes Leben in die niederdrückende Dunkelheit, verscheuchen durch kein rettendes Lächeln die überwältigende, erdrückende Trauer des Bildes. Von olympischer Ruhe, von feierlicher, ungestörter Glückseligkeit ist überhaupt keine Rede; alles ist und bleibt fast unheimlich schmerzlich.

Jeder Kunstfreund wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß ein einem geliebten Meister zugeschriebenes Bild, mag es auch an sich vortrefflich sein, ihm zuerst und lange mißfällt, wenn es der Art des Meisters widerspricht, wenn man im Bilde vergebens die bekannten Vorzüge des verehrten Malers sucht. Es ist aber kein Wunder, daß es lange dauerte, bevor ich es verstand, auch die großen, zum Teile unvergleichlichen Vorzüge jener Bilder zu würdigen, welche man gewohnt ist, als Werke des Altersstils Tizians zu bezeichnen. Es gibt wohl in der gesamten Kunst nichts so packend Tragisches, so echt Dramatisches, nirgends wurden Schmerz, Sehnen, Leidenschaft überhaupt so innig, so mächtig, so verschiedenartig ausgedrückt, niemals vielleicht wurde das Innere der von Stürmen heimgesuchten Seele des Menschen in der Sprache der sichtbaren Formen so wahrhaftig und mächtig ausgesprochen; als tragische Meisterwerke können nur die Schöpfungen

von Luca Signorelli, Michelangelo und Tintoretto, vielleicht Passionsbilder von Roger van der Weyden und Fra Bartolomeo della Porta diesen düsteren Bildern ebenbürtig entgegengestellt werden; den innigen, stillen, erbarmungsvollen Seelenschmerz hat vielleicht nur Botticelli noch vollkommener ausgedrückt, in der Darstellung der Begeisterung des tatkräftigen Mannes kann wohl nichts diesen sogenannten Spätbildern Tizians gleichgestellt werden. Kein Wunder also, daß ich manchem Anfänger in der Kunstbetrachtung begegnet bin, welcher bei seiner ersten Bekanntschaft mit den großen venezianischen Malern zuerst den Namen Tizian verehren lernte, als er ein Bild des „Altersstils" erblickte und etwa von der glühenden prophetischen Kraft Johannes des Täufers in der Akademie zu Venedig begeistert ward. Einem Solchen pflegt es dann ebenso schwer zu werden, jene Bilder aufrichtig zu bewundern, welche den Meisten vorschweben, so oft sie den Namen Tizians vernehmen, als es mir Mühe kostete, der packenden Gewalt des „Altersstils" gerecht zu werden.

Einen größeren Kontrast gibt es in der gesamten venezianischen Schule nicht als den zwischen jenen halbheidnischen Strahlenbündeln, an welche man unwillkürlich denkt, wenn man von Tizian spricht, und den düsteren Bildern, welche samt und sonders erst nach dem Jahre 1540, in einer Zeit entstanden sind, da Tizians bevorzugter Sohn Orazio Vecellio bereits den Pinsel führte, und welche vielleicht den beredtesten Ausdruck der zur Zeit der Gegenreformation obwaltenden asketischen Religiosität geben. Selbst die schlichten, ruhig heiligen Madonnen Giovanni Bellinis unterscheiden sich nicht so sehr von den stürmischen, erschütternden Kompositionen Tintorettos, da beide gemeinsam dem christlichen Gemüte entwachsen sind. Unzweifelhaft aus der Werkstätte Tizians hervorgegangene Gemälde bilden die zwei entgegengesetzten Pole innerhalb einer Kunstrichtung und sind der Ausdruck weit auseinandergehender Künstlerindividualitäten. Selbst die Technik ist so sehr eine verschiedene, als dies innerhalb der venezianischen Schule und des 16. Jahrhundertes möglich ist. In den farbenprächtigen, für Tizian wirklich charakteristischen Bildern scheint Gold die Grundlage des ganzen Farbenvortrages zu sein; durch alle Schattierungen scheint Gold wie ein Untergrund hindurch. Rot, Grün und Blau werden häufig und mit einer gewissen Vorliebe gebraucht; dem Violett wird in der Regel ausgewichen, und wo es vorkommt, pflegt es blaß zu sein, in andere blasse Farben hinüberzuschimmern; Weiß wird bei den Gewändern spärlich gebraucht und dient zumeist nur als Umrahmung für eine glänzende weibliche Brust; die Fleischtöne sind strahlend, rosig, durchsichtig, ruhig, und die Leiber der Frauen und Kinder erscheinen wunderbar weich; wo es viele Schatten gibt, dienen dieselben nur dazu, die durch das Sonnenlicht verklärten Teile des Bildes desto heller erglänzen zu lassen; diese Schatten sind breit und ruhig, mit zunehmenden Jahren immer breiter und ruhiger; sie sind wunderbar durchsichtig, selbst von goldenem Lichte gesättigt, wie es die Schatten in der

Lagune sind, wo ein bezaubernder Widerschein der sich im ruhigen Meere spiegelnden Sonne selbst in die finstersten Winkel eindringt und alles verklärt. Zeichnungsfehler, selbst recht auffällige, gibt es mitunter wohl, aber steif werden die Gestalten nie; sie bleiben selbst bei der heftigsten Bewegung ruhig; es gibt nie in der Zeichnung ausgelassene, nur immer zurückgehaltene und desto wirksamere Kraft; selbst im Fluge sind die Engel und Engelein in ihren Linien ruhig und gelassen.

Ganz anders geht es bei den pathetischen Bildern zu, welche allgemein als Spätwerke Tizians bezeichnet werden. Statt des Goldes scheinen hier Kupfer und Rost durch alle Farben durchzublicken; die Schatten sind immer kalt und grau, oft ganz unmotiviert in nervöser Weise an den Rändern zerrissen. Sehr häufig entspringen Strahlen einer im Bilde selbst dargestellten Lichtquelle, aber dieses Leuchten bleibt undurchsichtig; es dringt nicht nur kein Lichtreflex in die schattigen Stellen hinein, selbst die mitten in einer Glorie befindlichen Gestalten werden nicht erwärmt, kaum beleuchtet. Ockergelb, Weiß und Grau sind die auf der Leinwand vorherrschenden Farben, und der Künstler zeigt eine den zeitgenössischen Italienern sonst fremde Vorliebe für lange, faltenreiche, weiße Gewänder. Die Fleischpartien sind von einer nervösen, oft geradezu unruhigen Hand gemalt worden; die Carnation ist braun oder grünlich grau, grüne Untermalung macht sich häufig bemerkbar. Der nackte Leib hat nichts von der goldenen, rosigen, weichen Glut, welche wir so sehr in den meisten Bildern Tizians bewundern. Schon durch den leidenschaftlichen, subjektiven Charakter der Kompositionen ist eine ganz andere Handhabung der Zeichnung bedingt; auffallend ist aber, besonders bei den früheren Bildern dieser Manier, eine gewisse Steifheit der Hände und bei denselben Bildern eine sonst bei Tizian ungewohnte ängstliche Ausführung von Kleinigkeiten, von Haaren und Schmuck. Daneben werden aber auch Schwierigkeiten zugleich aufgesucht, um wohl in der Regel — wenn auch nicht immer meisterhaft — überwunden zu werden; im Wetteifer mit den Nachahmern Michelangelos, mit Correggio und Tintoretto werden die kühnsten Stellungen und perspektivischen Abkürzungen des menschlichen Körpers beliebt; gewaltsame Unruhe herrscht selbst dort vor, wo dieselbe nicht als Ausdruck der Kraft dienen kann, und schwebende Gestalten, selbst die sehr selten vorkommenden Engelputten, stellen sich oft ohne zureichendes Motiv auf den Kopf, werden unschön, um nur die Gewandtheit des Zeichners zu beweisen.

Längst hatte ich bereits gelernt, auch diese düsteren, unruhigen, aber höchst pathetischen Kompositionen zu bewundern und hochzuschätzen, als ich noch demütig dem orthodoxen Glauben treu blieb, es wären dies Erzeugnisse des hohen Alters Tizians. Ich sagte Credo, quia absurdum est, ich hielt die Sache für unbegreiflich, aber doch wahr. Bei anderen Meistern gibt es weitgehende Stiländerungen und wir unterscheiden bei ihnen bereitwillig verschiedene Manieren; aber bei Rafael, Murillo und Rubens bleibt doch

das Wesentliche der Kunstrichtung ungeändert; ihre Frühbilder und Spätbilder sind immer Kinder desselben Geistes, Ausdruck derselben künstlerischen Individualität; mit der Zeit werden nur diese Maler immer freier und mächtiger in ihrer Kunst, ungebundener und kühner in ihrer Technik; sie werden vollkommener, immer mehr staunenswert, sie versuchen sich an neuen Gegenständen, sie werden großartig, wo sie früher nur liebenswürdig waren. Aber hier mußte ich an eine vollständige Metamorphose des Künstlers und des Menschen glauben, ich mußte annehmen, es habe der greise Tizian den jugendlichen vollkommen verleugnet, er wäre schier aus der eigenen Haut gefahren. Das Wunderlichste dabei war dies, daß es den Anschein hat, als ob der Schöpfer der Bilder des „Altersstils" Tizians in seiner neuen Manier zuerst so befangen gewesen wäre, daß die frühesten Werke dieser Richtung noch vielfach ungeschickt und jugendlich schüchtern ausfallen mußten, selbst dort, wo sie ungeachtet dessen bewunderungswürdig sind wegen der Macht des Ausdruckes einer früher ganz ungewohnten Leidenschaft; es werden diese Bilder erst allmählich freier und vollkommener, als ob der Greis wieder einmal hätte dasjenige lernen müssen, worüber der Mann bereits früher die vollste Herrschaft besessen. Eigentümlich ist es, daß diese und nur diese Erzeugnisse der Werkstätte der Familie Vecellio sehr oft unvollendet geblieben sind, aber dies ließ sich mit dem Greisenalter des Künstlers erklären. Und es ist am Ende nicht eine absolute psychologische Unmöglichkeit, wenn es auch meines Wissens sonst nie vorgekommen ist, daß ein früher lebensfreudiges, durchaus objektives Genie durch vorgerücktes Alter und in Folge irgend eines erschütternden Ereignisses sein Temperament, seine Natur und seine Weltauffassung auf einmal völlig geändert und doch, infolge seiner außerordentlichen Begabung, neue, von den früheren toto genere verschiedene Meisterwerke geschaffen hätte.

In Madrid wurde ich in meinem Köhlerglauben irre; hier sah ich nebeneinander wunderbare Meisterwerke, welche alle aus der Werkstätte Tizians während seines Greisenalters hervorgegangen sind. Wenigstens einundsiebzig Jahre alt war der Meister, als jenes Wunder der Kunst, das Reiterbildnis Kaiser Karls V. entstand, ohne Zweifel das unvergleichliche Meisterwerk des sogenannten „Altersstils"; farblos, düster und doch unaussprechlich großartig, in manchem Detail, in den Händen des Kaisers und in den Vorderfüßen des Pferdes steif und nicht ohne Befangenheit, aber dennoch von einer außerordentlichen Lebenskraft durchglüht, durch die Gewalt einer unterdrückten Leidenschaft das Innerste der Seele erschütternd. Ziemlich ungenießbar sind die großen, meist in noch späterer Zeit entstandenen, auf offizielle Bestellung unter der Firma Tizians dem Spanischen Hofe gelieferten, grau und violett behandelten, pomphaften, gymnastischen, im Prado-Museum ausgestellten, in jenem „Altersstil" ausgeführten Gemälde. Die beiden Bilder mit der Schmerzensmutter und der Ecce Homo, alle etwas später als das Kaiserbildnis geschaffen, wirken bei dunkler, bräunlicher

Karnation und völligem Mangel an koloristischem Reiz doch im höchsten Grade packend durch ihre tiefe Tragik und durch den Ausdruck der religiösen Inbrunst, sie befremden durch ihre bewunderungswürdige Stimmung alle diejenigen, welche gewohnt sind, Tizian nur heidnische oder wenigstens freudige Werke zuzuschreiben. Zweiundachtzig Jahre war endlich Tizian alt, als die Madrider Grablegung aus seiner Werkstätte hervorging, ein düsteres, wahrhaft trauriges, wieder mit fabelhafter Gewandtheit gemaltes Bild eines seine Kunst vollständig beherrschenden Meisters, ohne jedweden Farbenzauber, aber auch fern von allem theatralischen Pomp, in jedem Pinselstrich den tiefsten Schmerz ausdrückend, ein Bild, dessen unebenbürtige Varianten sich in den Museen von Wien und Pest befinden.

In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser düsteren und pathetischen, durch und durch christlich-asketischen Werke prangen aber in Madrid in unvergleichlicher, blendender Farbenglut andere Meisterstücke, welche in Allem die heidnische, lebensfrohe und doch ruhig beschauliche Eigenart Tizians verraten, wie dieselbe in seinem Jünglings- und Mannesalter an allen seinen glorreichen Schöpfungen hervortrat. In demselben Jahre wie die Schmerzensmutter kam nach Madrid die flammende Danaë, unvergleichbar schöner als die ähnlichen, aus derselben Werkstatt stammenden Bilder in Neapel, Wien und Petersburg, ein Bild, in welchem der siebenundsiebzigjährige Tizian sich selbst in Farbenpracht und heidnischer, aber überaus edel behandelter Sinnlichkeit übertraf. Gar 82 Jahre alt war Tizian, als er die von Rubens bewunderte und kopierte Darstellung des Sündenfalles dem spanischen Hofe übermittelte, und auch dieses Bild blendet von weitem schon durch das strahlende Kolorit; obwohl der Gegenstand zu einer dramatischen, christlichen, tragischen und mystischen Auffassung einlud, ja geradezu aufforderte, haben wir vor uns eine durchaus fröhliche Schöpfung, aus welcher nur olympische Schönheit und glückselige Ruhe uns entgegenblicken; Adam und Eva könnten ebensogut unsterbliche griechische Götter sein, und viel mehr hellenisch und heidnisch als christlich ist der Geist, welcher in dem herrlichen Gemälde vorherrscht. Wie die Auffassung, so ist auch der ganze Vortrag hier derselbe wie in den Werken der Jugend und des Mannesalters Tizians, nur ist die Meisterschaft womöglich eine noch größere als vorher, nur ist die Farbenglut eine noch gewaltigere, nur werden Licht und Schatten mit kühneren, breiteren, aber immer gleich ruhigen Pinselstrichen verteilt. In derselben Galerie hängen außerdem die „Venus und Adonis“ und „Sankt Margaretha“ darstellenden Bilder; jenes vollendete Tizian in seinem 75., dieses in seinem 78. Lebensjahre; doch zeigen beide keine Spur vom sogenannten Altersstil, von Pathos und Tragik, von dunkler Stimmung und düsteren Farben; im Gegenteil, auch diese Bilder fesseln durch hellen Farbenglanz, durchsichtige warme Schatten und klassische Lebensfreude. Vielleicht am belehrendsten ist der Vergleich zwischen einem Madrider Gemälde Tizians, welches denselben Gegenstand wie das Wiener Bild

„Christus mit der Ehebrecherin" darstellt und gleich diesem im Greisenalter des Meisters aus dessen Werkstätte hervorgegangen ist. Das großartige Wiener Gemälde ist düster und farblos, aber tiefsinnig, rührend, geradezu tragisch; das ebenso figurenreiche Madrider Bild prangt in heiteren Farben und erfreut durch den Anblick üppigen, freudigen Lebens. Ist es möglich, ist es denkbar, daß derselbe Mann in derselben Zeit zwei entgegengesetzten Naturen den gleich unübertrefflichen Ausdruck zu geben vermochte, bald als heiterer Heide, bald als mystischer Christ malte, zwei grundverschiedenen, geradezu entgegengesetzten Auffassungen mit derselben Aufrichtigkeit huldigte, sich zweier verschiedener Malweisen abwechselnd bediente, seine Gestalt fortwährend, spielend, wie ein echter Proteus der Kunst veränderte und dieses übermütige Spiel eben im hohen Greisenalter ausführte? Nimmermehr kann ich daran glauben! Die farbenprächtigen, heiteren Bilder hat wohl der alte Tizian gemalt; kein Anderer hätte es vermocht; aber es drängt sich die Frage auf: Wer auf Erden konnte der große Künstler gewesen sein, welcher die anderen, die düsteren, die tiefsinnigen, die Seele tragisch erschütternden Bilder geschaffen hat?

Es gibt auch außerhalb Madrids viele ausgezeichnete Gemälde Tizians, welche während seines Greisenalters entstanden sind, nichts mit dem sogenannten Altersstil des Malers gemein haben und sich nur durch eine kühnere, großartige Faktur von den Jugendwerken des glorreichen Venetianers unterscheiden. Ich will nur einige von ihnen erwähnen: vor allem die Antiope im Louvre, das staunenswerte Werk eines 89jährigen Greises, welcher sich mit jugendlichem Dichterschwung in die klassische Welt hellenischer Mythen zu versetzen und dieselbe durch die herrlichste Farbenpracht zu verklären verstand. Hieher gehören weiter die flammende, aber in ihrem Pathos theatralische Maria Magdalena im Nationalmuseum zu Neapel, der von weitem durch sein glühendes Kolorit die Augen aller Besucher auf sich lenkende Hieronymus in der Mailänder Brera, die Venus mit dem Spiegel in St. Petersburg, endlich die reizenden Bildnisse von Tizians Lieblingstochter Lavinia in Dresden und in Berlin. Diesen Bildern will ich auch den lieblich ruhenden Amor in der Wiener Akademie beirechnen, welcher wohl sehr charakteristisch ist für den Übermut, mit welchem der greise Tizian es wagte, eine Landschaft ganz in der Weise eines modernen Impressionisten zu malen, welche aber doch so warm und farbenprächtig, so sinnlich und so erfüllt von einem eigentümlichen klassischen Reiz ist wie irgend ein Gemälde aus der Zeit, da Tizian die Himmelfahrt Mariä, die Madonna des Hauses Pesaro oder die Flora auf die Leinwand hinwarf.

Sehr auffallend ist es, daß die Zahl der aus der Werkstätte Tizians jährlich gelieferten Bilder sich gerade in seinem Greisenalter um vieles vermehrt, ja so bedeutend wird, daß es selbst bei einem jüngeren Manne geradezu undenkbar wäre, sie seien alle eigenhändige Werke des Meisters gewesen. Bei einem Greise steigert sich die Unmöglichkeit; es ist unzweifelhaft

ein Wunder der Natur, daß dieser unermüdliche Künstler imstande gewesen ist, fast bis zu seinem 100. Lebensjahre den Pinsel nicht aus der Hand zu legen; aber daß er gerade nach zurückgelegtem 70. Jahre seine Tätigkeit verdoppelt hätte, wäre des Wunders zu viel. Dies wird auch wohl niemand im Ernste glauben. Wir wissen jetzt alle recht gut, was die Werkstatt eines gefeierten Malers während der ganzen Renaissancezeit bis tief ins 17. Jahrhundert hinein war. Wir wissen recht wohl, daß man damals nicht so ängstlich auf die Wahrung literarischer und künstlerischer Eigentumsrechte bedacht war, wie man es jetzt ist; daß zum Teile Machwerke schwacher Mitarbeiter für Dramen Shakespeares gelten mußten, daß die Handarbeit unzähliger Schüler und Gehilfen eines gepriesenen Meisters mit dessen Firma und oft mit dessen Unterschrift versehen als dessen eigene Werke geliefert und feilgeboten wurden, daß gewöhnlich eine ganze Schar Mitarbeiter beim Zustandekommen einer großen Komposition tätig war. Seit langer Zeit unterscheidet man allgemein eigenhändige, nicht ganz eigenhändige Werke und einfache Schulbilder berühmter alter Künstler, und mit den Fortschritten der modernen Kritik ist die Zahl der für ganz eigenhändig gehaltenen Bildern bei Rafael zum Beispiel sehr bedeutend, bei Leonardo noch viel mehr zusammengeschrumpft. In der Werkstatt Tizians hat man bis jetzt noch nicht gründlich aufgeräumt. Dies dürfte sich besonders bei jenen Bilder empfehlen, welche nach dem Jahre 1547 entstanden sind, da seitdem nur wenige Gemälde vollendet wurden, welche mit Beibehaltung des gewohnten Stils eine wirkliche Meisterschaft der Faktur verraten und daher als wirklich eigenhändige Werke des gefeierten Greises zu gelten berechtigt sind. Die meisten dieser Bilder habe ich bereits angeführt. Das Übrige, was aus dieser Zeit stammt, ist die Arbeit von Schülern und Gehilfen; zum großen Teil haben wir es mit schwächeren Varianten berühmter Kompositionen zu tun, wie solche auch in den jüngsten Jahren Tizians in dessen Werkstätte häufig entstanden; oder es sind Gemälde, welche wohl auf Entwurf des Meisters entstanden oder dessen Eigenart bewußt nachahmen, auch wirklich farbenschön sind, deren Faktur aber eine schwächere Hand verrät, deren Farbengebung die volle, warme Leuchtkraft abgeht.

Die Namen vieler Gehilfen Tizians sind uns bekannt. Es sind vor allem seine später selbst zu berühmten Künstlern ausgebildeten, zum Teile glorreichen Schüler: in seiner jüngeren Zeit Paolo Veronese, Tintoretto, Paris Bordone, in seinen älteren Jahren Palma Giovine, — und diese werden wohl die meisten Wiederholungen und Varianten von Tizians Schöpfungen ausgeführt haben. Contarini hat in der späteren Zeit Tizianische Motive etwas freier und wohl meisterhaft umgebildet und ich bin versucht, ihm das Wiener Exemplar der Danaë zuzuschreiben, da dasselbe der kleinen Venus in der Akademie zu Venedig vielfach gleicht. Auch ein Deutscher namens Manuel wird als Gehilfe und Nachahmer des großen Meisters genannt. Von seiner eigenen Sippe war ihm sein kostümkundiger Vetter

Cesare Vecellio vielfach behilflich; es wirkten auch in der vielumworbenen Bodega des Meisters dessen Neffen Francesco und Marco Vecellio; von Francesco besitzen wir beglaubigte Gemälde, recht liebliche, rosige, ansprechende Schöpfungen, welche aber etwas an Zuckerwerk gemahnen; letzterer hat die etwas hölzerne Gestalt seines Namenspatrons in das Bild des Dogen Grimani mit der Fides im Dogenpalast gemalt. Endlich ist es leicht, in den Bildern aus Tizians Werkstatt die Gestalten zu erkennen, welche von Leandro Bassano gemacht wurden.

Die düsteren, pathetischen, oft äußerst großartigen Gemälde, welche man in der Regel als Vertreter des Altersstils Tizians zu bezeichnen pflegt, bilden unter den Erzeugnissen der Werkstatt des Meisters eine besondere, scharf charakterisierte und scharf abgegrenzte Gruppe, deren Urheberschaft einem einzigen, und zwar einem sehr bedeutenden Manne zuzuschreiben ist. Es sind keine bloßen Nachahmungen, im Gegenteil, es kommt in diesen Bildern ein höchst eigentümlicher Geist zum Ausdrucke, es sind die Werke eines Künstlergenies, welches in den meisten Dingen demjenigen Tizians geradezu entgegengesetzt war. Dieser Künstler wirkte innerhalb der Bodega Tizians, seine Werke wurden von der weltberühmten Firma gezeichnet und doch hatte er die Befugnis, ganz selbständig zu schaffen; er nahm also in der Werkstatt eine bevorzugte Stellung ein. Es war keiner von den bisher genannten Gehilfen des Meisters, deren bekannte Werke mit der Malart der bezüglichen Bilderreihe nichts gemein haben. Dem Unbekannten ist Tintoretto noch am meisten verwandt, aber dieser stand längst an der Spitze einer eigenen, hochangesehenen Werkstatt, als die meisten Bilder des sogenannten Altersstils vom Tageslicht zuerst beleuchtet wurden, und dieselben lassen sich übrigens auf den ersten Blick von den Werken der Robusti unterscheiden. Nur solange Tizian lebte, sind Gemälde entstanden, die denjenigen gleichen, von welchen hier die Rede ist; manche blieben in der Bodega unvollendet, als der Tod den greisen Künstler endlich im Jahre 1576 infolge der Pest hinwegraffte, und seitdem wurde nichts gemalt, was denselben gliche, mit denselben verwechselt werden könnte. Dieser Umstand ist es vornehmlich, welcher bis jetzt die Entstehung eines ernsten Zweifels an der Urheberschaft Tizians verhindert hat; dieser Umstand vornehmlich — neben vielen anderen — ist es, welcher mich zwingt, Tizians jüngeren Sohn Orazio Vecellio für den Erzeuger dieser Werke zu halten.

Tizian war bereits 46 Jahre alt, als er seine Gemahlin namens Cäcilia heimführte; er hatte von derselben gleich in den folgenden Jahren drei Kinder, zwei Söhne und seine heißgeliebte Tochter Lavinia. Der ältere Sohn Pomponio trat in den geistlichen Stand, war aber ein recht leichtsinniger Geselle und bereitete dem Vater vielen Kummer; der jüngere Sohn Orazio war dagegen des Vaters Trost und Stütze, ja dessen Stolz; er übte sich seit seiner Kindheit in der väterlichen Kunst und Tizian hielt ihn später für einen ihm vollkommen ebenbürtigen Künstler; die Briefe des

Vaters waren voll des Lobes seines Sohnes, der Anerkennung für dessen außerordentliche Begabung. Tizian vernachlässigte nichts, um das Ansehen seines Sohnes unter den Kunstliebhabern zu heben, und er behauptete stets, er sei über die Zukunft seiner Werkstatt ganz beruhigt, da sein Sohn Orazio das Geschäft nach des Vaters Tode sicher in einer desselben würdigen Weise fortführen werde; schon den Jüngling nahm er mit sich auf seinen Reisen nach Rom und Augsburg, an den päpstlichen und kaiserlichen Hof; er übergab dem Manne die Führung seiner Geschäfte und seiner Bodega. Im Jahre 1559 fuhr der dreiunddreißigjährige Orazio im Auftrag seines Vaters nach Mailand, um dem dortigen Statthalter, dem Herzog von Sessa, Bilder für den spanischen Hof zu liefern und die Zahlung rückständiger Gelder zu übernehmen; außerdem sollte er in Mailand künstlerische Arbeiten auf eigene Hand für den Statthalter ausführen. Die Gunst, welche er genossen zu haben scheint, weckte den Neid seines Gastwirtes, eines Bildhauers namens Leone Aretino, welcher auf ihn einen meuchelmörderischen Anfall versuchte. Der schwer verwundete Orazio wurde von den Ärzten des Statthalters gepflegt und Tizian schrieb an den Herzog Briefe, in welchen er ausdrücklich erklärt, er würde im Falle des Todes seines Sohnes dem König nicht weiter dienen, das heißt, dessen Bestellungen nicht mehr ausführen können; — aus übergroßem Schmerz, fügt der hochbetagte Meister vorsichtig zu, würde er den Verstand verlieren.

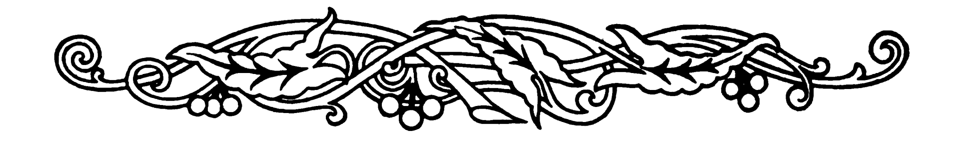
Sieben Jahre später führte Orazio mit vielen Gehilfen Deckengemälde im Rathause zu Brescia im Auftrag der Gemeinde aus; da der Auftrag an Tizian ergangen war und obwohl derselbe ungeachtet seiner neunzig Jahre die Reise nach Brescia nicht gescheut und die zu schmückenden Räume selbst besichtigt hatte, mußte er sich schließlich einen Abzug von der bedungenen Zahlung aus dem Grunde gefallen lassen, weil die Gemälde nicht von ihm selber herstammten. Nun erwartete kein Mensch im 16. Jahrhundert die eigenhändige Ausführung großer, bei berühmten Malerfirmen erfolgter monumentaler Bestellungen; solche wurden allgemein nach Entwürfen und unter der Aufsicht des Meisters größtenteils von dessen Schülern und Gehilfen ausgeführt; hier konnte es sich also offenbar nur darum handeln, daß selbst die Entwürfe der Kompositionen und die Leitung der ganzen Arbeit nicht Tizian, sondern Orazio zuerkannt wurden.

Ein tückisches Schicksal scheint uns zugleich den Besitz von Bildern, welche von Orazio außerhalb der väterlichen Werkstätte ausgeführt worden wären, verweigert zu haben. Die Deckengemälde in Brescia wurden schon nach neun Jahren, 1575, ein Raub der Flammen. Auch war es Orazio nicht beschieden, nach des Vaters Tode die Familienwerkstatt selbständig zu verwalten; den Vater und den Sohn raffte dieselbe Seuche im Jahre 1576 dahin und dem hundertjährigen Tizian folgte sein fünfzigjähriger Sohn schon nach wenigen Wochen in das Grab, so daß Leandro Bassano und Palma Giovine manches in der Werkstatt zurückgelassene Bild für die Besteller vollenden mußten.

Nach Aussagen zeitgenössischer Berichte war Tizian ein habgieriger und verschlagener Mann. Nur aus seiner Gewinnsucht läßt es sich erklären, daß er Bestellungen nicht zurückwies, deren Ausführung einem betagten und gefeierten Künstler sicherlich nicht entsprach. Bei einem wenig skrupulösen Manne — und als solcher ist uns Tizian leider überliefert — wäre es leicht verständlich und übrigens der damaligen Künstlersitte nicht allzusehr zuwider, wenn der Meister sich den Verdruß und die Mühe erspart hätte, selbst im hohen Alter ihn anwidernde Aufträge auszuführen; hatte er bei sich einen hochbegabten Sohn, so ward er natürlich versucht, demselben die Ausführung solcher Aufträge zu überlassen; meist wird er ihm eigene Skizzen vorgelegt haben, wird er vielleicht eine Oberaufsicht bei der Arbeit ausgeübt haben, ohne jedoch der Eigenart des Sohnes störend entgegenzuwirken. Mit der Zeit wird sich Tizian auf das Künstlergenie Orazios immer mehr verlassen haben, nachdem seine eigene Kraft doch mit zunehmendem Alter erlahmte und es nur äußerst wenige Bilder aus den letzten Jahren Tizians gibt, welche ich für eigenhändige Werke von ihm zu halten geneigt wäre; es wird der Greis die Erfahrung gemacht haben, daß man wohl immer nur eigenste Werke Tizians zu hohen Preisen beziehen wollte, daß aber die in Wahrheit von Orazio zuerst wohl nur ausgeführten, später auch immer mehr selbständig entworfenen das lauteste Lob ernteten, einem Zeitgeschmack entsprachen, welchem das Naturell und die künstlerische Schulung des größten unter Giambelinos Schülern sich nicht anzubequemen vermochten. So wird es gekommen sein, daß Orazio Aufträge zu neuen Kompositionen mit immer größerer Selbständigkeit ausführte, daß dieselben aber immer als Werke Tizians den Bestellern geliefert wurden. Daneben arbeitete der große Greis auch selbst weiter, aber gelassen und nur an der Ausführung eigener, ungezwungener, von seiner dichterischen Phantasie gegebenen Einfälle, während Contarini und andere Gehilfen die Wiederholungen und Varianten beliebter älterer oder neuer Schöpfungen Tizians besorgten. Von vorneherein stellt sich dies als der wahrscheinliche Vorgang dar und demgemäß sind auch alle Bestellungen, welche in Tizians Werkstatt in dessen Greisenalter ausgeführt wurden, in jener Manier ausgeführt, welche auf die Urheberschaft Orazios deutet, während die verhältnismäßig seltenen Gemälde, welche ich für wirklich eigenhändige Arbeiten des betagten Tizian halte, niemals infolge eines Auftrages entstanden sind, sondern von Tizian selbst als „Poesien" bezeichnet werden, als Eingebungen der eigenen Laune. Solche Bilder wurden übrigens samt den bestellten an Karl V. und Philipp II. nach Spanien verschickt, von diesen Fürsten nach Verdienst gewürdigt und reichlich bezahlt.

(Schluß folgt.)





Die ersten Regierungsjahre Papst Pius IX.

Seine politischen Reformversuche (1846—1847).

Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten **Guido v. Usedom.**

Von **Dr. Sigismund Freiherrn v. Bischoffshausen.**

Die große französische Revolution war, indem sie zwei Päpsten die weltliche Krone vom Haupte riß, zur Gründung der einjährigen römischen Republik, dann zu fünfjähriger Einverleibung in das napoleonische Kaiserreich führte, wie ein verheerender Sturmwind über den Kirchenstaat dahingebraust. Die jahrhundertealte Verwaltung wurde zeitweilig beseitigt, die Finanzlage zweimal in Mitleidenschaft gezogen. Eine neuere Zeit machte ohnedies ihre Forderungen geltend. Den italienischen Kleinstaaten schienen ihre bisherigen Formen und Grenzen zu enge werden zu wollen. Wie in der übrigen Halbinsel, war bei den Untertanen des Papstes am Anfang des Jahrhunderts der nationale Gedanke, der Ruf nach einem geeinigten Italien erwacht, der im Laufe desselben auf revolutionärem Wege zum Siege gelangen sollte.

Bei der Rückkehr Papst Pius VII. im Jahre 1814 war darum die päpstliche Regierung vor eine selten schwierige Aufgabe gestellt. Es galt eine Neuordnung der Dinge zu stande zu bringen: die Wiederherstellung der Verwaltung, die Sanierung der Finanzen, eine durchgreifende Verbesserung der Gesetzgebung und der Gerichts- wie Gemeindeverfassung; dies waren einige der schweren Sorgen, zu denen der beständige Krieg mit den Banditen sich als eine ebenso unangenehme wie kostspielige Zugabe gesellte. Hatte die Revolutionszeit neben manchem Guten auch mit Übelständen und Auswüchsen aufgeräumt, so erstand nun unter der kundigen Hand Kardinal Consalvis auf den erwähnten Gebieten manche anerkennenswerte Reform. Aber die eigentümlichen Schwierigkeiten der Regierung waren damit noch nicht behoben: der richtige Ausgleich zwischen den Folgerungen aus der besonderen Natur, den herkömmlichen Einrichtungen des päpstlichen Königtums und nur den berechtigten Reformansprüchen, von den unberechtigten gar nicht zu reden, war nicht leicht zu finden; das schwer erfüllbare Verlangen nach stärkerer Heranziehung des Laienelements zur Verwaltung war nicht befriedigt, der Sekten- und Oppositionsgeist nicht gebrochen, sondern vielmehr im Wachsen.

Sollte man großenteils oder ausschließlich zurückgreifen auf die alten Formen der päpstlichen Regierungsweise oder vielmehr, ohne sich ein festes Ziel stecken zu können, kühn die Segel hissen zur Fahrt ins weite, trügerische Meer moderner Reformen? Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß die Bestrebungen des aus der Revolution geborenen Liberalismus und Nationalismus

in Italien in letzter Linie nur auslaufen konnten in der Beseitigung des Papstes als weltlichen Herrschers und im Untergange seines Kirchenstaates. Was die päpstliche Regierung von Pius VII. bis Pius IX. unternahm, erscheint darum wie ein ermüdendes Ankämpfen des guten, ein Jahrtausend alten Rechtes gegen das bald zögernde, bald raschere Herannahen eines Verhängnisses, zu dessen Erfüllung revolutionäre Mächte sich verschworen.

Nach Consalvis frischer Reformarbeit unter Pius VII. griff man unter Leo XII. und Gregor XVI. wieder mehr auf das Alte zurück, gewarnt und erschreckt durch die sichtlichen Gefahren der Zeit und die wiederholten Ausbrüche des revolutionären Geistes. Mit den von der französischen Julirevolution in Italien erzeugten Stürmen begann das Pontifikat Gregors, und als das Auge dieses Papstes brach, stand Europa am Vorabend einer neuen Revolution.

Am 16. Juni 1846 bestieg Pius IX. den Stuhl Petri mit dem edlen Bestreben, das auch seine Vorgänger beseelte, sein Volk in den schwierigen Verhältnissen zu beglücken, aber auch mit dem Willen, ihm die modernen staatlichen Einrichtungen zu gewähren, soweit dies mit den Pflichten des Papst-Königs vereinbar war. Der neue Papst wurde mit Jubel begrüßt von den Gutgesinnten, welche damals noch mehr in aufrichtigem Irrtum über den Wert des Liberalismus befangen waren, und von andern, die Religion und Loyalität heuchelten und vor allem vom Volke, das sich von beiden leiten ließ. Pius IX. wurde von aufrichtigen und unaufrichtigen Liberalen geliebkost, ja bis zum Himmel erhoben; als er aber erklärte, daß er ihre Wege nicht zu wandeln gedenke, erfuhr er ihren wachsenden Grimm. Dem wilden Ausbruch desselben entzog er sich durch die Flucht nach Gaëta und nur nachdem fremde Intervention Ordnung geschafft, kehrte er nach anderthalbjährigem Exil nach Rom zurück.

Dies sind die an betrübenden wie erhebenden Wendungen reichen ersten Jahre Pius IX.

In anziehender Weise werden dieselben in amtlichen Berichten des damaligen preußischen Gesandten an König Friedrich Wilhelm IV. und dessen Minister geschildert, welche in den vom Diplomaten zurückgehaltenen Abschriften nach wechselvollen Schicksalen der Gesellschaft, die diese Zeitschrift herausgibt, zur Verfügung gestellt wurden.

Guido von Usedom — der später, im Jahre 1863, als Graf preußischer Gesandter in Florenz wurde und in dieser Stellung den bekannten Anteil an der preußisch-italienischen Allianz und den Ereignissen von 1866 hatte — kam im Juni 1846 bald nach dem Ableben Gregors XVI. in Rom an.*) Mit der ewigen Stadt und der päpstlichen Kurie, an welche er nach neunjähriger Abwesenheit nun als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Preußens zurückkehrte, war v. Usedom wohl vertraut, da er schon in den Dreißigerjahren daselbst als preußischer Legationssekretär geweilt hatte. Am 4. August hatte der neue Gesandte seine Antrittsaudienz bei dem neugewählten Papste.

*) Als Grundlage dieses Kapitels dienen 112 Immediat-Berichte, welche v. Usedom in der Zeit vom 8. Juni 1846 bis 31. Dezember 1847 in französischer Sprache an König Friedrich Wilhelm IV. richtete.



„Nie, soweit die Geschichte zurückreicht“, so lautete eine bezeichnende Bemerkung, die Pius IX. im Laufe des Gesprächs machte, „hat es in der Welt so wenig Tyrannei gegeben und doch hat man dieselbe nie mehr im Munde gehabt. Dies kommt daher, daß man zuviel liest und schreibt und daß jeder sich eine Republik in seinem Kopfe zurechtlegt. Wir befinden uns in einer Zeit des Überganges und müssen sie durchmachen mit der Hoffnung, daß sie uns zum Guten führe.“

Wie wir sehen, war die Hoffnung Pius' IX., für sein Entgegenkommen auf politischem Gebiet das richtige Verständnis bei den Untertanen zu finden, vom Anfang an nicht sonderlich groß. Die Liberalen glaubten den neuen Papst als einen der Ihren begrüßen und sich für ihre Pläne dienstbar machen zu können. Nur sie konnten sich solcher Täuschung hingeben und erwarten, daß mit dem Regierungssystem Gregors XVI. nun gründlich aufgeräumt werde.

Die Persönlichkeit eines neuen Herrschers vermag vielfach der Regierung eine andere Richtung zu geben, und zweifellos bestand zwischen Pius und seinem Vorgänger mancher Unterschied in Bezug auf Charakter und Anschauungen. Von der Strenge Gregors XVI. befreit, vergaßen die Römer der guten Eigenschaften dieses Papstes, von dem der preußische Diplomat folgendes Charakterbild entwirft:

„Ehrlichkeit im Vorgehen, die über jeden Vorwurf erhaben ist, ein großes Wohlwollen und natürliche Güte, endlich eine große Festigkeit in dem, was er als seine Pflicht als Papst erkannt hatte: dies sind einige der Vorzüge, welche ihn auszeichneten und von denen er in seiner öffentlichen Laufbahn anerkennenswerte Beweise gegeben. Allein Gregor XVI. war Mönch; im Kloster hatte er seine Erziehung genossen und seinen Charakter gebildet, er war Mönch bis in das Innerste seiner Seele. Als Papst hätte er die Welt regieren wollen, wie er sein Kloster regiert hatte. Gehorsam, blinden Gehorsam ohne Grenzen verlangte er von seinen Untertanen und durch ihn glaubte er alles zu überwinden. Seine Unvertrautheit mit der Politik war so groß, daß er sich in seiner Weise derselben rühmte, mit dem Bedeuten, weder der heilige Petrus noch er hätten davon je etwas verstanden. Seine Unerfahrenheit führte zu einer ganz kindischen Verzagtheit, die vor jeder Bewegung in den öffentlichen Angelegenheiten erschrak, selbst wenn dieselbe einen Fortschritt bedeutete. Diese Eigenschaften erzeugten im Bunde mit anderen Ursachen ein System, das in den kirchlichen Angelegenheiten sich einiger Erfolge rühmen konnte, aber in Betreff des Kirchenstaates und Italiens im Allgemeinen schlimme Folgen hatte. Aufrechterhalten von Staatsmännern wie den Kardinälen Bernetti, Lambruschini, Tosti, Mattei, deren Charakterstrenge die Strenge ihrer Prinzipien noch vermehrte, bestand dieses System mit seltener Hartnäckigkeit durch 15 Jahre. Anstatt den Abgrund einer Umsturzbewegung zu schließen, welche die Julirevolution im Jahre 1831 erzeugt hatte, statt die Gemüter nach dem Beispiel Österreichs durch ein weises und wohlwollendes Regiment zu versöhnen, wurde die Zwietracht unter den Bürgern durch die Schaffung der „päpstlichen Freiwilligen“ organisiert, die Gefängnisse und Festungen mit abgeurteilten wie nicht abgeurteilten politischen Sträflingen angefüllt, die Bevölkerung durch die gehässigen und unnützen Plackereien der

Geheimpolizei in Verzweiflung gebracht. Man wies jede Verbesserung zurück, sobald dieselbe nur ein wenig den Ideen unserer Zeit nahezustehen schien. Durch den kostspieligen Unterhalt der Schweizer Regimenter, durch Subsidien für die Sache des Don Carlos und einen wenig haushälterischen Wirrwar gelangte man zu einer drückenden Schuldenlast und wurde in den Provinzen eine so tiefe Abneigung gegen die Regierung wachgerufen, daß es wenige gibt, die an dem schmählichen Anschlag von Rimini etwas anderes aussetzen, als daß er nicht geglückt sei."

„Dies ist die Lage der Dinge, welche der jetzige Papst bei seiner Thronbesteigung vorfand und der abzuhelfen er vielleicht bestimmt ist. Aus mehr als bloß einem Grunde ist die Aufgabe eine ungeheure und das Schauspiel eines Reform-Papstes, der auf den Wegen des Fortschrittes wandelt, ist etwas so Außergewöhnliches, daß es wohl gestattet ist Zweifel zu hegen, nicht in Bezug auf Persönlichkeiten oder Absichten, sondern in Betreff des Erfolges."

„Pius IX. ist ohne Zweifel ein Mann von hohem Werte, der unter vielen Gesichtspunkten wirklich Verehrung verdient. Im weltlichen Stande erzogen und mit einer ziemlich guten Erziehung ausgerüstet, wie die Edelleute der Provinz sie hier manchmal erhalten, ist er nicht von den mönchischen oder ausschließlich klerikalen Tendenzen seines Vorgängers beseelt."

In einem spätern Bericht fällt v. Usedom ein ähnliches Urteil, das leicht auf seine richtige Tragweite zurückgeführt wird: „Pius IX. ist viel mehr eine apostolische als päpstliche Seele, er wird viel mehr das Wohl der Religion und der Kirche im Allgemeinen vor Augen haben als das besondere Interesse der römischen Kurie oder das Übergewicht des Papsttums", indem er in Bezug auf die Richtung, die der Papst den rein kirchlichen Angelegenheiten geben dürfte, hinzufügt: „Er wird nicht über Feinheiten des kanonischen Rechtes streiten, um seine geistliche Gewalt zu zeigen, wenn die höheren Interessen seiner heiligen Mission das Gegenteil ratsam machen." „Der Charakter Pius' IX.", schreibt v. Usedom weiter, „hat so wenig Tyrannisches, als man sich nur denken kann, und besitzt alle Tugenden, welche der Liberalismus vielmehr auszuhängen als zu betätigen pflegt. Da die Liberalen sehen, daß sie in ihm einen so guten, milden und in seinem Urteil so unvoreingenommenen Herrscher haben, Eigenschaften, welche sie sich nur im eigenen Lager zu denken vermögen, glauben sie mit Unrecht, daß der Papst eines Tages den Absonderlichkeiten ihres Systems sich anschließen werde, etwas, was doch in jeder Hinsicht ein Ding der Unmöglichkeit ist."

Ein mildes, von hoch- und großherzigen Gesichtspunkten geleitetes Regiment, das aber die Pflichten und besonderen Rücksichten des Papsttums niemals aus den Augen verlieren wird, war es, was besonnene Beurteiler von Pius IX. als weltlichem Herrscher erwarteten.

Pius begann dasselbe mit Erteilung einer allgemeinen Amnestie, welche 1600 verbannten oder verhafteten politischen Verbrechern die Freiheit zurückgab unter der Bedingung, daß sie um Zuerkennung dieser Wohltat ansuchten. „Die Amnestie zu geben, war nicht nur eine politische Notwendigkeit, es war meine Pflicht", bemerkte Pius IX. zu Usedom, wie dieser in seinen im Jahre 1849 veröffentlichten „politischen Briefen" berichtet.

„Der Haß, der sich gegen das Papsttum durch das alte System festgesetzt, mußte versöhnt, mit einem Worte, das Alte durch das Neue nachgeholt und wieder gut gemacht werden." Diese Maßregel wirkte alsbald in zwei entgegengesetzten Richtungen auf die öffentliche Meinung. Wie die Kardinalskongregation, der Pius IX. die Frage vorgelegt hatte, sich in ihrer Mehrheit gegen die gewiß hochherzig gemeinte Verfügung ausgesprochen hatte, weckte dieselbe bei den Anhängern des bisherigen Systems Bedenken und Angst, als ob nun mit diesem überhaupt aufgeräumt werden sollte. Einige überspannte Geistliche im Kirchenstaat verstiegen sich in ihren Predigten zu dem Vorwurf eines „häretischen oder freimaurerischen Papstes", während andere Gott baten, daß er Pius IX. den heiligen Geist sende, damit er den Versuchungen des Teufels widerstehe. Auch bei Diplomaten und in den italienischen Nachbarstaaten fand die Amnestie eine geteilte Aufnahme. Österreich, auf dessen Haltung als des bedeutendsten italienischen Machthabers am meisten ankam, sprach sich durch seinen Botschafter Grafen Lützow mit Nachdruck gegen jede Konzession an die modernen Bestrebungen aus. Was die Amnestie anging, hätte Metternich dieselbe wenigstens nicht so allgemein gewünscht, doch beteiligte sich die österreichische Botschaft an den Freudenfesten durch Beleuchtung ihres Palastes und spendete auch die amtliche Zeitung in Venedig dem hochherzigen Akte ihr Lob. In Neapel hingegen hatte man die Ungeschicklichkeit, den Abdruck des päpstlichen Gnadenaktes in den Zeitungen zu verbieten und der Gesandte des Königs in Rom, Graf Ludolf, fürchtete bereits, daß „der Abgrund der Revolution" sich vor ihm auftue.

Die Liberalen hingegen und mit ihnen das „römische" Volk, das sich ihrer Leitung anheimgab, nahmen die Amnestie alsbald zu ihren Gunsten in Anspruch. Wo der Papst in der Öffentlichkeit sich zeigte, wurde er demonstrativ bejubelt und zugleich seine Person gegen die wirklichen oder vermeintlichen Vertreter des verhaßten alten Systems, ja gegen seine eigenen Ratgeber ausgebeutet. Als Pius IX. am Ignatius-Feste das Ordenshaus der Jesuiten besuchte, rief man ihm aus der Menge warnend zu: „Nehmen Eure Heiligkeit keine Chokolade von den Jesuiten an!" Der Papst zeigte natürlich bei der Mahlzeit keinerlei Angst vor Vergiftung. Diese sehr zweifelhafte Verehrung, die das Volk dem Papste erwies, grenzte an Vergötterung. Die Männer trugen „päpstliche Kravatten", gelb und weiß, mit dem Bildnis Pius IX. an beiden Enden und etwas Ähnliches die Frauen. Die bekannten Züge von Hochherzigkeit, mit der Pius IX. als rettender Engel helfend in manche arme Hütte herabstieg, gingen von Mund zu Mund und wurden womöglich noch vervielfältigt. Zwei Männer von Trastevere gingen in wütendem Streite mit Messern aufeinander los. Da ruft eine Stimme in der Menge: „Evviva Pio Nono" und die Gegner fallen sich in die Arme. Dabei hatte die Regierung im Sommer 1846, als dieser Jubel herrschte, noch wenige Beweise ihres vermeintlichen Liberalismus gegeben. Die Ernennung eines Laien, des Grafen Paulucci, zum Vize-Legaten von Forli und die Unterdrückung einiger Sporteln in untergeordneten Ämtern wurden aber als beginnende Verwirklichung der eigenen überspannten Erwartungen aufgefaßt.

Tatsächlich stand die päpstliche Regierung Schwierigkeiten gegenüber, die nicht so leicht behoben werden konnten als die erwähnten Kleinigkeiten:

gerade der maßlose Jubel, hinter dem die bedenklichsten Elemente als Regisseure standen, brachte sie zum Bewußtsein.

Abgesehen von den beständigen Sorgen, welche die Finanzen verursachten, konnten auch dringende Reformen nicht durchgeführt werden. Das fremde Militär, die Schweizer Regimenter, bildeten zugleich eine schwere Last für das Budget und einen Gegenstand bitteren Hasses von Seite der Bevölkerung. Diese wollte die militärische Laufbahn nicht durch Fremdlinge versperrt sehen und das aufgewendete Geld selbst verdienen. Die Liberalen hatten es leicht, einer Regierung, die zu ihrer Verteidigung fremder Söldner bedürfe, die Lebensfähigkeit abzusprechen. Allein eine Abhilfe war unmöglich, da nach den mit den Schweizern abgeschlossenen Verträgen die Regierung ihnen hätte Pensionen zahlen und zugleich italienische Regimenter erhalten müssen. An manchen Orten, so in Verrucchi und in Faenza, führte der Haß der Bevölkerung gegen die Schweizer zu blutigen Zwistigkeiten und Aufruhr.

Zu gleicher Zeit kam die Nachricht von der Ermordung des Polizeidirektors von Bologna. Ähnliche Vorfälle gab es an anderen Orten. In Jesi schlang der Pöbel einen Strick um den Hals einer Büste Gregors XVI. und schleifte sie am Boden, bis sie zerbrach. Die Regierung mußte darauf bedacht sein, der wachsenden Erregung einen Damm entgegenzusetzen und aufklärend zu wirken. Der Kardinal-Staatssekretär Gizzi ergriff die Gelegenheit einer Verordnung, durch welche eine Besserungsanstalt für junge Leute errichtet wurde, um die Erklärung einzuflechten, daß die Bemühungen Seiner Heiligkeit um das wirkliche Wohl seiner Untertanen bei weitem vorzuziehen wären „der Annahme gewisser Theorien, die auf den Kirchenstaat bei seiner Lage und Eigentümlichkeit keine Anwendung finden könnten, und dem Beitritte zu gewissen Bestrebungen, denen Seine Heiligkeit gänzlich fernestehe und welche die Ruhe des Landes nach Innen wie nach Außen gefährden müßten". Die Andeutung wurde verstanden und kühlte den Jubel etwas ab. Dies hinderte jedoch nicht, daß der Papst bei den üblichen großartigen Festlichkeiten des 8. September der Gegenstand großartiger Ovationen von Seite des Volkes war. Nach dem Worte Washingtons können die öffentlichen Angelegenheiten nicht auf dem Wege eines blinden Enthusiasmus, sondern nur im Gefühle der Pflicht gedeihen. Den Zuständen in Rom war daher keine lange Dauer vorherzusagen. Zu einiger Haltbarkeit trug eine kluge Haltung der liberalen Führer bei, welche offenbar in eigenem Interesse jede Unordnung zu verhindern suchten.

Nach den Weisungen Mazzinis sollte jede volkstümliche Maßregel des Herrschers mit übermäßigem Jubel gefeiert werden, um größere Hoffnungen beim Volke wachzurufen. Dabei wurde der Souverän von seinen Ministern getrennt, um zunächst diese unbeliebt zu machen. Als Pius IX. am 8. September auf der Piazza del Popolo durch die große Triumphpforte fuhr, geleitete das Volk die nachfolgenden Prälaten auf die Seite. Als Msgr. Rossi, der mißliebige Delegat von Ancona, abberufen wurde, bereiteten ihm die Bewohner der Stadt einen eigentümlichen Bußgang. Sie sandten einen Eilboten vor ihm her, der überall die Bewohner der Ortschaften bewog, sich am Wege aufzustellen und an dem durchfahrenden Prälaten die Ehren der »fischiata« zu verschwenden. So mußte Rossi das Land von einem Meer zum andern unter beständiger Katzenmusik durchqueren.

Außer einigen Änderungen im Beamtenpersonal, die schon durch den Mangel an geeigneten Persönlichkeiten beschränkt sein mußten, war man auf verschiedene Verbesserungen bedacht. Die Gasbeleuchtung und der Gebrauch des Dampfes in den industriellen Unternehmungen, welche Gregor XVI. in Rom nicht gestatten wollte, wurden nun eingeführt. Eine Kommission wurde mit der Ausarbeitung eines Eisenbahnnetzes für den Kirchenstaat betraut. Das Nächstliegende war eine Verbindung Roms mit Florenz und andererseits mit Ancona und Bologna, wobei man die Fortführung über Rom zum Meere nicht nach Civitavecchia, sondern nach Anzio plante und an eine Wiederherstellung des dortigen Hafens, des alten Antiums, dachte. Es wurde eine nationale Aktiengesellschaft zur Finanzierung des Projektes gebildet. Wie alles national sein sollte, wollte man in dem lobenswerten Bestreben, auch dem Minderbemittelten eine vorteilhafte Kapitalsanlage zu eröffnen, die benötigten 25 Millionen Scudi in 250.000 Aktien zu 100 Scudi im Lande aufbringen. Man bedachte aber nicht, daß diese kaum genügende Summe im Lande nicht zu beschaffen war und Viele Anstand nehmen würden, die bestehende höhere Verzinsung zu 6 und mehr Prozent gegen die geringere der Eisenbahnaktien umzutauschen. Am 8. November bestimmte eine Verordnung des Staatssekretärs die Bahnlinien, welche gebaut werden sollten. Es war gewiß sehr zu billigen, daß die Regierung diese Bestimmung nicht anderen Einflüssen überließ; sie geriet aber dabei in Widerspruch mit der Kommission, deren Mitglieder, darunter der Duca di Massimo-Rignano und der Principe di Teano, fast sämtlich demissionierten. Die Kommission hatte die Linie über Foligno und Perugia als direkte Verbindung mit Florenz an erster Stelle vorgeschlagen; die Verordnung verwies dieselbe jedoch in die Reihe jener, die erst später ins Auge gefaßt werden sollten. Dies war durch die Vorstellungen der Kaufmannschaft veranlaßt, die bei einer Verbindung Anconas mit Florenz fürchtete, daß der Transitohandel seinen Weg von Ancona über Florenz nach Livorno statt über Rom nach Civitavecchia nehmen würde. Im Zusammenhang damit stand die sonderbare Erwartung, daß nach dem Baue der italienischen Bahnen die Waren der Levante Italien am Landwege bei doppelter Umladung durchkreuzen würden, statt auf dem Seewege nach den westitalienischen Häfen oder Marseille befördert zu werden. Von dem Gelde waren am Schlusse des Jahres erst 4 Millionen gezeichnet und dies vielfach von kleineren Spekulanten, welche die versprochenen Zahlungen kaum einhalten konnten. Die Notwendigkeit, sich an das ausländische Kapital wenden zu müssen, war damit schon dargetan.

Flugschriften hielten das Volk in Atem. Von einem Pamphlet, das Pius als Eindringling hinstellte, der im Bunde mit Jung-Italien die Religion Christi vernichten wolle, wußte man nicht, ob es ein Manöver der Liberalen war oder tatsächlich von der entgegengesetzten Partei ausging. Dann kam wieder Gioberti mit einem offenen Brief, in dem er auch seinerseits die Meinung bestärkte, Österreich habe das Bestreben, in Italien Unruhen hervorzurufen, die seine Einmischung mit sich bringen müßten, und aufforderte, sich nicht aufreizen zu lassen. Die Beziehung zu auswärtigen Mächten, welche bei den Vorgängen in Italien stark interessiert waren, machte die Krankheit, die in seinem Innern wütete, zu einer komplizierten und die allgemeine Erregtheit war umso bedenklicher, als sie nicht wie in den Dreißiger-Jahren hauptsächlich

die Provinzen beherrschte, sondern gerade in Rom ihren Sitz hatte. Die große Masse der Gebildeten war, wenn nicht in revolutionären Gedanken, so wenigstens in dem Wunsche befangen, daß das Papsttum zum Ruhme von Rom und Italien die erhabene Stellung vergangener Zeiten behaupten und dabei zugleich mit allen Neuerungen vorangehen solle.

Der unbestimmte Jubel der Volksmassen, die sich am Vorabende einer neuen Ära wähnten, hatte mitunter eine sonderbare Wirkung. Die Städte Ancona und Sinigaglia, welche seit undenklichen Zeiten durch eine traditionelle Feindschaft entzweit waren, feierten eine überströmende Versöhnung durch Feste und gegenseitige Massenbesuche. Selbst die Garnisonen nahmen daran Anteil, so daß die Vertauschung derselben die Versöhnung besiegeln sollte.

Unter Beteuerungen, daß ihnen alle Umsturzideen fernelägen, überreichten die Liberalen dem Kardinal-Staatssekretär ein Programm mit ihren Forderungen nach Einführung von Provinzial- und Gemeindevertretungen, Errichtung von Bürgergarden und Bildung einer einheimischen Armee, nach einer Reform des Zivilprozesses, der Polizei und der Finanzen, nach Verbesserung des Unterrichtswesens und vor Allem nach einer durchgreifenden Erneuerung der Verwaltungsbeamtenschaft.

Von den Beamten erschwerten manche die Stellung der Regierung noch dadurch, daß sie den erhaltenen Weisungen, die im Gegensatz zu ihren bisherigen Gewohnheiten standen, nicht Rechnung trugen. Dies war besonders in Bologna der Fall, wo es ohnehin beständig Unruhen und Ausschreitungen gab. Der Kardinal-Legat Vanicelli-Casoni bewies dabei eine recht unglückliche Hand. Die Unzufriedenheit, welche er erregte, führte dahin, daß der Senator (Bürgermeister) der Stadt die Beschwerden der Bevölkerung in Rom vorbrachte. Zugleich wurde eine Flugschrift in tausenden von Exemplaren verbreitet, welche auf geschickte Weise das Vorgehen des Kardinals in klarem Widerspruch erscheinen ließ mit dem Willen des Souveräns, wie er sich wiederholt in Verlautbarungen kundgegeben hatte. Im Gegensatze zu dem milden Geiste der Amnestie hätte der Legat dieselbe als Quelle neuer Schikanen benützt; statt die Weisung zu befolgen, welche die Aufnahme öffentlicher Arbeiten empfehle, um den Armen Brot zu verschaffen, ermahne er die Gemeinden, so wenig als möglich zu tun; endlich hatte der Legat ein unerträgliches Spionage-System eingerichtet. Die Broschüre, welche sich zu einem gemäßigten Liberalismus bekannte, der nicht gerade eine Konstitution, aber eine aufgeklärte Regierung forderte, erschien ohne Imprimatur, aber auch ohne in ihrer Verbreitung behindert zu werden. Die Beamten des Staatssekretariats nahmen sogar an derselben teil und Kardinal Gizzi soll, darüber befragt, geantwortet haben, daß er für den Inhalt der Schrift zwar keine Verantwortung übernehme, aber keinen Anlaß sehe, gegen dieselbe vorzugehen, da sie in gutem Glauben die Maßregeln der Regierung verteidige. Der Kardinal-Legat von Bologna gab seine Demission. Die Halbheit im Vorgehen der Regierung bewies allerdings nicht ihre Stärke, noch vermochte sie das allgemeine Vertrauen dadurch zu gewinnen.

Umsomehr wurde die Persönlichkeit des Papstes vom Volke demonstrativ gefeiert. Wenn er im Oktober von kurzen Besuchen der Umgebung abends nach Rom zurückkehrte, erwartete ihn eine ungeheure Volksmenge beim Quirinal,



um seinen Segen zu verlangen, und im Augenblick, da der Papst am Balkon erschien, erstrahlte der Platz in bengalischem Lichte. Gelegentlich ließ das Volk den Papst seine Unzufriedenheit mit dieser oder jener Maßregel ein wenig fühlen. Dafür waren die Ovationen großartig, welche es am 8. November, dem Tage des „Possesso", an dem der Papst von der Lateran-Kirche feierlich Besitz ergriff, ihm bereitete. Als Pius in den Quirinal zurückgekehrt war, verlangte die tausendköpfige Menge ihn nochmals zu sehen. Pius erschien am Balkon und stimmte einen Vers an, der als Abendgebet gebräuchlich war und die tausende von Stimmen antworteten ihm unwillkürlich mit überwältigender Macht. Nach den Weisungen Mazzinis wurde das Volk fleißig in Ansammlungen und Ovationen geübt, damit es seine Massen und die Macht, die in ihnen liege, immer mehr kennen lerne. Der Papst mußte sich dieselben gefallen lassen, ließ aber erklären, daß er es lieber sehen würde, wenn diese Auslagen eine andere Verwendung fänden.

Der Jubel des 8. November war auch durch die Verlautbarung der geplanten Bahnbauten verursacht. Eine bedeutendere Reform dieses Herbstes war die Einsetzung einer Art von Ministerrat, der die Beziehungen zwischen den verschiedenen Zweigen der Regierung erleichtern sollte und aus dem Kardinal-Staatssekretär als Vorsitzenden, dem Gouverneur von Rom als Polizeichef, dem Uditore di Camera als Leiter der Justiz, dem Presidente delle Arme als Kriegsminister, dem Tesoriere als Finanzminister und dem Unter-Staatssekretär bestand. Die Einrichtung fand Mißfallen im Kardinalskollegium, da dieser oberste Rat der Regierung nicht aus Kardinälen bestand und die Unzukömmlichkeit mit sich brachte, daß Kardinäle von Prälaten Weisungen erhielten. Andererseits schien Pius IX. damit wieder zur Unzufriedenheit der liberalen Parteigänger anzudeuten, daß er mit dem System der geistlichen Regierungsbeamten nicht brechen wolle.

Am 27. Februar 1847, lange vor Ablauf des ersten Regierungsjahres Pius' IX., schrieb der preußische Gesandte v. Usedom an Friedrich Wilhelm IV.: „Im allgemeinen hat sich die politische Lage des Landes seit dem Regierungsantritt Pius' IX. um vieles gebessert. Dies ist eine unverkennbare Tatsache. Einem maßlosen Haß gegen die Regierung und ihre Werkzeuge, einer leidenschaftlichen Unzufriedenheit, einem glühenden Fanatismus gegen alles Bestehende ist ein allgemeines Gefühl von Liebe und Vertrauen gefolgt. Die Regierung, welche unter Gregor XVI. fast fortwährend der Gefahr eines Aufstandes gegenüberstand, kann sich gegenwärtig in dieser Hinsicht ruhig auf die Stimmung der Bevölkerung verlassen." Der Gesandte hätte darum dem Kirchenstaat auch viele Jahre ruhiger Entwicklung in Aussicht gestellt, wenn nicht ein bedenklicher Übelstand einen sicheren Zusammenbruch voraussehen ließe. Er meinte damit „den verzweifelten Zustand der Finanzen". Das vorhergehende Pontifikat hatte in 16 Jahren 20 Millionen Schulden angehäuft und ein jährliches Defizit von 6—700,000 Scudi hinterlassen. Noch immer hatte die Regierung Pius' IX. keine Abhilfe ausfindig gemacht und schien vielmehr an der Möglichkeit einer solchen zu verzweifeln. Es gab nur ein Lavieren mit wenig ratsamen Mitteln. Die römische Bank, ein Privat-Unternehmen, das nicht unter Garantie des Staates stand, sondern nur beaufsichtigt wurde, half den dringendsten Bedürfnissen der Regierung dadurch ab, daß sie mit ihrer

Genehmigung Bankscheine ausgab, weit über den Bedarf des Geldmarktes, und dieselben der Regierung zu einem Zinsfuße von 5% lieh. Statt daß der Staat auf eigene Rechnung Scheine oder Papiergeld in Umlauf setzte und die Interessen gewann, half er vielmehr fiktive Werte schaffen, für welche er selbst 5% zahlen mußte. Die römische Bank hatte bei einem Barbestande von 400,000 Scudi 2 bis 3 Millionen Papier im Umlauf. Außer diesen Vorschüssen der Bank wurden von Zeit zu Zeit Staatsanleihen gemacht mit Hilfe von Torlonia oder Rothschild, welche dieselben an den Börsen von Paris und Brüssel zu einem Kurse anbrachten, welcher in keinem Vergleiche stand zu der Gefahr, der die Gläubiger des römischen Staates ausgesetzt waren. Zu Ersparnissen durch Verminderung des Militärs konnte in diesen Zeiten hochgehender politischer Erregung ebensowenig geschritten werden wie zu einer Erhöhung der Steuern. An den Verkauf von Kirchengütern in größerem Maßstabe konnte gerade eine päpstliche Regierung nicht denken. So schien kaum ein rettender Ausweg vorhanden zu sein.

Doch hatte die Regierung auf anderen Gebieten, ohne die Träume von einer neuen Ära zu verwirklichen, vieles gewonnen durch die Milde und Billigkeit, welche ihre Maßregeln bekundeten. Das Tribunal des Gouverneurs von Rom, der Gerichtshof der apostolischen Kammer und der Senator des Kapitols hatten bisher in gleicher Weise die Gerichtsbarkeit über ganz Rom und Umgebung ohne Unterschied der Materien, Personen oder des Ortes ausgeübt. Dieser Verwirrung machte eine Verfügung vom 1. Januar ein Ende, welche das Tribunal des governo allein mit der Kriminaljustiz betraute. Gleichen Beifall fand die Abschaffung der Schreiber, welche die Richter der sagra consulta, der obersten Strafinstanz, auf eigene Kosten erhielten; statt ihrer wurde eine gleiche Zahl vom Staat bezahlter Uditori angestellt, die vorwiegend aus dem Laienstande genommen wurden. Man erblickte darin einen Fortschritt zu der so heiß ersehnten Laicisierung der Beamtenschaft. Hand in Hand damit ging eine allmählige Erneuerung des Beamtenpersonals, welche der neue Gouverneur von Rom, Grassellini, und der neue Legat von Bologna, Kardinal Amati, vornahmen. Im Sinne der nationalen Absperrung, welche beim Volke beliebt war, ging die Regierung am 3. Januar mit einem Ausfuhr-Verbote von Getreide und Mais wie auch von Mehl vor; der hohe Einfuhrzoll sollte wohl auch den finanziellen Bedürfnissen zugute kommen.

In der Bevölkerung herrschte Ruhe. Eine Bewegung, die in Ferrara entstand, weil die Stadt die Errichtung einer Bürgergarde verlangte, wurde durch den Papst selbst zum Schweigen gebracht, indem er einer Deputation das Unzukömmliche dieser Forderung in so bewegten Zeiten begreiflich machte. Pius, dessen Persönlichkeit von so hoher Bedeutung war, gewann immer mehr an Beliebtheit. Am 12. Januar sah Rom das Schauspiel, daß ein Papst eine Predigt hielt. Ohne seine Absicht bekanntgegeben zu haben, erschien Pius auf der Kanzel in der Kirche St. Andrea della Valle und sprach in seiner eindringlichen Weise zum Volke.

Am 15. März 1847 erschien ein Dekret des Staatssekretärs, das die staatliche Überwachung der politischen Presse neu regelte. Nach der Ansicht von Leuten, welche die Verordnung gar nicht gelesen haben können, hätte Pius IX. damit die Preßfreiheit proklamiert, welche derselbe Papst später im Syllabus

verwarf. Tatsächlich erklärte die Verfügung, daß die Zensur in wissenschaftlicher, moralischer und religiöser Beziehung unverändert bleibe und nur die Zensur der politischen Schriften, weil ihre Zahl zu sehr überhand nehme, nicht mehr in Rom vorgenommen werden solle. Mit ihr wurden Kommissionen in den verschiedenen Teilen des Landes betraut, von denen an die römische appelliert werden konnte, soweit es sich nicht um Zeitungsartikel oder Broschüren handelte. Den Zensoren wurde es zur Richtschnur gegeben, daß in der Presse jede Erörterung verboten sei, „welche die Verfügungen, Formen und Einrichtungen der Regierung, direkt oder indirekt, verhaßt machen kann". Von der Gewährung einer schrankenlosen Preßfreiheit war darum keine Rede.

War so jede Maßregel der widerspruchsvollsten Beurteilung ausgesetzt, so erschien die Stellung des päpstlichen Ministerpräsidenten auch in anderer Beziehung als eine mißliche. Die Liberalen hatten sich in zwei Gruppen geteilt, so sehr sie in ihrem Haß gegen „die Fremden" und noch in ihrer Verehrung für die Person des Papstes übereinstimmten. Die Gemäßigten, welche in Rom vorherrschten, gaben sich mit der Regierung zufrieden, in der Hoffnung, daß dieselbe auf dem Wege der Reformen noch weiter gehen werde, während die Radikalen an den guten Willen der Regierung nicht glaubten oder wenigstens ihr nicht Unabhängigkeit genug zutrauten. Tatsächlich war sie auch bei dem, was sie tun wollte, von ihren eigenen Beamten abhängig, die noch größtenteils aus der Zeit des früheren Systems stammten. Die Vertreter desselben, vor allem der Kardinal Lambruschini, übten noch immer ihren Einfluß. Da sich der Staatssekretär Kardinal Gizzi von seinen eigenen Beamten im Stiche gelassen sah, zeigte er wiederholt Unlust an den Geschäften und suchte, jedoch umsonst, dem Papste seine Demission genehm zu machen. Pius erschütterte dabei manchmal selbst die Stellung seines Ministers, dem die öffentliche Meinung ohnehin kaum einen Anteil an den Reformen zuerkannte, dadurch, daß er in seiner Güte öfters Verfügungen ohne Rücksprache mit ihm traf.

Vorläufig nahm Gizzi noch an einer tiefergreifenden Neuerung teil. Ein Zirkular vom 22. April verkündete den Willen Seiner Heiligkeit, „eine bestimmte Anzahl von Personen zu berufen, welche durch ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Vermögen, ihre Kenntnisse und Anhänglichkeit an die Regierung hervorragten und die öffentliche Achtung sowie das Vertrauen ihrer Mitbürger besäßen". Sie sollten die Aufgabe erhalten, die Regierung im allgemeinen und besonders bei der Reform der Gemeindeverfassungen und ähnlichen Fragen mit ihrem Rat zu unterstützen. Der apostolische Delegat einer jeden Provinz hatte zwei oder drei Persönlichkeiten in Vorschlag zu bringen, aus welchen der Papst die Auswahl treffen werde. Es handelte sich also um eine beständige Kommission von Notabeln des Kirchenstaates, 16 bis 20 an der Zahl, welche die Regierung an ihre Seite berief. Diese Kundmachung, in der man schon einen Ansatz zu einem Parlamente sah, versetzte Rom in einen maßlosen Jubel, wie man ihn seit der Amnestie nicht erlebt hatte. Abends bewegte sich ein Fackelzug von vielen Tausenden, an dessen Spitze ein riesiges Banner mit dem Texte des Zirkulars getragen wurde, zum Quirinal, um Pius IX. den Dank des Volkes abzustatten. Der Platz wurde von einer großen Zahl bengalischer Feuer erhellt und ein wahrer Donner von Vivas begrüßte den Papst.

Während die Delegaten die verlangten Vorschläge machten und die Städte gegen dieselben remonstrierten, verkündete Pius IX. in der Allokution vom 11. Juni zugleich mit der Kardinalsernennung des Schatzverwalters Antonelli seine Absicht, nun endgiltig zur Bildung eines Ministerrates schreiten zu wollen, nachdem dies schon wiederholt versucht worden war. Drei Tage später erschien ein Motuproprio, das den Ministerrat ernannte und seine Funktionen umschrieb. Er bestand aus folgenden 7 Mitgliedern, durchwegs Kardinälen oder Prälaten: dem Kardinal-Staatssekretär als Vorsitzenden und Minister des Äußern und Innern, dem Kardinal-Camerlengo als Minister des päpstlichen Hauses, für Handel und Ackerbau, dem Kardinal-Präfekten „delle acque e strade“ für öffentliche Bauten, dem Msgr. Uditore della Camera als Minister der Justiz, die hiemit vom Staatssekretariat abgetrennt wurde, dem Msgr. Gouverneur von Rom, der seiner strafrichterlichen Funktionen enthoben wurde, als Polizeichef für den ganzen Kirchenstaat, dem Msgr. Tesoriere als Finanzminister und endlich dem Msgr. Presidente delle Arme als Kriegsminister. Als Angelegenheiten, welche dem Ministerrat regelmäßig unterbreitet werden mußten, bezeichnete der päpstliche Erlaß namentlich die Beratung über neue Gesetze, alle allgemeinen Anordnungen, die Ernennung der hohen Beamten und die finanziellen Angelegenheiten. Mochte man auch aussetzen, daß kein eigenes Ministerium des Innern und des Unterrichtes — die vorläufig entbehrlich sein mochten — errichtet wurde, so war die Neuerung ein deutlicher Beweis von der Fürsorge des Papstes. Die Erlassung von Gesetzen ohne genügende Vorberatung und die Ernennung von hohen Beamten auf dem Wege der Protektion und von Intriguen war hiemit beseitigt und etwas mehr Hoffnung geboten, daß aus der finanziellen Verwirrung endlich ein Ausweg gefunden werde. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß auch diese Neuerung mit großer Befriedigung aufgenommen wurde.

Unter den Mitgliedern des Kabinets ragte der neue Kardinal Antonelli hervor, der schon bisher an der Spitze der Finanzverwaltung gestanden war. Die Scheine der römischen Bank — ein Bruder Antonellis war Vizepräsident derselben — hatten das Metall fast ganz verdrängt; man sah höchstens noch Fünf-Francsstücke und das Agio des römischen Talers betrug 1 bis 1½%. Bei allem dem hatte eine Mindereinnahme von 400.000 Scudi in den Zöllen das Defizit des letzten Jahres auf über eine Million gesteigert. Mit der Forderung nach energischen Maßregeln angesichts des drohenden Staatsbankerotts, der noch mehr wegen seiner Rückwirkung auf die politische Lage zu fürchten war, fand Antonelli kein Gehör, wohl weil man jede Maßregel als aussichtslos ansah. Der Plan einer Rentenkonversion, bei der 3 statt 5% vom Staate gezahlt würden und die schon einen Bankerott bedeutet hätte, wurde wieder fallen gelassen.

Wie Kardinal Gizzi dem preußischen Gesandten gegenüber erklärte, hatte der Papst bei Errichtung des Ministerrates nicht so sehr „den politischen Fortschritt“ im Auge, als vielmehr einfach die Bedürfnisse einer geregelten Verwaltung. Die liberalen Parteiführer fuhren aber fort, alles, was der Papst tat, nur in ihrem Sinne aufzufassen, großartige Bankette zu veranstalten und das Volk fleißig zu großen Aufzügen und Festen zu versammeln, welche die Aufregung vermehrten und nicht unbedenkliche Unruhen, auch Bluttaten,

hervorriefen. Marchese Dragonetti, ein Vertreter der schärferen Richtung, erhielt die Weisung, in seine neapolitanische Heimat zurückzukehren. Eine Kundmachung der Regierung vom 22. Juni zählte dem Volke die Wohltaten auf, welche Pius ihm in dem eben ablaufenden ersten Regierungsjahre erwiesen, und fügte hinzu, der Papst sei zwar entschlossen, auf dem Wege der Verbesserung der Verwaltung weiter zu gehen, aber nur allmählich und in Grenzen, welche die Rücksicht auf seine Stellung als Oberhaupt der Kirche stecke. Mit dieser sei die Anwendung gewisser Theorien unvereinbar, weil sie die Unabhängigkeit des Primates vermindern müßte, die der Papst seinem Nachfolger ungeschmälert zu hinterlassen habe. Seine Heiligkeit bedaure, daß einige unruhige Köpfe seine Untertanen zu unberechtigten Erwartungen und selbst zu Ausschreitungen veranlassen. So lobenswert die Dankeskundgebungen wären, sollten doch Veranstaltungen, die dem armen Volke Kosten auferlegen, unterbleiben.

Diese väterliche Ermahnung war mehr, als das Volk vertragen wollte. Es hieß sogleich, die reaktionäre Partei hätte sich des Papstes bemächtigt und der Weg der Reformen sei aufgegeben. Die Aufregung nahm so drohende Formen an, daß der Papst die Fürsten Borghese, Rospigliosi und Barberini zu sich berief, um mit ihnen über die Errichtung einer Nationalgarde zum Schutze Roms zu beraten.

Daß nur geistliche Würdenträger in dem neuen Ministerrat saßen, hatte in Rom und in den Provinzen enttäuschend gewirkt. In Bologna war auf die betreffende Kundmachung geschossen worden, nachdem man von ihr die Namen jener entfernt hatte, die man als Freunde des Papstes ansah. Die Liberalen hatten noch immer gehofft, den Papst für ihre Pläne gebrauchen und schonen zu können, und nun kam derselbe zur Aufklärung des Volkes mit dem Erlaß vom 22. Juni, der diese übertriebenen Hoffnungen zerstörte. Einige zufällige Umstände trugen noch zur Vermehrung der Aufregung bei. Eben wurde das Herz des großen Irländers Daniel O'Connell nach dem Wunsche seines Testamentes in Rom bestattet. Pater Ventura hielt dabei eine Rede voll glühender Beredsamkeit über „die Religion im Dienste der Freiheit", über „die Verbindung des Gehorsams mit passivem Widerstand", über „die Demokratie, welche durch die Kirche zur Herrschaft gelangen werde, wenn die Großen der Welt dem Rechte nicht zum Siege verhelfen". Solche Worte, die auf das Verhältnis der Iren zu England passen mochten, wirkten ganz anders auf die römische Bevölkerung. Wie eine Aufforderung zur Revolution wurde alsbald ein Auszug aus der Predigt in den Straßen affichiert. Als der Papst am 28. Juni im Kollegium Romanum erschien, um Zöglingen der Jesuiten die Kommunion zu spenden, wurde dies sofort dahin ausgelegt, daß er im Banne der Reaktion stehe. Das Volk begrüßte ihn bei dieser Gelegenheit mit auffallendem Schweigen und ließ sich dann in einen lärmenden Streit mit den wachehabenden Schweizern ein, so daß diese durch römische Soldaten abgelöst werden mußten. Aufrührerische Plakate wurden angebracht, Menschenmassen zogen durch die Straßen mit dem Rufe: „Es lebe Pius IX., nieder mit Lambruschini!" Beunruhigende Gerüchte durchschwirrten die Stadt, so daß Rom einen Tag voll Schrecken erlebte. Die Führer suchten das Volk mit der Erklärung zu beruhigen, der Papst werde in wenigen Tagen eine Verfügung treffen, welche ihm sehr angenehm sein werde. Die nächsten Tage gingen

ohne ernstliche Ausschreitung vorüber. Man begnügte sich mit Petitionen, Ansammlungen und Schreien.

Am 2. Juli fand ein Ministerrat statt und nach demselben wurden tatsächlich folgende Zugeständnisse verkündet: der Papst gestatte für Rom die Errichtung einer Nationalgarde, genannt Sicherheitswache, die aus den angesehensten Bürgern bestehen sollte, versprach die Einberufung der Notabeln im September und eine Gemeindeverfassung für die Hauptstadt.

Die Aufregung war durch die Verlautbarung vom 22. Juni verursacht worden. Hätte die Regierung damals zugleich den Termin der Notabelnversammlung angegeben und die Munizipalverfassung, für welche die Vorarbeiten bereits vollendet waren, verheißen, so wäre dieser üble Eindruck wohl vermieden worden. Nachträglich verlautete, die päpstliche Regierung hätte die Kundmachung vom 22. Juni auf Drängen der italienischen Höfe erlassen, weil alle unzufriedenen Elemente in ihren Staaten den Ruf „Viva Pio Nono" erhoben und darum eine öffentliche Erklärung des Papstes gegen den Liberalismus not tat. Aber für die Römer war keinerlei Veranlassung zu einer solchen Erklärung ersichtlich und die Liberalen hatten sie darum als eine Herausforderung empfunden. Die schwerwiegende Konzession der Nationalgarde war nun gemacht, ohne daß die Unzulänglichkeit der vorhandenen Truppen noch bewiesen war; der Lärm war vorüber und erst jetzt sah man, daß man nicht eigentlich dem Sturme, sondern schon vor den bloßen Anzeichen eines solchen zurückgewichen war. Die Regierung hatte eine Schlappe erlitten, die verhängnisvoll werden mußte.

In die neue Bürgergarde konnten alle Bürger im Alter von 21 bis 60 Jahren, die durch Vermögen oder auf andere Weise eine Gewähr boten, eintreten. In jeder der 14 Regionen der Stadt wurde ein Bataillon in der Stärke von 600 bis 700 Mann gebildet. An der Spitze standen Mitglieder der römischen Fürstenhäuser und andere angesehene Männer, natürlich auch der bekannte Angelo Brunetti, ein Pferdehälter mit dem Beinamen Ciceruacchio, der mit seiner Jacke überall zu sehen war und wegen seines außergewöhnlichen Einflusses von den Liberalen benützt wurde, um das Volk anzufeuern oder zu beruhigen. Wie es wohl kaum vermeidlich war, wurde die Einrichtung der Bürgergarde auch den übrigen Städten zugestanden. Diese Ausdehnung der Verfügung verlangte ein neues Opfer. Kardinal Gizzi, der sich den Verhältnissen wohl nicht mehr gewachsen fühlte und mit der Ausdehnung der Nationalgarde auf die Provinzen nicht einverstanden war, gab neuerdings seine Demission. Diesmal wurde sie angenommen. Bei seiner schlechten Gesundheit war es zu verwundern, daß er so lange auf dem Platze ausgeharrt hatte. War er auch vor der Persönlichkeit des Papstes im Hintergrund geblieben, so hatte sein Wohlwollen, seine Klugheit und Erfahrung in den Geschäften bei den Nahestehenden Beifall gefunden. Die ungemein schwierigen Verhältnisse hätten aber einen Mann von hervorragender Initiative und eine besonders feste Hand gefordert.

Das zweite Jahr der Regierung Pius IX. hatte nun in besorgniserregender Weise begonnen. Die fremden Diplomaten besprachen bereits die eventuelle Notwendigkeit einer fremden Intervention im Kirchenstaat. Der Graf v. Lützow erklärte seinem preußischen Kollegen gegenüber: „Seit 14 Tagen

gibt es hier keine Regierung mehr." Pius IX. litt sehr unter diesen Sorgen. Er wurde von Schlaflosigkeit geplagt und auf jede unangenehme Nachricht brach er in Tränen aus. Der Bruder des Papstes wurde aus Sinigaglia berufen. „Ein Charakter von unvergleichlicher Reinheit, ein Herz von englischer Güte verdienten", so schreibt Herr v. Usedom, „in den Augen jener, die solche Eigenschaften zu schätzen wissen, ein besseres Los."

Bevor Kardinal Gizzi die Geschäfte einem Nachfolger übergeben konnte, bewiesen zwei geringfügigere Vorfälle die Wahrheit des Wortes des Grafen Lützow. Die einheimischen Kutscher der Stadt erklärten, von nun an keinen Neapolitaner oder anderen Fremden in ihrem Geschäfte zu dulden. Sie zogen in Abteilungen durch die Stadt, hielten die Wagen, auf denen solche Eindringlinge saßen, an und prügelten sie durch. Dieses Treiben währte volle acht Tage, so daß die angesehensten Leute keinen Wagen benützen konnten, ohne daß die Regierung, welche alle ausschließlich römischen Bestrebungen zu befördern pflegte, irgend etwas tat, und als endlich einige Verhaftungen erfolgt waren, hielten die Kutscher den Wagen des Governatore, des Polizeichefs, auf offener Straße an. Ebensowenig bewies die Regierung in der römischen Judenfrage eine sichere Hand. Da das Ghetto für die anwachsende Bevölkerung zu klein wurde, versprach der Papst nach dem Berichte einer Kommission den Juden, daß sie sich außerhalb desselben, aber nur in der nächsten Umgebung ansiedeln dürften. Daraufhin rottete sich das Volk zusammen und drohte das Ghetto in Brand zu stecken und die Juden zu töten. Umsonst warf sich Ciceruacchio ins Mittel, indem er zu Ehren der neuzeitlichen Ideen ein Bankett für 12.000 Personen im Freien veranstaltete. Man fraternisierte mit den Honoratioren des Ghetto, die, obwohl zitternd vor Furcht, der ehrenvollen Einladung Folge leisteten. Doch das Volk, das für diese liberalen Anwandlungen kein Verständnis hatte, bewarf die Tischgenossen mit Steinen. Das Ende war eine Verordnung des Kardinal-Vikars, welche den Juden verkündete, daß ihnen das Wohnen außerhalb des Ghetto nicht erlaubt sei, weil unter ihren regeren Beziehungen mit den Christen die öffentliche Moral leiden würde.

(Schluß folgt.)





Der Schnellschreibtelegraph von Pollak-Virág.

Zur Entwicklungsgeschichte einer Erfindung.

Von Prof. Th. Hartwig.

Seit der Erfindung des Morse-Telegraphen und seiner allgemeinen Einführung sind unzählige Versuche gemacht worden, ihn zu verbessern, teils um tatsächlichen Bedürfnissen der Praxis zu genügen, teils um den ideellen Anforderungen einer entwickelteren modernen Technik zu entsprechen.

Diesen Bemühungen verdanken der Farbschreiber und das Relais ihre Entstehung und Ausgestaltung; die Kabeltelegraphie wurde nach vielen mißglückten Versuchen von Kontinent zu Kontinent ermöglicht; zahlreiche Schutzvorrichtungen sicherten die Leitungen und deren Betrieb. Und als schließlich der Typendruck-Telegraph von Hughes die Arbeit des Ablesens der Telegramme auf den Empfangsstationen überflüssig machte, da schien die Aufgabe des Fernschreibers theoretisch und technisch endgiltig gelöst zu sein.

Doch die zunehmende Steigerung des telegraphischen Verkehres rückte seither die ökonomische Seite der Erfindung in den Vordergrund und stellte damit die Elektrotechnik vor immer neue Probleme. Sie forderte Systeme, welche eine Entlastung der bestehenden Leitungen ermöglichen, wodurch die Betriebskosten herabgedrückt und Neuanlagen auf bereits vorhandenen Linien aufgeschoben, wenn nicht überflüssig gemacht würden.

Diesen Anforderungen suchte nun einerseits die mehrfache Telegraphie gerecht zu werden, indem auf demselben Draht gleichzeitig oder absatzweise aufeinanderfolgend mehrere Depeschen nach beliebiger Richtung abgesendet werden, andererseits wurden neue Telegraphiermethoden ersonnen, welche durch eine größere Geschwindigkeit in der Absendung der Depeschen die Leistungsfähigkeit einer Linie zu steigern vermochten.

Diese Fragen nehmen auch heute noch auf dem Gebiete der Telegraphie die besten Köpfe in Anspruch und die Versuche zu ihrer Lösung reichen bis in die neueste Zeit. Wenn man ihnen nicht jenes allgemeine Interesse entgegenbringt, welches sie eigentlich verdienten, so ist dies vor allem darauf zurückzuführen, daß dasselbe durch die drahtlose oder Funkentelegraphie*) übermäßig in Anspruch genommen wird. Allerdings entspricht die direkte Fernwirkung mehr den modernen naturwissenschaftlichen Anschauungen und die Kühnheit ihrer Konzeption sichert der Funkentelegraphie von vorneherein unsere Teilnahme. Sie scheint berufen, das alte System mit seinem lächerlich überflüssigen Auf-

* Vgl. des Verfassers Aufsatz über „Die Telegraphie und Telephonie ohne Draht" in „Die Kultur" II. Jahrgang, 2. Heft, S. 142 ff.



wand von Kupferleitungen endgiltig zu verdrängen, so daß nunmehr jede Neuerung auf dem Gebiete der Drahttelegraphie vergeudete Zeit und vergebene Liebesmüh' zu bedeuten scheint.

Und doch haben die neuesten Erfindungen bewiesen, daß die Drahttelegraphie durchaus noch nicht zu Ende gedacht ist, daß das alte System vielmehr einer neuen Epoche entgegengeht und einer Ausbildung fähig ist, welche seine Existenzfähigkeit auch weiterhin sichert, trotzdem es der Funkentelegraphie unterdessen gelungen ist, Depeschen über die Weltmeere hinweg zu befördern.

Vielleicht hat sogar gerade die drahtlose Telegraphie wie eine feindliche Drohung das alte System zu unerhörten Anstrengungen und Rüstungen veranlaßt und so indirekt jene schönen Leistungen hervorgerufen, welche, wie Blüten einer untergehenden Kultur, noch ungeahnte Möglichkeiten und Wunder in dem Bereich der Drahttelegraphie enthüllen.

Wir haben etwas Ähnliches auf dem Gebiete der künstlichen Beleuchtung erlebt. Das elektrische Licht schien endgiltig gesiegt zu haben, da begann mit dem Auerlicht eine neue Ära für die alte Gasbeleuchtung.

Diese Beharrlichkeit ist ein gutes Zeichen für das technische Können unserer Zeit. Und jede Verbesserung, welche durch ökonomische Rücksichten veranlaßt wird und in ihrer Durchführung eine ruhigere, konservative Entwicklung ermöglicht, verdiente hinsichtlich der Schwierigkeit solcher Probleme zum mindesten in gleichem Maße unsere Bewunderung, wie eine durchgreifende, die bestehenden Systeme umstürzende Neuerung.

Eine solche bewundernswerte Verbesserung ist der von den Ingenieuren Anton Pollak und Josef Virág konstruierte Schnelltelegraph,*) welcher die bisher unerreichte Telegraphiergeschwindigkeit von mehr als 100.000 Worten in der Stunde gestattet.

Der Apparat kann als typischer Vertreter solcher Erfindungen gelten, welche unter dem Drucke bestimmter ökonomischer Vorbedingungen ins Leben treten. Darum trägt auch seine Entwicklung in ihren einzelnen Stadien das Gepräge der Anpassung. Die Idee kämpft um ihren technischen Ausdruck ebenso, wie die schöpferische Kraft des Dichters, Malers, Bildhauers die Sprödigkeit des Wortes, die Härte und Starrheit des toten Materials zu bezwingen hat.

Von der Theorie zur Praxis ist ein weiter Weg und die Schwierigkeit der technischen Durchführung bereitet oft dem intuitiven Gedanken ein frühes Grab. Die Welt ist voll von Erfindern, welche bei ihrem ersten Gedanken stehen geblieben sind, der ihre frohesten Hoffnungen erregte, bis sie — zur Ausführung schritten.

Gerade darum darf man aber einen Apparat wie den Schnellschreibtelegraphen ein vollendetes Kunstwerk nennen. Sein Ideengehalt gewährt eine geistige Anregung, welche weit über den Rahmen des praktischen Interesses hinausreicht, und trägt in seiner Durchführung den Charakter eines ausgereiften, technischen Kunststils, wie ein solcher nur bei der zielbewußten Beherrschung aller physikalisch-technischen Mittel und Formen zu entstehen vermag.

*) Gebaut von der Vereinigten Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, vormals B. Egger & Co. in Budapest.

Die Entwicklung eines derartigen Apparates zu verfolgen, erweckt darum zweifellos — auch ohne Rücksicht auf die praktische Nutzbarkeit der Erfindung — ein eigenartiges wissenschaftlich-ästhetisches Interesse.

* * *

Um eine Telegraphenlinie tunlichst zu entlasten, wird man trachten müssen, die Absendung einer Depesche durch Vorarbeiten so viel als möglich abzukürzen und die Ausfertigung der Depesche erst nachträglich vorzunehmen, damit die Linie selbst durch das eigentliche Telegraphieren nur kurze Zeit in Anspruch genommen werde.

Die Vorbereitung wird am einfachsten dadurch vorgenommen, daß das aufzugebende Telegramm in einen Papierstreifen mittelst einer Perforiermaschine nach dem Morse-Alphabet eingelocht wird.*)

Für den Schnelltelegraphen von Pollak-Virág erfolgt die Perforierung in zwei Reihen, so daß die unteren Löcher den Punkten und die oberen den Strichen des bekannten Morse-Alphabets entsprechen. (Fig. 1.)

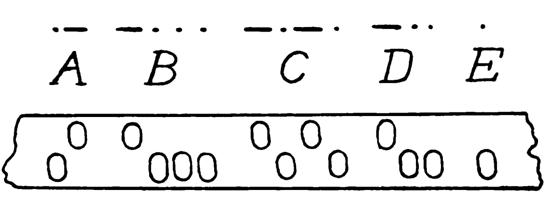


Fig. 1. Schematische Darstellung der Perforationen nach dem Morse-Alphabet.

Wird nun dieser perforierte Streifen zwischen einer Metallwalze und zwei Platindrahtbürsten (Fig. 2.) durchgezogen, welche in einer elektrischen Leitung eingeschaltet sind, so erfolgt durch jede Lücke eine augenblickliche leitende Berührung und in Folge derselben ein plötzlicher Stromschluß.

Die Bürste 1 steht mit dem negativen Pol, die Bürste 2 mit dem positiven Pol einer Batterie in Verbindung, während die Metallwalze an die Fernleitung L selbst angeschlossen wird.

Beim Durchziehen des Streifens werden also in rascher Aufeinanderfolge positive und negative Stromstöße durch die Leitung gesendet, welche den Punkten und Strichen des Morse-Alphabets entsprechen.

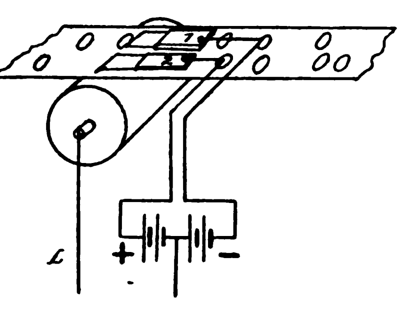


Fig. 2. Schematische Darstellung des Sendeapparats.

Diese Stromimpulse werden in der Empfangsstation einem Telephon zugeführt, dessen Membran ihre Schwingungen auf einen kleinen Spiegel überträgt. Diese Einrichtung ist charakteristisch für die ganze Anlage des Apparates.

Da die Bewegung dieser Telephon-Membrane nur wenige tausendstel Millimeter umfaßt, so mußte eine Anordnung getroffen werden, welche diese

*) Diese Methode verwendete bereits Wheatstone für seinen Maschinentelegraphen und Delany für seinen chemischen Telegraphen.

kleinen Schwingungen in verhältnismäßig große Schwankungen des Spiegels umsetzt. Dies ist bereits eine technische Schwierigkeit, an welcher die Ausführung der Idee allein schon scheitern konnte.

Wir wollen jedoch vorläufig von derselben absehen und den begonnenen Gedankengang zunächst rein theoretisch weiter verfolgen.

Auf den Spiegel *S* fällt das Licht einer Glühlampe (Fig. 3); dasselbe wird gegen eine Trommel reflektiert, welche eine lichtempfindliche Papierhülle trägt. Die Trommel rotiert um eine Schraubenspindel, so daß sie sich bei jeder Umdrehung zugleich etwas nach abwärts verschiebt. Konzentriert man das reflektierte Licht durch eine vorgesteckte Zylinderlinse L zu einem Lichtpunkt, so wird das Papier bei unbeeinflußter Membran, d. h. bei ruhiger Spiegelstellung, in einer Schraubenlinie belichtet.

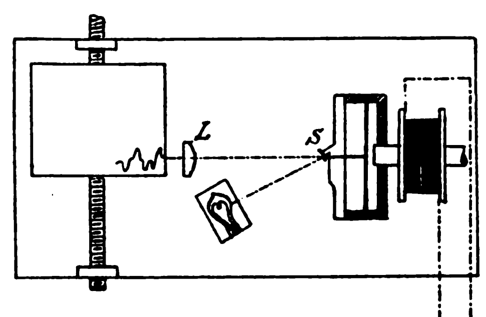


Fig. 3. Schematische Darstellung des Empfangsapparats.

Wird aber der Spiegel bewegt, so weicht der Lichtstrahl von der normalen Linie ab, es entstehen auf- und absteigende Striche, welche den positiven und negativen Stromstößen entsprechen. Letztere sind aber von der Perforierung abhängig, daher liefern die Schwankungen ein Bild der Buchstaben nach dem Morse-Alphabet. Eine aufsteigende Linie entspricht einem Striche, eine absteigende einem Punkte, wie Fig. 4 es darstellt.

Fig. 4. Schematische Darstellung der Buchstabenkurve.

So weit die theoretische Überlegung. Und nun die praktische Durchführung, die technische Bewältigung dieses Gedankenmaterials — ein gewaltiger Sprung, an welchem die kühnste Erfindungskraft oft scheitert.

* * *

Wir haben bereits eine technische Schwierigkeit hervorgehoben. Die minimalen Schwankungen der Telephonmembrane sollen in merkliche Schwingungen des Spiegels umgesetzt werden. Doch soll andrerseits die Beweglichkeit des Spiegels möglichst frei und ungehemmt erhalten bleiben, weil davon die Telegraphiergeschwindigkeit abhängt.

Wir erkennen hier den Kernpunkt der Frage, — der Lebensnerv des ganzen Apparates liegt an dieser Stelle. Gibt es für diese Aufgabe keine technische Lösung, dann fällt die bisherige wohlgefügte Überlegung in nichts zusammen.

Die Erfinder haben einen verborgenen Pfad gefunden, der sie — wie sich zeigen wird — noch viel weiter führte, als sie selbst ursprünglich geahnt.

Sie befestigten an dem kleinen Konkavspiegel *S* (Fig. 5) ein winziges Plättchen aus weichem Eisen. Dieses wird von dem einen Pol eines kräftigen Magnets festgehalten, welcher in zwei Spitzen *B* und *C* endet. Der andere Pol des Magnets trägt eine längliche Feder *A*, welche ebenfalls in einer Spitze endet und den dritten Unterstützungspunkt des Spiegels bildet. Die Feder *A* ist durch ein Stäbchen mit der Membrane verbunden, wodurch die Bewegungen derselben eine Drehung des Spiegels um die Achse *B C* verursachen. Da die Unterstützungspunkte des Spiegels sehr nahe aneinander liegen, so erzielen die kleinsten Stöße des Stäbchens bereits deutliche Schwankungen des Spiegels und infolgedessen hinreichende Ablenkungen des schreibenden Lichtstrahles. Außerdem ist durch das magnetische Festhalten der Teile die Reibung auf ein Minimum reduziert, wodurch außerordentlich rasche Vibrationen des Spiegels ermöglicht werden.

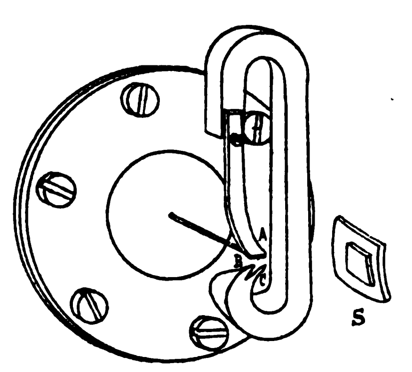


Fig. 5. Das Telephon des Empfängers.

Alles scheint nun in Ordnung zu sein. Aber wenn wir den Versuch wirklich ausführen, dann erscheinen statt der erwarteten regelmäßigen Ablenkungen, wie sie Fig. 4 voraussetzt, ganz unregelmäßige Kurven, welche vollkommen unleserlich sind. (Fig. 6.)



Fig. 6. Der erste Versuch.

Damit erscheint also unerwartet eine zweite technische Schwierigkeit.

Um dieselbe beseitigen zu können, müssen wir zuerst die Ursache zu erforschen, die störenden Einflüsse zu entdecken suchen, welche die unliebsame Erscheinung veranlassen.

Zweifellos wird die Länge der Linienleitung einen großen Einfluß auf die Wiedergabe der Zeichen haben. Denn mit der Länge des Weges, den der elektrische Strom zurückzulegen hat, wächst auch der Widerstand, so daß jeder Stromimpuls schließlich seinen ursprünglichen Charakter verliert. Vor allem wird der Strom in der Empfangsstation nicht so plötzlich abreißen, wie er in dem Sendeapparat unterbrochen wurde.

Diesen Übelstand der Leitung haben die Erfinder auf eine einfache Weise beseitigt. Sie schalten nämlich in der Sendestation parallel zur Linie eine Drahtspule ein, deren Dimensionen nur entsprechend gewählt werden müssen, um die störenden Faktoren zu kompensieren.

Wird nämlich ein Stromimpuls in die Leitung *L* (Fig. 9) gesendet, so geht ein Teil desselben durch die Drahtspule *J*; im Moment der Stromunter-

brechung wird in der Spule ein gleichgerichteter Induktionsstrom entstehen, der dem Stromimpuls in der Hauptleitung entgegenwirkt und ihn rasch vernichtet.

Die Wirkung der Induktionsspule ersehen wir aus der nunmehrigen

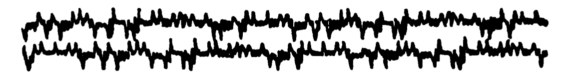


Fig 7. Der zweite Versuch.

Wiedergabe der Depesche (Fig. 7), welche bei einer Geschwindigkeit von 100.000 Worten pro Stunde erzielt wurde.

Die Reproduktion entspricht aber noch immer nicht der ideellen Forderung der Fig. 4. Es sind vielmehr zwischen den einzelnen dem Morse-Alphabet entsprechenden Schwankungen zahlreiche winzige Zickzacklinien bemerkbar, welche offenbar daher rühren, daß die Telephonmembrane und mit ihr der Spiegel noch weiter schwingen, wenn die einzelnen Stromimpulse unterbrochen werden.

Damit gelangen wir zur dritten und letzten technischen Schwierigkeit. Wie können die Eigenschwingungen der Membrane eliminiert werden, so daß nur die durch den Strom erzwungenen Schwankungen rein und deutlich übrig bleiben?

Die bisher gebräuchlichen Methoden der Schwingungsdämpfung sind hier nicht anwendbar, weil dieselben die Reibung erhöhen, die rasche Vibration verhindern, also die Empfindlichkeit des Apparats überhaupt beeinträchtigen würden.

Wenn man auf die Natur der Eigenschwingungen näher eingeht, so wird man finden, daß die Einführung einer bestimmten Telegraphiergeschwindigkeit die Anwendung einer Dämpfung überhaupt überflüssig machen würde.

Durch jeden kurzen Stromimpuls wird nämlich die Membrane entsprechend bewegt, schnellt zurück, wobei sie über die Ruhelage hinausgelangt, schwingt wieder zurück, vibriert in immer kleineren Ausschlägen, bis sie endlich still steht.

Wenn nun aber jeder Stromimpuls gerade so lange dauern würde wie eine Schwingungsperiode der Membran, so daß die Stromwirkung in dem Moment aufhörte, wenn sich die Membrane der Ruhelage am nächsten befindet, dann würden sich die Nachschwingungen auf ein Minimum reduzieren und praktisch nicht mehr in Betracht kommen.

Durch eine passend gewählte Geschwindigkeit des perforierten Streifens könnte man die Zeitdauer der Stromimpulse so regulieren, daß die Dämpfung der Membran ausreicht, um eine deutliche Reproduktion zu gestatten.

Die Erfinder wußten aber, daß man sich in der Praxis nicht gut an eine solche Genauigkeit der Bewegung binden könne, daher waren sie bedacht, ein anderes Mittel zu ersinnen, um den gleichen Zweck zu erreichen. Sie machten die Stromimpulse kürzer als die Zeitdauer einer Schwingungsperiode der Membran und schalteten parallel zum Telephon einen Kondensator C ein (Fig 9), welcher während der Dauer des Stromimpulses geladen wird. Die Ladung gelangt nach der Stromunterbrechung in die Telephonspule und ver-

längert den früheren Stromimpuls so lange, bis die Membrane in ihre Ruhelage zurückkehrt, woselbst sie den nächsten Stromimpuls empfängt.

Die Aufnahmsfähigkeit des Kondensators erkennt man aus der dritten Probe (Fig. 8), welche bereits von beinahe ideeller Deutlichkeit ist. Das Tele-



Fig. 8. Der dritte Versuch.

gramm wurde auf einer Linie von 650 *km* Länge aufgenommen.

In dieser Ausgestaltung wäre daher der Apparat bereits praktisch verwendbar. Die eingeschalteten Korrektionen (Fig. 8), Induktionsspule *J* und Kondensator *C*, beseitigen die Fehler, welche sich — wie wir gezeigt — aus der Natur der gewählten Anordnung und Übertragung ergeben haben.

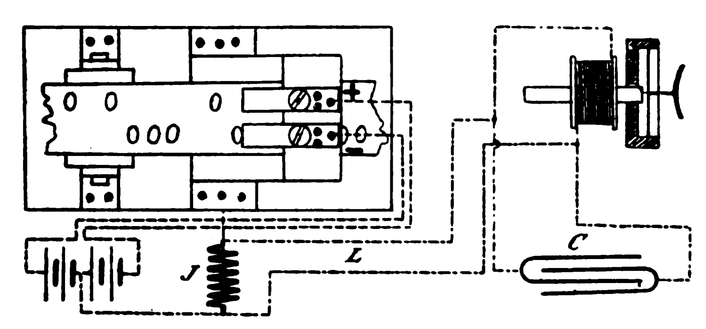


Fig. 9. Schematische Anordnung der Leitung mit Induktionsspule und Kondensator.

Bevor aber der Apparat in dieser Form dem Verkehr übergeben wurde, haben die Erfinder einige Verbesserungen vorgenommen, welche seine Verwendbarkeit noch erheblich steigern.

Die erste Verbesserung bezieht sich auf die Manipulation, welche nach Beendigung des Telegrammes vorgenommen werden muß.

Freilich kann der empfangende Beamte durch ein rotes Fenster in der Wand des Apparats den Gang des Lichtstrahls beobachten und die Bewegung der Trommel abstellen, doch ergeben sich zahlreiche Aufenthalte beim Abnehmen des Papiers, Zurückstellen der Trommel u. s. w., wenn auch das durch die Lichteindrücke exponierte Papier in andere Hände gegeben werden kann, um entwickelt und fixiert zu werden.

Um diesen direkten Zeitverlust für den Gebrauch des Apparats zu vermeiden, haben die Erfinder die Verschiebung der Trommel durch eine Bewegung der Lichtquelle ersetzt. Dies wird durch eine ebenso schöne als einfache Vorrichtung erreicht.

Als Lichtquelle dient wie bisher eine feststehende Glühlampe mit 3 bis 4 Zentimeter langen Glühfäden; dieselbe ist aber jetzt abgeblendet durch eine drehbare Zylinderfläche (Fig. 10), in welche ein Schlitz in Form eines ganzen

Schraubenganges eingeschnitten ist, so daß gerade nur ein Lichtstrahl den beweglichen Konkavspiegel S trifft.

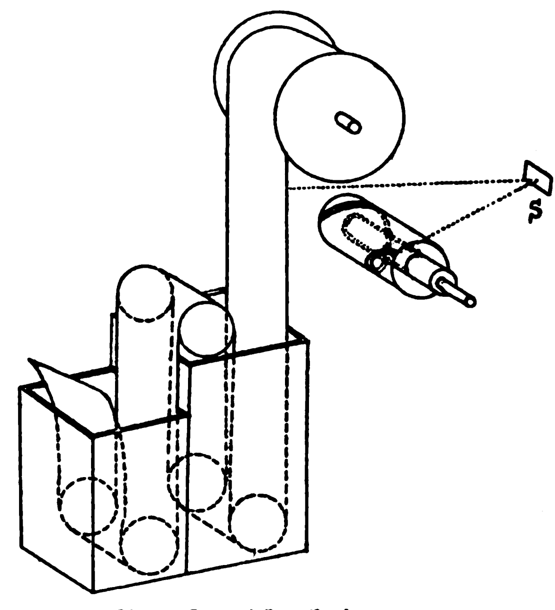


Fig. 10. Der verbesserte Empfangsapparat.

Bei jeder Umdrehung des Zylinders gleitet nun der für den Spiegel in Betracht kommende Lichtstrahl längs des Schraubenschlitzes von rechts nach links, so daß umgekehrt der reflektierte Strahl von links nach rechts über den photographischen Streifen wandert. Wenn nun dieser gleichzeitig durch ein Uhrwerk nach abwärts geschoben wird, so wird die Linie etwas geneigt.

Die Schwankungen des Spiegels infolge der Stromstöße lenken den reflektierten Strahl quer zu dieser Linie ab. Auf diese Weise wird die Depesche zeilenweise aufgeschrieben. Jede Zeile setzt natürlich ohne Rücksicht auf das Wort oder den Buchstaben dort fort, wo die vorhergehende Zeile abgebrochen hat.

Dieser Empfangsapparat kann von der Sendestation aus bei Beginn der Depesche in Gang gesetzt werden.

Das Abstellen besorgt hingegen der empfangende Beamte, welcher nach Schluß der Depesche durch Anziehen einer Schere den exponierten Streifen abschneidet. Dieser wird sodann automatisch durch ein Entwicklungsbad und hierauf durch ein Fixierbad geführt, um schließlich durch einen Spalt der Kastenwand herausgeschoben zu werden. (Vgl. Fig. 18.)

Die Erfinder haben sich aber auch mit diesem Erfolge nicht begnügt, sondern noch eine zweite, weitergehende Verbesserung ersonnen, welche es gestattet, das Telegramm in lateinischer Kurrentschrift geschrieben zu erhalten. Dadurch wurde der Schnelltelegraph in einen Schnellschreibtelegraphen umgewandelt.

* * *

Der Spiegel ist tatsächlich empfindlich genug, um Bewegungen auszuführen, welche den reflektierten Lichtstrahl veranlassen, jedes Telegramm in gewöhnlicher Kursivschrift auf das lichtempfindliche Papier zu schreiben.

Zu diesem Zwecke war es nur notwendig, den Spiegel durch eine geeignete Vorrichtung zu befähigen, in zwei aufeinander senkrecht stehenden Richtungen zu schwingen, welche durch verschiedene Zusammensetzung alle möglichen Lagen ergeben.

Daher darf der Spiegel nicht wie bisher in zwei Punkten unterstützt sein und nur von einer Seite einen Anstoß erhalten, sondern er muß umgekehrt in einem Punkte festgelagert werden und von zwei Seiten entsprechende Drehimpulse erfahren können.

Die Erfinder waren somit gezwungen, statt des einfachen Empfangstelephons deren zwei zu verwenden. (Fig. 11.)

Die Spitze des rechts gelegenen Magnetschenkels liegt etwa 1 *mm* über, die am linken Magnetschenkel in gleichem Abstand neben der festen Spitze, so daß sich der Spiegel um eine horizontale oder um eine vertikale Achse dreht, je nachdem das rechte oder linke Telephon die Stromimpulse empfängt.

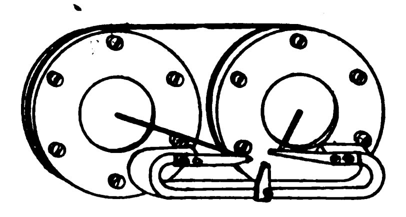


Fig. 11.
Das Doppeltelephon des Schnellschreibtelegraphen.

Werden beide Telephone zugleich angeregt, dann werden aus der vertikal auf- und abgehenden Bewegung einerseits, der horizontal hin- und hergehenden Bewegung anderseits beliebige schräge Lagen des Spiegels resultieren können. Es handelt sich dabei nur um die Größe der Ausschläge, beziehungsweise um die Größe der Stromimpulse.

Um diese hinreichend zu regulieren, haben die Erfinder zwei Leitungen und zwei Batterien verwendet, um jedes Telephon für sich entsprechend beeinflußen zu können. (Fig. 12.)

Der Papierstreifen wird in fünf Reihen (*I, II, III, IV, V*) durchlocht und läuft unter den Bürsten über eine Walze mit fünf getrennten Schleifringen.

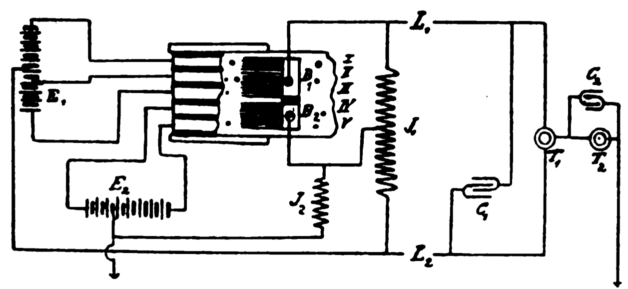


Fig. 12. Schematische Darstellung der Schaltung zweier Stationen.

Die Reihen *I, II, III* führen zum Telephon T_1, und zwar wird durch ein Loch *1* der Reihe *I* ein negativer Stromstoß gesendet, der eine Bewegung 1 nach aufwärts veranlaßt (Fig. 13) über die Normallinie *0* hinaus.

Eine Durchlochung *2* der Reihe *II* hat einen positiven Stromstoß, also eine Bewegung unter die Normallinie zur Folge, wobei nur ein Teil des Stromes der Batterie E_1 in Tätigkeit tritt. Der volle Strom wird nur dem dritten Schleifring zugeführt. Derselbe erzeugt einen doppelt so großen Ausschlag.

Ein Loch in der Reihe *III* liefert demnach eine stark absteigende Linie *3*, welche für Buchstaben Verwendung findet, die unter die Schriftzeile hinabreichen.

Kleinere Ablenkungen *4* und *5* werden hervorgerufen, wenn man den Kontakt durch Anwendung kleinerer Perforationen auf Reihe *II* entsprechend verkürzt, während ein länger dauernder Kontakt *6* die nach abwärts führende Schleife *6* wohl nicht verlängert, sondern verbreitert.

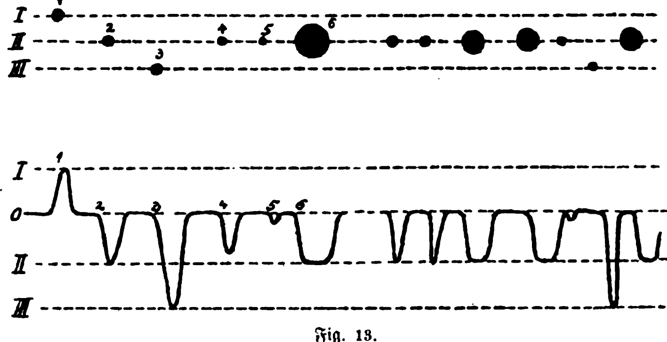


Fig. 13.
Zusammenhang zwischen Perforationen und Spiegelablenkungen in vertikaler Richtung.

Demnach ist die Entstehung der Buchstaben *m v p* in Hinblick auf die beigefügten Perforationen (Fig. 13, rechte Hälfte) verständlich.

Das Alphabet der lateinischen Schrift enthält aber zumeist Buchstaben, welche eine gleichzeitige seitliche Verschiebung erfordern. Diese besorgt das Telephon T_2. Dasselbe erhält durch den vierten Schleifring (Fig. 12) einen positiven Stromstoß, sobald ein Loch auf Reihe *IV* passiert.

Dieser Impuls lenkt den Lichtpunkt nach links ab, während ein negativer Stromstoß aus dem fünften Schleifring den Lichtstrahl nach rechts dirigiert.

In dem einen Fall bleibt der Punkt in der Schreibrichtung zurück, in dem andern Fall eilt er dieser voraus. Da aber gleichzeitig die Beleuchtungsquelle verschoben wird, so müssen die Stromstöße aus *IV* eine größere Intensität besitzen als jene aus *V*, was durch die ungleich geteilte Schaltung der Batterie E_2 erreicht wird.

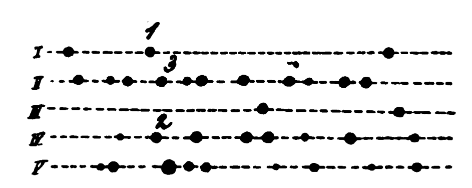


Fig. 14. Entstehung der Schrift aus Vertikal- und Horizontalbewegungen.

Der Einfluß der Horizontalbewegung ist samt den sie veranlassenden Perforationen in Fig. 14. dargestellt. Das Wort „*telegraf*" geht aus der Vertikalbewegung erst dann hervor, wenn rechtzeitig die seitlichen Verschiebungen eintreten.

So beginnt z. B. für den Buchstaben *l* die Bewegung bei *1*. Hier erfolgt ein Stromstoß (Reihe *I*, *1*), welcher den Lichtpunkt nach aufwärts führt. Ehe aber diese Bewegung vollständig ausgeführt ist, wird er in *2* nach links abgelenkt (vergl. Perforation *2*, Reihe *IV*) wodurch der Punkt *3* erreicht

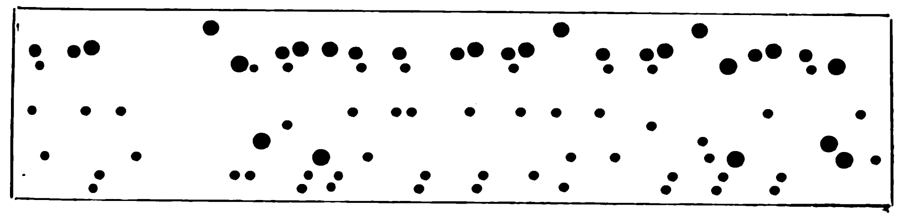


Fig. 15. Reproduktion eines Originaldepeschenstreifens.

wird. Die abwärtsführende Bewegung (Stromstoß *3*, Reihe *II*) bildet daher die Schleife des Buchstaben *l*. In analoger Weise vollzieht sich der Vorgang für die andern Buchstaben.

Die gegenseitige Lage der Perforationen und ihre Größe entscheiden den Charakter der Schrift. Um diese vollkommen leserlich zu erhalten, sind auch hier Induktionsspulen J_1 und J_2 sowie Kondensatoren C_1 und C_2 erforderlich, um den Widerstand der Leitung auszugleichen und die Eigenbewegungen der Membranen zu dämpfen. (Fig. 12.)

Die von der Bürste B_1 abgegebenen Impulse benützen die Leitung L_1 zum Telephon T_1 und kehren durch die Erde zur Batterie E_1 zurück. Die

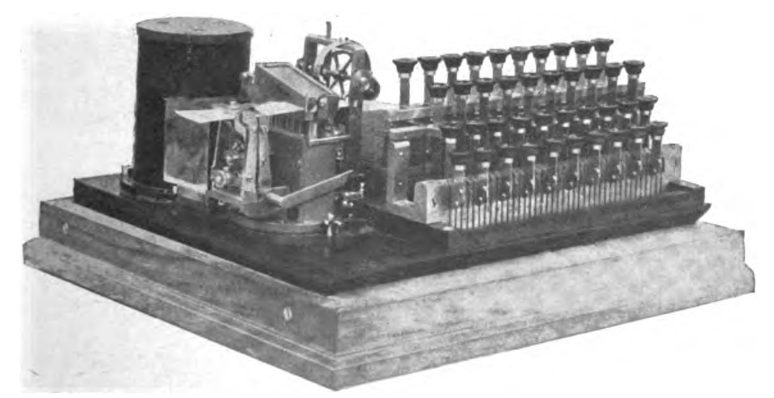


Fig. 16. Der Perforator.

von der Bürste B_2 ausgehenden Stromstöße fließen parallel über die beiden Drähte L_1 und L_2, also entgegengesetzt durch das Telephon T_1, so daß dieses darauf nicht reagiert; dann gelangen sie in das Telephon T_2 und kehren durch die Erde zur Batterie E_2 zurück.

Die Durchlochung des Papierstreifens (Fig. 15) wird durch einen Perforator besorgt, welcher äußerlich einer Schreibmaschine gleicht (Fig. 16) und es gestattet, die sämtlichen Löcher, welche zu einem Buchstaben erforderlich sind, durch einen einzigen Druck auf den betreffenden Knopf auf einmal zu stanzen.

Der so erhaltene Sendestreifen wird durch eine passende Vorrichtung (Fig. 17) außerordentlich rasch zwischen Bürste und Walze hindurchgezogen.

Der Empfangsapparat des Schnellschreibtelegraphen ist schematisch der gleiche wie der in Figur 10 dargestellte; nur ist der Spiegel *S* jetzt an ein Doppeltelephon (Fig. 11) befestigt zu denken. Der betriebsfähig adjustierte Apparat ist nach einer Originalaufnahme in Figur 18 dargestellt.

Die fertige Depesche verläßt den Empfangsapparat in bereits versandtfähiger Form. Fig. 19 zeigt eine Originaldepesche in natürlicher Größe, deren Wortlaut: *„der schnelltelegraf von pollak-virag schreibt siebzig buchstaben pro sekunde“* nach einiger Übung deutlich und leicht zu lesen ist. Die Art der Entstehung dieser Schrift macht es verständlich, daß die Buchstaben des ganzen

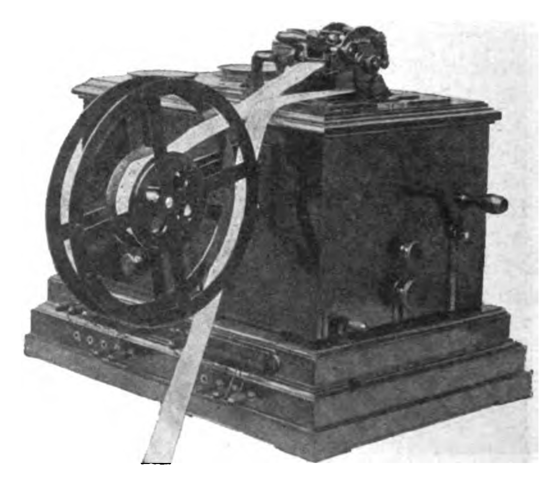


Fig. 17. Der Sendeapparat.

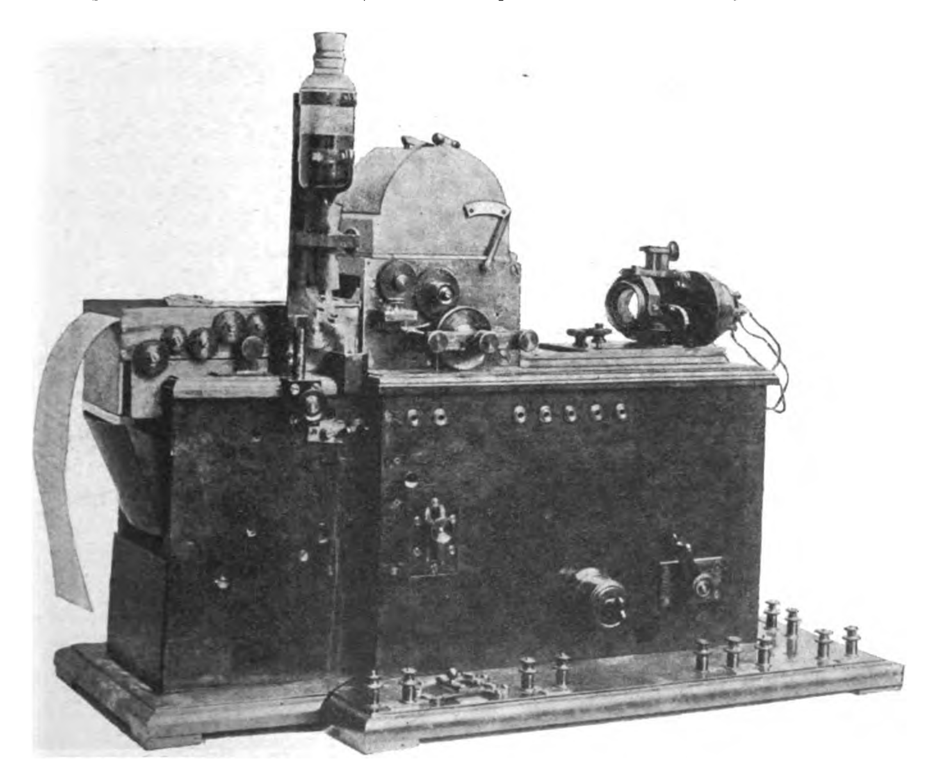
Telegrammes durch Bindestriche verbunden sind und daß die einzelnen Zeichen oft in der Mitte abreißen, um auf der nächsten Schriftzeile fortgesetzt zu werden. Doch gewöhnt man sich rasch an diese Eigenart und liest diese Telegramme bald ebenso geläufig wie die im Typendruck.

*

So stellt die neue Verbesserung des Apparats von Pollak-Virág einen der bedeutendsten Fortschritte des Telegraphiewesens seit der Erfindung des Typendruckers dar. Vor diesem hat der Apparat, abgesehen von der Telegraphiergeschwindigkeit, noch den Vorzug, daß die Bewegungen im Sender und Empfänger durchaus nicht gleichartig (synchron) verlaufen müssen. Eine raschere Bewegung des perforierten Streifens oder des lichtempfindlichen Papiers wird die Schrift nur breiter oder gedrängter erscheinen lassen. Dadurch ist der Betrieb einfacher und sicherer.

Im Nachteil ist er gegen andere, bereits in die Praxis eingeführte neuere Apparate dadurch, daß jene gleichzeitige Mehrtelegraphie gestatten, wodurch sie den Unterschied in der Telegraphiergeschwindigkeit teilweise ausgleichen.

Der schnellste Apparat war bisher der Wheatstonesche Maschinentelegraph, der 30.000 Worte pro Stunde zu leisten vermochte. Jedoch kommt



Fertiges Telegramm — Fixierraum — Entwickler — Rollen mit lichtempfindlichem Papier — Doppeltelephon mit Spiegel und Linse

Fig. 18. Der Empfangsapparat.

die Depesche in Morseschrift an und erfordert eine mühsame und zeitraubende Übersetzung. Der Baudot-Typendrucker, welcher in Frankreich benützt wird und in Wien, London und Berlin für den Pariser Verkehr aufgestellt ist, befördert bei einfachem Betrieb 1800 Worte, vierfach 7200 Worte pro Stunde; der Mehrfachtypendrucker von Rowland, welcher bereits 1901 auf dem Haupttelegraphenamt in Berlin versucht wurde, leistet bei einfacher Abgabe 2400 Worte, achtfach 19.200 Worte pro Stunde.

Der Pollak-Virág'sche Apparat eignet sich nun zwar nur für den einfachen Betrieb, besitzt aber als solcher eine erheblich größere Leistungsfähigkeit. Die Probeversuche, welche kürzlich zwischen Berlin und Königsberg angestellt wurden, ergaben ein Resultat von 50.000 Worten in der Stunde. In praktischer Hinsicht handelt es sich jedoch nicht nur um die möglichste Ausnützung der Leitung, sondern auch darum, wie viel Bedienungspersonal ein

System erfordert. Nach einer Zusammenstellung in der „Elektrotechnischen Zeitschrift" können in einer Minute beim Hughes-Apparat 25, bei Baudot 30, bei Rowland 40 Worte gegriffen werden. Bei diesen Systemen gelangt der durchlochte Streifen direkt in die Leitung, während bei Pollak-Virág die Tätigkeit am Perforator unabhängig vom Telegraphieren vor sich geht. Das

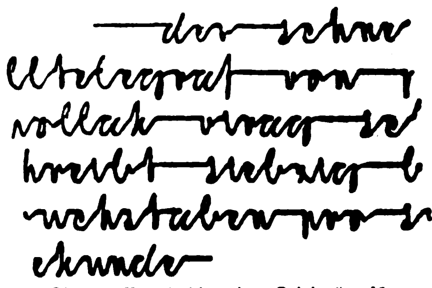


Fig. 19. Reproduktion einer Originaldepesche.

ist ein großer Vorteil, denn größere Institute können sich einen eigenen Perforator aufstellen und senden den fertigen Streifen direkt an das Aufgabeamt. Um das aufzuarbeiten, was ein Absender in die Leitung befördern kann, müßten 14 Beamte an den Perforatoren beschäftigt werden.

Da nun jeder Hughes-Apparat mit 2 Beamten, bei Doppelbetrieb 2 Apparate mit 3 Beamten, jeder Baudot mit 1 Beamten und ein achtfacher Rowland an jedem Ende mit 6 Beamten zu besetzen ist, so besitzt der Schnellschreibtelegraph, trotzdem er eine Doppelleitung erfordert, den größten Vorzug vor den anderen Systemen, wie sich aus folgender Tabelle ergibt:

System	Beamte	Worte pro Minute	Worte pro Beamte
Morse	2	15	7·5
Hughes einfach	4	25	6·2
„ doppelt	6	50	8·3
Baudot vierfach	8	120	15
Rowland achtfach	12	320	27
Pollak-Virág	16	830	52

Man darf aber nicht vergessen, daß das Bedürfnis nach Schnelltelegraphen überhaupt noch sehr gering ist, denn nur die wichtigsten Linien weisen eine so starke Frequenz auf, um auf Schnellbetrieb Anspruch erheben zu dürfen.

So wurden beispielsweise im Jahre 1901 in Deutschland etwa 42 Millionen Telegramme bearbeitet. Die Gesamtzahl der Leitungen beträgt rund 6000. Daraus ergibt sich pro Leitung eine jährliche durchschnittliche Belastung von 7000 und eine tägliche von ungefähr 20 Telegrammen. Allerdings beansprucht eine einzige Depesche oft zwei oder mehrere von diesen Leitungen; immerhin kann diesen Anforderungen auch das langsamste Betriebssystem im allgemeinen gerecht werden, und wo dies nicht der Fall ist, hat sich der Hughes-Duplex-

Betrieb selbst auf den frequentiertesten Hauptlinien als zureichend praktisch erwiesen. Es scheint daher der Verkehr für den Schnellbetrieb noch nicht reif zu sein. Der Beweis ist aber in wirtschaftlicher Hinsicht nicht ganz richtig. Denn in Angelegenheiten des Verkehrs kann man beobachten, daß die bloße Möglichkeit, ein Bedürfnis zu befriedigen, dieses Bedürfnis hervorruft.

Im Schnellbetrieb werden die Kosten für die Apparate im Verhältnis zu den sonstigen Spesen (Unterhaltung der Leitung, Verzinsung des Anlagekapitals, Bezahlung der Beamten) sich stets verringern. Die Auslagen für Beamtengehalte nehmen ebenfalls, wie obige Tabelle erkennen läßt, mit wachsender Beförderungsgeschwindigkeit relativ ab. Mit der Verbilligung des Depeschendienstes würde der telegraphische Verkehr ungeahnte Dimensionen annehmen und die Briefpost erheblich entlasten.

Die Bedürfnisse sind latent vorhanden, es handelt sich nur darum, sie wachzurufen. Und spätere Zeiten wundern sich über die Bescheidenheit der Ansprüche und lächeln über die unangebrachte Sparsamkeit der Vergangenheit.

Wie immer aber auch die Praxis in dieser Richtung entscheiden wird, dem Schnellschreibtelegraphen von Pollak-Virág gebührt schon in Hinsicht auf seinen Ideengehalt eine erste Stelle in der Entwicklungsgeschichte des Telegraphenwesens.



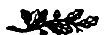
Der König.

Von Lorenz A. Krapp.

Die Knabenstirn war mir schon dornumwunden,
Mir folgte stets, ein treuer Hund, der Neid
Und sprang an mir empor und schlug mir Wunden.
In meine Träume selber drang mein Leid.

Vergrämte Nächte — eisige Gedanken —
Durchstürmte Tage — ew'ger Schrei nach Licht!
Und ob auch Rosen um die Stirn mir sanken,
Sie welkten stets, nur ihre Dornen nicht.

Nun aber ward es still. Mein Blut, es flutet
Nicht stürmisch mehr. Denn selig ward es mein:
Nur wer am tiefsten, tötlichsten geblutet,
Darf an dem Tag des Siegs der König sein!







Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens.

Von J. C. Poestion.

(Schluß.)

III.

In neuester Zeit scheint Henrik Ibsen einen gewissen Einfluß auf isländische Dramatiker auszuüben. Die Werke dieses Dichters sind auf Island den höher gebildeten Leuten wohl bekannt und einige davon wurden auch bereits ins Isländische übersetzt, so »Hermændene paa Helgeland«, d. h. Die Heermannen auf Helgeland („Die nordische Heerfahrt", isländisch »Víkingarnir á Hálogalandi«) von Eggert Ó. Briem und Indriði Einarsson (gedruckt erschienen 1892), »Brand« (isländisch »Brandur«) von Matthías Jochumsson (1898), »Peer Gynt« (isländisch »Pétur Gautur«) von Einar Benediktsson (1901). »Hermændene paa Helgeland« sind auch in Reykjavík 1892 und 1903 aufgeführt worden und haben auf das Publikum einen tiefen Eindruck gemacht, besonders auch, weil die Sprache in der Übersetzung noch viel kräftiger und wirkungsvoller klingt als im Originale.*) Die isländischen Dramatiker scheinen sich zunächst die historischen Stücke Ibsens, u. zw. die Saga-Dramen »Hermændene paa Helgeland« (nach der Vǫlsunga saga und verschiedenen isländischen Familien-Sagas bekanntlich den großen Stoff der Brynhild-Tragödie behandelnd) und »Kongsemnerne« (d. h. Die Thronanwärter, „Die Kronprätendenten"; im engen Anschlusse an die historische Hákonar saga gamla Hákonarsonar des isländischen Skalden Sturla Þórðarson gedichtet) zum Vorbilde genommen zu haben, die ja allerdings der einheimischen Geistesrichtung viel näher liegen als die raffinierten Gesellschaftsdramen dieses Dichters mit ihrer dem Isländer schwerer verständlichen Psychologie. Erscheint nun das „historische" Drama schon an

*) Auch der isländische Literarhistoriker Dr. Jón Þorkelsson bemerkt (in Andvari, XXIII. Band, S. 22, Anmerkung), er finde, daß »Hermændene paa Helgeland« in der — ungewöhnlich guten — isländischen Übersetzung viel altertümlicher erscheine als im Norwegischen bei Ibsen. Manche haben allerdings diese Übersetzung zu altertümlich befunden und vielleicht mit Recht.



und für sich, insbesondere aber, wenn es in einer weit zurückliegenden Zeit mit unseren Sitten, Anschauungen und Empfindungen widersprechenden Verhältnissen spielt, als eine Dichtungsgattung, die nicht nur bei strengen Historikern prinzipielle Bedenken hinsichtlich ihrer Zulässigkeit erweckt und jedenfalls an den Dichter, der nicht nur wahr sein, sondern auch eine bestimmte tragische Wirkung hervorbringen soll, die schwierigsten psychologischen Anforderungen stellt, so ist die Dramatisierung isländischer Sagastoffe ein besonders gefährliches Beginnen. Denn die isländischen Sagas, die hier in Betracht kommen, sind so treffliche Meisterwerke, daß jede — sei es nun dramatische oder epische — Um- oder Nachdichtung der darin behandelten Stoffe weit hinter ihren alten Vorbildern zurückstehen, für die Isländer jedoch, die ihre Sagas so genau kennen, wirkungslos bleiben muß, wenn sie nicht ebenfalls aus einer Meisterhand hervorgegangen ist, die es zugleich verstanden hat, eine Brücke vom Altertum zur Neuzeit zu schlagen. Oehlenschlägers sentimentale Dramen aus der nordischen Heldenzeit sind in dieser Hinsicht nachgerade in Verruf geraten. Sein isländisches Saga-Drama „Kjartan und Gudrun" nach der Laxdælasaga wäre bei einer Aufführung auf Island wohl immer „ausgepfiffen" worden. Selbst Ibsens oben genannte Saga-Dramen bleiben in Bezug auf Kraft und Stimmung hinter den Sagas zurück, die ihnen zugrunde liegen.

Während nun aber die in den sogenannten Geschlechtssagas überlieferte Personalgeschichte wenigstens eine Fülle von dramatischen Stoffen besitzt, ist die spätere, mehr politische Geschichte Islands im Allgemeinen arm an dramatischen Ereignissen. Selbst die vielverschlungene Geschichte der bewegtesten Zeit, in der sich der Untergang des Freistaates vorbereitet und vollzieht (1200—1264), wird wenig von höheren Interessen getragen. Indem wir nun isländische Poeten gerade aus dieser Zeitperiode Stoffe wählen sehen, wundern wir uns einerseits über ihren Mangel an Gefühl für das Dramatische, anderseits über ihren seltsamen Geschmack, ihrem Volke und der Welt die schmählichste Partie der isländischen Geschichte lebendig vor Augen zu führen. Denn die Geschichte jener Zeit — die in der Sturlunga saga behandelt ist — bildet eine ununterbrochene Reihe von Kämpfen zwischen den mächtigsten Geschlechtern um die Vorherrschaft im Lande, begleitet von Mord, Todschlag, Wortbruch, Gleichgiltigkeit gegen die Gesetze, Treulosigkeit und Landesverrat.

Das erste Geschichtsdrama aus der genannten Periode schrieb der sehr begabte und hochgebildete Pastor Eggert Ó. Briem (Brim). Der Held dieses fünfaktigen, umfangreichen Dramas ist Gizurr Þorvaldsson (geboren im Winter 1208/9), die wenig sympathische Hauptperson jener Zeit, welche die Unterwerfung Islands unter die norwegische Königsmacht am meisten gefördert

und schließlich auch — ohne einen Schwertstreich — bewerkstelligt hat. Dieser Gizurr war ein Mitglied des hochangesehenen Geschlechtes der Haukdælir, das seinen Stammsitz auf dem Hofe Haukadalr in der Nähe des berühmten Geysirs im südlichen Island hatte. Er legte frühzeitig eine seltene Reife des Geistes an den Tag, indem er schon im Alter von 12 Jahren am Althingi eine Sache führte. Mit 15 Jahren heiratete er eine Tochter des berühmten isländischen Geschichtsschreibers und Dichters Snorri Sturluson, trennte sich von ihr jedoch nach acht Jahren und wurde zum Feinde dieses damals mächtigsten Geschlechtes (der „Sturlungen"). Obgleich selber ein mächtiger Häuptling, trat er doch, wie es schon sein Schwiegervater Snorri und manch andere Häuptlinge getan, in den Dienstverband des norwegischen Königs Hákon Hákonarson und warb um dessen Gunst und Unterstützung in seinem ehrgeizigen Streben nach Erreichung der Oberherrschaft auf Island. Er versprach dem Könige dafür, Island auf friedlichem Wege unter dessen Botmäßigkeit zu bringen. Ganz dasselbe taten aber auch die Sturlungen, und so kam es zu einem langandauernden Wettbewerb zwischen beiden Parteien, der auf Island zu blutigen Kämpfen und gräulichen Mordtaten führte. Gizurr wurde von Sturla Sighvatsson gefangen genommen und mußte diesem anmaßenden Häuptling Treue und Gehorsam schwören. Er hielt jedoch den Schwur nicht, sondern lieferte (1238) dem Sturla im Vereine mit Kolbeinn Arnórsson, genannt „Kolbeinn der junge", dem Häuptling der Skagfirdinger im Norden Islands, zu Örlygsstaðir ein Gefecht, in dem Sturla samt seinem alten Vater fiel, worauf Gizurr noch drei Brüder des Sturla gefangennehmen und hinrichten ließ. Im Jahre 1241 überfiel und tötete er seinen ehemaligen Schwiegervater Snorri auf Geheiß des norwegischen Königs, gegen den jener wortbrüchig geworden war. Er schien nun wirklich die Oberherrschaft auf Island gewonnen zu haben, als ihm in Þórðr Kakali (d. h. Kachel), einem Bruder des Sturla Sighvatsson und Günstling des norwegischen Königs, neuerdings ein gefährlicher Nebenbuhler erstand, mit dem er bald in Streitigkeiten verwickelt wurde. Da beschlossen Beide, die Schlichtung ihres Zwistes dem Könige zu übertragen, zu dem sie sich im Sommer 1246 begaben. Dieser entschied endlich im Juli 1247, am Tage nach seiner Krönung durch den päpstlichen Legaten, zugunsten Þórðrs. Da Þórðr jedoch auch jetzt wieder wie schon früher mehr auf die Erweiterung seines eigenen Machtgebietes als auf die ihm zur Bedingung gemachte Förderung der königlichen Interessen bedacht war, wurde er nach einigen Jahren nach Norwegen zurückberufen. Nunmehr kam an Gizurr die Reihe, in die Heimat zu gehen, um des Königs Absichten auf Island zu verwirklichen. Er geriet aber bald in Streitigkeiten mit den Anhängern des Þórðr, und obgleich er

sich mit einem Teile dieser Partei schon ausgesöhnt hatte, wurde er 1253 doch auf seinem Hofe Flugumýrr überfallen. Da die Feinde seiner nicht habhaft werden konnten, zündeten sie den Hof an. Die (zweite) Frau und drei Kinder Gizurrs kamen in den Flammen um, während er selbst nur wie durch ein Wunder entkam. Nachdem er an den Mordbrennern Rache genommen und sieben von ihnen getötet hatte, kehrte er 1254 nach Norwegen zurück. Der König drang nun aber mit aller Entschiedenheit auf die endliche Unterwerfung Islands und sandte Gizurr neuerdings nach der Insel, nachdem er ihm im Sommer 1258 den Titel eines Jarls und die größten Machtbefugnisse über Island verliehen hatte. In die Heimat zurückgekehrt, entfaltete nun Gizurr den größten Prunk und umgab sich mit einem förmlichen Hofstaate. Er unterwarf sich auch einige der angesehensten Männer, die ihm selbst und dem König Treue schwören mußten; er ließ auch einen unbotmäßigen Gegner hinrichten, betrieb jedoch im Übrigen die Unterwerfung der Insel für den König wieder so lässig und zweideutig, daß dieser einen energischeren Mann nach Island sandte, um dem treulosen Spiele Gizurrs ein Ende zu bereiten. Nunmehr fügte sich endlich auch der Jarl und bewirkte zunächst (1262) die Unterwerfung der Nordländer und der Mehrzahl der Südländer und im Jahre 1264 auch die des übrigen Teiles von Island. Zufrieden mit dem Siege, den er persönlich über seine Gegner errungen, legte Gizurr jedoch schon im Jahre 1267 seine Jarlswürde nieder, um in ein von seinem Vater gestiftetes Kloster zu treten. Er starb jedoch noch früher, am 12. Jänner 1268, nur neunundfünfzig Jahre alt, aber müde von den Kämpfen und Mißgeschicken seines Lebens.

Das Drama »Gizurr Þorvaldsson«, dem die Sturlunga und die Hákonar saga gamla zugrunde liegen, erschien erst nach des Verfassers Tode (9. März 1893) in der von Frau Torfhildur Þorsteinsdóttir Holm herausgegebenen Jahresschrift »Draupnir« (Jahrg. 1895—1899). Obgleich nun darin die ganze Lebensgeschichte seines Helden, ja die ganze Geschichte der „schrecklichen" Sturlungenzeit aufgerollt wird, bleibt die Handlung doch auf drei, überdies in keinem inneren dramatischen Zusammenhange stehende Episoden beschränkt. Diese sind: erstens die zu Ungunsten Gizurrs ausfallende Entscheidung des Königs von Norwegen über Streitigkeiten zwischen jenem und einem isländischen Rivalen aus dem Geschlechte der Sturlungen, die mit den vorausgehenden Stunden der zweifelnden Erwartung sich über die drei ersten Akte erstreckt (am 30. Juli 1247), zweitens der Beginn der zunächst erfolglos bleibenden Verfolgung der Mordbrenner, welche Gizurrs Hof Flugumýrr auf Island in Brand gesteckt hatten, am 22. Oktober 1253 (4. Akt), und endlich drittens die letzte Lebensstunde und der Tod Gizurrs am 12. Jänner 1268

(5. Akt). (Vgl. die hier überflüssig erscheinende ausführliche Inhaltsangabe des Dramas bei Küchler, Dramatik, S. 43—46.) Es fehlt dem, wie man sieht, ganz undramatischen Produkte fast jede wirkliche Handlung. Alles, was wichtig ist, vollzieht sich in den Zwischenakten. Nur Redeflüsse ergießen sich — schier uferlos — über den Boden der historischen Tatsachen dahin, von denen selbst die allerbedeutungsvollsten Ereignisse bloß gesprächsweise erwähnt oder in der Form eines Geister- und Teufelsspuks vorgeführt werden. Sogar das folgenschwerste Ereignis im Leben Gizurrs und in der Geschichte Islands: die Auslieferung der Insel an den norwegischen König, welche in die zwischen dem vierten und fünften Akte gelegene Zeit fällt, wird im fünften Akte nur ganz nebenbei erwähnt und als bekannt vorausgesetzt. Man muß sehr genau mit der Geschichte Islands zu jener Zeit vertraut sein, um sich in der verwirrenden Menge der spielenden Personen (54), sowie auch jener Personen und Ereignisse, die nur erwähnt werden, zurecht zu finden. Von einer Charakteristik der Hauptpersonen kann überhaupt nicht gesprochen werden. Die beste Figur ist noch ein Hofnarr des norwegischen Königs.

Viel geschickter und wirkungsvoller findet sich ein Stoff aus derselben Geschichtsperiode Islands in einem Drama Indriði Einarssons, dem fünfaktigen, im Jahre 1899 zu Reykjavik erschienenen Schauspiel »Sverð og bagall«, d. h. „Schwert und Krummstab", behandelt. Bevor wir uns mit der neuesten dramatischen Produktion Indriði Einarssons eingehender beschäftigen, seien noch einige Daten über den Dichter selbst hier eingeschoben.

Indriði Einarsson ist jetzt 52 Jahre alt. Er kam im Sommer 1872 nach Kopenhagen, studierte hier die Staatswissenschaften und war der erste Isländer, der das Staatsexamen aus dieser Disziplin, u. zw. mit dem besten Erfolge ablegte. Nach Reykjavik zurückgekehrt, wurde er zuerst Schreiber beim „Landvogte" (d. i. dem obersten Finanzbeamten Islands), dann (1880) Revisor im Landesrechnungsamte. Diesen Posten bekleidet er noch jetzt. Neben seinem Hauptberufe beschäftigte er sich seit 1879 besonders eifrig und erfolgreich mit isländischer Statistik, ja er hat diesem Zweige der Staatswissenschaften auf Island erst die richtige wissenschaftliche Form gegeben und dementsprechend die periodischen statistischen Berichte (»Landshagsskýrslur fyrir Ísland«) verfaßt. Er schrieb ferner einige politische und nationalökonomische Artikel.*) Während seines Aufenthaltes in Kopenhagen lernte Indriði die älteren Stücke Ibsens kennen, nachdem er schon früher außer griechischen und römischen Dramen von Sophokles, Euripides, Plautus und Terentius die klassischen Bühnendichtungen Shakespeares, Goethes und Schillers studiert

*) Vgl. Sunnanfari, X. (Reykjavik, 1902), S. 73—74.



hatte. Hier änderten sich denn auch seine literarischen Anschauungen, er wurde Realist. Er benützte auch diese Zeit, um seine Studien über das Wesen und die Technik des Dramas zu vertiefen. Jedoch schrieb er erst 1882 wieder ein neues Stück, »Systkinin í Fremstadal« (Die Geschwister im Fremstidalur), zu dem er die Idee der griechischen Sage von der Galatea entnahm. Das doch wieder ganz romantische Drama wurde 1894 einige Male in Reykjavik aufgeführt, wobei es eine geteilte Aufnahme fand, wohl weil es, wie ein isländischer Kritiker bemerkte, „als regelrechtes, volkstümliches isländisches Schauspiel weder Vogel noch Fisch ist".

Was nun „Schwert und Krummstab" betrifft, so ist dieses Drama hauptsächlich auf ein kurzes, just nicht sehr spannendes Kapitel der Sturlunga (Íslendinga saga, 146. Kapitel, vgl. I. Band, S. 382—384 der Oxforder Ausgabe) aufgebaut, das sich fast ausschließlich um Þórólfr Bjarnason, einen wüsten Gesellen, jedoch beliebten Gefolgsmann des mächtigen Nordlands-Häuptlings Kolbeinn „des jungen" (vgl. oben S. 452), beziehungsweise um dessen Ermordung und die den Mördern vom Häuptling auferlegte Sühne dreht. Der Dichter hat jedoch diesen mageren Stoff mit großer künstlerischer Freiheit und geschickter Verwertung der damaligen Ereignisse sowie sonstiger scheinbar unwesentlicher, an anderen Stellen der Saga berührter Motive im Geiste jener Zeit behandelt und nach seinem Vermögen dramatisch gestaltet.*)

Der Inhalt des Dramas ist folgender: Kolbeinn „der junge", (geb. 1210, gest. 1245), der auf dem Hofe Flugumýrr wohnt, ist schwer erkrankt und fühlt sich dem Tode nahe. Darum will er seinen Vetter Brandr, Häuptling auf Reynistaðr, und dessen Sippe, sowie seinen dem Brandur ergebenen Schwager Broddi Þorleifsson bei sich sehen, um sich mit ihnen wegen der ihm von seinem Gegner Þórðr Kachel drohenden Kriegsgefahr zu beraten und Bestimmungen über die Verteilung seines Landgebietes zu treffen. Mit dieser Botschaft an Brandr wird Þórólfr betraut, der als verwegener Kämpe bei Kolbeinn und dessen stolzer und herrschsüchtiger Frau Helga, mit der ihn heimliche Liebe verbindet,**) sehr beliebt, wegen seiner Mordlust und Beleidigungen jedoch

*) Es ist mir daher nicht recht verständlich, wenn Küchler im Vorworte zu seiner deutschen Übersetzung des Stückes (S. XIII—XIV) schreibt: „Der Umstand, daß er die Ermordung Thorolf Bjarnasons aus dem geschichtlich überlieferten Jahre 1241 in das Jahr 1244 verlegt, bildet fast die einzige dichterische Freiheit, die sich Indridi Einarsson gestattet hat . . . Alle übrigen Verhältnisse und Vorgänge hat er so dargestellt, wie sie sich nach der geschichtlichen Überlieferung im Frühjahre 1241 verhielten, und man kann wohl behaupten, daß er der historischen Überlieferung in Allem, was in seinem Drama geschieht und gesprochen wird, mit so großer Genauigkeit gefolgt ist, daß sein Drama in dieser Hinsicht als eine Musterdichtung gelten kann."

**) Vgl. Sturlunga, VII., Kap. 122 (S. 347—48) und Kap. 146 (S. 384).

sonst allgemein verhaßt ist. Auf Reynistaðr empört diese Absendung um so mehr, als Þórólfr die Ermordung des Vaters und eines Bruders der Jórunn, der Frau des Brandr, verschuldet hat und auch jetzt den Brandr, einen friedfertigen Menschen, durch den Vorwurf der Feigheit schwer beleidigt. Gleichwohl begibt sich dieser mit Broddi und zehn anderen Leuten nach Flugumýrr. Kolbeinn, dem über Anstiften Helgas ein sinnverwirrender Trank gereicht worden war, wird auf Schilden in die Stube getragen, begleitet von Bótólfr, dem Bischof des Nordlandes, der ihm soeben die Beichte abgenommen hat. Kolbeinn erklärt, das Land verlassen und sein ganzes Machtgebiet dem Þórðr Kachel abtreten zu wollen als Sühne dafür, daß dieser durch ihn in dem Kampfe von Örlygsstaðir seinen Vater und fünf Brüder verloren hat, und um dem Volke endlich Frieden zu schaffen. Damit wären natürlich Brandr und Broddi um ihre Erbansprüche betrogen, und sie protestieren daher mit solcher Entschiedenheit, daß Kolbeinn eine andere Entscheidung trifft, die aber Jene noch nicht befriedigt, weil infolge Eindringens Helgas auf den in Bewußtlosigkeit fallenden Mann auch Þórólfr mit einem Landstrich bedacht wird. Doch müssen sich Brandr und Broddi angesichts von 60 bewaffneten Männern, die Helga bereit hielt, dieser Entscheidung fügen, und Brandr wird gezwungen, mit Þórólfr ewigen Frieden zu schließen. Brandr kehrt mit seinen Leuten nach Hause zurück, ebenso Þórólfr mit zwei Begleitern. Diesem erscheint unterwegs in einer Höhle Óðinn in einer Vermummung (als Járngrímr) und verkündet ihm, daß er wegen seiner Schandtaten den Tag nicht mehr überleben werde. Er wird auch wirklich alsbald auf Betreiben Broddis von Brandr und dessen Genossen überfallen und enthauptet. Gleich darauf erscheint bei derselben Höhle Helga und wird so Zeugin der Bluttat. Helgi Skaftason aber, ein Manne des Brandr, welcher die Hinrichtung Þórólfrs vollzog, wischt sein noch bluttriefendes Schwert an Helgas Schleier ab.*) Mit verderbenkündendem Lächeln verläßt das zweifach so schwer gekränkte Weib den Schauplatz des Mordes und nimmt die Leiche des Getöteten mit sich nach Hause. Die Mörder jedoch lassen sich schleunigst vom Bischof Bótólfr zu Hólar vom Banne befreien, in den sie durch ihre Untat verfallen waren. Aber während sie sich noch

*) Dieser Zug ist der Sturlunga VII., Kap. 185 (II. Bd., S. 38) entnommen, wo erzählt wird, daß Ásbjörn sein Schwert, mit dem er Magni den Kopf abgehauen, an den Kleidern des herbeigekommenen Weibes des Getöteten, Vigdís, vom Blute reinigte. Bekannter ist eine gleiche Szene aus der Laxdæla saga, Kap. 55, zwischen Helgi Harðbeinsson und Guðrún Ósvífsdóttir; vgl. „Kjartan und Guðrún (Laxdæla saga, Kap. 28—29.) Aus dem Altisländ. zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Dr. Heinr. v. Lenk“ (im Zentral-Organ f. d. Interessen des Realschulwesens, XXIV. Jahrg. 1896) S. 477.



in der Domkirche befinden, erscheint hier auch schon Kolbeinn — ein paar Tage nur, nachdem er totkrank gewesen — an der Spitze von hundert Mann, um Rache für die Ermordung Þórólfrs zu nehmen. Broddi eilt sogleich von dannen, um so viel Mannschaft zusammen zu bringen, daß er Kolbeinn mit Übermacht angreifen und die Befestigungen von Hólar besetzen könne. Als Kolbeinn erfährt, daß die Mörder bereits die Absolution erhalten haben und Bótólfr eine friedliche Beilegung des Streitfalles befürwortet, betrachtet er den Bischof als seinen Feind und nimmt ihn im vollen Ornate vom Altar weg gefangen. Da läßt nun Bótólfr den „Gottesfrieden" über das Land läuten, der zur Folge hat, daß jede während dessen Dauer verübte Schandtat dreifach gesühnt werden muß. Dadurch ist nun auch Broddi, der jetzt schon — nach etwa einer halben Stunde — mit 200 Mannen angerückt kommt, die Möglichkeit genommen, Kolbeinn anzugreifen und zu besiegen. Bald darauf besucht Helga ihre Muhme Jórunn, und die bestehende Abneigung zwischen den beiden Frauen steigert sich zu offener Feindschaft, da Helga erklärt, ihr Mann habe ihr als Sühne für die Ermordung Þórólfrs das Leben Brands versprochen, und sie wolle es auch haben, wenn nicht ein Anderer sich für ihn opfere. Brandr, der mit Broddi Hólar besetzt hält, will noch mehr Mannschaft zusammenbringen, um Kolbeinn mit Übermacht entgegentreten zu können. Sein Aufgebot bleibt jedoch erfolglos, da niemand gegen Kolbeinn zu kämpfen wagt, und da Brandr überdies erfährt, daß Kolbeinn geheime Gänge kenne, die ins Innere des Bischofshofes führen, findet er nun keinen anderen Ausweg, als sich noch vor Ablauf des Gottesfriedens freiwillig in Kolbeinns Gewalt zu begeben. Dies geschieht. Jórunn aber begleitet in Männerkleidern unerkannt ihren Mann, der sich mit seinen Anhängern nach Flugumýrr begibt. Hier werden die Leute von Reynistaðr gleich überaus schlecht aufgenommen und behandelt. Helgi wird auf einen Wink der Hausfrau ohne Weiteres niedergemacht. Diese will aber noch ihr anderes Opfer haben, und als nun Jórunn ihr Leben für Brandr darbietet, ist Helga grausam genug, auch dieses annehmen zu wollen, und selbst Kolbeinn findet dagegen nichts einzuwenden. Da schickt sich der Bischof, der hier noch als Gefangener weilt, an, über Helga und Kolbeinn den Bannfluch auszusprechen, falls sie nicht einen friedlichen Vergleich mit Brandr und dessen Leuten schließen. Vor dem Banne nun weicht Kolbeinn, weicht das Schwert vor dem Krummstab zurück, und der Vergleich kommt zu Stande.

Das Stück enthält mancherlei Vorzüge und Schönheiten. Vor allem scheint mir die Stimmung des Zeitalters ziemlich gut getroffen zu sein. Es wirkt in Bezug auf die Handlung und den Dialog fast wie eine dramatisierte Saga. Auch läßt sich dem Ganzen eine gewisse Großzügigkeit



nicht absprechen. Haupt- und Nebenpersonen sind zumeist trefflich gezeichnet und erinnern z. T. an historische Gestalten Ibsens. Auch sind einzelne Szenen von packender Wirkung. Doch zeigt es sich auch hier wieder, daß der Dichter mehr Sinn für das Theatralische als für das Dramatische besitzt. Der Hauptfehler des Dramas besteht darin, daß die schwere Schuld nicht die entsprechende Sühne erhält. Auch gebricht es dem Stücke an der Einheitlichkeit der Handlung. Es laufen zwei Hauptfäden nebeneinander; denn während einerseits Þórólfrs Ermordung und deren Sühne als das eigentliche Hauptmotiv des Dramas erscheint, will der Dichter doch — wie der Titel des Stückes bekundet — das Hauptgewicht auf das Problem des Gegensatzes zwischen Schwert und Krummstab legen, dessen Lösung überdies in wenig befriedigender Weise erfolgt. Es ist doch kaum verständlich, daß Kolbeinn — überhaupt ein seltsamer Christ —, der schon den Vorgänger des Bischofs Bótólfr aufs Schlimmste behandelt hatte und auch vor diesem selbst so geringen Respekt bekundet, daß er ihn bloß wegen seiner friedenvermittelnden Tätigkeit gefangen nimmt, plötzlich vor dem Bannfluche zurückweicht. Diese Lösung des Konfliktes kommt ganz unerwartet, ist im Charakter Kolbeinns nicht motiviert, daher undramatisch und schwächt die Wirkung des ganzen Stückes bedeutend ab; kurz, die Schwächen überwiegen noch immer die Vorzüge, so daß „Schwert und Krummstab“, szenisch betrachtet, zwar immerhin als das bisher beste isländische Drama, jedoch noch keineswegs als ein wirkliches „Meisterwerk“ bezeichnet werden kann. Das Drama ist auf Island noch nicht aufgeführt, aber bereits ins Deutsche und Dänische*) übertragen worden. Die deutsche Übersetzung („Schwert und Krummstab“, Berlin, 1900) hat Küchler besorgt.**)

*) Auf Grund der im Jahre 1901 erschienenen dänischen Übersetzung dieses Dramas von Henrik Ussing und der ihr vorausgeschickten Einleitung von Holger Wiehe veröffentlichte Dr. Heinrich Pudor in der Beilage zur (Münchner) „Allgemeinen Zeitung“, 1901, S. 196—197, einen kurzen Artikel über „Neuisländische dramatische Literatur“, in dem sich mancherlei Unrichtigkeiten (z. B. „Draußenlieger“ = Seeräuber) finden und der um ein Jahr früher erschienenen deutschen Übersetzung des Dramas mit keinem Worte gedacht ist. Dr. Pudor schrieb übrigens auch Artikel über „Neu-isländische Lyrik“ nach Olaf Hansens dänischem Büchlein »Ny-Islandsk Lyrik. Oversættelser og Studier« (Kopenhagen, 1901) ohne darin zu erwähnen, daß schon seit 1897 ein viel reichhaltigeres Werk über denselben Gegenstand in deutscher Sprache („Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung“. Leipzig, G. H. Meyer) vorlag. Es ist dies jedenfalls eine merkwürdige Methode, das deutsche Publikum mit einer fremdländischen Literatur bekannt zu machen.

**) Die deutsche Übersetzung ist im Ganzen wohlgelungen. Zu verbessern wären unpassende Bezeichnungen wie „Fürst“ für einen isländischen Häuptling; „Reich“ (sogar „großes Reich“) für den Bezirk oder das aus mehreren Bezirken bestehende

In jüngster Zeit hat übrigens Indriði Einarsson den Versuch gemacht, Ibsens Spuren auch auf dem Gebiete des modernen Gesellschaftsdramas zu folgen. Wir ersehen dies aus seinem neuesten Schauspiel (in 4 Akten): »Skipið sekkur« d. h. Das Schiff sinkt (Bessastaðir, 1902), das einen Stoff aus den höheren bürgerlichen Gesellschaftskreisen Reykjaviks in der Gegenwart behandelt.

Die Hauptrolle in diesem Stücke spielt Sigríður, die Frau des Faktors eines dänischen Handlungshauses namens Johnsen. Sigríður hatte diesen Mann vor zwanzig Jahren geheiratet, obgleich ihr Herz einem andern gehörte. Die Ehe wurde daher auch unglücklich, zumal sich Johnsen als ein ganz pflichtvergessener Mensch und überdies als ein arger Säufer, Verschwender und Schuldenmacher erwies, der die ansehnliche Mitgift der Frau an Geld und Grundbesitz vergeudete. Die Abneigung gegen ihren Mann scheint bei Sigríður auch die Liebe zu ihrem eigenen Kinde, der jetzt im heiratsfähigen Alter stehenden Brynhildur, beeinträchtigt zu haben. Bei Beginn des Stückes steht Johnsen vor dem Zusammenbruche seiner materiellen Existenz. Einar, der Buchhalter desselben Handlungshauses, klärt ihn über die Unhaltbarkeit seiner Lage auf, indem er ihm seinen Schuldenstand dem Geschäfte gegenüber vorhält. Aber trotz aller Ermahnungen, eine andere Lebensweise zu führen und die ihm anvertrauten Interessen nicht zu vernachlässigen, begibt sich Johnsen auf einen Jagdausflug, der ihn acht Tage lang vom Hause fern halten soll. Einar verständigt nun auch die Frau Johnsens von dem drohenden Schicksale und erteilt ihr den Rat, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Doch davon will Sigríður nichts wissen. Da gibt sich ihr Einar als ihren Stiefbruder zu erkennen und bietet ihr für alle Zukunft seinen Schutz und seine Unterstützung an. Sigríður zeigt sich nach all diesen Auf-

Machtgebiet eines Häuptlings (wofür isländisch allerdings auch die Bezeichnung »riki« gebraucht wurde); „Heer" für eine Mannschaft von 100—200 Mann, „Straßen" für Gebirgswege, dann Sprachunrichtigkeiten wie „Eisnägel" (so zweimal auf S. 88) für Eisennägel, „da sitzt du" für sitzest du, u. dgl. mehr. Ganz ungehörig ist auch die moderne vulgäre Redensart: „Da hört doch Alles auf" (Einschiebsel des Übersetzers). Irreführend ist der Ausdruck S. 21 unten, wo Kolbeinn der junge sagt: „Ihr wißt ja, daß Þorð Kakali durch meine Hand seinen Vater und fünf Brüder verloren hat"; es muß — auch dem Original entsprechend — heißen: „durch mich" (nämlich in dem Gefechte zu Örlygsstaðir; denn nicht Kolbeinn sondern Gizurr hat bei der Tötung Sturlas selbst Hand angelegt und Gizurr war es auch, der gleich nach dem Kampfe drei andere Brüder Þorðs hinrichten ließ; vgl. die Sturlunga saga, Oxforder Ausgabe, I. Band, VII. Teil, 143. Kap., S. 377—379). Unverständlich blieb Küchler der Name Blanda (eines Flußes, der in den Húnafjörður im Nordviertel Islands mündet, vgl. mein „Island" S. 180—181); sonst hätte er S. 24 nicht übersetzen können: „Þorð kommt . . . niemals wieder lebend weiter nach Westen als Blanda", statt: niemals lebend westlich über die Blanda zurück (s. auch S. 27).



klärungen wenig bewegt, und es wird weiter zu dem Balle gerüstet, den Tochter und Mutter an demselben Tage besuchen wollen. Bald darauf erscheint im Hause der Verehrer Brynhild, ein Kandidat der Medizin namens Kristján, der im Begriff steht, nach Kopenhagen zu reisen, um dort seine Studien zu vollenden. Das Paar verlobt sich während dieses Zusammenseins und erhält auch die Einwilligung der Mutter, nachdem diese den Bräutigam in die verzweifelte Lage, in welche die Familie geraten ist, eingeweiht und von ihm das Versprechen erhalten hat, daß sie später in seinem Hause Aufnahme finden werde. Nun stellt sich auch ein ehemaliger Verehrer Sigríðs namens Hjálmar, ein, der inzwischen ein reicher Gutsbesitzer im Nordviertel Islands geworden ist. Er hatte sich damals von Sigríður abgewendet, weil er es nicht wagte, sie, als seine Dame, mit der Pflege seiner kranken Mutter zu betrauen. Nun aber wird alsbald der vor so langer Zeit abgerissene Faden ihres Verhältnisses im Gespräche wieder angesponnen. Um dem Brautpaare einen ungezwungenen Verkehr auf dem Balle zu ermöglichen, werden einige Klatschbasen der Stadt eingeladen und von der stattgefundenen Verlobung verständigt. Während diese Gesellschaft noch beisammensitzt, erscheint jedoch plötzlich und augenscheinlich in stark betrunkenem Zustande Johnsen, der zurückkehrte, weil das Pferd, das mit zwölf Flaschen Whisky und Cognac beladen war, gestürzt ist und dabei alle Flaschen zugrunde gegangen sind. Er verlangt zwölf andere Flaschen und beleidigt die anwesende Gesellschaft durch sein rabiates Benehmen, und als er von einer der eingeladenen Damen erfährt, daß hier die Verlobung seiner Tochter gefeiert worden sei, gerät er in solche Wut, daß er sich in rohester Weise an seiner Frau vergreift. — Der Schauplatz des zweiten Aktes ist ein Vorzimmer zum geöffneten Ballsaale. Sigríður und Hjálmar, Brynhildur und Kristján beteiligen sich eifrig am Tanze. Auch Johnsen ist zugegen und trifft mit Kristján zusammen, von dem er erst erfährt, daß dieser selbst der Verlobte Brynhilds sei, womit er nun ganz einverstanden ist. Gleich darauf kommt Einar. Er führt dem immer noch sorglosen Johnsen neuerlich den traurigen Stand des Geschäftes vor Augen und empfiehlt ihm als letzten Rettungsversuch, einen auf dem Balle anwesenden Freund zu überreden, daß er ihm den Schuldbetrag vorstrecke; er selbst wolle für zwei Drittel des Betrages gutstehen. Johnsen sucht nun den Freund zunächst betrunken zu machen, damit er gefügiger werde. Dies gelingt ihm auch; allein im letzten Augenblicke scheitert die Sache an dem Widerstande der Frau des Freundes, worauf Johnsen davon eilt, um sich auf seinen unterbrochenen Jagdausflug zu begeben. Inzwischen war durch einen Studenten ein Trinkspruch auf die Damen ausgebracht worden, der eine höchst ungalante Spitze gegen die

heutigen Mädchen enthielt, die da um jeden Preis einen Ring auf dem Finger haben wollen ... Diese Taktlosigkeit hat eine allgemeine Verstimmung bei den Damen zufolge, insbesondere aber auch bei Brynhildur, die mit kühlem Abschied von Kristján den Ball verläßt. Der Kandidat ist darüber ganz niedergeschmettert. Im Vorzimmer, das sich für einen Augenblick geleert hat, treffen nun Sigríður und Hjálmar zusammen und führen ein Gespräch, in dem Sigríður ihre traurige Lage offenbart und dem Drängen Hjálmars, ihr ferneres Leben an seiner Seite zu verbringen, nicht mehr denselben Widerstand entgegensetzt wie früher. Da durch den erwähnten Trinkspruch den meisten Ballgästen die Lust am Tanze vergangen ist, beschließen einige junge Herren, eine Bootfahrt auf dem Meere zu unternehmen, an der sich auch Kristján mit auffallendem Eifer beteiligen will. — Der dritte Akt spielt wieder in der Wohnung Johnsens und zwar noch in derselben Nacht. Hjálmar kommt auf Besuch zu Sigríður. Das Gespräch der Beiden dreht sich — während sich draußen ein starker Sturm erhebt — wieder um die unglückliche Ehe Sigríðs, dann um die zauberische Macht, die das Meer stets über die Frau ausgeübt habe, um die alte gegenseitige Liebe, die in Beiden noch immer fortlebe, und endet mit der Zusage Sigríðs, Mann und Tochter zu verlassen und mit Hjálmar zu leben. Da erscheint Einar mit der Schreckensnachricht, daß das Boot, in dem die jungen Leute ihre Spazierfahrt unternommen, im Unwetter gekentert und Kristján ertrunken sei. — Im vierten Akte, der ein paar Tage nach der Katastrophe spielt, erfahren wir zunächst, daß Brynhildur in ihrem Schmerze über den Verlust des Bräutigams selbst dem Tode nahe war, sich jetzt aber außer Gefahr befinde. Johnsen, den auf seinem Ausfluge die Kunde von dem Unglücksfalle erreicht hatte, findet sich wieder zuhause ein und erfährt von Einar, daß vom Besitzer des Handelshauses ein Brief eingelangt sei, in dem Johnsens Entlassung aus den Diensten der Firma angeordnet werde, falls er nicht binnen 14 Tagen die ganze Schuld an das Haus beglichen habe. Da Einars Bemühungen, ein Arrangement zustande zu bringen, erfolglos blieben, will sich Johnson mit seinem Revolver erschießen, was jedoch Einar verhindert. Gleich darauf kommt Hjálmar, um sich vor seiner noch für dieselbe Nacht bestimmten Abreise zu vergewissern, daß Sigríður auch wirklich mit ihm fahren wolle. Mit Rücksicht auf die veränderte Lage, in die Brynhildur durch den Tod ihres Bräutigams geraten ist, gibt er zunächst Sigríður ihr Wort zurück, damit es ihr freistehe, bei ihrer Tochter zu bleiben, die nun um die Hoffnung auf ein eigenes Heim betrogen sei. Sigríður schwankt, neigt aber mehr ihrem schon gefaßten Entschlusse zu. Doch will sie vorerst noch Brynhildur sehen. Findet Hjálmar dann ihren Sattel auf der Bank

vor dem Hause, so folgt sie ihm auf das Schiff; wenn nicht, so bleibt sie bei ihrem Kinde und soll fürderhin jede Verbindung zwischen ihnen abgeschnitten sein. Während nun Sigriður nach dem Abgang Hjálmars allein mit sich kämpft, kommt Brynhildur, die offenbar das Gespräch der Beiden gehört oder belauscht hatte, selbst zu ihrer Mutter. Diese spricht sich auch offen der Tochter gegenüber aus, die bei der Beurteilung der ganzen Sachlage in moralischer und rein menschlicher Hinsicht, dann in Bezug auf ihre eigene Zukunft ebenso große Lebensklugheit wie Entschiedenheit bekundet. Da die Mutter die moralischen Bedenken geringschätzt, will nun Brynhildur selbst, daß sie dem Zuge ihres Herzens folge und mit Hjálmar fahre; ja sie versucht es, die Mutter dazu zu zwingen. Der Mut und die Energie ihrer Tochter bewirken jedoch, daß nun auch sie das „sinkende Schiff“ nicht verlassen, sondern bei ihrer Tochter bleiben und an deren Seite der Zukunft entgegen gehen will, zumal Einar sie neuerdings seines brüderlichen Schutzes und seiner ausgiebigsten Unterstützung versichert. Doch begleitet sie ihren Verzicht auf den Geliebten immerhin mit den Worten an ihre Tochter: „Du hast nichts damit gewonnen, daß ich bleibe. Johnsen hat die Wahrscheinlichkeit verloren, ein Weib zu bekommen, das besser für ihn wäre als ich. Für mich gibt es kein Glück mehr auf dieser Erde! ... Die Gesellschaft freilich, die hat sicherlich Alles gewonnen, was wir drei verloren haben. Sie kann sich nun die Hände reiben.“ Mit demselben Schiffe, das Sigriður mit Hjálmar entführen sollte, fährt nun aber Johnsen nach Amerika ab, nachdem er von Weib und Kind kurzen Abschied genommen und Sigriður dringend geraten, sich nur sobald als möglich von ihm scheiden zu lassen; auch er werde die Scheidung von ihr betreiben, sowie er in Amerika angekommen sei.

Dieses Drama hat in einer älteren Fassung und unter dem Titel: „Frau Sigriður“ im Manuskripte schon Küchler vorgelegen und ist von ihm ziemlich ungünstig beurteilt worden (vgl. Dramatik S. 59—62). Der Dichter hat seither wohl Einiges umgeändert, in allem Wesentlichen jedoch stimmt Küchlers Inhaltsangabe von „Frau Sigriður“ vollkommen mit der Handlung in »Skipið sekkur« überein. Auch ich kann mich mit dem Stücke nicht recht befreunden. Es ist zu wild und ohne Charaktere. Selbst die Hauptperson, Frau Sigriður, ist ein so verschwommener und schwächlicher Charakter, ja eigentlich so charakterlos, daß wir uns über ihr in mannigfacher Hinsicht seltsames Benehmen wohl wundern, aber dafür nicht interessieren, geschweige denn für ihr Schicksal erwärmen können. Eine Frau, die zwanzig Jahre lang an der Seite eines solchen Menschen, wie es Johnsen ist, leben und der Pflichtvergessenheit, Verschwendung und Trunksucht keinen Damm setzen konnte, darf bei dem zum Teile doch von ihr selbst mitverschuldeten

Zusammenbruche der materiellen Stützen ihrer gemeinsamen Existenz auch nicht einmal daran denken, den Mann und das einzige Kind im Stich zu lassen, selbst wenn ihre Zuneigung zu Hjálmar auf einer leidenschaftlichen Liebe begründet wäre, was doch augenscheinlich niemals der Fall war. Sie handelt nach langem Schwanken schließlich doch korrekt, aber nur weil sie sich vor ihrer Tochter schämt, und so endet das Stück eigentlich — man verzeihe den trivialen Ausdruck — mit einem Katzenjammer der Moral. Auch die übrigen in den Vordergrund der Handlung tretenden Personen lassen uns ziemlich kühl. Als einziger einigermaßen sympathischer Charakter erscheint Einar, übrigens der schablonenhafte Biedermann. Johnsen ist einfach ein Ungeheuer, dessen Abfahrt nach Amerika wie eine Befreiung wirkt und dem Drama wenigstens nach dieser Richtung hin einen befriedigenden und zugleich markanten Abschluß gibt. Denn bezüglich Sigríðs wirft sich nun, da die Bahn für sie frei, von selbst die Frage auf: was wird sie tun? Hierauf bleibt jedoch der Dichter die Antwort schuldig. Sollte daher der Hauptzweck dieses Dramas nicht darin zu suchen zu sein, die verderblichen Folgen der Trunksucht vor Augen zu führen, da ja der Verfasser Good-Templar ist? . . . Als isländisches Gesellschaftsdrama erfüllt das Stück nicht die berechtigten Erwartungen in dieser Hinsicht; es finden sich darin so wenige für das isländische Volksleben charakteristische Züge, daß das Stück ebenso gut in einer kleineren Handelsstadt in Skandinavien, Deutschland, England u. s. w. spielen könnte. Auch die weibliche Hauptperson kann nichts weniger denn als Typus isländischer Frauen gelten, wenngleich dem Dichter dabei bestimmte Persönlichkeiten seiner Umgebung vor Augen geschwebt haben mögen.

„Das Schiff sinkt" erinnert nicht nur an Ibsens „Nora" und „Die Frau vom Meere", wie schon Küchler gefunden, sondern zum Teile auch an Björnsons „Ein Fallissement". Im Übrigen freilich, d. h. in Bezug auf die dramatische Technik, hat das Stück mit den Gesellschaftsdramen dieser beiden norwegischen Meister leider wenig gemeinsam. Der Dichter zeigt sich bisweilen noch recht unbeholfen und verschwenderisch in der Szenenführung und im Dialog; er verläßt sich allzu sehr auf den Rotstift des Regisseurs. Und dann diese Häufung von Unwahrscheinlichkeiten in Bezug auf Zeit, Ort und Umstände der Handlungen und Gespräche, die zum Teile schon aus der obigen Inhaltsangabe ersichtlich sind! Aber wer wird auch von einem isländischen Dramatiker schon die technische Virtuosität eines Ibsen verlangen? Nicht zu entschuldigen ist hingegen die — auch von der isländischen Kritik gerügte — geringe Sorgfalt, die der Dichter wieder auf den sprachlichen Ausdruck verwendet hat. Das Stück wurde im Februar 1903 in Reykjavik aufgeführt und hat den dortigen Zeitungsberichten zufolge einen

großen äußeren Erfolg erzielt. Indriði Einarsson hat immerhin auch in diesem Stücke den Beweis seiner starken dramatischen Begabung erbracht und wir können ihn zu dem Mute, daß er sich auch an das moderne Gesellschaftsstück heranwagte, nur beglückwünschen. Das isländische Drama ist nunmehr auf dem besten Wege, sich neben den übrigen Dichtungsarten, die auf dem fernen germanischen Eilande gepflegt werden, zu dauernder Geltung zu bringen.

Ein Fragment aus einem noch unvollendetem Schauspiele Indriði Einarssons erschien 1901 in der Zeitschrift »Sunnanfari«, IX., S. 62—64 und 68—70. Es handelt von dem Tode eines Bauern. Die Hauptperson des Stückes, dessen Stoff der isländischen Volkssage von der „Bauerntochter in Hafrafellstunga" (vgl. das folkloristische Sammelwerk »Huld«, I., S. 62—69) entnommen ist, ist Helga, die auch in dem Fragmente eine Rolle spielt.

IV.

Wir werfen zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung des isländischen Theaterwesens. Nach dem Tode Sigurður Guðmundssons (1874) waren die Reykjaviker Spielgesellschaften eine Zeitlang ohne Führer. Doch fanden sie bald einen verständigen Instruktor in dem Volksschullehrer Helgi Helgesen, der als solcher von 1874—1881 wirkte. An dessen Stelle trat Indriði Einarsson (bis 1886), worauf in dieser Tätigkeit der jetzige Sýslumann und Abgeordnete Guðlaugur Guðmundsson (bis 1889), dann wieder Indriði Einarsson (bis 1897), endlich der Novellist Einar Hjörleifsson (bis 1901) folgten. Letzterer war, wie Indriði Einarsson schreibt, als Instruktor unübertroffen und seinen Bemühungen ist auch die Erbauung des neuen Theaters in Reykjavík hauptsächlich zu verdanken.

Einen bedeutenden Fortschritt im Theaterwesen Reykjavíks bildete die Errichtung stehender Bühnen. Während die Lateinschüler bis 1887 im Schlafsaale, dann bis 1893 im Turnsaale des Schulgebäudes — einmal auch im Festsaale, wo bis 1881 die Verhandlungen des Althings stattgefunden haben — ihre Vorstellungen auf einer eigens zu diesem Zwecke aufgeschlagenen Bühne mit erhöhtem Bretterboden und Kulissen veranstalteten, spielten auch die Schauspielgesellschaften noch lange auf improvisierter Bühne, und zwar zunächst noch im Gasthause des „alten Klubs" (s. oben), das bis 1866 stand, dann, als die Räumlichkeiten dort in jeder Hinsicht als unzulänglich befunden wurden, in dem aus diesem Grunde schon früher (1853), u. zw. dicht daneben erbauten Hôtel und Unterhaltungslokale, „der neue Klub", später „Skandinavía" genannt (mit großem Saale und Vestibule). Hier fanden z. B. auch schon die 1854 von Jón Guðmundsson veranstalteten Aufführungen von Overskous »Pak«, sowie die ersten Aufführungen von Matthías Jochumssons „Draußenliegern" (Februar 1862)

statt. Später wurde „Skandinavía" zeitweilig als Spital benützt, was aber nicht verhinderte, daß man dort noch ab und zu im großen Saale tanzte und Komödie spielte. Nachdem das Gebäude sodann eine Zeitlang als Handlungshaus gedient hatte, wurde es als „Hôtel Reykjavík" wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt. Zum letzten Male wurde in der „Skandinavía" im Jahre 1882 gespielt. Jetzt ist dieses Haus Eigentum und Kaserne der Heilsarmee und wird deshalb »herkastali« (d. h. Kastell der Armee) genannt.*) Später wurde ab und zu auch im unteren Saale des großen, um 1860 von zwei Engländern zu kaufmännischen Zwecken erbauten und „Glasgow" benannten Gebäudes gespielt (1886—1888), das im April 1903 abgebrannt ist.**) Als dann die Good-Templars (Temperenzler) für ihre Vorträge ein großes, fast nur aus einem einzigen Saale bestehendes Haus mit einer Bühne erbauten, fanden auch hier häufig (zum ersten Male 1888) theatralische Vorstellungen statt. Erst kürzlich wurde jedoch die Bühne beseitigt und nur ein Teil des Podiums blieb stehen. Im Jahre 1893 erhielt Reykjavík endlich ein eigenes kleines Theater, das der tüchtige Kaufmann W. O. Breiðfjörð in seinen großen Gebäudekomplex einbauen ließ oder vielmehr selbst baute,***) und seit 1897 besitzt die Stadt sogar ein besonderes Schauspielhaus (leikhús), das der Reykjavíker Handwerker-Verein aufführen ließ — daher Iðnaðarmannahús (abgekürzt im Volksmunde Iðnó) d. i. Handwerkerhaus genannt. Doch werden in dem prächtigen Theatersaale auch Bälle und andere Unterhaltungen abgehalten, und im Gebäude selbst ist derzeit die Haushaltungsschule untergebracht.†) Reykjavík hat daher jetzt zwei stehende Bühnen.††) Die größere davon ist die des Handwerkerhauses, und hier wird auch regelmäßig jeden

*) Vgl. über dieses Gebäude Benedikt Gröndal in Eimreiðin, IV., S. 94—96.

**) Vgl. Gröndal, a. a. O., S. 111—112. — Küchlers Behauptung, daß die von ihm, wie wir oben S. 280 Anmerkung * gesehen, nicht ganz richtig geschilderten Verhältnisse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts „in gleicher Weise noch über drei Jahrzehnte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bestehen" blieben, „wenn man inzwischen auch Kulissen und anders ähnliches Beiwerk erhalten hatte" (Dramatik, S. 67), ist daher wieder nicht zutreffend. Küchler berichtet dann weiter: „In Reykjavík und in den übrigen Kaufstädten des Landes ... könnte man sich, um mit der im Volke wachsenden Teilnahme wohl besseren Raum für die Zuschauer zu gewinnen, in der Folgezeit wenigstens hin und wieder der geräumigen Lager- und Packhäuser der Kaufleute bedienen." Vgl. oben S. 283.

***) Vgl. Benedikt Gröndal, a. a. O., S. 105.

†) Vgl. Benedikt Gröndal, a. a. O., S. 85—86.

††) Küchler schreibt (Dramatik, S. 68) nicht ganz genau: „Ein gewisser Fortschritt trat aber doch ein, als man Ende der achtziger Jahre dem in Reykjavík

Winter, jedoch in der Regel nur an Sonntagen, gespielt, während auf der anderen Bühne jetzt selten mehr Vorstellungen stattfinden. Die Bühnenöffnung dieses an die Schauspielergesellschaft vermieteten Theaters mißt 20, die — übrigens viel zu geringe — Tiefe ebenfalls 20 und die Höhe (einschließlich Schnürboden) 22 dänische Fuß. Der Zuschauerraum ist 24 Fuß hoch und faßt bis 350 Personen. Der Saal hat die Figur eines Rechteckes und ist innen mit Pappe bekleidet, zum großen Nachteile für die Akustik. Die Ausstattung der Bühne und des Auditoriums ist ziemlich primitiv. Es werden zumeist noch die alten Kulissen und Praktikabeln verwendet, denn die Anschaffung neuer Requisiten würde die Spielgesellschaft in Schulden stürzen. Auch sind keine separaten Garderoberäume für die einzelnen Spieler vorhanden. Das Orchester wird durch ein Klavier ersetzt. Die Sitze bestehen aus Holzbänken mit Rückenlehne, u. s. w. Das Theater wird denn auch bei der überaus raschen Bevölkerungszunahme der Hauptstadt bald nicht mehr genügen.

Was nun die Auswahl der bisher in Reykjavík aufgeführten Stücke betrifft, so sind weit mehr ausländische als einheimische gespielt worden. Eine Durchsicht der »Frjettir frá Íslandi« von 1871—1890 und der Reykjavíker Zeitungen Þjóðólfur, Ísafold, Fjallkonan von 1882 (resp. 1883 und 86) an ergab bezüglich der ausländischen in Reykjavík aufgeführten Stücke für die dreißigjährige Zeitperiode von 1871—1901 beiläufig das folgende Resultat: mehr als drei viertel der aufgeführten Stücke waren ausländische*) und die weitaus größte Anzahl davon Lustspiele,

---

errichteten Good-Templar-Hause zugleich eine Bühne in ähnlicher Gestalt anbaute, wie man sie hin und wieder wohl in den Sälen unserer kleinen Städte findet, und diesem Muster folgend, haben seitdem außer Reykjavík, das jetzt selbst noch zwei ähnliche Bühnen mit geräumigen Sälen besitzt, auch Akureyri, Isafjörður, Seyðisfjörður und Vopnafjörður ihre Theater erhalten." Auch Akureyri besitzt wie Reykjavík ein eigenes Schauspielhaus. (Vgl. unten S. 469 f.)

*) Auch Benedikt Gröndal bemerkt in »Eimreiðin«, VI., S. 195—196, daß beinahe alle Stücke Übersetzungen seien. Der »Skuggasveinn« des Matthías Jochumsson sei fast das einzige (isländische) Schauspiel, das sich auf dem Repertoire erhalten habe und noch immer da und dort gespielt werde; auch die »Hellismenn« des Indriði Einarsson gelangen noch ab und zu zur Aufführung. Diese Stücke seien nun aber schon so abgedroschen, daß die Leute keine rechte Lust mehr haben, sie anzusehen. Die Übersetzungen der modernen Stücke bezeichnet Gröndal als zum Teile sehr schlecht, immer aber unisländisch, weil die Stoffe dieser Stücke mit dem isländischen Volkstum nicht verwandt seien. Dieses Urteil gilt natürlich nicht für die Übersetzungen von Ibsens »Hermændene paa Helgeland« (vgl. oben S. 450) und die übrigen literarischen Übertragungen von Dramen Ibsens und Shakespeares von Matthías Jochumsson, Einar Benediktsson, Steingr. Thorsteinsson und Eiríkur Magnússon (s. S. 379).

Schwänke und Possen. Am häufigsten wurden natürlich dänische Stücke gespielt, u. zw. Lustspiele von Holberg, J. L. Heiberg, Hostrup (dessen „Abenteuer auf der Fußreise“ besonders beliebt war), Th. Overskou, Erik Bögh u. A. Während Holberg im Jahre 1892 zum letzten Male gespielt wurde, erfreuen sich die übrigen hier genannten älteren Dramatiker — neben einigen unbedeutenden modernen — selbst heute noch einer großen Beliebtheit. In der neuesten Zeit fand auch Chr. Olufsens aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammende Komödie „Die goldene Dose“ vielen Beifall. Von norwegischen Stücken gelangten Björnsons einaktiges Schauspiel „Zwischen den Schlachten“ (seit 1882), Alex. L. Kiellands „Sr. Majestät Vogt“ (1886) und Ibsens „Nordische Heerfahrt“ (1892 und 1903, vgl. oben) zur Aufführung. Für französische Stücke haben die Isländer — nach Indriði Einarsson — nur geringes Verständnis; doch wurden immerhin nicht weniger als fünf Lustspiele von Molière (unter denen »Les fourberies de Scapin«, weil am öftesten aufgeführt, auch am besten gefallen haben dürfte), dann je ein Stück von E. Labiche, A. R. Le Sage, E. Scribe und Scribe mit Varnes aufgeführt. Molière scheint jedoch gleich Holberg abgetan zu sein, da er seit 1892 nicht mehr gespielt wurde. Auch einige englische Farcen gelangten zur Aufführung, die jedoch dem isländischen Geschmacke wenig zusagten. Hingegen scheinen die Isländer an der modernen deutschen Dramatik großen Gefallen zu finden; denn es erzielten L'Arronges „Mein Leopold“ (1898), Sudermanns „Die Ehre“ (seit 1900) und „Die Heimat“ (1902), sowie Fuldas „Verlorenes Paradies“ (1901—1902) einen glänzenden Erfolg.*)

Am liebsten sehen die Isländer natürlich ihre eigenen Dramen, in denen ihnen ihre heimatlichen Verhältnisse, Volkstypen und Szenerien vorgeführt werden. Die meisten Leute haben von der Welt zu wenig gesehen, um an den dramatischen Konflikten und Verwicklungen, die sich in einem ihnen fremden Kulturleben ergeben können, Geschmack zu finden oder ihnen auch nur das

*) Küchler schreibt bezüglich der ausländischen Theaterstücke nicht in Allem zutreffend (Dramatik, S. 74): „Es ist vielleicht auch nicht von Nachteil, daß man . . . sowohl in Reykjavik wie in den anderen mit Bühnen ausgestatteten Handelsplätzen heute nicht mehr nur [?] eine Auswahl der einheimischen Dramen zur Darstellung bringt, sondern sich schon eine ganze Reihe von isländischen Übertragungen ausländischer, namentlich dänischer Dramen geschaffen hat, die man hin und wieder [?] zur Aufführung gelangen läßt. Freilich sind es fast immer nur Lustspiele — z. B. dänische Komödien von Holberg, Öhlenschläger [?], Hostrup, Heiberg u. A., moderne französische, englische u. a. Possen — die man zur Darstellung bringt, während man sich an das Schauspiel und Trauerspiel noch nicht recht heranwagte.“ Von Oehlenschläger ist auf Island gewiß kein Stück aufgeführt worden.

notwendige Verständniß entgegen zu bringen. Lustige Stücke „zum Lachen“ gefallen natürlich auch der Mehrzahl des isländischen Publikums am besten, und die Schauspieler müssen diesem Umstande Rechnung tragen, wenn sie nicht materiellen Schaden erleiden wollen. — Die fremden Stücke wurden früher in dänischer Sprache, beziehungsweise Übersetzung gespielt (da ja die Kenntnis dieser Sprache bei den Isländern fast allgemein ist), von 1854—1876 jedoch häufiger und seither nur mehr in isländischer Übersetzung. In der Lateinschule wurden auch die fremden Stücke immer in isländischer Sprache aufgeführt.

Außer in Reykjavík finden noch in den anderen größeren Kaufstädten Islands dramatische Aufführungen statt, ja es gibt jetzt bald keinen Handelsplatz mehr, wo nicht ab und zu Komödie gespielt wird. Denn auch die Landbevölkerung zeigt eine große Vorliebe für theatralische Aufführungen und veranstaltet solche gern zu gewissen festlichen Zeiten, z. B. am ersten Sommertage, der auf Island mit allerlei Lustbarkeiten gefeiert wird (vgl. oben S. 289). So lesen wir z. B. im 3. Jahrgange (1895/6) des „Stefnir“, einer Zeitung für das Nordviertel Islands, S. 10, daß weit und breit in den Landbezirken Islands den Leuten keine Unterhaltung lieber sei als die Aufführung von Schauspielen; nur müßten diese isländisch und den Bedürfnissen und Kräften dieser Leute angepaßt sein. Bauern schreiben, wie wir gesehen haben, hie und da sogar selbst Stücke und treten als Schauspieler auf, bisweilen mit überraschendem Erfolg*), so daß man also mit Fug und Recht auch von einer isländischen Bauernkomödie sprechen kann. Namentlich im Nordviertel Islands zeigte sich lange schon ein lebhaftes Interesse für Theatervorstellungen und hier wieder vornehmlich in der Eyjafjarðar-Sýsla, ganz besonders aber in der stellenweise recht dicht bevölkerten Landschaft Eyjafjörður, die sich vom Ende des gleichnamigen Fjords

*) In „Stefnir“, 3. Jahrg., S. 23, wird z. B. berichtet, daß Tómas Jónassons „Yfirdómari“ (vgl. oben S. 376) im Frühjahr 1895 zu Saurbær und Akureyri von Bauern aufgeführt wurde, und zwar mit vorzüglichem Erfolge in der Darstellung, obgleich sie früher nie gespielt hatten; ja es heißt, es sei ungewiß, ob überhaupt in Akureyri jemals so gut gespielt worden sei. — Es muß übrigens bemerkt werden, daß der Bauer („bóndi“) auf Island oft ein gebildeter Mann sein kann, der das Gymnasium in Reykjavík oder eine der beiden Realschulen besucht hat. Aber es gibt auch viele Bauern, Knechte u. s. w., die keine Schule besucht, sondern sich durch Selbstunterricht eine oft erstaunliche Menge von Kenntnissen und literarischen Fertigkeiten angeeignet haben. (Vgl. hierüber meine „Isländischen Dichter der Neuzeit“, S. 31—33.) Der isländische „Bóndi“ entspricht überhaupt nicht ganz dem deutschen „Bauer“, sondern mehr dem norwegischen „Odelsbonde“ oder dänischen „Landmand“ und wäre daher wohl auch im deutschen am besten als Landmann oder Landwirt zu bezeichnen.

südwärts zu beiden Seiten des Flüßchens Eyjafjarðará erstreckt. Der Hauptort dieser Landschaft und zugleich des ganzen Nordviertels Islands ist die am Ende des Fjords gelegene Kaufstadt Akureyri, welche im Oktober 1902 1489 Seelen zählte. Hier, wo naturgemäß eine gewisse geistige Regsamkeit herrscht, fand denn auch das Schauspielwesen die meiste Pflege in dem genannten Landesviertel. In Akureyri also begann man Ende 1860 die ersten dramatischen Vorstellungen zu geben. Die Veranstalter dieser Vorstellungen waren hier Dänen, nämlich der Kaufmann Chr. Jensen und der Faktor B. Steincke; auch der isländische Arzt Jón C. Finsen bekundete dafür ein lebhaftes Interesse. Jensen war früher Schauspieler in Dänemark und spielte nicht nur selbst vortrefflich, sondern war auch ein vorzüglicher Instruktor für die Dilettanten Akureyris. Man mietete damals zu diesen Veranstaltungen ein passendes Haus, wie anderwärts im Lande gewöhnlich ein Packhaus, in dem die Bühne mit Kulissen aufgeschlagen und Sitze für die Zuschauer hergestellt wurden. Die erste Vorstellung fand am 28. Dezember 1860 statt. Man spielte anfangs zumeist dänische Stücke in dänischer Sprache. Doch gelangten bald auch die damals schon gedruckten, älteren isländischen Dramen zur Aufführung, so „Hrólfur“ (im J. 1862) und „Narfi“ (1862 und 1863) von Sigurður Pjetursson, „Bónorðsförin“ von Magnús Grímsson (1863), ferner ein ungedrucktes Stück, „Búrfells biðillinn“ d. h. der Freier von (dem Hofe) Búrfell (1863), von dem schon oben genannten Sveinbjörn Hallgrímsson nach der betreffenden Episode in Jón Th. Thoroddsens Novelle „Piltur og stúlka“ d. h. Jüngling und Mädchen, bearbeitet.*) Sodann trat in diesen Aufführungen eine mehrjährige Pause ein. Um die spätere Entwicklung des Theaterwesens in Akureyri erwarb sich ganz besonders der Konsul S. B. Havsteen (ein Isländer) Verdienste, der auch häufig und mit bestem Erfolge als Schauspieler auftrat und einer der Hauptbegründer der „Schauspielgesellschaft zu Akureyri“ war, die im Jahre 1871 von Bürgern der Stadt gebildet wurde. Havsteen fungierte selbst fünfundzwanzig Jahre lang als Obmann der Gesellschaft, und seinen Anstrengungen war es wieder hauptsächlich zu verdanken, daß diese im Jahre 1896 ein eigenes, wenn auch sehr bescheidenes Theater erbauen lassen konnte, das nach Neujahr 1897 eröffnet wurde. Das Haus („leikhús“) steht an dem sehr hoch gelegenen Wege, der Akureyri mit dem benachbarten Handelsplatze Oddeyri verbindet, und ist ein ziemlich geräumiger Holzbau, jedoch weder hübsch noch in Hinsicht auf seinen Zweck glücklich gebaut und eingerichtet. Die Bühnenabteilung ist etwas erhöht; der

*) Vgl. S. 57—91 der durch mich besorgten deutschen Übersetzung dieser Novelle in Reclams Universalbibliothek No. 2226, 2227.



Zuschauerraum faßt ungefähr 200 Personen. Es werden hier nur mehr isländische Originaldramen oder isländische Übersetzungen fremder Stücke aufgeführt.

Die Eyfirdinger spielten auch von Zeit zu Zeit auf den im Tale der Eyjafjardará gelegenen Höfen Öngulstadir, Grund (hier schon seit Beginn der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts) und Saurbær, ferner zu Mödruvellir*) im Hörgárdalur (ebenfalls in der Eyjafjardar-Sysla), wo von den Schülern der dort befindlichen (1902 abgebrannten) Realschule wiederholt Komödie gespielt wurde.

Auch im übrigen Nordlande finden nicht selten theatralische Vorstellungen statt: zu Blönduós in der Húnavatns-Sysla und zu Saudárkrókur sowie zu Reynistadur in der Skagafjardar-Sysla. Von anderen Orten, wo mehr oder weniger oft Komödie gespielt wurde, seien hier noch genannt u. zw. im Westamte: Stykkishólmur, Ísafjördur (Good Templar-Haus) und Þingeyri im Dýrafjördur; im Südamte: Stórólfshvoll, Eyrarbakki, Hafnarfjördur (mit ständiger Bühne im Good-Templar-Hause, wo auch zuweilen die Realschüler von „Flensborg" Theatervorstellungen veranstalten, nachdem sie früher in einem Packhause des Kaufmannes und dramatischen Dichters Þorsteinn Egilsson gespielt hatten); im Ostamte: Seydisfjördur und Eskifjördur.

Was die isländische Schauspielkunst betrifft, — wobei hier nur auf die Verhältnisse in Reykjavík Rücksicht genommen werden soll, — so kann ich im Allgemeinen nur wiederholen, was ich hierüber schon andernorts (vgl. „Bühne und Welt") auf Grund schriftlicher Mitteilungen Indridi Einarssons, des besten Kenners der Reykjavíker Theaterverhältnisse, bemerkt habe. Berufsschauspieler, also einen eigenen Schauspielerstand, hat es auf Island nie gegeben und gibt es auch heute noch nicht. Die Isländer haben zwar bekanntlich eine große Vorliebe für geistige Unterhaltungen, und nichts zieht sie, namentlich an den langen Winterabenden, so sehr an wie das Theater, d. h. wenn dem Publikum etwas geboten wird, das es versteht; allein in einer Stadt wie Reykjavík, die im Jahre 1801 300, im Jahre 1850 1150, im Jahre 1880 3500 und im Winter 1902/03 rund 7500 Einwohner zählte, konnte und kann bei allem Interesse des hier besonders zahlreichen gebildeten Publikums doch keine materielle Grundlage für die Existenz von Berufsschauspielern geschaffen werden. Die Bezahlung der Spieler ist hier viel geringer als anderwärts das abendliche Spielhonorar, nämlich 3 bis 10 Kronen für den Abend. (Im Jahre 1861 erhielt jeder Spieler für zehn Abende im ganzen 3 Kronen

*) Hier wurde 1890 ein Märchenstück „Ölnbogabarnið" (d. h. Das Aschenbrödel) eine Bearbeitung (in Prosa) der englischen Operette „Cinderella" von Farmer und H. S. Leigh durch Frau Gudrún Hjaltalín, Gemahlin des Direktors der Realschule Jón A. Hjaltalín, aufgeführt, das 1891-92 auch in Reykjavík in Szene ging. (Von Küchler nicht erwähnt.)



71 Öre). Die Eintrittspreise sind eben auch, den Reykjaviker Verhältnissen entsprechend, sehr gering und betragen im Handwerkerhause 1 Krone für einen vorderen, 75 Öre für einen hinteren Sitzplatz, 65 Öre für einen Stehplatz und 50 Öre für eine Kinderkarte. Die Schauspielgesellschaft erhält wohl in der letzteren Zeit eine jährliche Subvention von 300 Kronen aus der Landeskasse und 150 Kronen aus der Kommunalkasse; allein diese Unterstützung ist völlig unzulänglich im Verhältnis zu den gesteigerten Anforderungen, die sowohl an die szenische Ausstattung wie an die Leistungen der Spieler gestellt werden. Eine Existenzmöglichkeit wäre Berufsschauspielern nur dann geboten, wenn die Reykjaviker Truppe wenigstens während des Sommers auch in den übrigen verhältnismäßig größeren Orten der Insel wie Akureyri, Ísafjörður u. s. w. spielen könnte. Dies ist jedoch unmöglich, so lange die Küstendampfer, wie jetzt, nur alle drei Wochen von Reykjavik abgehen und die Entfernungen zwischen den einzelnen größeren Küstenorten in 5 bis 6 Tagen zurücklegen. So sind es denn nur Dilettanten, u. zw. außer den Schülern des Gymnasiums und den Studenten der theologischen und der medizinischen Schule*), die von Zeit zu Zeit Vorstellungen geben, zumeist Herren und Damen der bürgerlichen Gesellschaft, welche die Schauspielkunst als Nebenerwerb oder aus Liebhaberei betreiben und erst des Abends nach vollendetem Tagewerk ihren dramatischen Studien und Übungen obliegen. Die wenigsten Mitglieder dieser jetzt zu einer Schauspielergesellschaft vereinigten Truppe haben auch je wirklich mustergiltige Darbietungen, etwa in Kopenhagen, gesehen, und es fehlt ihnen daher an künstlerischen Vorbildern.**) Dennoch würde es ungerecht sein, die hervorragenderen Mitglieder dieser Gesellschaft nur als Dilettanten im herabsetzenden Sinne des Wortes zu bezeichnen. Es sind seit 6 bis 10 Jahren immer dieselben Personen, die zusammen spielen, und manche von ihnen, die mit guter Auffassung begabt sind und vielleicht mehr als zwanzig Rollen beherrschen, haben dadurch eine Routine erlangt, die sie auch zu großen Aufgaben ermutigt und bereits zu ganz bedeutenden Leistungen befähigte. Übrigens sind die Isländer für die dramatische Kunst nicht weniger veranlagt als andere gebildete Völker, und es ist somit im Hinblicke auf die Fortschritte in der neuesten Zeit die Hoffnung berechtigt, daß die Schauspielerei auf Island in nicht zu ferner Zeit sich zu einer wirklichen u. zw. nationalen Schauspielkunst entwickeln werde.

---

*) Den Studierenden der Theologie und der Medizin ist es jetzt verboten, Komödie zu spielen, außer wenn das Reinerträgnis für wohltätige Zwecke u. dgl. bestimmt ist.

**) Es sei hier jedoch bemerkt, daß öfters Schauspieler aus Kopenhagen nach Island kamen und hier mit großem Beifall kleine dänische Stücke in dänischer Sprache aufführten.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 268, Zeile 6 von unten, lies: Engelstoft statt Engelſtoft.

Zu »Sperdill« (S. 270) wäre noch zu bemerken, daß — worauf auch ſchon Küchler aufmerkſam machte — die Perſonennamen Rucere und Enra Umkehrungen der isländiſchen Vornamen Erekur und Arne ſind und daß Jón Borgfirðingur, der Beſitzer einer Abſchrift dieſes „Dramas", um die Bedeutung des Titelwortes befragt, ſich äußerte, er wiſſe hierüber nichts Anderes zu ſagen, als daß sperdill eine Wurſt bedeute und der Verfaſſer dieſes Wort möglicherweiſe als einen ihm bekannten Schimpfnamen gebraucht habe, da sperdill ein Maſkulinum ſei und gut als Hohnwort paſſe, obgleich er es als ſolches nicht kenne. Dieſer Meinung ſchloß ſich auch Matthías Jochumsſon an. Privatdozent Dr. Auguſt Gebhardt in Erlangen teilte mir mit, daß in Nürnberg eine Art Wurſt, nämlich eine fette Blutwurſt, „Äfterling" heiße, weil ſie gewöhnlich in »intestinum rectum« gefüllt wird. Ich meine, daß auch sperdill, namentlich als Schimpfwort, nicht beſſer verdeutſcht werden könne als durch „Äfterling".

S. 272, Zeile 23, lies: 19. Oktober. — Auszüge aus Sveinn Pálsſons Tagebuche erſchienen gedruckt in den »Skrivter af Naturhistorie-Selskab«, 2. und 3. Band (Kopenhagen, 1792—1793). Die angeführte Notiz vom 19. Oktober iſt in dieſen Auszügen nicht enthalten.

S. 272, Zeile 25, ſowie S. 274, Zeile 28, ſoll es ſtatt „Knaben" richtiger Schüler heißen, da die Lateinſchüler oft ſchon recht gereifte Jünglinge waren.

S. 278, Zeile 18: Hvítárvellir in der Borgarfjarðar-Sýſla zur weiteren Umgebung von Reykjavík zu rechnen, geht doch kaum an, da man von dem einen Orte zum anderen zwei Tagreiſen zu Pferde zurückzulegen hat.

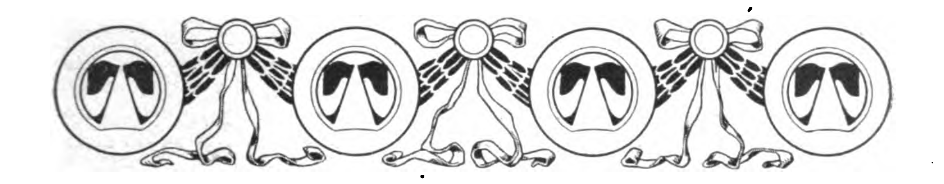
S. 280, Zeile 7, 18 und 36, dann S. 281, Zeile 3, und S. 288, Zeile 10 von unten, lies: Rafſ ſtatt Rask.

S. 280, Zeile 10 (vgl. auch Zeile 15) und S. 288, Zeile 4 bis 5 von unten; das däniſche „Syſſel"(-mann) für isländiſch „Sýſlu"(-maður) wäre auch hier durch „Sýſlumann" zu erſetzen geweſen.

S. 280, Zeile 2 von unten, lies: Bloch, Ringkjöbing.

S. 362. Über Magnús Grímsſon vergleiche auch Ólafur Davíðsſon in »Sunnanfari«, V. ár, S. 57—59.

S. 363, Zeile 8. Man bezweifelte auf Island die Richtigkeit meiner hier gemachten Angabe, daß nämlich „Der Weber mit dem Verſtande von zwölf Königen" auch aufgeführt worden ſei. Küchler erwähnt ebenfalls nichts von einer Aufführung des Stückes. Es iſt aber doch, und zwar ſogar noch im Jahre 1895, in der erſten Hälfte des März, zu Akureyri (viermal) geſpielt worden und hat recht gut gefallen. (Vgl. die in Akureyri erſchienene Zeitung »Stefnir« vom 27. März 1895, S. 23). Der Hauptbearbeiter des Stückes, Helgi Jónsſon, war (nach Matthías Jochumsſon) früher Kaufmann in Akureyri, dann (nach Steingrímur Thorſteinsſon und Benedikt Gröndal) Prokuriſt oder Aſſiſtent im Handelshauſe Smith zu Reykjavík und von 1857 oder 1858 an Bauer oder Landwirt zu Skarfsſtaðir in der Dala-Sýſla. Er ſoll ſpäter nach Amerika ausgewandert und um 1870 geſtorben ſein.



Ein Weihnachtsgast.

Von Selma Lagerlöf.

Übersetzt von Aug. Buckeley.

Einer von denen, die das Kavalierleben auf Ekeby gelebt hatten, war der kleine Ruster, der Noten transponieren und Flöte spielen konnte. Er war von geringer Herkunft und arm, ohne Heim und ohne Stamm. Es kamen schwere Zeiten für ihn, als der Schwarm der Kavaliere sich zerstreut hatte.

Er hatte da nicht mehr Roß und Wagen, nicht Pelz noch rotgestrichenen Vorratschrein. Er mußte wandern zu Fuß von Hof zu Hof und seine Sachen eingeschnürt in einem blaukarierten Sacktuch tragen. Den Rock hielt er zugeknöpft bis unters Kinn, weil niemand zu wissen brauchte, wie es um Hemd und Weste bestellt war, und in seinen weiten Taschen verwahrte er seine teuersten Güter: die zerlegte Flöte, die flache Schnapsflasche und die Notenfedern.

Sein Gewerbe war Notenschreiben, und wenn alles gewesen wäre wie in den alten Zeiten, hätte es ihm an Arbeit nicht gefehlt. Aber mit jedem Jahr wurde die Musik weniger geübt droben in Wromland. Die Guitarre mit ihrem verfaulenden Seidenband und ihren abgenützten Schrauben und das krumme Waldhorn mit verbleichten Troddeln und Schnüren wehten hin und her bei dem ungewohnten Windzuge und der Staub legte sich daumendick auf die länglichen, metallbeschlagenen Violinkästen. Aber je weniger der kleine Ruster mit Flöte und Notenfeder zu tun bekam, desto mehr mußte er sich an die Schnapsflasche machen und schließlich wurde er ganz versoffen. Es war Sünd und Schad um den kleinen Ruster.

Zwar wurde er noch lange aufgenommen auf den Herrenhöfen als ein alter Freund, aber es war Betrübnis, wenn er ankam und Freude, wenn er ging. Es roch nach Schmutz und Branntwein um ihn, und wenn er nur ein paar Schnäpse oder einen Toddy bekam, kam er auseinander und erzählte unschickliche Geschichten. Er war die Plage der gastfreien Höfe.

Zu Weihnacht ging er einmal nach Löfdala, wo Lilienkron, der große Violinspieler, zu Hause war. Lilienkron war auch einer von den Kavalieren auf Ekeby gewesen, aber nach dem Tode der Majorin zog er nach seinem guten Hof Löfdala und blieb dort. Nun kam Ruster zu ihm die Tage vor Weihnacht, mitten im Aufräumen, und begehrte Arbeit. Lilienkron gab ihm einige Notenschreibereien zur Beschäftigung.

„Du hättest ihn doch gleich gehen lassen sollen," sagte die Hausfrau, „nun zieht er damit noch so lange hinaus, daß wir ihn über Weihnachten da behalten müssen."

„Irgendwo muß er ja sein," entgegnete Lilienkron. Und er bot Ruster Toddy und Branntwein an, leistete ihm Gesellschaft und durchlebte wieder die ganze Ekebyzeit mit ihm. Aber er war verstimmt und wurde seiner überdrüssig, er wie alle andern, obwohl er es nicht merken lassen wollte, weil ihm alte Freundschaft und Gastfreiheit heilig waren.

Aber dort in Lilienkrons Haus hatten sie schon seit drei Wochen sich gerüstet, Weihnacht entgegenzugehen. Sie hatten gelebt in Ungemütlichkeit und Hast, hatten ihre Augen rotgewacht bei Talglicht und Feinstich, hatten gefroren im Boden bei der Fleischsur und im Brauhaus beim Bierbrauen. Aber die Hausfrau wie das Gesinde hatten sich dem allen sonder Murren unterworfen.

Wenn alle Arbeit fertig wäre und der heilige Abend einging, würde sich eine süße Bezauberung über sie senken. Die heilige Weihnacht würde machen, daß Scherz und Witz, Reim und Späße ihnen ständig ohne Anstrengung auf die Zunge kämen. Aus dem finsteren Winkel der Erinnerung würden Spiele in Wort und Melodien hervorkommen, wenn man schon nicht glauben konnte, daß sie sich dort fänden. Und dann würden sie alle zusammen so gut, so gut sein.

Doch als nun Ruster kam, schien es dem ganzen Haushalt auf Löfdala, als wäre die Weihnacht zerstört. Die Hausfrau und die größeren Kinder und die alten Ehehalten waren alle der gleichen Meinung. Ruster weckte bei ihnen eine erdrückende Angst. Sie waren deshalb bange, weil, wenn er und Lilienkron sich wieder in den alten Zeiten zu bewegen begonnen, das Künstlerblut bei dem alten Violinspieler aufflammen und sein Heim ihn verlieren würde. Früher hatte er es nie lange zu Hause ausgehalten.

Niemand kann beschreiben, wie sie dort auf dem Hofe den Hausvater liebten, seitdem sie ihn ein paar Jahre bei sich haben konnten. Und was er zu geben hatte! Was er vieles war für sein Heim, besonders zu Weihnacht! Er hatte nicht seinen Platz auf irgend einem Sofa oder Schaukelstuhl, sondern auf einer hohen, schmalen, gehobelten Holzbank in der Ofenecke. Sobald er dort hinauf gerückt war, zog er fort auf Abenteuer. Er fuhr rund um die Erde, stieg hinauf zu den Sternen und noch höher. Er spielte und erzählte, und das ganze Haus sammelte sich um ihn und hörte zu. Das ganze Leben wurde groß und schön, wenn der Reichtum dieser einzigen Seele es bestrahlte.

Darob liebten sie ihn, so wie sie die Weihnacht, die Freude, die Frühlingssonne liebten. Und als der kleine Ruster kam, war ihre Weihnachtsfreude zerstört. Sie hatten umsonst gearbeitet, weil er kommen und den Hausvater fortlocken mußte. Es war nicht recht, daß der Trinker in einem frommen Hause am Weihnachtstische sitzen und alle Weihnachtsfreude verscherzen sollte.

Am Vormittag des Weihnachtsabends hatte der kleine Ruster seine Noten fertiggeschrieben und er redete da einige Worte vom Fortgehen, obwohl es natürlich seine Absicht war, zu bleiben.

Lilienkron war von der allgemeinen Verstimmung beeinflußt worden und sagte deshalb ganz zahm und matt, es wäre wohl das beste, wenn Ruster über Weihnachten hier bliebe.

Der kleine Ruster war leicht entzündbar und stolz. Er drehte seinen Schnurrbart auf und schüttelte das schwarze Künstlerhaar, das wie eine finstre Wolke über seinem Haupte stand. Was dachte Lilienkron? Könnte er bleiben,

weil er keinen andern Ort zur Vorkehr hätte? O, denk nur, wie sie standen und ihn erwarteten auf dem großen Eisenwerk im Kirchspiel Broby! Der Gastraum war bestellt, der Willkommbecher gefüllt. Er hatte es so nötig. Er wußte nur nicht, zu wem er zuerst fahren sollte.

„Lebe wohl," sagte Lilienkron, „Du sollst also fahren dürfen."

Nach Mittag mietete der kleine Ruster Pferd und Schlitten, Pelz und Decke. Der Knecht von Löfdala sollte ihn irgendwohin in Broby kutschieren und schnell weiterfahren, weil es aussah, schlecht Wetter zu werden.

Niemand glaubte, daß er erwartet wurde oder daß sich irgend ein Ort in der Umgegend fand, wo er willkommen war. Aber sie wollten ihn so gerne los werden, daß sie das vor sich verbargen und ihn fahren ließen. „Er hat es selbst gewollt" sagten sie. Und so dachten sie, daß sie nun fröhlich werden könnten.

Aber als sie sich um fünf Uhr herum im Saale sammelten, um Tee zu trinken und um den Weihnachtsbaum herum fröhlich zu sein, war Lilienkron schweigsam und verstimmt. Er setzte sich nicht auf die Abenteuerbank, er berührte weder Tee noch Punsch, er dachte an keine Musik, die Violine war in Unordnung. Wer spielen und froh sein wollte, mußte es ohne ihn tun.

Da wurde die Hausfrau unruhig, da wurden die Kinder betrübt, alles im ganzen Hause ging schief. Es wurde der traurigste Weihnachtsabend.

Der Boni verbrannte, das Licht fauchte, das Holz rauchte, der Wind störte das Unwetter auf und blies bittere Kälte in den Raum hinein. Der Knecht, welcher Ruster gefahren, kam nicht heim. Die Haushälterin weinte, die Mägde haderten.

Endlich erinnerte sich Lilienkron, daß man den Sperlingen keine Gerste hinausgeworfen, und er schalt heftig auf die Weiber um ihn herum, die alte Sitte preisgäben und neidig und hartherzig wären. Aber die verstanden wohl, daß das, was ihn peinigte, Gewissensqual war darüber, daß er den kleinen Ruster diesen Abend von seinem Hause hatte fortziehen lassen.

Am besten wars, er ging in sein Zimmer, sperrte die Tür und begann zu spielen, so, wie er nicht mehr gespielt, seit er zu wandern aufgehört. Es war Haß und Hohn, es war Sehnsucht und Sturm. Ihr denkt mich zu binden, aber ihr sollt die eignen Füße umschmieden. Ihr denkt mich kleinlich zu machen, wie ihr selbst seid. Aber ich ziehe hinaus ins Große, ins Freie. Alltagsmenschen, Nesthocker, fangt mich, wenns in eurer Macht steht!

Als die Hausfrau diese Töne hörte, sagte sie: „Morgen ist er fort, wenn Gott über Nacht nicht ein Wunder wirkt. Nun hat unsere Ungastlichkeit gerade das hervorgerufen, was wir verhindern wollten."

Inzwischen zog draußen im Unwetter der kleine Ruster umher. Er fuhr von einem Hof zum andern und fragte, ob es Arbeit für ihn gäbe, aber man nahm ihn nirgends auf. Man lud ihn nicht einmal ein, auszusteigen. Die einen hatten das Haus voll von Fremden, andre wollten noch am selben Weihnachtstage verreisen. „Fahr zum nächsten Nachbar," sagten sie alle zusammen.

Er konnte ja kommen und die Gemütlichkeit ein paar gewöhnlicher Tage zerstören, aber nicht die des Weihnachtsabends. Das Jahr hatte nur einen Weihnachtsabend und auf den hatten sich die Kinder den ganzen Herbst

gefreut. Man konnte den Gesellen doch nicht an einen Weihnachtstisch setzen, wo Kinder waren. Früher hatten sie ihn gerne genommen, aber jetzt nicht mehr, seit er ein Säufer geworden. Wohin sollte man den Menschen auch stecken? Die Gesindestube war zu schlecht und der Gastsaal zu fein.

Auf diese Weise mußte der kleine Ruster von Hof zu Hof fahren in dem peitschenden Unwetter. Der nasse Schnurrbart hing schlaff über den Mund herab, die Augen waren gerötet und neblig, aber der Branntwein blies heraus aus seinem Gehirne. Er begann sich zu wundern und zu staunen. War es möglich, war es möglich, daß ihn niemand aufnehmen wollte?

Da sah er auf einmal sich selbst. Er sah, wie häßlich und heruntergekommen er war, und er begriff, daß er den Leuten verhaßt war. Es ist vorbei mit mir, dachte er. Es ist vorbei mit dem Notenschreiben, es ist vorbei mit der Flöte. Niemand auf Erden braucht mich, niemand hat Barmherzigkeit mit mir.

Der Sturm wirbelte und spielte, rüttelte die Schneewehen auf und warf sie wieder zu Haufen, nahm eine Schneesäule in seinen Arm und tanzte hinaus auf das Feld, erhob eine Flocke wolkenhoch und stieß eine andere hinab in ein Loch. „So ist es, so ist es," sagte der kleine Ruster, „während man tanzt und sich bewegt, ist es Spiel, aber wenn man hinab muß im Gestöber, bedeckt und vergessen wird, dann ist das Betrübnis und Kummer." Aber nieder müßten alle, — und nun ist die Reihe an ihm. Denk, daß er nun zum Schluß gekommen war.

Er fragte nicht mehr, wohin der Knecht ihn führte. Ihm war, als zöge er ein ins Land des Todes.

Der kleine Ruster verbrannte keine Götter auf dieser Fahrt. Er verdammte weder das Flötenspiel noch das Kavalierleben, er dachte nicht, daß es ihm besser gewesen wäre, wenn er die Erde gepflügt oder Schuhe genäht hätte. Aber darüber klagte er, daß er nun ein ausgespieltes Instrument sei, das die Freunde nicht länger brauchen konnten. Er klagte niemanden an, weil er wußte, wenn das Waldhorn einen Sprung bekommen und die Guitarre die Stimmung nicht mehr hält, dann müssen sie fort. Er begriff, daß es mit ihm gar werden sollte, jetzt am Weihnachtsabend. Hunger oder Kälte sollten ihn vernichten, weil er nichts verstand, zu nichts taugte und keine Freunde hatte.

Da hält der Schlitten, und auf einmal ist es licht um ihn und er hört freundliche Stimmen und es ist jemand, der ihm in ein warmes Zimmer hilft, und jemand, der ihm warmen Tee entgegen hält. Der Pelz wird abgeworfen und er hört Menschen rufen, daß er willkommen ist, und warme Hände drücken Leben in seine steifen Finger.

Ihm wurde ob all dem so wirr im Kopfe, daß er eine gute Weile nicht zu Sinnen kam. Er konnte unmöglich begreifen, daß er wieder nach Löfdala gekommen war. Er hatte nichts gewußt davon, daß dem Knecht das Herumfahren im Unwetter zu hart geworden war und er umgekehrt hatte, heimzu.

Noch weniger verstand er, warum er nun in Lilienkrons Haus so freundlich aufgenommen wurde. Er konnte nicht wissen, daß Lilienkrons Frau begriff, welche schwere Fahrt er diesen Weihnachtsabend gemacht, wenn er an jeder Türe, wo er anklopfte, abgewiesen wurde. Sie hatte ein solches Mitleid mit ihm bekommen, daß sie ihren eigenen Kummer vergaß.

Lilienkron fuhr fort mit dem wilden Spiele drinnen in seinem Zimmer. Er wußte nichts davon, daß Ruster gekommen war. Der saß unterdessen im Saale bei der Frau und den Kindern. Das Gesinde, das am Weihnachtsabend auch dort zu sein pflegte, war vor dem Leid drinnen bei der Herrschaft in die Küche geflüchtet.

Die Frau zögerte nicht, Ruster Arbeit zu bringen. „Ruster hört wohl," sagte sie, „daß Lilienkron den ganzen Abend nichts anderes tut als spielen, und ich muß nach dem Decken und dem Essen sehen. Die Kinder sind ganz verlassen. Ruster darf sich um die zwei kleinsten da kümmern."

Kinder waren solche Geschöpfe, mit denen Ruster am wenigsten Umgang gepflogen hatte. Er hatte sie weder im Kavalierflügel, noch im Soldatenzelte getroffen, weder in Wirtshäusern noch auf Landstraßen. Er war ihnen gegenüber ganz blöd und wußte nicht, was er sagen sollte, das für sie fein genug wäre.

Er zog seine Flöte hervor und lehrte sie fingern an den Klappen und Löchern. Eines war vier Jahre und eines sechs. Sie bekamen da eine Lektion im Flötenspiel und waren sehr entzückt davon. „Das ist A," sagte er, „und das ist C" und dabei griff er die Töne. Da wollten die Kleinen wissen, was das für ein A und für ein C sei, das man spielen müsse.

Da nahm Ruster Notenpapier hervor und kritzelte ein paar Noten.

„Nein," sagten sie, „das ist nicht recht." Und sie liefen fort nach einem Abc-Buch.

Da begann Ruster, sie das Alphabet abzuhören. Sie konntens und konntens nicht. Es war schlecht bestellt mit der Wissenschaft. Ruster wurde eifrig, er nahm die Knaben auf das Knie und begann sie zu belehren. Lilienkrons Frau ging aus und ein und hörte ganz verwundert zu. Das klang wie Spiel und die Kinder lachten die ganze Zeit, — aber sie lernten etwas dabei.

Ruster fuhr eine Weile fort, aber er war nicht recht gegenwärtig bei dem, was er sagte. Er grübelte an den alten Gedanken von draußen im Unwetter. Das wäre ja gut und gemütlich, aber mit ihm war es für alle Fälle aus. Er war abgenutzt. Er sollte fortgeworfen werden. Und er schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen.

Lilienkrons Frau kam eilig vor zu ihm.

„Ruster," sagte sie, „ich begreife, daß er glaubt, es ist alles aus für ihn. Es ist nichts für ihn mit der Musik und er richtet sich mit dem Branntwein zu Grunde. Aber es ist noch nicht gar, Ruster."

„Ja," seufzte der kleine Flötenspieler.

„Sieht er, so wie diesen Abend bei den Kleinen zu sitzen, es wär etwas für ihn, das. Wenn er die Kinder lesen und schreiben lehren wollte, würde er wieder überall willkommen werden. Das ist kein schlechteres Instrument zum spielen, Ruster, als Flöte und Geige. Schau sie an, Ruster!"

Sie stellte die zwei Kleinen vor ihn, und er sah auf, zwinkernd, wie wenn er in die Sonne hineingeschaut hätte. Es war, wie wenn seine kleinen nebligen Augen Mühe hätten, denen der Kinder zu begegnen, die groß waren und klar und unschuldig.

„Schau sie an, Ruster!" gemahnte Lilienkrons Frau.



„Ich darf nicht,“ sagte Ruster, weil es ihm wie ein Fegfeuer vorkam, durch die klaren Kinderaugen hinein zu sehen in der unbefleckten Seelen Schönheit.

Da lachte Lilienkrons Frau hell und froh. „So soll er sich an sie gewöhnen, Ruster. Er kann dieses Jahr als Schulmeister in meinem Hause bleiben.“

Lilienkron hörte seine Frau lachen und kam aus seinem Zimmer heraus.

„Was gibt es?“ sagte er. „Was gibt es?“

„Nichts anderes,“ entgegnete sie, „als daß Ruster wiedergekommen ist und daß ich ihn zum Schulmeister für unsere kleinen Buben bestellt habe.“

Lilienkron wurde ganz betroffen. „Wagst Du,“ sagte er, „unterstehst Du Dich? Hat er versprochen, aufzugeben — — — —“

„Nein,“ sagte die Frau, „Ruster hat nichts versprochen. Aber es ist viel, daß er sich davor in Acht nehmen muß, wenn er täglich kleinen Kindern in die Augen sehen soll. Wenn nicht Weihnachten wäre, hätte ich es wohl nicht gewagt; aber wenn unser Herr seinen eigenen Sohn als kleines Kind mitten unter uns Sünder gesetzt hat, so darf wohl auch ich es meine Kleinen versuchen lassen, einen Menschen zu retten.“

Lilienkron konnte nichts sagen, aber es riß und zuckte um jede Runzel in seinem Gesichte, wie immer, wenn er etwas Großes hörte.

Dann küßte er seinem Weib die Hände so fromm wie ein Kind, das um Verzeihung bittet, und rief laut: „Alle Kinder sollen kommen und der Mutter die Hand küssen.“

Das taten sie und hernach hatten sie eine fröhliche Weihnacht in Lilienkrons Haus.

Erntetag.

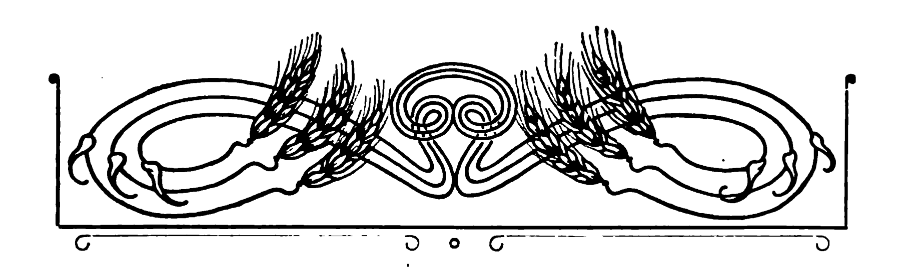
Von F. X. Schrönghamer.

Vom hohen Bühle schweift mein Blick hinaus —
Doch lockt mich nicht der Ferne Dämmerduft.
Mein Wanderheimweh löscht das Klingen aus,
Das heiß und herb aus allen Gründen ruft.

Von Sonne singt und Segen jeder Halm
Und reif und golden schmiegt sich Schaft an Schaft.
Drein rauscht der Hochwald seinen Feierpsalm,
Die ewig stolze Melodie der Kraft.

Und wie mich diese Melodie umbraust,
Da singt ins Feld die erste Schnitterschar —
Bald blinkt die Sichel auch in meiner Faust
Und meine Augen leuchten kühn und klar.





Umschau.

Tiroler Dramatiker.*) Daß das Land Tirol nicht, wie es in der landläufigen Literaturgeschichte nach Berlin-Leipziger-Zuschnitte gelehrt wird, in der poetischen Entwicklung zurückgeblieben ist, beweist ein Blick auf den kolossalen Umfang des „Tiroler Dichterbuches“, wo, wie in allen derartigen Sammlungen, unter einer Fülle von Schlacken auch das allerleuchtendste Edelgestein zu finden ist. Eine Ballade wie Balthasar Hunolds (1828—1884) „Wirt an der Mahr“ reiht sich den vornehmsten Erscheinungen dieser Gattung an, und die Heldengestalt Peter Mayrs ist es wiederum, mit der sich auch der jüngste Tiroler Dichter in die Literatur einführt.

Tirol, das in der Lyrik einen Gilm, Hunold, Stock aufzuweisen hat, Dichter von tiefstem Empfinden und hoher Formkraft, Dichter, die nicht dafür verantwortlich sind, daß nichts, was nicht in den Ton der liberalen Leitartikelpoesie fällt, — die Fachmänner wissen, was wir meinen, — vor den Augen der landläufigen und maßgebenden Kritik Gnade gefunden hat — wirklich zurückgeblieben war es auf dem Gebiete des Dramas. Schuld daran mag wohl zunächst der Mangel einer anregenden Bühne sein, denn die Städte des Landes, vor allem die Hauptstadt selbst, sind zu klein, als daß sie anders als ausnahmsweise und vorübergehend ein gutes Theater erhalten könnten. Das schlummernde dramatische Talent aber wird doch in erster Linie durch Anschauung ausgelöst. So kommt es, daß Tirol erst in der jüngsten Zeit auch in diesem Zweige der Dichtkunst seine Männer zu stellen beginnt. Der namhafteste Tiroler Dramatiker ist Karl Domanig, der die reellen Vorzüge der Moderne, die kräftige Charakteristik und die Ausnützung des lokalen Hintergrundes, wofür man das plumpe Wort Milieu erfunden hat, mit tiefem sittlichen Ernst und wahrer Menschenkenntnis paart, aber gewisse Schwierigkeiten der Technik nicht überwindet, die Wirkung seiner Dramen durch die Breite der Exposition schwächt. Unter allen Umständen gehören „Der Gutsverkauf“ und „Der Idealist“ zu dem Besten, was die letzten Jahrzehnte hervorgebracht haben, stehen jedenfalls turmhoch über den matten Produkten eines Ernst oder Dreyer, die ihre Verfasser zu reichen Männern gemacht haben. Aber daß im „Gutsverkauf“ eine gemäßigte und in unseren objektiven Verhältnissen begründete, also gesunde Ablehnung politisch-liberaler Tendenzen waltet, hat genügt, daß diese Dichtungen, da man ihre Vorzüge nicht leugnen kann, einfach totgeschwiegen und der Bühne fern gehalten wurden, weil ja kein Theaterdirektor

*) Der zu Weihnachten des vergangenen Jahres verstorbene Freund und Mitarbeiter der „Kultur“, Seminardirektor Dr. Richard v. Muth hatte für die „Kultur“ einen Essay über Tiroler Dramatiker zu schreiben übernommen, wozu das Erscheinen von P. Ferd. v. Scalas „Andreas Hofer“ und „Peter Mayr“ den Anstoß gegeben hatte. Die hier vorliegende Einleitung zu diesem Essay behandelt in der Hauptsache K. Domanig als Dramatiker und darf auch in dieser fragmentarischen Gestalt Anspruch auf Beachtung erheben, weshalb wir uns zur Veröffentlichung derselben entschlossen haben. Den Aufsatz über diese Einleitung hinaus weiterzuführen, war dem sel. Verfasser nicht beschieden.



riskieren kann, ein Stück auf die Bretter zu bringen, das nicht nur vor der Aufführung nicht lanciert wurde, sondern, wenn ja der Versuch gewagt würde, die Opposition der gesamten stimmungmachenden Kritik zu gewärtigen hätte. Da wird nicht etwa die ätzende Lauge des parteilichen Tadels ergossen — das könnte ja interessieren — o nein! da heißt es: alles schon dagewesen, abgebrauchte Motive, bekannte Situationen, keine Effekte, — langweilig! — Und der biedere Philister dankt seinem guten Genius, daß er sein Geld nicht für eine Loge für diese „langweilige" Novität hinausgeworfen, und das gefährliche „Tendenzwerk", das sich nicht mehr totschweigen ließ, ist mit der größten Mäßigung und Objektivität umgebracht.

Domanig hat mit seinen letzten Dramen den kühnen Griff in die Gegenwart gewagt und sich als klarer und überlegener Realist gezeigt. Daneben aber hat er auch Motive und Stoffe geholt aus der großen Bewegung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, die das Volk so in allen Nerven erschütterte, daß sie noch heute in der vierten Generation in allen Tirolerherzen nachzittert. Man muß die Hofkirche in Innsbruck besuchen und vom Grabe Andreas Hofers hinaufsteigen zum Denkmal am Isel, der Stätte seiner Siege, eine Erinnerung so deutsch wie der Hermann am Osning und die Germania am Niederwald, und man wird dann in den Räumen des Ferdinandeums, wo die Erinnerungen an das Jahr Neun aufgestapelt sind, begreifen lernen, welch' ungeheuren geistigen und sittlichen Gehalt das Gedächtnis einer solchen Zeit einem Lande und Volke verleiht, wo kein Dorf unberührt geblieben ist vom Drucke der Fremdherrschaft, von Not und jauchzender Freude des Kampfes, wo, was sonst nur dem stolzesten Adel eignet, die Ahnen, die die Büchse getragen, zu Streit und Sieg gezogen, den Kindern und Enkeln in lebendiger Überlieferung als herrliches Vorbild gewiesen werden.

Wohl haben die Tiroler auch früher und später die Waffe getragen zur Verteidigung ihres Landes, aber wie diese Kämpfe an Bedeutung nicht hinanreichen an die der Franzosenzeit, so haben sie auch auf das Gemüt des Volkes keinen tieferen Eindruck gemacht, dem der lebendige Quell der Erinnerung noch immer aus jenen Tagen quillt, da Glaubensfreiheit und Landeseinheit auf dem Spiele standen. Es ist kein abergläubischer und götzendienerischer Klerikaler, es ist ein protestantischer Geschichtsschreiber modernster Prägung, Herr von Treitschke, der sagt, daß nur fromme Völker stark sind. Wer die Macht des Glaubens unterschätzt, für den das Volk stritt oder zu streiten glaubte — das ist in der Wirkung dasselbe, — dem geht jedes Verständnis für diese Volkserhebung ab.

Da hängt eine verblichene Drucksorte, das Todesurteil des Sandwirts, des Barbone, in drei Sprachen; da lehnen die zerschossenen Fahnen der Landstürmer, allüberall blutige Zeugen von Not und Tod; da wird im Defregger-Saal der Lebenslauf Andreas Hofers in kernigen Szenen vor uns aufgerollt; aber nichts wirkt auf den Beschauer so mächtig wie das Gemälde Eggers, das da betitelt ist: „Ave Maria nach der Schlacht am Berg Isel". Wer die hartknochigen Gestalten sieht, im Antlitz nicht die Freude über den errungenen Sieg, nicht den Dank für das gerettete Leben, nur den Schmerz über die gefallenen Brüder, Demut und Hoffnung: der sagt sich, daß diese Männer sterben mußten oder siegen, sie konnten von der Staatsgewalt überwunden werden, — auf dem Schlachtfelde niedergeschlagen nicht. Und wie die Maler, so haben auch die Dichter Tirols aus dieser unerschöpflichen Fundgrube ihre Motive geholt.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Leo XIII.

Der Steuermann, der das letzte Vierteljahrhundert hindurch das Schifflein Petri lenkte, ist nicht mehr unter uns. Papst Leo XIII. schloß am 20. Juli für diese Zeitlichkeit seine Augen.

Die Geschichte wird es einst auf einem ihrer glänzendsten Blätter erzählen, was Leo XIII. der Kirche und der ganzen Menschheit gewesen. Heute ist die Fülle der Eindrücke zu groß, als daß Klio mit wenigen Zügen uns ein klares und deutliches Bild seiner Wirksamkeit bieten könnte.

Einen einzigen Eindruck wollen wir nicht verhehlen, den ersten, den die Trauerbotschaft von Leos Tode wohl überall erweckte: Wir alle haben am 20. Juli viel verloren.

Auch die Leo-Gesellschaft steht unter den Leidtragenden an Leos Bahre; sie steht in deren erster Reihe.

Auf der Bahre liegt die sterbliche Hülle desjenigen, der ihr seinen Namen und seinen Segen gab und in dessen Tätigkeit sie das hohe Vorbild ihrer eigenen Tätigkeit verehrungsvoll erblickt.

Die Leo-Gesellschaft hat die Pflege der christlichen Wissenschaft und Kunst auf ihre Fahne geschrieben. Für christliche Wissenschaft und Kunst bildet auch Leos fünfundzwanzigjähriges Pontifikat eine ewig denkwürdige Epoche.

Es gibt wohl kein Gebiet menschlichen Wissens, dem Leos erleuchteter Geist nicht das größte Interesse entgegengebracht, dem er nicht bedeutende Förderung hätte zuteil werden lassen.

Den Grundlagen des menschlichen Wissens widmete er seine erste Sorge.

Die Philosophie ist im letzten Jahrhundert ein Friedhof geworden mit Grabsteinen all der verschiedenen neuen Systeme, die mit ihren jeweiligen Urhebern entstanden und mit ihnen wie ein flüchtiger Hauch in das Nichts zerflossen sind.

Leo brachte es der Menschheit in Erinnerung, daß die wahre Philosophie nicht erst gefunden zu werden braucht, daß die Welt sie seit zweitausend Jahren besitzt, daß die größten

Geister, von Sokrates angefangen, die Bausteine zu ihrem Ruhmestempel geliefert haben.

Leos Enzyklika „Aeterni Patris“ vom 4. August 1879 war eine Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie hat hunderten von Hochschulen die eine alte wahre philosophia perennis und ihre vier „Evangelisten“: Plato, Aristoteles, Augustinus, Thomas zurückgegeben.

Recht und Gesellschaft, soziale Ordnung und Friede sollen zuerst von der wahren Philosophie Nutzen ziehen. Leo war es, der die ewigen Grundsätze von Wahrheit und Recht auf die großen Fragen von Staatsgewalt und Freiheit, Bürgerpflichten und Arbeitswesen angewendet und der in seinen lichtvollen Enzykliken Immortale Dei, Libertas, Sapientiae Christianae und Rerum novarum als Philosoph auf Petri Stuhle der Welt unermeßliche Dienste erwiesen hat.

Leo ist der größte soziale Papst, der hunderttausend Priester als zielbewußte Arbeiter in den Dienst des sozialen Reformwerkes stellte.

Den biblischen Wissenschaften widmete Leo seine Enzyklika Providentissimus Deus; ihrer Förderung gilt eine seiner letzten Taten, die Einsetzung der Kommission der biblischen Studien.

Den Naturwissenschaften stattet er das vatikanische Observatorium aus, der Geschichtsschreibung eröffnet er die vatikanischen Archive. Als Hofrat Pastor ihm vor kurzem die neue Auflage seiner Papstgeschichte überreichte und bemerkte, sie sei dem Papste gewidmet, der der gelehrten Forschung den Zugang zum vatikanischen Archiv ermöglicht, sagte der Papst lächelnd: „Sono io“ — das bin ja ich!

Auch die Kunstsektion der Leo-Gesellschaft steht trauernd an Leos Grabe. Das Grab birgt ja einen Kunstfreund, der fast im Stile der großen Renaissancepäpste ein Maecenas der christlichen Kunst gewesen ist.

Selbst eine gottbegnadete Dichterseele, hatte Leo regen Sinn für alles Schöne und Erhabene. Die Wiederherstellung der Lateranbasilika, die Vollendung von San Gioacchino in Rom werden es noch nach Jahrhunderten erzählen, was Leo der christlichen Kunst gewesen ist.

Was Wunder — um mit einer eigenen Angelegenheit zu schließen — wenn Leo die der Förderung und Popularisierung christlicher Kunst in so hervorragender Weise dienenden klassischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft mit größtem Interesse verfolgte und wärmstens empfahl.

Multis ille flebilis occidit: Vielen beweinenswert ist er verschieden; doch Wenigen beweinenswerter als der Gesellschaft, die seinen Namen trägt und tragen wird immerdar.

Lumen de coelo, das Licht vom Himmel ist uns erloschen.

Lumen in coelo, das Licht im Himmel, Gottes Herrlichkeit, leuchte ihm und sei sein ewiger Lohn!

Aug. Fischer-Colbrie.



Vision im Vatikan.*)

Zum Tode Leos XIII.

Von Lorenz A. Krapp.

Der Vatikan liegt tot und stumm. Fern wimmern Sterbeglockenklänge.
Die Totenkerzen leuchten trüb durch schwarzverhang'ne Säulengänge.
Ein leises Fragen irrt umher, und klagend geht's von Mund zu Munde:
„Starb Leo wirklich? Er ist tot?" — — Scheu zittert's nach in dunkler Runde.

Die Fenster stehen auf zum Park. Im Winde flackern rings die Lichter.
Was zieht da für ein Zug daher, tiefernster, schweigender Gesichter?
Unübersehbar flutet's her von stummen Schatten — Schatten — Schatten.
Voran ein greiser Mann, doch stolz und aufrecht, ohne zu ermatten.
Auf seinen Schultern liegt ein Kreuz. Der Schlüssel blitzt in seiner Rechten,
Der Schlüssel, der da schließt das Tor des Himmels auf für die Gerechten.
Sein Feuerauge lodert hell. Er ragt im Schein der Totenflammen.
„Wie, Petrus, Du?" klingt's scheu umher von Stimmen, die dem Nichts entstammen.
„Wie Petrus, Du? Der erste Papst?"

Und hinter ihm unhörbar leise,
Zieh'n all die toten Päpste her auf seltsamstiller, fremder Reise.
Der große Leo, der dereinst den Hunnenkönig trieb von hinnen,
Neigt auf den Toten sich im Sarg, den bleichen Greis im weißen Linnen.
„Auch Du ein Leo", sagt er leis, „auch Du ein Kämpfer und ein Ringer,
Auch Du ein Löwe und Prophet, ein Dichter und ein Friedensbringer!"
Und Gregor beugt sich übern Sarg, der starre Mönch, der einst in Scherben
Das Trotzen einer Welt zerschlug und dennoch einsam mußte sterben.
Und Alexander naht, der rang stumm wider eine Welt in Waffen,
Und Julius, der da ewig sann auf Kunst und hoher Werke Schaffen.

Unübersehbar gleitet her und bückt sich auf die Totenbahre
Die Reihe aller, die einst trug des Papsttums goldene Tiare.
Und endlich naht auch er und beugt sich übers Haupt, das tote, müde,
Der neunte Pius, dessen Stirn von Eisen, dessen Herz voll Güte.
„Ich gab das Steuer unser's Schiffs, des Petrischiffs, Dir in die Hände",
Spricht leise er, „Du nahmst es stark und führtest treu es bis ans Ende.
Geh' mit uns in die Ewigkeit jetzt hin, der jüngste uns'rer Scharen!"
— — Und stumm verschwinden alle dann, lautlos, wie sie gekommen waren.
Kein Rauschen ihrer Sohlen tönt, kein Knistern ihrer Kleidesfalten
Tief in die Nacht zieh'n wieder stumm der toten Päpste Traumgestalten.

Wars's nur ein Traum? Der Wind streicht her vom Tiberstrom in dumpfer Trauer,
Die Kerzen flackern an dem Sarg — die Schweizergarde faßt ein Schauer.

*) Schon Jacobus a Voragine streift in seiner Legenda aurea die Sage, daß beim Tode eines Papstes seine Vorgänger an dessen Sarkophag treten, um ihn in der Ewigkeit willkommen zu heißen.





Die ersten Regierungsjahre Papst Pius IX.

Seine politischen Reformversuche (1846—1847).

Nach den amtlichen Berichten des preußischen Gesandten **Guido v. Usedom.**

Von **Dr. Sigismund Freiherrn v. Bischoffshausen.**

(Schluß.)

Für den 17. Juli wurde eine große Gedächtnisfeier der vor einem Jahre erlassenen großen Amnestie in Rom geplant; eine Kolossalstatue Pius IX. von Gips wurde errichtet, ein Feuerwerk und Volksspiele wurden vorbereitet. Doch zwei Tage vorher erschien der Duca di Massimo-Rignano beim Papste und unterbreitete ihm Beweise, daß die Festlichkeiten zu Unruhen benützt werden sollten. Auf eine Petition der Aushebungs-Kommission der Bürgergarde wurde die Feier aufgeschoben, bis die Garde genügend ausgerüstet wäre, wie es in der Kundmachung hieß, damit dieselbe „das Fest durch ihre Anwesenheit auszeichnen könne". Das Gerücht behauptete, es sei eine Verschwörung der Anhänger des alten Systems der Gregorianer entdeckt worden; mit ihrer Hilfe hätten einige Offiziere der Karabinieri (Gendamerie) Leute angeworben, die beim Feste einen Tumult verursachen sollten, damit Polizei und Gendamerie sich auf das Volk stürzen und ein Blutbad anrichten könnten. Während des ganzen Tages sah man an allen Straßenecken Plakate, welche in der Form des Programms eines Schauspiels, das Kardinal Lambruschini und Oberst Nardoni, der frühere Chef der Geheimpolizei, veranstalten lasse, die angeblichen Verschworenen, den Chef der Karabinieri, Oberstleutnant Freddi und andere, meist Offiziere derselben Truppe, der Rache des Volkes bezeichneten. Die Karabinieri suchten umsonst die Plakate zu entfernen. Das Volk verteidigte sie. Noch abends prangten sie an den Mauern zwischen brennenden Kerzen und vor ihnen hielt der Pöbel Wache. 1000 bis 1400 Mann der Bürgergarden wurden unter die Waffen gerufen; doch hatten sie keinen Anlaß einzuschreiten. Das Erzählte ließ man geschehen. Die Macht war eben nicht in den Händen der Regierung.

Während dieser Anregung langte Kardinal Ferretti, der zum Nachfolger des abtretenden Staatssekretärs bestimmt war, in Rom um 11 Uhr nachts an. Die große Volksmenge, die am Korso angesammelt war, begrüßte ihn mit Zurufen und wollte die Pferde seines Wagens ausspannen. Doch er verwehrte es und entließ vor seiner Wohnung, zu der ihn das Volk begleitete, dasselbe mit einigen Worten, die einen sehr guten Eindruck machten.

Am 16. Juli schritt die Bürgergarde, ohne daß die Polizei sich bemerkbar machte, zu Verhaftungen, namentlich von Personen, deren Namen auf den Plakaten

des vorgehenden Tages standen. Oberstleutnant Freddi war verschwunden. Doch als aus dem Schornsteine seiner Wohnung Rauch aufstieg, drang die Garde ein und fand seine Dienerschaft mit dem Verbrennen von Papieren beschäftigt. Sogleich wurden sie festgenommen und mit den noch übrigen Papieren nicht zur Polizei, sondern in eine Privatwohnung gebracht, wo Ciceruacchio sie bewachte und durch einen Notar einvernehmen ließ. Ein anderer der Verhafteten, Leutnant San Giorgio, verdankte es nur dem Dazwischentreten des Fürsten Borghese und Ciceruacchios, daß er mit dem Leben davonkam. An demselben Tage zeigte Kardinal Gizzi sein Ausscheiden aus dem Amte dem diplomatischen Korps an und erhielt auch der Polizeiminister und Gouverneur Msgr. Grasselini seine Entlassung. Die folgende Nacht war ruhig, doch wurden die Verhaftungen fortgesetzt. Ciceruacchio machte zu Wagen die Runde, ermahnte überall die Bürgergarde zur Wachsamkeit und Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, indem er zugleich mit wichtiger Miene die Mitteilung machte, die Papiere des Obersten Freddi hätten den unumstößlichen Beweis von dessen Schuld und dem Dasein einer Verschwörung fast aller seiner Offiziere und Unteroffiziere geliefert. Besonnene Leute schüttelten dazu ungläubig den Kopf.

An den nächsten Tagen ging es nicht anders zu. Die Polizei blieb unsichtbar, dafür war die Nationalgarde ununterbrochen in Dienst. Das Volk und die Garde fahndeten nach den Urhebern der vermeintlichen Verschwörung und brachten sie ins Gefängnis. Schon waren einige hundert Personen verhaftet. Dies hatte jedoch einen doppelten Vorteil: einerseits war das Volk befriedigt und andererseits waren seine Opfer vor seiner Rache aus ihren Wohnungen in Sicherheit gebracht. Dabei schwankte der Pöbel zwischen seinen unklaren Instinkten hin und her. Eben hatte er den Kapitän Muzzarelli beim Korso am Leben bedroht, das von der Bürgergarde unter Befehl Don Carlo Torlonias noch gerettet wurde, als der Papst zu Wagen von einer religiösen Zeremonie zurückkam, und das Volk, das eben einen Unschuldigen in Stücke reißen wollte, fiel auf die Knie, bat um den Segen des Papstes und warf Blumen auf seinen Weg!

Die Persönlichkeiten, die unter der früheren Regierung eine Rolle gespielt, beeilten sich, sich zu verstecken oder davonzumachen. Kardinal Lambruschini hatte sich vor einigen Tagen, nachdem er ausgepfiffen worden war, auf seinen Bischofsitz nach Civitavecchia begeben. Auch Msgr. Grasselini hatte schleunigst Rom verlassen.

Am 18. folgte ein überschwenglicher Friedensschluß zwischen dem Volke und dem Korps der Karabinieri, nachdem die verdächtigen Mitglieder aus demselben entfernt worden waren.

Nach vierzehn Tagen der Aufregung wurde es klar, daß eine Verschwörung gar nicht bestanden hatte. Es war ein Phantom gewesen, dessen Wirklichkeit beim Volke ein Glaubensartikel war und an das in der erregten Zeit auch gewichtige Persönlichkeiten und daraufhin wieder andere geglaubt hatten. Der Pöbel hatte nun genug, so daß er sich die Verlautbarungen des neuen Gouverneurs gefallen ließ, der zur Unterlassung willkürlicher Verhaftungen ermahnte nnd die geheime Presse verurteilte; man könne ja Anklagen jederzeit auf dem ordnungsmäßigen Wege vorbringen und

die Regierung werde darüber wachen, daß der „große Prozeß“ seinen regelrechten Verlauf nehme. Doch in der Provinz fuhr man noch immer mit der Verhaftung von Verschwörern fort und das Unglück wollte, daß Oberstleutnant Freddi und Kapitän Alai, bevor sie die neapolitanische Grenze erreichten, von Leuten ihres eigenen Korps festgenommen wurden.

Der neue Staatssekretär, Kardinal Ferretti, war ein Mann von energischem, wenn auch etwas gewaltsamem Charakter. Mochte es fraglich sein, ob er das schöpferische Talent besaß, die richtigen Reformen durchzuführen, so konnte der Papst doch im Augenbick wohl keine bessere Wahl treffen. Festigkeit und frischere Tätigkeit waren es, die von der Regierung nun erwartet werden mußten. Wenn das Volk die letztere wahrnahm, konnte das Vertrauen zurückkehren. Ferretti hatte bisher beide Eigenschaften bewiesen. Im unruhigen Jahre 1831 hatte er in Rieti den Aufständischen in eigener Person eine Schlacht geliefert. In Neapel hatte er als Nuntius die Beichten der Cholerakranken gehört und sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilt. Seine Widerhaarigkeit führte zu seiner Abberufung und als Bischof von Fermo ging er an Reformen, als ob er in einigen Monaten alles durchführen könnte.

Auch in Rom verlieh er der Verwaltung sogleich einen rascheren Schritt, zunächst auf den Gebieten, wo Kardinal Gizzi bereits vorgearbeitet hatte. Die Abgeordneten der Provinzen wurden für den 5. November einberufen. Das Reglement der Bürgergarde wurde vollendet und verlautbart. Ihre Aushebung war angesichts der allgemeinen Begeisterung mit großer Schnelligkeit durchgeführt worden. Überall, wo es in der Sommerhitze in den Straßen etwas Schatten gab, sah man die neuen Soldaten ihre Übungen vornehmen. Der preußische Gesandte glaubte in ihnen mit ihren Uniformen und Helmen die preußische Infanterie zu erblicken — ohne die stramme Haltung dieser Truppe. Die Liberalen zeigten sich befriedigt, daß der Nationalgarde soviel Bedeutung beigelegt wurde, sollte sie doch im Innern die Ruhe aufrechthalten und im Bedarfsfalle sogar gegen den äußeren Feind marschieren. Doch waren sie über den strengern militärischen Geist etwas verschnupft.

Am meisten Aktivität entwickelte das neue Ministerium in der Erneuerung des Beamtenpersonals, das den Reformen bisher soviel Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatte. Allerdings wurde auch Antonelli durch Msgr. Morichini als Finanzminister ersetzt. Der Grund, warum jener demissionierte und dieser nur zeitweilig annahm, war eine Verfügung, durch welche der Papst aus eigener Macht den Preis den Salzes von 3 auf 2½ Baiochen herabsetzte, und zwar aus eigener Machtvollkommenheit, ohne die Sache dem Ministerrat vorzulegen oder den Chef der Finanzen davon nur zu verständigen. Pius IX. hatte dies gewiß zur Erleichterung des Volkes getan; doch war die Maßregel, abgesehen von ihrer unregelmäßigen Form, von zweifelhaftem Wert, da das Volk, in dem es mehr Bettler als Arme gab, ihre Wohltat kaum spürte, der Staatssäckel aber dafür an den Generalpächter der Gerechtsamen auf Salz und Tabak eine Entschädigung von ungefähr 220.000 römischer Taler zahlen mußte. Das Defizit war nun fast auf den 7. Teil der Gesamteinnahmen gestiegen.

Ein Laie, Oberst Bruti, wurde im Staatssekretariat als militärischer Berater an Stelle eines Abbate angestellt und zwei weitere Laien, die ange-

sehenen Juristen Ridolfi und Sturbini, wurden als Minutanti in das Innern-Departement desselben Amtes berufen. Diese kleinen Neuerungen wurden mit lebhafter Befriedigung aufgenommen.

Nach der Niederlage, welche die „Gregorianer" erlitten hatten, war es nun vollends die Partei des gemäßigten Fortschrittes, welche die Regierung beeinflußte und die Richtung angab. Als Vermittler zwischen Partei nnd Regierung galt der Bruder des Kardinal-Staatssekretärs, Conte Ferretti, ein alter Militär aus den Napoleonischen Feldzügen, der seine lombardische Heimat verlassen mußte, weil er zwei oder drei österreichische Offiziere im Duell getötet und sich bei der Revolution von 1831 stark beteiligt hatte. Er hatte sich darauf als Kaufmann in Neapel niedergelassen und wurde nun wegen seiner Kenntnisse sowohl von seinem Bruder wie von der liberalen Partei als Ratgeber geschätzt. Etwas Ruhe und Ordnung trat nun ein und der Papst erholte sich von seiner nervösen Aufregung, welche die Befürchtung eines Rückfalls in die epileptischen Zustände seiner Jugend nahegelegt hatte.

Die Aufmerksamkeit wurde nun vor allem von einem Zwischenfall in Anspruch genommen, in welchen die päpstliche Kurie mit einer auswärtigen Macht verwickelt wurde.

Nach den Verträgen von 1815 war Ferrara dem Papste zurückgegeben, doch dem Kaiser von Österreich das Recht eingeräumt worden, in diese Stadt sowie nach Comachio eine militärische Besatzung zu legen. Der heilige Stuhl hatte gegen diese Bestimmung, die seinen landesherrlichen Rechten Eintrag tat, protestiert, doch war dieselbe nicht gegen den heiligen Stuhl, sondern gegen die revolutionäre italienische Bewegung gerichtet, die dadurch besser gezügelt werden sollte. Unter den Italienern, welchen die österreichische Herrschaft überhaupt ein Dorn im Auge war, erhielt sich das Gerücht, die österreichischen Truppen würden sich im päpstlichen Gebiete noch weiter ausbreiten, und umsonst suchte die päpstliche Regierung dieses Gerücht durch offizielle Dementis zum Schweigen zu bringen. Im August 1847 kam es tatsächlich zu Reibungen. Am ersten Tage dieses Monats wollte der österreichische Hauptmann Jankovich aus der Stadt nach der Festung zurückkehren, als ihm Leute unter den Rufen „Viva l'Italia, viva la libertà, viva Pio IX!" den Weg vertraten und ihn bedrohten. Der Offizier sah sich zur Rückkehr in die Kaserne San Domenico genötigt, nahm sich von den dort untergebrachten kaiserlichen Truppen eine Patrouille und gelangte mit ihr ungehindert in die Festung. Am nächsten Tage verlangte der kaiserliche Kommandant vom päpstlichen Legaten Kardinal Ciacchi Genugtuung für die dem Offizier widerfahrene Unbill, indem er zugleich hinzufügte, von nun an würden auf seine Anordnung österreichische Patrouillen in der Nähe der Citadelle umherstreifen, um die Annäherung verdächtiger Individuen und Ansammlungen zu verhindern. Der Kardinal versprach gerichtliche Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, widersetzte sich jedoch der Einführnng von Patrouillen in der päpstlichen Stadt, worauf es zwischen beiden Teilen zu einer Einigung zu kommen schien, da der österreichische General, Feldmarschall-Lieutenant Graf Auersperg, zu dem Zugeständnis bereit war, daß der Patrouillendienst von den Päpstlichen besorgt werde. Allein ein Befehl des Oberkommandanten, des Feldmarschalls Radetzky, vom 6. August änderte die Sachlage. Dieser verordnete, daß von nun an öster-

reichische Patrouillen die Runde nicht nur um die Citadellen zu machen hätten, sondern auch überall in der Stadt, wo Offiziere wohnten, die nach der Weigerung der Hausbesitzer, sie aufzunehmen, von der Stadtverwaltung dort untergebracht worden waren. Nach den Darstellungen von päpstlicher Seite machte dies ungefähr die ganze Stadt aus. Diesen Befehl beantwortete der Kardinallegat mit einem feierlichen Protest; er ließ einen Notar in das Regierungsgebäude kommen und in Gegenwart zweier Zeugen bei offenen Türen in allen Formen eine Verwahrung aufsetzen, die dem österreichischen Kommandanten übergeben und mit einem Kurier nach Rom mitgeteilt wurde. Sofort richtete der Kardinal-Staatssekretär auf Befehl Seiner Heiligkeit an den Wiener Hof das Verlangen nach Genugtuung für die Verletzung der Rechte des päpstlichen Stuhles und zugleich ein Zirkular an die in Rom akkreditierten Gesandten. Das offizielle „Diario" brachte schon am nächsten Tage den Wortlaut des Protestes des Kardinallegaten von Ferrara mit dem Bemerken, daß derselbe „von Seiner Heiligkeit vollauf gebilligt werde". Dieses etwas scharfe und vorschnelle Vorgehen der päpstlichen Regierung und die Veröffentlichung, die alsbald von allen Zeitungen wiederholt und in vielen tausend Abdrücken in den Straßen verteilt wurde, fachte das Feuer der nationalen Begeisterung zu hellen Flammen an. Endlich sah man die Regierung bei einem Vorgehen gegen das verhaßte Österreich, dem doppelten Feinde Italiens, „seiner Unabhängigkeit und seines Fortschrittes", dessen Armee und stets drohender Einmarsch das größte Hindernis bildeten für eine Revolution. Im Grunde mußten auch die italienischen Regierungen für diesen Rückhalt dankbar sein; allein hatten sie im Jahre 1831, als die Strömung noch ungeklärter und revolutionärer war, die intervenierenden Österreicher als Freunde begrüßt, so traute sich jetzt, wo die Bewegung weniger auf eine Republik oder strenge Einheit als auf „die Segnungen des modernen Staates" hinauslief und die Regierungen selbst in ihrem Banne standen, keine derselben, eine solche Erklärung abzugeben. Wie man nicht einmal in Toskana die Ratschläge Metternichs befolgte, hatte der österreichische Botschafter in Rom über kühle Behandlung zu klagen; auch trat man dort wohl nicht ungern einmal gegen Österreich auf.

Österreich erntete ein wenig die Früchte seines Vorgehens, in den politischen Bewegungen der Zeit nur das künstliche Ergebnis revolutionärer Arbeit zu erblicken, statt das Bleibende oder historisch einmal Gewordene zu berücksichtigen und den sich aufdrängenden Forderungen in einem berechtigten Maße nachzukommen. Als im Jahre 1831 die Ruhe im Kirchenstaate durch fremde Intervention wieder hergestellt worden war, hatten die Vertreter der fünf Mächte dem heiligen Stuhle in einem Memorandum die Reformen dargelegt, die den politischen Bedürfnissen des Landes entsprechen würden. Allein die Vorschläge dieses Memorandums wurden nicht ausgeführt, und während Frankreich und England dies mißbilligten, drängte Österreich, dessen Einfluß der entscheidende gewesen wäre, nicht auf ihre Verwirklichung. Es ist wahr, Gregor XVI. hat durch seine Regierungsweise das Land 15 Jahre lang in Ruhe erhalten, allein er hinterließ Pius IX., wie v. Usedom sagt, „einen leeren Schatz, eine bestechliche Beamtenschaft, Gefängnisse voll von politischen Verbrechern, eine verabscheute und verabscheuenswerte Polizei, eine öffentliche Schuld, die durch das ständige Defizit auf 40 Millionen Scudi gestiegen war,

und vor allem eine geschlossene, jedem Fortschritt abgeneigte Partei, welche die Reformpläne des neuen Souveräns durch ihren geheimen Widerstand vereitelte." Der Abgrund der Revolution war, wie man schon 1831 wähnte, nicht geschlossen worden, sondern trotz der augenblicklichen Ruhe hatte dieselbe neue Nahrung erhalten. Es war eine natürliche Folge, daß Österreich durch seine ablehnende Haltung gegen Reformen in Rom den Einfluß verloren hatte, den es in so heilbringender Weise hätte verwerten können. Der französische Gesandte, der spätere päpstliche Minister Rossi, vermied jede Annäherung an den Grafen Lützow. „Was für eine Stellung würde ich in Italien oder Frankreich einnehmen", äußerte der Vertreter des Juli-Königtums zu Herrn von Usedom, „wenn ich in diesem Augenblick mich um das Wohlwollen der Österreicher bewerben wollte? Übrigens, warum soll ich mich damit beeilen? Wächst nicht der Einfluß Frankreichs in dem Maße, als der Österreichs abnimmt?" Der österreichische Gesandte warnte den Papst vor jeder „Konzession"; man hätte auch auf weitere Ratschläge von dieser Seite nicht mehr gehört.

Auf eine Anfrage des Großherzogs von Toskana legte Fürst Metternich demselben seine Ansicht über die italienischen Verhältnisse dar. „Zwischen dem Liberalismus und dem Radikalismus", heißt es in dem Briefe, „besteht kein anderer Unterschied als der zwischen der Vorrede zu einem Buche und dem Buche selbst." „In Italien werden zwei Fahnen aufgepflanzt: der Fortschritt und die Nationalität." Der Großherzog solle vor der einen auf der Hut sein wie vor der anderen, vor dem Fortschritt, denn er sei die Maske der Revolution, vor dem Nationalismus, denn er sei die Maske des Hasses gegen Österreich, d. h. gegen die konservativen Prinzipien. Der Großherzog solle nicht jeden anhören, der den Fortschritt predige. Das Beispiel des Kirchenstaates beweise genug, da die Anhänger des Fortschrittes vom Papste Dinge verlangen und ihm unterlegen, die er als Papst nie gutheißen könne, da sie sich sogar seines Namens bedienten, um in Italien Unruhen zu erregen. Das Volk darf niemals den Fortschritt machen, sondern soll ihn von seiner Regierung erwarten. In Bezug auf den Nationalismus solle der Großherzog eingedenk bleiben, daß weder er noch die Bourbonen in Neapel in den Augen Italiens jemals Italiener sein würden. Um dem Übel zu widerstehen, bedürfe es der Energie: eine Regierung muß regieren. Wenn sie dazu nicht im Stande ist, so ist es besser abzudanken; denn dann wird das Volk, wenn es seine Täuschungen erkannt hat, den rechtmäßigen Fürsten vielleicht zurückrufen; „ein verjagter Regent kommt nicht wieder". Vieles von dem, was hier Metternich dem Großherzog und seiner schwachen Regierung sagte, war unzweifelhaft richtig und wurde wohl gerade vom Papste Pius IX. geübt; allein es waren Allgemeinheiten und keine nähern Vorschläge, und der österreichische Gesandte in Rom machte kein Hehl daraus, daß er das Schweigen des Fürsten in dieser Hinsicht sich durch die Schwierigkeit erklärte, ein Heilmittel zu finden. Was nützt alles stramme Regieren, wenn die Wunden nicht geschlossen werden und nur veraltern? Der Brief Metternichs wurde in einer italienischen Übersetzung dem Papste mitgeteilt, und, nachdem er acht Tage am Schreibtische des Kardinalstaatssekretärs Gizzi gelegen, gab derselbe ihn zurück ohne andere Antwort als mit einigen Worten des Dankes. Die Räte, welche Guizot durch den französischen Botschafter erteilte, enthielten immerhin

mehr. Niemand verlange, so meinte der Minister Louis Philipps, vom Papste die Einführung der konstitutionellen Formen oder der Geschwornengerichte oder die Gewährung der Preß- oder Unterrichtsfreiheit, aber doch solche Verbesserungen, daß das Volk jener andern Neuerungen entbehren könne. Man müsse der Revolution durch Reformen zuvorkommen und beim Fortschritte die Initiative ergreifen, nicht aber von den Leuten der Partei sich dazu nötigen lassen. Vor allem solle die päpstliche Regierung ihr Verwaltungspersonal reinigen, um sich brauchbare Organe zu schaffen. Übrigens legte man auch auf französische Räte nicht viel mehr Gewicht: Rom wollte überhaupt keine von fremden Diplomaten erhalten und man vermied mit ihnen das Gespräch über innere Angelegenheiten. Das italienische Selbstbewußtsein war zu stark, um dieselben noch zu ertragen, und jede fremde Intervention, die man genugsam durchgemacht, wurde abgelehnt. „Warum wollen sich die Fremden in unsere Angelegenheiten mischen?", bemerkte Pius IX. zum Vertreter Belgiens, „man lasse uns die Dinge ordnen, so wie wir es verstehen". „Ich glaube, daß wir leicht fertig werden, wenn man uns nur allein läßt," sagte Kardinal Ferretti zu Herrn von Usedom und bei seinen Ansprachen an die Nationalgarde ermunterte Ferretti dieselbe, in ihrem Eifer zu beharren, damit durch die Tat erwiesen werde, „daß wir uns selbst genügen".

Die Abneigung gegen die Fremden, vor allem gegen Österreich, der Gegensatz mancher Anschauungen zwischen der päpstlichen Regierung und der österreichischen, die zugleich als eine italienische mit denselben Zündstoffen rechnen mußte, kam durch den an sich so unbedeutenden Zwischenfall von Ferrara zu offenem Ausbruch. Was man bisher in den Schenken und auf den Straßen erörtert hatte, war nun zu einer Frage zwischen den Kabinetten geworden. Man konnte es Österreich wohl nicht verübeln, daß es nach den Bestimmungen des Wiener Kongresses Ferrara besetzte, um Italien leichter im Zaume zu halten; allein, wenn es die Besatzung verstärken wollte, warum mußten die Mannschaften in lärmendem, kriegerischem Aufzug dorthin marschieren, wodurch man vor einem halben Jahre die Italiener verletzt hatte? Warum mußte die Frage der Patrouillen gerade so gelöst werden? Um den Preis einer Verstärkung und der Patrouillen hatte Österreich die Verwünschung der italienischen Nation und einen offenen Streit mit der päpstlichen Regierung eingetauscht, der diese nur noch mehr in die Arme der Nationalliberalen treiben konnte.

Die Diplomatie ist nicht gewohnt, die Rechtmäßigkeit einer internationalen Verfügung über ein Recht eines Staates, die gegen den Protest desselben getroffen wurde, wie es in Bezug auf Ferrara der Fall war, in Frage zu ziehen, aber auch diese Rechtmäßigkeit vorausgesetzt, konnte die Bestimmung des Artikels 103 des Wiener Kongresses über „das Besatzungsrecht in den Plätzen Ferrara und Comacchio" verschieden ausgelegt werden. Als sie durchgeführt wurde, protestierte die päpstliche Regierung gegen die Besetzung der Tore und Plätze der Stadt, worauf nach päpstlicher Darstellung Fürst Metternich und Kaiser Franz die Erklärung abgaben, daß das Besatzungsrecht nur von der Festung, nicht von der Stadt verstanden werde und die österreichischen Truppen aus dieser zurückgezogen würden. Da es jedoch zweifelhaft war, ob diese mündliche Auslegung eine authentische sei, war nun

der Streit, ob der Ausdruck „place de Ferrare“ die Festung oder auch die Stadt in sich begreife, von Neuem entbrannt.

Auf die strikten Befehle, die aus dem Hauptquartier kamen, schritt Graf Auersperg zur Besetzung der ganzen Stadt. Der Kardinal-Legat konnte keinen Aufschub erreichen. Am 13. August wurde die österreichische Garnison mit Artillerie und Kavallerie vor der Zitadelle aufgestellt und ein Major zum Legaten mit der Meldung gesandt, daß nun alle Posten bezogen würden. Auf neue Vorstellungen, die soviel Zeit verlangten, um wenigstens die päpstlichen Posten entfernen zu können, wurde nicht gehört; doch wurde durch das Zurückweichen der letzteren glücklicherweise jeder Konflikt vermieden.

Die Nachricht hievon versetzte Rom in große Aufregung. Während das Staatssekretariat einen neuen Protest vorbereitete, wurden überall Listen von freiwilligen Kämpfern angefertigt, die sich gegen die Österreicher anwerben lassen wollten. Man zweifelte nicht mehr an einem Kriege, und die aufregendsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt, so daß Kardinal Ferretti und die einflußreichen Führer Mühe hatten, das Volk zu beruhigen und einen Ausbruch zu verhindern. Es hieß, Österreich suche um jeden Preis einen Vorwand zur Intervention und bald würde ein Armeekorps von 20.000 Mann eindringen. Selbst Ferretti gab solchen Vermutungen Raum. Er sprach die Befürchtung aus, die Österreicher würden weiter vorrücken, um die freiheitliche Bewegung zu ersticken. „Mit feurigen Augen redete er zum preußischen Gesandten“, wie dieser berichtet, „von acht prächtigen Bataillonen, die er eben in Bologna organisiert habe“. Ein Barnabitenmönch hielt in St. Andrea delle Frate eine Predigt ganz politischen Inhalts, in der er der liberalen Partei Weihrauch streute und zur Verjagung der „Barbaren“ aus Italien entflammte.

Es war wohl außer Zweifel, daß der Zwischenfall ein rein militärischer war und daß das Wiener Kabinett gar keine Weisungen erteilt hatte; allein sein langes Schweigen erweckte auch bei besonnenen Leuten den Gedanken, ob ihm ein daraus entstehender Anlaß zum Einschreiten nicht willkommen wäre. Erst gegen Ende August erfuhr man, daß das Wiener Kabinett sehr ungehalten war, daß die römische Regierung der Presse, besonders der geheimen, soviel Freiheit zu Angriffen gegen Österreich gelassen, und ebenso bestimmt die früher zugestandene Einschränkung des Besatzungsrechtes auf die Zitadelle in Abrede stellte, als der zweite römische Protest dies behauptet hatte. Offenbar um Österreich zu begütigen, erschien eine Verordnung gegen die geheime Presse und drohte mit strengen Strafen. Metternich erklärte bald darauf, daß er das Vorgehen der Österreicher in Ferrara billige und von der ihm zugeschriebenen mündlichen Erklärung nichts wisse. Die päpstliche Regierung wieder behauptete, dafür schriftliche Belege zu besitzen. Der Staatssekretär sprach nun von der Wahl eines Schiedsrichters, — ein solcher hätte sich wohl zu Gunsten Österreichs ausgesprochen, — worauf Graf Lützow entgegnete, zwischen dem Papste und dem ersten katholischen Hofe erscheine ihm ein Schiedsrichter überflüssig.

Die hitzige Auffassung ließ in Rom bald nach. Der Papst beklagte sich sogar in freundlichem Tone einem fremden Gesandten gegenüber, daß Österreich ihm bei seinen Reformbestrebungen nicht mit seinem Rate beigestanden wäre, wenn er auch einen solchen nicht habe erbitten wollen. Herr von Usedom macht

an dieser Stelle die Bemerkung, daß im Charakter Pius IX. soviel Güte liege, daß man ihn von einer gewissen Schwäche nicht frei sprechen könne, er aber andererseits eine große Bestimmtheit zeige, wenn er sich einmal zu etwas entschlossen habe. „Seine Frömmigkeit, das Gebet sind seine hauptsächliche Stütze in der Verwirrung und der Angst, die ihn umgeben." „Pius IX. wird, von der unbegrenzten Verehrung seines Volkes und dem Beifall der Welt getragen, auf dem Wege, den er erwählt hat, kaum zurückweichen." Der holländische Gesandte machte dem Papste das Kompliment: „Ich habe soeben drei oder vier Länder Europas durchquert und alle Welt unzufrieden gefunden mit aller Welt; die einzige Person, die Aller Beifall vereinigt und der Alle das Beste wünschen, ist Euere Heiligkeit." „Darin hat", bemerkt Herr von Usedom, „mein holländischer Kollege, mag er auch ein wenig schöne Worte lieben, so ziemlich recht: es regnet von allen Teilen der Welt Adressen, Glückwünsche und Anerbieten der verschiedensten Art. Viele Militärs, besonders polnische Emigranten, bieten ihre Dienste an, die der Papst aber weise ablehnt."

Es war verständlich, wenn der König von Sardinien unter den obwaltenden Verhältnissen dem Papste „jede moralische Unterstützung" in Aussicht stellte. Wie sehr der Zwischenfall von Ferrara vom österreichischen Standpunkt zu beklagen war, zeigte das Anerbieten der französischen Regierung, 12.000 Gewehre für die römische Bürgergarde zum Fabrikspreis zu liefern und auf einem Kriegsschiff nach Civitavecchia zu bringen, was die päpstliche Regierung auch annahm. In diese Zeit kriegerischer Erregung fiel auch die Ernennung des Obersten Conte Gabrielli zum Pro-Presidente delle Armi und damit zum ersten weltlichen Kriegsminister. Ein Krieg war wenigstens nicht ausgeschlossen.

Die Angelegenheit von Ferrara überdauerte den Sommer und den Herbst. Fürst Metternich richtete eine Note an die römische Regierung und die Mächte, in welcher er die ihm beigelegte Absicht einer Invasion in Abrede stellte und die Höfe um ihre Zustimmung zu seiner italienischen Politik ersuchte, deren Grundlage die Integrität aller italienischen Staaten bilde. Im Übrigen bestand die österreichische wie die römische Regierung auf ihrer Auslegung des Wortes „Platz". Auf römischer Seite wuchs die Erregung, als der Vorschlag, den Patrouillendienst in Ferrara den Schweizern anzuvertrauen oder vor allem den status quo ante herzustellen, nicht berücksichtigt wurde. Der Kardinal-Staatssekretär sprach davon, daß man auch bis zur Abberufung des Nuntius aus Wien gehen werde, und in einer Zuschrift an den Nuntius hieß es, Seine Heiligkeit könne „die Verantwortlichkeit für die unangenehmen Folgen, die aus einer längeren Besetzung der Stadt Ferrara entstehen könnten, nicht auf sich nehmen". Trotz des Rates des französischen Botschafters, — der wie seine Kollegen zur Mäßigung mahnte, — diesen Satz, der fast wie eine Drohung klinge, zu unterdrücken, hatte der Staatssekretär denselben stehen lassen. Die Kurie war von ihrem guten Rechte überzeugt, und Metternich lenkte umsoweniger ein, als die andern Mächte, mit Ausnahme von Sardinien, wenig Lust bezeugten, der römischen Auffassung beizupflichten. Das Verhalten des Wiener Kabinetts, das offenbar die päpstliche Regierung als ganz abhängig von der liberalen Partei ansah, bestärkte neuerdings den Glauben, es sei dabei auf einen Sturz des gegenwärtigen Systems in Rom abgesehen. Mit




Recht konnte wohl Kardinal Ferretti zu einem Mitglied der preußischen Gesandtschaft sagen: „Nehmen wir selbst an, daß das Recht auf Seite Österreichs wäre, so war dies nicht der richtige Vorgang, den bestehenden Zustand einfach durch eine Tatsache zu ändern."

Im Innern herrschte einigermaßen Ruhe. Marquis Azeglio ließ unter dem Titel „Vorschlag eines Programms für die nationale Meinung Italiens" ein Programm der nun in Italien vorherrschenden gemäßigten Fortschrittspartei erscheinen, mit der Absicht, diese politische Moral allen mundgerecht zu machen. Das Manuskript war nicht nur von den Führern, Cesare Balbo in Turin und Marchese Capponi in Florenz, gebilligt, sondern, wie Usedom berichtet, vom Verfasser auch dem Papste vorgelesen worden, der es guthieß und nur die Drucklegung außerhalb Roms wünschte, worauf die Broschüre in Florenz erschien. Ein Zeichen der anhaltenden Ruhe war die ungestörte Rückkehr des Kardinals Lambruschini nach Rom. Das Volk war eben, während die Flut nationaler Begeisterung so hoch ging, von der Überzeugung erfüllt, welche die Führer ihm in den Kopf gesetzt hatten, daß jede Unruhe nur den Feinden der Reformen und den Österreichern zugute kommen würde. So war die augenblickliche Ruhe kein Zeichen von Sinnesänderung, sondern vielmehr ein Beweis der Disziplin und Stärke der nationalen Partei und eine Folge der Popularität des Papstes und des Vertrauens in die Absichten Kardinal Ferrettis.

Der Fürst von Canino lohnte die Wohltaten, die seine Familie von den Päpsten erhalten, mit Schwierigkeiten, welche er in diesen unruhigen Zeiten in seinem lächerlichen Ehrgeiz bereitete. Da er wiederholt als Vorkämpfer des Liberalismus und des Volkes aufgetreten, konnten er und sein Sohn die gewünschte Offiziersstelle in der Nationalgarde nicht erlangen. Um seine Popularität auf eine andere Weise sicherzustellen, führte er am 7. September mit der Uniform der Nationalgarde, die damals noch Niemand trug, bekleidet, einen großen Volkshaufen, an dessen Spitze eine Musikbande marschierte, zu den Gesandtschaften von Toskana und Sardinien, um den Dank des römischen Volkes auszusprechen für die Errichtung der Nationalgarde in Toskana und das vermeintliche Anerbieten des Königs Karl Albert, die römische Regierung mit allen Mitteln gegen Österreich zu unterstützen. Der ungebetene Gast stieg sogar auf den Balkon der sardinischen Gesandtschaft, um das Volk zu haranguieren, worauf die Menge die anstoßenden Straßen, welche dicht besetzt waren, von Hochrufen auf Pius und Karl Albert, auf die Unabhängigkeit und die italienische Liga widerhallen ließ. Den Schluß bildete eine Demonstration vor dem Hause der Jesuiten mit den Rufen: Tod den Jesuiten! Nieder mit den Angreifern! Es lebe die Freiheit!

Am 4. Oktober legte Pius IX. seine so vielfach mißverstandenen Absichten neuerdings vor aller Welt in einer Allokution dar. Er gab seiner Betrübnis Ausdruck, sehen zu müssen, wie Einige, indem sie ihn und seine hohe Würde damit beleidigen, seinen Namen mißbrauchen, „um den Fürsten den Gehorsam aufzukündigen und Unruhen anzustiften".

In diesem Monat erschienen in kurzer Folge nacheinander zwei wichtige Verfügungen. Die Gewährung der Munizipalverfassung für Rom vom 2. Oktober war, wie von Usedom sagt, eine ebenso weise wie wichtige Neuerung. Daß Rom gar keine Selbstverwaltung mehr besaß, während die übrigen

Städte des Kirchenstaates Reste davon behalten hatten, zeigt, wie weit sich der Bureaukratismus ausgebildet hatte. Wohl waren noch immer der Senator und die drei Konservatoren aus Rom dem im goldenen Buche verzeichneten römischen Adel entnommen worden doch beschränkte sich ihre Tätigkeit darauf, die feierlichen Aufzüge durch ihre Teilnahme zu verschönern. Das Motu-Proprio Pius IX. gewährte nun Rom einen Gemeinderat und einen Magistrat. Der erstere sollte 100 Mitglieder umfassen, 64 aus den besitzenden Klassen — 34 Mitglieder mußten eine Rente von 1000 Skudi, (1500 preußische Taler) und je 15 eine solche von 6000 und 2000 Skudi aufweisen — 32 aus den Reihen der Beamten, Künstler, Gelehrten, größern Handels- und Gewerbeleuten und endlich 4 Vertreter der Geistlichkeit und der frommen Stiftungen. Das erstemal geschah die Ernennung der Gemeinderäte durch den Souverän, in der Folge hatten sich dieselben alle zwei Jahre zu einem Drittel selbst zu ergänzen. Der Magistrat bestand aus dem Senator und acht Konservatoren, wobei der römische Adel auf sein altes Recht auf diese Stellen Verzicht leistete. Auch der Magistrat war alle zwei Jahre zu einem Drittel zu erneuern. Weiter wurden in der Verfügung die Befugnisse des Gemeinderates bestimmt und ihm einige Einnahmsquellen zugewiesen.

Das Motu-Proprio vom 14. Oktober hingegen enthielt das Staatsgrundgesetz über den oben bereits erwähnten Staatsrat, Consulta di Stato. Nach den einleitenden Worten knüpfte diese Neuerung an die ehemalige Consulta di buon governo an, von der in den 7 Prelati ponenti der Congregatio di buon governo noch ein Rest vorhanden war. Diese hatten aber keine Beziehung mehr zu den Provinzen, deren Interessen sie wahren sollten. Der neue Staatsrat bestand aus einem Kardinal-Präsidenten, einem Prälaten als Vize-Präsidenten, aus 24 Notabeln aus dem Laienstande, welche die verschiedenen Provinzen vertraten, und endlich aus ebenfalls 24 Auditoren des Staatsrates, die aber in demselben keine Stimme besaßen. Die Ernennung der beiden Präsidenten erfolgte durch den Souverän; für die 24 eigentlichen Mitglieder hatte jeder Gemeinderat der Provinz einen Terno-Vorschlag zu machen, aus welchem der Provinzialrat wieder drei zur Ernennung in Rom vorschlug. Die Stadt Rom, die Umgebung von Rom und die Stadt Bologna waren durch je zwei, die andern 18 Legationen oder Delegationen durch je einen Abgeordneten vertreten. Dabei durften nur Angehörige der folgenden Klassen vorgeschlagen werden: die Räte der Provinzen oder der Staatsverwaltung, die ebenfalls von der Regierung ernannten Gonfalonieri und Anziani der Gemeinden, Besitzer von 10.000 Skudi Vermögen oder 1000 Skudi Einkommen, Advokaten, hervorragende Gelehrte und größere Kaufleute und Industrielle. Alle Jahre wurde ein entsprechender Teil des Staatsrates auf dieselbe Weise neu ernannt. Der neuen Körperschaft wurde die Aufgabe zugewiesen, „an der Staatsverwaltung teilzunehmen", und zwar in allen Regierungsangelegenheiten, die den ganzen Staat oder wenigstens eine ganze Provinz betraf, in der Formulierung und Abänderung der Gesetze, in der Aufnahme oder Tilgung der Schulden, Auferlegung von Steuern, in der Prüfung des Budgets u. s. w. Es wurde ihm weiter das Recht zuerkannt, „der Regierung Maßregeln anzugeben, die notwendig erschienen" und „ihre Aufmerksamkeit auf Mißbräuche in der Verwaltung zu lenken". Die Beschlüsse

der Konsulta gingen an den Ministerrat und wurden hierauf durch den Kardinal-Staatssekretär dem Papste vorgelegt. Dieser behielt sich vor, in Angelegenheiten von hervorragender Wichtigkeit vor seiner Entscheidung das ganze heilige Kollegium zu befragen. Das historische Recht des Kollegiums der Kardinäle, an den Staatsangelegenheiten Anteil zu haben, war soweit gewahrt, nicht ohne durch die Neuordnung der Dinge eine bedeutende Beschränkung zu erfahren. Zu Auditoren des Staatsrates wurden junge Leute, die den Grad eines Lizentiaten an der Universität erlangt hatten, zugelassen, und nach vierjähriger Praxis erhielten sie im Staatsdienst den Vorrang gegen alle sonst gleichbefähigten Bewerber. Diese Einrichtung sollte somit eine Pflanzstätte von Beamten sein und eine weitere Säkularisation der Beamtenschaft anbahnen, zu der das Vorhandensein geschulter Beamten die unerläßliche Vorbedingung bildete.

Am 15. November wurde die Session der Konsulta durch eine feierliche Audienz beim Papste eröffnet. Hierauf fuhren die Abgeordneten — an ihrer Spitze ihr Präsident Kardinal Antonelli —, von einem Bataillon der Bürgergarde geleitet, in den Prachtkarossen, welche der römische Adel ihnen zur Verfügung stellte, zu einem Gottesdienst im Petersdom. Auf Tafeln, die neben den Wagen getragen wurden, stand der Name des Abgeordneten und der Provinz, die er vertrat, und hinter ihm folgte eine Deputation der letzteren.

Die Beratungen fanden in vier Sektionen für Gesetzgebung, Finanzen, Inneres und Militärangelegenheiten statt. Nach der Darstellung des preußischen Gesandten wählte die Versammlung ihre „besten Talente" in die Sektionen für Gesetze und Finanzen, die „Mittelmäßigkeiten" in die Verwaltungskommission und die „Nullen" in jene für Militärangelegenheiten, „eine Verteilung, die in Anbetracht der Verhältnisse des Landes nicht unzutreffend" sei. Im Allgemeinen gaben die Advokaten und deren liberale Gesinnung der Versammlung das Gepräge. In der ersten Sektion ragte der frühere Universitätsprofessor und Advokat von Bologna, Silvani, der von Pius IX. amnestiert worden war, hervor und neben ihm der erste Advokat von Rom, Piacentini. Aus der zweiten Sektion sei der Advokat Vanutelli und der Journalist Minghetti, der Redakteur des „Felsineo", des bedeutendsten damaligen fortschrittlichen Organs von Italien, erwähnt. In der Verwaltungssektion saß Marchese Paolucci, Marchese Gualterio, der als rückschrittlich verschrieene Adriani und der einzige Geistliche der Versammlung, Msgr. Pacca; in der letzten Sektion der erfahrene, aber sehr alte Fürst Barberini und andere, die als unbedeutend bezeichnet werden. Eine besondere Kommission, der Minghetti, Silvani, Paolucci und Fürst Odescalchi angehörten, hatte die Adresse auszuarbeiten. Diese wurde in der zweiten Sitzung beschlossen und enthielt das Versprechen, die Versammlung werde sich „mit allen Kräften der Erneuerung des Staatswesens widmen und dabei ebenso sehr kleinmütige Tatenlosigkeit als unberechtigte Anforderungen vermeiden". Hierauf zählte die Adresse die Reformen, die für nötig erachtet wurden, ziemlich eingehend auf. Sie lauteten: Herstellung des finanziellen Gleichgewichts und Kredits, Unterdrückung gewisser Steuern und Monopole, die italienische Zollunion, Vereinfachung der Verwaltung, Schutz des Ackerbaues, Schaffung einer nationalen Kriegsmacht, bedeutende Erweiterung des Unterrichts, Organisation der

Gemeinden u. s. w. Die Adresse wurde mit Wohlwollen aufgenommen, doch hatte der Papst vor ihrer endgiltigen Fassung umsonst versucht, die stark ins Einzelne gehende Aufzählung der gewünschten Reformen zu verhindern. Die Versammlung hingegen war bestrebt, das ihr eingeräumte Recht, Vorschläge machen zu dürfen, in seinem ganzen Umfange auszunützen und von ihm durch seine erste Kundgebung schon Besitz zu ergreifen.

Die Mitglieder des Staatsrates, die sich vor allem als „Abgeordnete" fühlten, verlangten weiter, daß ihre Verhandlungen und Abstimmungen veröffentlicht würden, um dieselben dem Urteile der öffentlichen Meinung zu unterwerfen und noch mehr, um zu verhindern, daß ihre Beschlüsse unausgeführt in den Schubfächern eines Ministeriums begraben würden. Allein der Papst sah in der Veröffentlichung dieser Beschlüsse vor seiner eigenen Entscheidung einen Eingriff in seine souveräne Autorität und wollte höchstens dann einen Bericht gestatten, wenn er in den betreffenden Fragen die Entscheidung bereits gefällt; darauf wollten aber die neuen Volksvertreter keinen Wert legen. Schließlich mußte die Regierung teilweise nachgeben, da sie eine Veröffentlichung der Berichte in der geheimen oder in der toskanischen Presse doch nicht verhindern konnte und die Mitglieder der Konsulta mit der Demission drohten.

Der neue Staatsrat war bei weitem die wichtigste Neuerung, zu der sich Pius IX. bisher entschlossen hatte. Sie konnte zu schönen Hoffnungen berechtigen. Es war ein staatsrechtliches Experiment, das die Aufmerksamkeit der Welt und ihrer eben auf neue Einrichtungen sinnenden Staatsmänner auf sich zog und im Falle seiner Bewährung im römischen Gebiete bald Nachahmung finden konnte. Die Konsulta des Kirchenstaates war zugleich Staatsrat und Volksvertretung und doch keines von beiden, sondern vielmehr ein Mittelding, das zwischen beiden stand. Die Ernennung der Mitglieder durch den Souverän, ihre Amtsdauer und die Einrichtung der Auditoren ließ in der Konsulta einen Staatsrat erblicken, während die Wahl der in Vorschlag gebrachten Kandidaten, die Unabhängigkeit der Beratungen und vollends die Kontrolle, welche der Körperschaft über die Finanzen und alle wichtigeren Angelegenheiten zustand, und die Initiative, die ihr eingeräumt wurde, sie einem Parlamente nahe brachte. Das Ideal einer Volksvertretung als einem Mittel, das dem Volke einen Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten gewähren und durch das hinwieder die Regierung in mannigfacher Weise auf die Öffentlichkeit einzuwirken vermag, schien teilweise verwirklicht. In einem konstitutionell regierten Staate, der eine reinliche Scheidung zwischen den Befugnissen der Volksvertretung und denen der Regierung mit sich bringen muß, hätte eine solche Einrichtung nach Art der römischen Konsulta ein unhaltbares Zwitterding darstellen müssen, in Rom hingegen war sie ein Auskunftsmittel zwischen dem laut gewordenen Ruf nach Anteilnahme an der Leitung des Staates und der Gewalt des Papstkönigs, mit der auch nach der Meinung mancher Liberaler ein konstitutionelles Regime völlig unvereinbar erschien.

Auch in Bezug auf das andere Ideal, das die allgemeine Stimmung beherrschte, schien man eine Zeit lang in einem Punkte, der das Wohl der ganzen Halbinsel betraf, dem Ziele näher zu kommen. Schon im Sommer war

zwischen Sardinien und dem Kirchenstaat ein Handelsvertrag zustande gekommen, in dem Sardinien die römischen Untertanen, Schiffe und Produkte wie seine eigenen oder die der meistbegünstigsten Nation zu behandeln versprach und umgekehrt; bald aber tauchte der Plan einer italienischen Zollunion auf, die außer diesen beiden Staaten auch Toskana und Modena umfassen sollte. Wie Sardinien stimmte auch der Großherzog bei, indem er zugleich die Zustimmung Modenas in Aussicht stellte. Allein der Herzog nahm immer mehr eine ablehnende Haltung ein, die teils auf österreichische Einflüsse, teils auf den mit Toskana bestehenden Grenzstreit zurückgeführt wurde. Wenn Modena aber nicht einmal für sein Gebiet von Massa und Carrara beitrat, war ein einheitliches Zollgebiet nicht herzustellen. Der Fürst dieses Kleinstaates, der „absolutistischen Enclave" im freiheitlichen Italien, wurde von der national-liberalen Partei nun umsoweniger mit Angriffen verschont, doch konnten auch die andern drei Staaten schwer über die ersten Anfänge einer Einigung hinwegkommen. Der Kirchenstaat und Sardinien huldigten dem Grundsatze eines übermäßigen Schutzzolles, während Toskana einen mäßigen Tarif besaß.

Mit allen diesen Bemühungen kam man aber tatsächlich über keine der innern Schwierigkeiten hinweg. Neben Unkenntnis des Zieles und Mangel an Praxis bewies die päpstliche Regierung eine bedauernswerte Schwäche, die sich unter anderm beim folgenden Vorgang zeigte. Der „Contemporaneo", ein Hauptorgan der liberalen Partei, brachte am 25. September einen Artikel, in dem er für die belgischen Liberalkatholiken eintrat und unter Hinweis auf den Sonderbundskrieg den Katholiken das Recht absprach, eine politische Partei zu bilden; ihnen sei es nur um persönliche Interessen, um den Kampf gegen die moderne Zivilisation und bürgerliche Freiheit zu tun. Der Aufsatz kam zur Kenntnis des Papstes, der eine Ausdehnung der publizistischen Diskussion auf das religiöse Gebiet nicht dulden wollte, und die Folge war die Absetzung des Zensors, der den Artikel hatte durchgehen lassen. Daraufhin erschien eine Deputation der liberalen Journalisten beim Kardinal-Staatssekretär und ersuchte um den Widerruf der Maßregel. Der Kardinal verweigerte denselben und beantwortete die Drohung der Redakteure, sie würden bis auf Weiteres das Erscheinen ihrer Blätter einstellen, mit der Bemerkung, er würde dies, wenn es länger als drei Tage dauere, einfach als ein Zeichen betrachten, daß die Redaktionen auf die ihnen gewährten Konzessionen verzichten. Diese kräftige Antwort wurde von allen, welche die Ausschreitungen der Presse mit Besorgnis verfolgt hatten, mit lebhafter Befriedigung vernommen. Allein man täuschte sich, wenn man daran die Hoffnung knüpfte, die Regierung würde von nun an mehr Kraft und Konsequenz zeigen. Eine Schar von 50 bis 100 Individuen durchzog die Straßen Roms unter den Rufen: „Es lebe Gioberti! Hoch die Freiheit! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit Santucci!", um schließlich vor dem Hause des abgesetzten Zensors eine Ovation darzubringen. Weder die Polizei, noch die Bürgergarde, noch das Militär trat diesem Treiben entgegen, und schon am folgenden Tage nahm der Papst ein Entschuldigungsschreiben des abgesetzten Beamten entgegen und ließ ihn wieder in sein Amt einsetzen, während Msgr. Santucci, der Unter-Staatssekretär aus der Zeit des letzten Pontifikats, die erbetene Entlassung erhielt. Die liberale Partei, welche für ihre Zwecke die Straße zu Hilfe nahm,

hatte zu ihren bisherigen Errungenschaften einen neuen Sieg hinzugefügt: nach der Errichtung der Nationalgarde, des Staatsrates, des Gemeinderates hatte sie neben erneuerter Preisgebung ihrer publizistischen Ausschreitungen, die namentlich gegen Österreich gerichtet waren, nun die Entfernung des letzten Vertreters der verhaßten früheren Regierung durchgesetzt. Es war ein sehr fraglicher Gewinn, wenn Rom durch eine solche Nachgiebigkeit die Unruhen erspart wurden, welche in denselben Oktobertagen in Florenz zum Ausbruche kamen.

Die Niederlagen der katholischen Kantone des Sonderbundes wurden in Rom von den Liberalen als Siege ihrer Partei mit Jubel begrüßt. Am 3. Dezember, als die Nachricht vom Falle Luzerns eingetroffen war, bewegte sich ein Zug, der auf dem Wege auf 2000—3000 Teilnehmer anschwoll, unter den üblichen Rufen gegen die Jesuiten zum Palais Giustiniani, der Wohnung des schweizerischen Konsuls, der, ein Konservativer aus Luzern, sich diese radikale Ovation gefallen lassen mußte. Der Papst, der, wie Usedom bemerkt, außer dem guten Rechte tausend Gründe hatte, um sich auf die Seite der katholischen Kantone zu stellen, fühlte sich durch diese Demonstration verletzt. Aber von der Maßregelung der Urheber, die angekündigt wurde, war wenig zu erwarten, da sich alles in voller Ordnung abgespielt hatte.

Unter solchen Umständen mußte Pius IX. Bedenken fassen, auf dem Wege der Reformen weiter fortzuschreiten. Der Papst begann sich auch von der gemäßigt-fortschrittlichen Partei sichtlich zurückzuziehen. Dieselbe hatte ihren Mittelpunkt in einem Klub, in dem die jungen Mitglieder des römischen Adels und die bessern Kreise verkehrten. Pius hörte den Grafen Pietro Ferretti, den Bruder des Kardinals, und den P. Ventura nicht mehr an, und auf der andern Seite führten die Bedenken, die man bei ihm gegen die Säkularisation der Verwaltung erhob, dahin, daß die Ministerien der Polizei und des Krieges neuerdings zwei geistlichen Würdenträgern, Msgr. Savelli und Rusconi, anvertraut wurden. Ein solches Schwanken konnte das Vertrauen auf die Tatkraft der Regierung nur noch mehr erschüttern. Es schwand immer mehr die Hoffnung, daß der Mittelweg zwischen Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Liberalen und absolutem Widerstand gefunden würde, und die römischen Verhältnisse trieben sichtlich dem Ende zu, das sie auch tatsächlich nahmen. „Wenn die Regierung“, so schreibt Herr von Usedom am 9. Dezember 1847, „aus Furcht nachgibt, wird sie natürlich die Kosten dieses Vorgehens mit neuen Zugeständnissen bezahlen müssen; wenn sie aber nicht nachgibt, wird es zu einer Volksbewegung kommen, der die Regierung nichts wird entgegensetzen können als den Ruf nach einer Vermittlung des Auslandes.“

Die schon öfters geschilderte Finanzlage besserte sich ebensowenig. Das Bild, welches der Schatzminister Msgr. Morichini vor der Konsulta entwarf, war ein klares und unverhülltes und übertraf darum noch die gehegten Befürchtungen. Seit dem Jahre 1828 besaß der Kirchenstaat nach diesem Bericht ein mittleres Einkommen von ungefähr 10 Millionen, während das jährliche Defizit, das im Revolutionsjahr 1831 auf mehr als 4 Millionen gestiegen war, die durchschnittliche Höhe von einer Million Skudi einhielt. In diesem Zeitraum waren vier Anleihen in Paris und Genua gemacht worden, Staatsdomänen und staatliche Einkünfte waren verkauft worden

und überdies hatte man den Kontrahenten, die mit dem Staat abgeschlossen hatten, und den Pächtern von staatlichen Erträgnissen unter dem Titel von Kautionen und Vorauszahlungen sehr beträchtliche Summen abgenommen. Alle diese Palliativmittel vermochten aber den Ausfall nicht zu decken, da sie das Übel nicht an der Wurzel trafen. Das erste Regierungsjahr Pius IX. (1846) schloß mit einem unbedeckten Defizit von 879.217 Skudi. Mit künstlichen Voranschlägen suchte man sich über den Ernst der Lage hinwegzutäuschen. Selbst Antonelli hat trotz der ebenerwähnten hohen Mindereinnahme des Jahres 1846 das voraussichtliche Defizit von 1847 auf nur 117.509 Skudi veranschlagt. Msgr. Morichini vermied eine solche Selbsttäuschung und trat mit folgenden nackten Zahlen vor die neuen Ratgeber der Regierung: Staatsschuld 37 bis 38 Millionen und selbst mehr, jährliches Einkommen 9½ Millionen, Ausgaben 10½ Millionen, folglich ein Defizit von einer Million, das Morichini genauer auf fast 1,200.000 berechnete. Dabei war der Umstand gar nicht in Betracht gezogen, daß die Vorschüsse, die sich der Staat auf die erwähnte Weise von den Pächtern gewisser Einkünfte hatte auszahlen lassen, später zu verrechnen waren und daß die Schuld zur Zeit des Ablaufes dieser Verträge sich daher noch um 3 oder 4 Millionen erhöhen mußte. Was der Minister als Heilmittel vorschlug, war ziemlich allgemein gehalten und nicht näher dargelegt: durch Verminderung der Armee sollte eine Ersparnis von 600.000 Skudi erzielt werden, die Herabsetzung des Zinsfußes von 5 auf 4 Prozent sollte 200.000 bis 300.000 und eine neue Einkommensteuer 200.000 Skudi abwerfen und endlich war eine Steuer auf das Einkommen des Klerus und eine auf den Genuß des Weines mit 900.000 beziffert. Durch diese Erträgnisse sollte die Unterdrückung des Lottos, die Ersetzung des Tabakmonopols durch eine Steuer auf den konsumierten Tabak und eine bessere Amortisation der Schuld ermöglicht werden. Die Mitglieder der Konsulta, die eben mit den schönsten politischen Theorien ihre neue Aufgabe angetreten hatten, sahen sich nun sofort vor die trockenste und schwierigste Budgeterörterung gestellt. Dies konnte auf die übertriebenen Hoffnungen der jungen Versammlung nur ernüchternd wirken.

Etwas Erfreuliches war mit Ablauf dieses Jahres zu verzeichnen, nämlich, daß mit ihm auch der leidige Zwischenfall von Ferrara zu Ende ging. Der Streit wurde damit erledigt, daß die Österreicher den päpstlichen Truppen die Hauptwache der Stadt und die Bewachung der Tore, mit Ausnahme des Po-Tores, überließen und sonst nur im Besitze der Kasernen verblieben, wo sie ebenfalls eine Wache mit zwei Posten und ihren Fahnen bezogen. Außer dem Grafen von Lützow hatte der Papst auch der preußischen Regierung und dem preußischen Gesandten seinen Dank abzustatten; denn diese Beilegung war durch Vermittlung des Herrn von Usedom zustande gekommen, der zu diesem Zwecke im Auftrage seines Hofes im Oktober in Wien geweilt hatte.







Die Achsendrehung der Erde und ihre Wirkungen mit spezieller Berücksichtigung des Foucaultschen Pendelversuches.

Von Ing. **Rudolf F. Pozděna.**

Im Herbst des Jahres 1852 führte der bekannte Physiker Foucault im Panthéon zu Paris zum erstenmal den nach ihm benannten berühmten Pendelversuch aus, nachdem er vorher Beobachtungen an einem elastischen, an der Achse einer Drehbank befestigten Stab und hierauf im Meridiansaal der Pariser Sternwarte Versuche mit einem 11 Meter langen Pendel unternommen hatte. Dieser Versuch, welcher damals zum erstenmal öffentlich mit einem 67 Meter langen und 28 Kilogramm schweren Pendel gemacht wurde, wird als der stärkste und anschaulichste Beweis für die Achsendrehung der Erde angesehen. Er hat in vielen Städten der gesamten Kulturwelt mit teilweise abgeänderten und verbesserten Hilfsmitteln Wiederholung gefunden und eine Flut literarischer Erscheinungen ins Leben gerufen. Dennoch ist sowohl in experimenteller als auch in theoretischer Hinsicht noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sowie eine allgemeine Kenntnis der Vorgänge bei dem Versuch und der Schlußfolgerungen, die er zu ziehen gestattet, noch nicht erreicht, so daß eine neuerliche Darlegung der Erscheinung immerhin in Angriff genommen zu werden verdient.

Wie fast jede Erklärung, welche sich schließlich als überraschend einfach ergab, ursprünglich in komplizierter Weise in erster Fassung erschien, ehe die ungekünstelte Wahrheit ans Licht kam, wie ferner viele solcher Tatsachen sich durch die menschliche Eitelkeit, selbst im Mittelpunkt des Daseins stehen zu wollen, nur langsam und mühevoll Bahn brechen konnten, so hat auch die Lehre von der Achsenumdrehung der Erde Jahrhunderte gebraucht, ehe sie als Wahrheit anerkannt wurde und unbeschränkte Zustimmung fand. Es dürfte zur Illustrierung dieser letzten Behauptung genügen zu bemerken, daß der letzte ehrliche und ernst zu nehmende Gegner des kopernikanischen Systems, welches als erste These eine Bewegung der Erde um ihre Achse in der Richtung von West nach Ost lehrt, erst im Jahre 1878 in der Person des im Alter von 72 Jahren verstorbenen Pastors Gustav Knack in Berlin mit dem Tode abging. Anbetrachts dieser Tatsache dürfte es vielleicht von Interesse sein, in Kürze die historische Entwicklung der Wahrheitserkenntnis von der Achsenumdrehung der Erde hier darzulegen.

I.

Während die Babylonier, Chinesen und Egypter nur Beobachtungen sammelten und aus diesen im besten Fall Perioden, wie z. B. den Saros,

d. i. jenen Zyklus aufstellten, durch welchen die Stellung des Mondes für den Beobachter nebst seiner scheinbaren Größe und Gestalt vorher berechnet werden kann, haben die Griechen gleich anfangs mit Hilfe des wenigen Materials, welches sie von den früher erwähnten Kulturvölkern erlangen konnten, sofort versucht, dieses Material zu einem Ganzen zu vereinigen, ohne sich freilich viel um die Übereinstimmung des Übernommenen mit der Wirklichkeit zu kümmern oder dasselbe genau zu überprüfen. Es ist hier nicht am Platze, die aus solchen Spekulationen entstandenen Ungeheuerlichkeiten über die Gestalt der Erde und über die Bewegung des Himmelsgewölbes einzeln vorzuführen. Es genügt als Beispiel anzuführen, daß ein Weltweiser — Thales — und mit ihm die ganze von ihm begründete jonische Schule, die Lehre aufstellte, die Erde sei eine Scheibe, welche auf dem Ozean schwimme und der Himmel sei wie eine Glocke, die gleich einem Schiff, auf demselben Ozean schwimmend, die Erdscheibe zudecke, resp. wie eine Glasglocke darüber gestülpt sei. Thales und seine Jünger nahmen sogar, um der Ungeheuerlichkeit die Krone aufzusetzen und sich aus dem entstehenden Dilemma herauszuhelfen, des weitern an, daß die Gestirne beim Untergang in das Weltmeer einsinken und auf demselben dann wieder zu ihrem Aufgangspunkt zurückgeführt werden. Diese Lehre stellte der Weltweise auf, nachdem, wie viele Anzeichen erraten lassen, schon die Chaldäer die Erde als Kugel vermutet haben, wovon er allerdings nichts gewußt haben dürfte. Der erste Grieche, der durch eigene Schlüsse, wahrscheinlich durch die Überlegung bezüglich des Entstehens des kreisförmigen Schattens bei Mondes- und Sonnenfinsternissen, zur Annahme einer kugelförmigen Gestalt der Erde gelangte, war Pythagoras, vermutlich der Erste, der den Satz aufstellte, daß die Erde eine freischwebende Kugel sei. Sicher ist es, daß zur Zeit des Aristoteles diese Lehre so ziemlich allgemein angenommen war und die Kugelgestalt der Erde weder im Altertum noch bei den Arabern je ernstlich bezweifelt wurde. Allerdings war damit auch sofort das Fundament zu einem anderen schweren Irrtum gelegt, nämlich zu dem, die Erdkugel als Mittelpunkt des Universums zu betrachten, und auf diesem Irrtum fußt das sogenannte geozentrische System, welches, trotzdem Pythagoras ebenfalls schon die Vielheit der Welten gelehrt haben soll, die Erde als Mittelpunkt des Weltalls annimmt. Auf diesem System, bei welchem von einer Achsendrehung der Erde noch gar keine Spur zu finden ist, fußt die ganze Astronomie des Altertums und teilweise auch des Mittelalters.

Nun zeigte es sich aber bald, daß diese Annahme zu Schwierigkeiten führen sollte. Die Beobachtung der Bewegung der Fixsterne allein bot keine Schwierigkeit, wenn man annahm, daß sich das Himmelsgewölbe und mit ihm die Fixsterne in gleichmäßiger Bewegung um die im Mittelpunkt befindliche feste Erde drehten. Anders war es jedoch mit der Sonne, dem Mond und den Wandelsternen oder Planeten, welche beständig ihre Stellung in Bezug auf die Fixsterne und gegen einander veränderten. Die Bewegung der letzteren ganz besonders war es, welche den Griechen schwere Kopfarbeit kostete; sie hellten dieses Problem zwar wesentlich auf, konnten es aber doch, und gerade infolge der Annahme des geozentrischen Systems, nicht vollkommen lösen. Die Verzweiflung, in welche sie die Bahn der Planeten brachte, zeigt am besten deren Name, welcher, von *πλανάομαι* = irre umher, stammend, Zeugnis dafür

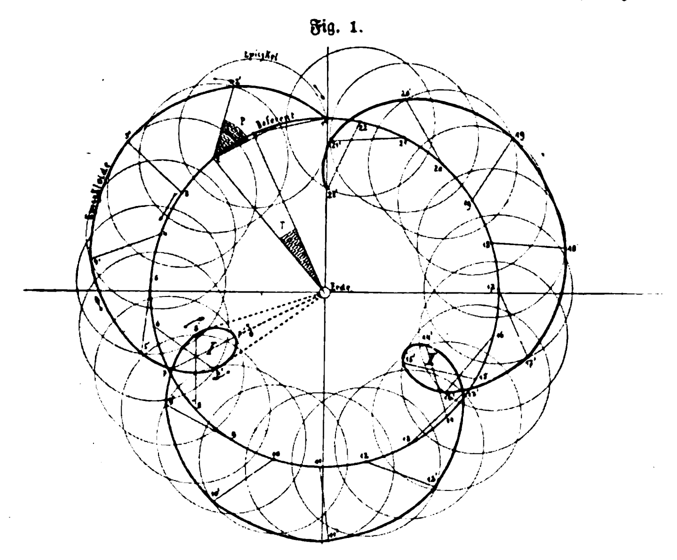
gibt, daß dieses Umherirren ihnen sehr rätselhaft war, trotzdem sie mit allen möglichen Hilfsmitteln sich die Sache klar zu legen trachteten, z. B. dadurch, daß sie um die sogenannten Stationen (das Stillstehen) und die Retrogradationen (den Rücklauf der Planeten) zu erklären, sich die Bewegung der Wandelsterne in Elementarbewegungen auf Kugelflächen (Sphären) zerlegen wollten, deren jede um zwei Pole rotiert. Diese Sphären verbanden sie dann so, daß sie die Achse jeder folgenden Sphäre durch die vorhergehende tragen ließen. Im Äquator der letzten Sphäre bewegte sich dann der Wandelstern. Man sieht, zu welch komplizierter Theorie die Annahme der feststehenden, im Mittelpunkt des Weltalls befindlichen Erde führte. Eudoxus, der Begründer dieser Sphärentheorie, brauchte, um die Bewegung der damals bekannten 7 Planeten halbwegs mit der Wahrheit in Einklang zu bringen, 27 solcher Sphären, welche Zahl der um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebende Kalippus auf 34 erhöhte. Während für Eudoxus die Sphären nur Hilfsmittel waren, um die wahre Bewegung der Planeten in Elementarbewegungen zu zerlegen, verfiel Aristoteles in den ungeheuerlichen Irrtum, die wirkliche Existenz von Kristallsphären zu lehren, auf welchen sich die Planeten befinden sollten!

Gerade des Aristoteles Lehre von den Kristallsphären war die Ursache, daß die Theorie des Eudoxus in Mißkredit geriet. Erst Hipparch und Ptolemäus gelangten wieder um einen, und zwar höchst bedeutsamen Schritt vorwärts. Hipparch, Ptolemäus und wohl auch der große Geometer Apollonius sind diejenigen, welche die Planetenbewegung geometrisch richtig erklärt haben. Obwohl zu jener Zeit noch kein Instrument zur Verfügung stand, um den scheinbaren Durchmesser der Planeten bei verschiedener Stellung in der Bahn zu messen, so schlossen die Genannten, wahrscheinlich aus der verschiedenen Lichtstärke der Planeten, daß sich dieselben uns bald näher, bald weniger nahe befinden müßten. Das ptolemäische System, auf welches hier nicht näher eingegangen werden kann, beruht darauf, daß angenommen wird, ein Planet bewege sich auf zwei Kreisen, und zwar so, daß auf dem Umfang des größeren, führenden Kreises (circulus deferens), in dessen Mittelpunkt sich die Erde befindet, — also, dies mag besonders betont werden, abermals ein geozentrisches System, — sich in gleichmäßiger Bewegung ein aufgesetzter Kreis oder Epizykel (ἐπί = auf und κύκλος = Kreis) bewegt, und zwar mit dem Mittelpunkt auf dem circulus deferens oder Deferenten; auf diesem Epizykel, d. h. auf dessen Umfang, bewegt sich mit größerer Geschwindigkeit als der Mittelpunkt des Epizykels auf dem Deferenten der Planet. Verfolgt man geometrisch oder analytisch (dies letztere konnten die Griechen allerdings noch nicht) die Bahn des so laufenden Planeten, so bekommt man eine geometrisch und analytisch sehr leicht bestimmbare Kurve, die sogenannte Epizykloïde.

Die nebenstehende Fig. 1 zeigt eine Epizykloïde, wie sie unter der Annahme entsteht, daß sich ein Epizykel auf dem als Deferent bezeichneten Kreis mit dem Mittelpunkt so bewegt, daß, während der Mittelpunkt des Epizykels um den parallel schraffierten Winkel T nach vorwärts in der Richtung des einfach gefiederten Pfeiles auf dem Deferenten rückt, sich der Planet auf dem Epizykel in derselben Zeit um den mit Kreissegmentschraffagen bezeichneten Winkel P in der Richtung des doppelt gefiederten Pfeiles bewegt. Die Kurve ist punktweise konstruiert. Offenbar ist 2′ die Stellung des Pla-

neten nach der Bewegung des Mittelpunktes des Epizykels um den Winkel T. 3' ist die Stellung des Planeten nach der Vorwärtsbewegung um 2mal T. Der Bogenabschnitt des um den Punkt 3 gezogenen Epizykels von dem Deferenten, im Sinne der Bewegung in der Richtung des doppelt gefiederten Pfeiles gezählt, ist entsprechend gleich 2mal P. In der, vorstehender Beschreibung analogen entsprechenden Weise sind die weiteren Punkte 3', 4', 5' u. s. w, bis 21' konstruiert. Durch Verbindung der einzelnen Punkte mittels einer kontinuierlichen Kurve entsteht die Epizykloïde. Man sieht, daß diese Linie bei *I II*, und in der weiteren Folge ebenso, in bestimmten Abständen Schleifen bildet. Betrachtet man nun vom Zentrum des Deferenten, in welchem sich nach der Lehre des Ptolemäus die Erde befindet, den in der Epizykloïde als der Linie der resultierenden Bewegung aus den zwei Kreisbewegungen fortschreitenden Planeten, so wird sich derselbe in der Bahn zwischen den

Fig. 1.



Punkten 3' und 4', 10' und 11', 18' und 19' am weitesten von der Erde befinden, dagegen in den Punken 7', ferner zwischen 14' und 15', dann hinter 22' u. s. w. der Erde am nächsten sein. Auf diese Weise wäre also die Zunahme der Lichtstärke durch Weiterentferntsein und Näherkommen des Planeten erklärt. Aber auch die anderen Eigentümlichkeiten des Planetenlaufes, welche bereits beobachtet waren, fanden durch die Epizykloïde ihre geometrische Erklärung. Betrachtet man nämlich von der Erde aus (durch den gestrichelten Sehstrahl angedeutet) den Planeten in den Stellungen 6' und 8', so bewegt sich an solchen Stellen derselbe einerseits direkt auf den Beobachter zu, andererseits in der Richtung des Sehstrahles weg. In keinem dieser Punkte wird jedoch eine Vorwärtsverschiebung in der Richtung des dreifach gefiederten Pfeiles stattfinden, wie sie in der Bahn von 1' bis 6', von 8' bis 14' u. s. w. stattfindet. An diesen Stellen wird also die jeweilige Station und, durch Verfolgung des weiteren Ganges zwischen 6' über 7'

nach 8' und zwischen 14' nach 15', der Rücklauf gegen die ursprüngliche Bewegungsrichtung eintreten. Man sieht hiemit, wie bedeutend der Fortschritt dieses Systems gegen die Annahme der rotierenden Sphären war. Durch das ptolemäische System war auf einmal mit den Sphären aufgeräumt, auf welchen sich die Planeten bewegen sollten, deren Dimensionen überdies nach Annahme des Pythagoras so bemessen waren, daß gewisse harmonische Verhältnisse bestehen sollten, infolge deren, durch den Gesamtumschwung, ein Wohlklang, die sogenannte Sphärenmusik, entstehen sollte, den wir nur deshalb nicht hören, weil wir ihn eben immer hören. Der Fortschritt und die tiefe Weisheit der Darlegung war so groß, daß selbst wir, die wir durch die Keppler'schen Gesetze die wahre Bewegung des Planetensystems kennen, der geistigen Arbeitsleistung des griechischen Weisen die höchste Anerkennung zollen müssen und uns wohl nicht wundern dürfen, wenn bis ins späte Mittelalter hinein sein Werk als Evangelium der Astronomie betrachtet wurde, welches anzugreifen für ein Verbrechen galt.

Und doch sollen schon im Altertum Männer aufgetreten sein, welche als Vorläufer des berühmten Arztes und Domherrn Kopernikus zu bezeichnen sind, — es seien nur Hiketas, der Pythagoräer Philolaus, Heraklides aus Pontus und besonders Aristarch genannt, — welche das ptolemäische System zu kompliziert fanden und an eine Vereinfachung dachten. Sie kamen wahrscheinlich schon auf den Gedanken, eine fortschreitende oder wenigstens eine drehende Bewegung der Erde anzunehmen. Darüber erhielt Kopernikus durch die Lektüre Ciceros und Plutarchs einige Anhaltspunkte. Er versuchte, wie sich diese Annahme mit der Wirklichkeit decken möge, und kam im Jahre 1507 zu der Überzeugung, daß *nicht nur hypothetisch, sondern wirklich*: 1. eine tägliche Bewegung der Erde um ihre Achse von West nach Ost, 2. eine jährliche Bewegung der Erde um die Sonne von West nach Ost und 3. eine der Erde analoge Bewegung der Planeten um die Sonne erfolge.*)

Durch diese Lehre war das heliozentrische System mit der Sonne als Mittelpunkt des Planetensystems begründet. Der Fortschritt der Erkenntnis war so bedeutend und die Umwälzung der fast 2000 Jahre unangefochten bestehenden griechischen Systeme eine bei der Autorität, die Ptolemäus besaß, so gefährliche, daß es leicht zu verstehen ist, wenn Kopernikus, wie in der Folgezeit manche andere Lehrer, obwohl sie von der Richtigkeit des heliozentrischen Systems überzeugt waren, sich scheuten, mit dem neuen System an die Öffentlichkeit zu treten, umsomehr da an den Hochschulen nach den vorgeschriebenen Lehrplänen das geozentrische System gelehrt werden mußte. Dargelegt wurde das System von Seite des Entdeckers in einem aus 6 Teilen bestehenden Werk, welches den bescheidenen Titel «De Revolutionibus» führt. Die Begründung seiner Behauptungen war so voll gelehrter Untersuchungen, daß man wohl annehmen muß, daß für die allergrößte Mehrzahl seiner Zeitgenossen das Werk seinem Hauptinhalte nach unverständlich blieb. Interessant ist es, daß in dem Originalmanuskript sich eine — später wieder ausgestrichene — Stelle findet, worin Kopernikus auch

*) Außerdem wurde noch eine vierte Bewegung konstatiert, die sich aber als überflüssig erwies und, da nicht unmittelbar für den Gang des Folgenden notwendig, hier nicht erwähnt werden soll.



elliptische Bahnen für möglich erklärt, daß also dem gelehrten Domherrn auch schon das in den Sinn kam, was in den berühmten Kepplerschen Gesetzen und in weiterer Folge auch in dem Fundament der modernen Astronomie, dem Newtonschen Gravitationsgesetz, enthalten ist. Der Unterschied zwischen Eudoxus, Hipparch und Ptolemäus einerseits und Kopernikus andererseits muß aber insofern besonders hervorgehoben werden, als die Griechen in ihren Sphären und Epizykloïden nur Hilfsmittel zur Darstellung der Planetenbahnen finden wollten und sich auch dessen bewußt waren, während Kopernikus vom Hause aus von der Tatsächlichkeit seines Systems überzeugt war, und es ja auch wirklich gelang, wie Prof. O. F. Gruppe sagt, dieses System in seinen Grundzügen „von Kepplers und Newtons Zeiten an so glaubhaft zu machen, daß sich's jetzt wohl getrost darauf leben und sterben läßt".

Wie bereits erwähnt, war es eine böse Sache, das als Evangelium geltende ptolemäische System aus dem Sattel zu heben. Es ist daher nicht zu verwundern, daß einzelne Gelehrte, die sich nicht ganz entschließen konnten, der neuen Lehre beizupflichten, aber auch die alte Theorie nicht um jeden Preis aufrecht erhalten wollten, eine Art Vermittlungssystem vorschlugen. Man erinnerte sich wieder daran, daß ehemals schon die alten Ägypter die Vermutung ausgesprochen hatten, daß die unteren*) Planeten Trabanten (Begleiter) der Sonne seien.**) Man war nun geneigt, auch den oberen Planeten die Bewegung um die Sonne zuzugestehen und bei der Untersuchung der Bahnen der Wandelsterne von der Annahme auszugehen, daß die unteren und oberen Planeten sich um die Sonne bewegten, diese jedoch, sowie der Mond, um die Erde. Diese Annahme dient dem tychonischen, von dem berühmten Astronomen Tycho de Brahe***) begründeten System und dem von dem genialen Schweinehirten und nachmaligen Professor in Straßburg und Prag, Nikolaus Reymers, begründeten mit dem tychonischen fast identischen System als Basis. Der Unterschied zwischen den beiden Systemen besteht nur darin, daß Tycho annahm, die Erde stehe ganz fest und die Fixsterne machten die tägliche Drehung, während die wesentliche Verbesserung Nikolaus Reymers' die war, daß er die tägliche Bewegung durch Umdrehung der Erde um ihre Achse erklärte und die scheinbare Fixsternsphäre als fest annahm. Aber die Wahrheit brach sich doch immer siegreicher Bahn.

Es war jedoch der genialen Arbeit des Domherrn Kopernikus nicht gegönnt, ohne Kampf zum Sieg zu kommen. Uns, die wir heute uns dessen voll bewußt sind, daß die Erde sich um sich selbst dreht und in Bewegung

*) Die Unterscheidung in untere und obere Planeten ist folgende: Merkur und Venus, also jene, die der Sonne näher stehen als der Erde, nennt man die unteren Planeten. Alle jene, die einen größeren Abstand von der Sonne haben als die Erde, heißen obere Planeten.

**) Auch die Mexikaner sollen das Zentrum der Planetenbewegung schon in der Sonne vermutet haben.

***) Derselbe lebte, lehrte und wirkte in unserem Vaterlande, in Prag, woselbst er auch begraben liegt.



in einer elliptischen Bahn um die Sonne begriffen ist, uns muß es wohl verwunderlich erscheinen, wenn eine zur Untersuchung des heliozentrischen Systems eingesetzte Kommission ein Gutachten abgibt, in welchem folgender Satz vorkommt: „Behaupten, die Erde stehe nicht im Zentrum der Welt, sei nicht unbeweglich, sondern habe sogar eine tägliche Rotationsbewegung, ist absurd, philosophisch falsch und zum mindesten ein irriger Glaube.“ Andererseits muß jedoch betont werden, daß der von dem umwälzenden System seit jeher vollkommen überzeugte Keppler, welcher die Richtigkeit des Kopernikanischen Systems zu beweisen suchte und es durch seine berühmten Sätze erweiterte, deshalb in keine weitere Bedrängnis geriet, während Galilei, der die peripatetische Schule der Philosophen, welche die früher erwähnte aristotelische Philosophie hochhielten, in heftigster Weise angriff, übler weg kam. Jedenfalls kennzeichnet der dem Galilei in den Mund gelegte Ausspruch: »E pur si muove« — „Und sie bewegt sich doch“, der ihm erst viel später angedichtet wurde, die Stimmung, die bald immer weiter um sich griff, und beweist, daß sich die neue Lehre unaufhaltsam, langsam aber sicher, Bahn brach. Keppler und Newton setzten dann den Kopernikanischen Lehren neue Fundamentalgrundsätze von solcher Bedeutung an die Seite, daß sich auf diesem Fundamente jenes stolze Gebäude der Himmelsmechanik aufbaute, wie es der Welt in zusammenfassender Form später von Laplace geboten wurde; sie ermöglichte jene eminente Großtat der modernen Naturwissenschaft, die Errechnung eines Weltkörpers, des Neptun, durch Leverrier, welches Ereignis vielfach als der größte Triumph der modernen Naturwissenschaft angesehen wird.

II.

Es ist klar, daß sich aus der Erkenntnis der Achsendrehung der Erde Konsequenzen ergaben, die zu neuen Experimenten führten, und daß ein Einfluß der Erdrotation auf gewisse Erscheinungen auf der Erdoberfläche vorhanden sein müsse. Es ist einleuchtend, daß, was die scheinbare Drehung der Fixsternsphäre um die Weltachse anbelangt, es g e o m e t r i s c h vollkommen gleichgiltig ist, ob wir eine Drehung dieser Sphäre im Sinne des Zeigerlaufs einer Uhr, die wir uns auf den Nordpol der Erde gelegt denken, vorstellen, oder ob wir eine umgekehrte Rotation der Erde um ihre Achse annehmen. Es ist bekannt, daß man, aus dem Fenster eines stehenden Eisenbahnzuges auf einen zweiten, gegenüberstehenden blickend, der sich eben in Bewegung setzt, zuerst der Meinung ist, der eigene Zug fahre und der fremde verharre in Ruhe, bis man durch einen Blick auf die stillstehende Umgebung (Stationsgebäude u. dgl.) erkennt, daß der andere Zug sich in Bewegung gesetzt habe, der eigene aber noch in Ruhe sei. Weiters treten bei der Bewegung in einer Kurve gewisse physikalische Momente hinzu — die Wirkungen des Trägheitsgesetzes, — welche sehr wohl die Beurteilung, ob eigene oder fremde Bewegung vorhanden sei, zulassen. Beim Durchfahren einer Kurve mit der Bahn hat wohl jeder schon die Tatsache erlebt, daß er durch das Bestreben der Trägheit, jeden schweren Körper in jedem Punkte einer Kurvenbahn für jeden Moment in der Richtung der Tangente an die Kurve fort zu führen, in des Wortes vollstem Sinne „in die Ecke gedrückt“ wurde. Die als Gegenkraft der — durch die Führung längs der Schienen sich kund



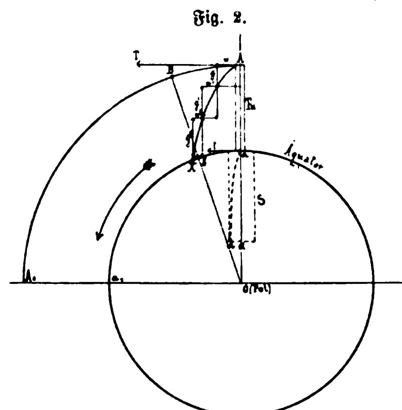
gebenden — Zentripetalkraft auftretende Zentrifugalkraft drängt den schweren Körper, in unserem Fall den Fahrgast, nach außen. Natürlich kann diese Kraft nur bei Bewegung wirken und bietet einen sicheren Anhaltspunkt für dieselbe.

Dieses physikalische Moment nun muß sich bei der Achsendrehung der Erde unbedingt geltend machen und kann selbstverständlich als ein Beweis für dieselbe gelten. Es ist ohne weiteres klar, daß ein schwerer Körper, der sich näher dem Pole befindet, in einem Tage, in welcher Zeit eine Umdrehung der Erde um die Achse stattfindet, sich langsamer bewegen muß, weil er nur einen kleineren Kreis auf der Erdkugel um den Pol herum beschreibt als ein zweiter Körper, der sich in der Nähe des Äquators oder an diesem selbst befindet. Einige Überlegung ergibt auch weiter, daß zwei gleich schwere Körper, von denen der eine in der Nähe des Poles, der andere etwa am Äquator sich befindet, an den beiden verschiedenen Orten scheinbar nicht das gleiche Gewicht haben, da die Schwere, die nichts anderes als die Massenanziehung der Erde ist, auf dem schneller bewegten Äquator zum Teil dazu verbraucht wird, dem Körper die Krümmung in seiner Bahn zu geben, d. h. zu verhindern, daß er infolge der raschen Rotation in der Richtung der Tangente an dem Äquator in jedem Momente in den leeren Raum hinausfliege. Daraus folgt, daß der Körper in der Nähe des Pols scheinbar schwerer ist als der am Äquator, da an ersterem Orte weniger Kraft zur Erhaltung desselben in seiner Bahn verschwendet wird als an letzterem. Überlegungen dieser Art, die aus der Achsendrehung der Erde folgen und zum Teil heute ja erwiesene Tatsache sind, konnten es mit sich bringen, daß Tycho de Brahe als Gegengrund gegen die Rotation der Erde um ihre Achse so absurde Dinge anführen konnte wie das, daß ein auffliegender Vogel das rasch unter ihm weg bewegte Nest nicht mehr wiederfinden werde. Da ferner das Sekundenpendel ein Maß der Schwerkraft abgibt, indem die Länge desselben direkt proportional der Schwerkraft und verkehrt proportional dem Quadrate der Ludolfschen Zahl ist, so muß, da sich die Schwerkraft, wie oben erwähnt, mit dem Abstand vom Pole gegen den Äquator hin ändert, auch die Länge des Sekundenpendels variabel und abhängig von diesem erwähnten Abstand, d. h. also von der geographischen Breite sein. Dies zeigte sich zum ersten Male im Jahre 1672. Als in diesem Jahre der französische Astronom Richer nach Cayenne ging, um dort Marsbeobachtungen zu machen, verlor die vorher in Paris vorzüglich ausregulierte Uhr, welche er mitnahm, dortselbst täglich 148 Sekunden, was ihm genug Ärger bereitete, da er von neuem an die Ausregulierung der Uhr schreiten mußte. Sollte er jedoch vielleicht gemeint haben, die Uhr sei auf der Reise beschädigt worden, so kann man sich wohl sein Staunen vorstellen, als er mit der in Cayenne nun wieder ausregulierten Uhr nach Paris zurückkam und dieselbe jetzt genau wieder dieselben 148 Sekunden dort gewann. Newton, der davon erfuhr, schrieb diese Tatsache sofort der Rotation der Erde um ihre Achse zu und der Abnahme der Schwere auf das Gewicht des Pendels in dem dem Äquator viel näher gelegenen Cayenne. Der erste Beweis für die Achsendrehung der Erde war hiemit in der Verminderung der Schwere durch die Zentrifugalkraft gefunden. Leider fehlte ihm jede Anschaulichkeit, da er weite, langwierige Beobachtungen und Reisen erforderte.

Ein zweiter Beweis, der durch ein Laboratoriumsexperiment vorgeführt werden kann, dessen Tatsache ebenfalls erst umständliche und lange Zeit strittige Erdmessungen ergaben, ist der Versuch des belgischen Physikers Plateau. In eine Mischung von Alkohol und Wasser, deren spezifisches Gewicht genau gleich ist dem einer bestimmten Ölsorte, wird ein Tropfen dieses Öles hineingelassen, welcher, scheinbar in ein schwereloses Feld gebracht, in der Mischung schwebt. Durch die Anziehung der einzelnen Teilchen nimmt der Tropfen sofort Kugelgestalt an. Führt man durch diesen Tropfen eine Achse, z. B. einen dünnen Draht, dem man eine Drehung erteilt, so wird durch die Reibung zwischen Öl und Draht der Tropfen langsam in Rotation versetzt. Es ist klar, daß die Teilchen an dem auf der Drehungsachse des Tropfens senkrechten größten Kreis bei der Rotation eine viel größere Geschwindigkeit erlangen werden als die der Achse näheren Teilchen. Da durch die Zentrifugalkraft die Tendenz der Teilchen, mit größerer Geschwindigkeit sich vom Mittelpunkte wegzubewegen, eine stärkere ist, so werden sich die Pole abflachen und am Äquator wird eine Anschwellung stattfinden, wodurch aus der Kugel ein Rotationsellipsoïd entstehen muß. Die Beobachtung der sich relativ rasch um ihre Achse drehenden Planeten hat ergeben, daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen Abplattung und Rotationsgeschwindigkeit vorhanden ist. Einen ähnlichen Zusammenhang konnte man auch aus der durch Messungen gefundenen Abplattung an den Erdpolen und der Rotation der Erde konstatieren.

Als dritter Beweis für die Achsenumdrehung der Erde mögen die sogenannten Fallversuche angeführt werden. Schon der oftgenannte Tycho de Brahe folgerte, allerdings irrtümlich, daß, falls die Erde eine Rotation von West nach Ost habe, ein fallender Körper westlich von seinem Abfallspunkte auffallen müsse. Daß dies ein Trugschluß war, zeigt die einfache Überlegung.

Fig. 2.



Es befinden sich auf der Erde, sagen wir am Äquator, dessen Durchschnitt mit der Zeichenebene der Kreis mit dem Mittelpunkt O sein möge, ein sehr hoher Turm, der in Fig. 2 in unverhältnismäßiger Größe zum Radius der Erde durch das Rechteck $T u$ dargestellt sei. Bewegt sich die Erde bei ihrer Rotation um ihre Achse, die senkrecht auf die Zeichenebene in O errichtet gedacht werden muß, um einen gewissen Winkel, so beschreibt ein Punkt am Äquator den Weg $a\ b$, während die Spitze des Turmes in der gleichen Zeit den viel größeren Weg $A\ B$ beschreiben würde. Wie früher erwähnt, sucht die Trägheit den Körper, der sich etwa bei a befindet, in der Richtung der Tangente t wegzuschleudern. Einen Körper, der sich auf dem Turme befindet, wird dieselbe Trägheit in der Tangente T wegzuschleudern suchen, jedoch mit weit größerer Energie, da ja die Geschwindigkeit an dieser Stelle eine

bedeutend größere ist. Der wahre Weg, den der von der Turmspitze fallende Körper einschlägt, wird in jedem Punkte seiner Bahn die Resultierende aus der Schwere, die allgemein mit g mit einem Index bezeichnet ist, und der Schwungkraft w, die entsprechend bezeichnet wurde, sein. Für drei Punkte, in denen die Schwerkraft mit g, g' und g'' bezeichnet und die Schwungkraft von der Größe w, w' und w'' angenommen wurde, ist dieser Weg des fallenden Körpers unter der Voraussetzung einer Drehung in der Richtung des gefiederten Pfeiles durch die Fallkurve $A\ X$ angedeutet. Wie ersichtlich und bekannt, ist die Schwerkraft, welche gegen den Mittelpunkt der Erde O gerichtet ist, im beständigen Wachsen begriffen, während die Schwungkraft, je kleiner die Bewegung ist, d. h. je näher der Körper dem Erdmittelpunkte kommt, umso kleiner ist. Die gestrichelte Kurve gibt die aus genau denselben Gründen entstehende Abweichung eines fallenden Körpers infolge der Achsendrehung der Erde in einem Schachte S an. Solche Versuche wurden schon, auf Newtons Anregung, von Hooke unternommen, doch ergab die viel zu geringe Höhe keinen Erfolg. Guglielmi ließ in Bologna eine Bleikugel 16mal auf eine Wachstafel fallen und bestimmte den Schwerpunkt der 16 Fallpunkte und dessen Abweichung vom Lot. Er erhielt schon bessere Resultate, welche zu der Berechnung von Laplace in schöner Übereinstimmung waren. Die besten Werte, d. h. die beste Übereinstimmung zwischen Experiment und Berechnung, erhielten Benzenberg, der am Michaelisturm in Hamburg und im Kohlenschacht zu Schlebusch bei Düsseldorf experimentierte, und in allererster Linie Reich, der im Dreibrüderschacht in Freiburg Versuche anstellte, wo die durch das Experimentieren gefundenen Werte, innerhalb der unvermeidlichen Fehlergrenzen, völlig mit der Theorie der rein östlichen, also genau der Tycho de Brahe entgegengesetzten Abweichung übereinstimmten. Diese Versuche, die im Jahre 1831 stattfanden, ergaben also ein Vorauseilen eines frei fallenden Körpers. Selbverständlich treten dieselben Erscheinungen auch bei einem nach aufwärts gerichteten Wurf auf.

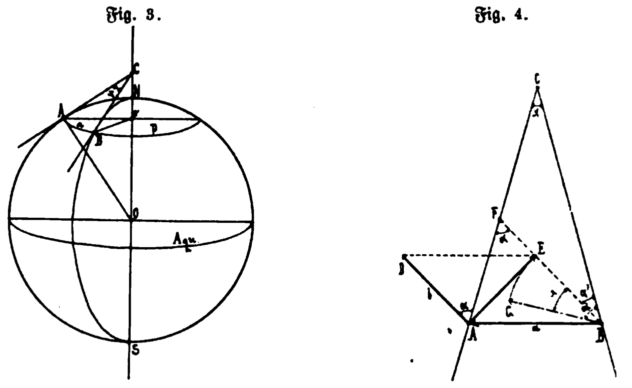
Als vierter Beweis endlich sei die Ablenkung der Horizontalbewegung durch die Erdrotation angeführt. Nachdem aber diese Einwirkung durch die wichtigsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche, sogar durch den Einfluß auf das Wohl und Wehe der Menschheit durch den Gang des Wetters charakterisiert ist, so sei derselben ein besonderer Abschnitt gewidmet.

III.

Wie bis jetzt dargelegt wurde, zeigen fallende und vertikal nach aufwärts geworfene Körper infolge der Erdrotation eine Abweichung von der rein lotrechten Richtung. Jedoch auch ein in horizontaler Richtung geschleuderter oder bewegter Körper erleidet infolge der Achsenumdrehung der Erde eine Ablenkung. Um dies darzulegen, betrachte man Fig. 3 und 4.

Fig. 3 stelle die Erde mit dem Mittelpunkte in O vor. Aqu sei der Äquator, P ein Parallelkreis, auf welchem die beiden Punkte A und B liegen mögen. Das Stück $A\,B = a$ stelle jene Strecke vor, um welche sich die Erde in der Zeiteinheit, also in der Sekunde, weiterbewege. Zieht man in A und B an die beiden Meridiane NAS und NBS Tangenten, so werden dieselben die Erdachse $CNoOS$ in einem Punkte C schneiden. Der Winkel zwischen den zwei Tangenten sei gleich x.

Stellt man sich ferner vor, das Stück $AB = a$ sei für eine sehr kurze Zeit, z. B. für eine Sekunde, nicht als Bogenstück, sondern als Gerade angenommen, wie es Fig. 4 zeigt, und es werde unter einem beliebigen Winkel α gegen den Meridian vom Punkte A aus, also auch unter demselben Winkel, gegen die in diesem Punkte gelegte Tangente CA ein Körper in der Richtung AD geworfen und der Weg, den er in der Zeiteinheit, also auch in einer Sekunde, zurücklegt, sei gleich der Strecke $AD = b$, so wird sich, nach dem bekannten Gesetze von der Bildung der Resultierenden zweier Bewegungen, der Körper nach Verlauf dieser Sekunde in E befinden und sein Weg wird während dieser Zeit die Strecke AE sein. Mit der Tangente CB im Punkte B, also auch mit dem Meridian, der durch B hindurchgeht, schließt aber die zu AD parallele Gerade durch B nicht mehr den Winkel α ein, sondern den kleineren Winkel α'. Verlängert man BE bis zum Durchschnitt mit CA, so ist der oben entstehende Winkel AFB selbstverständlich auch gleich α. Dieser Winkel α ist aber ein Außenwinkel des Dreieckes BCF und als Außenwinkel gleich der Summe der beiden



im Dreieck befindlichen, ihm nicht anliegenden Winkel, also: $\alpha = \alpha' + x$; ergo ist die durch die Erdrotation entstandene Winkelablenkung gleich dem ursprünglichen Winkel gegen den Meridian NAS, vermindert um den nach der Zeiteinheit auftretenden Winkel am Meridian NBS also: $\alpha - \alpha' = x$.

Trägt man den ursprünglichen Winkel α in B auf, so daß $CBG = \alpha$ ist, so zeigt sich die scheinbare Längenablenkung in dem Winkel EBG, der ebenfalls gleich x ist. Auf der nördlichen Halbkugel, wo C oberhalb AB ist, wird also die Ablenkung in der Richtung von G nach E stattfinden, also im Sinne der Bewegung des Uhrzeigers. Auf der südlichen Halbkugel, wo C unterhalb AB ist, wird das umgekehrte stattfinden. Man sieht auch, und das mag als geradezu überraschendes Ergebnis gelten, daß die Größe der Ablenkung von der Richtung, welche dem bewegten Körper von Hause aus erteilt wurde, unabhängig ist. Also nicht nur ein Körper, der sich in meridionaler Richtung bewegt, sondern auch ein solcher der sich in der Richtung eines Parallelkreises fortbewegt, wird durch die Erdrotation abgelenkt. Die Ursache ist eine doppelte. Einerseits eine rein mechanische, durch das Trägheitsgesetz bedingte, andererseits eine dadurch

hervorgerufene, daß ein Körper, der mit einigermaßen beträchtlicher Geschwindigkeit fortgeschleudert wird, nach und nach mit Parallelkreisen von verschiedener Umfangsgeschwindigkeit zusammentrifft und, je nachdem er gegen Norden oder Süden sich bewegt, bald ihnen voreilt oder hinter ihnen zurückbleibt. Es ist dies selbstverständlich, weil die auf der Nordhalbkugel nördlich von einem Orte befindlichen Parallelkreise einen kleineren Umfang und daher auch eine kleinere Geschwindigkeit haben als jene, die südlich von dem betreffenden Orte liegen und größeren Umfang besitzen. Diese Tatsache, welche in der ellipsoïdischen Gestalt der Erde ihre Begründung hat, bringt einige ganz merkwürdige Wirkungen hervor. Es ist z. B. sicher, daß die große Geschwindigkeit, welche die Geschosse der schweren Kanonen besitzen, hinreichend ist, die Flugbahn durch den Einfluß der Erdrotation ganz merklich abzulenken. Leider sind diesbezüglich noch nicht viele Versuche gemacht worden, obwohl dies sehr interessant und wichtig wäre.

Weiters ist es eine bereits bekannte und teilweise schon studierte Tatsache, daß die Eisenbahnzüge eine durch die Erdrotation bedingte Entgleisungstendenz haben, welche auf unserer Halbkugel den rechtsliegenden Schienenstrang stärker in Anspruch nimmt als den linksliegenden. Bei unserer normalen Spurweite von 1·436 *m* und bei einer Zugsgeschwindigkeit von 25 $^{m}/_{Sec.}$ würde eine Erhöhung der Schienen auf der rechten Seite um 0·4 *mm* notwendig sein, um die Entgleisungstendenz zu paralysieren. Bei lockerem Boden, bei welchem die Schienen an und für sich nicht besonders fest sind, mag die beständige Stärkerbeanspruchung der einen Seite von solchem Einflusse sein, daß vielleicht manche Einzelnheit, welche man sich nicht erklären konnte oder welche irrtümlich anderen Ursachen zugeschrieben wurde, der Rotation der Erde um ihre Achse zugeschrieben werden sollte.

Auf einen weiteren Umstand hat K. E. von Baer bei den russischen Strömen aufmerksam gemacht. Es zeigt sich nämlich, daß fließendes Wasser auf der nördlichen Halbkugel durchwegs das rechte Ufer stärker angreift als das linke, während dies auf der südlichen Hemisphäre, — wie später, nachdem man durch Baer aufmerksam gemacht worden war, konstatiert wurde, — genau, wie es die Theorie erfordert, umgekehrt ist.

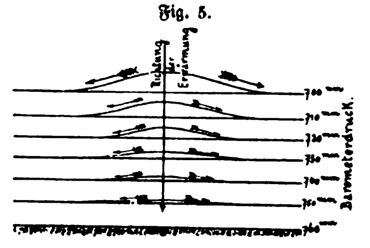
Bringt man ferner in der Mitte des Bodens eines zylindrischen Gefäßes eine kleine Öffnung an und beobachtet die Bewegung feiner, in das Wasser gestreuter Schwimmkörperchen beim Ausfluß aus der Öffnung, so bemerkt man, daß dieselben sich nicht radial zur Öffnung hin bewegen, sondern daß sich Spiralen von rechtsseitigem Drehsinn bilden, was Perrot der Erdrotation zuschreibt. Auch andere Forscher, z. B. Neumann, stimmen mit Perrot überein. Auch diese Erscheinung bedarf noch genauerer Untersuchung.

Die wichtigste und für die Menschheit bedeutsamste Folge der Erdrotation liegt jedoch in der durch die Erdrotation hervorgerufenen Entstehung ganz bestimmter Windrichtungen und Luftströmungen, welche den Charakter eines ganzen Landes beeinflussen, auf die Witterungsverhältnisse entscheidend Geltung gewinnen und somit die Vegetation und das Klima eines Landes und dadurch wieder die Lebensexistenz und die Gesundheitsverhältnisse seiner Bewohner bedingen und beherrschen können.



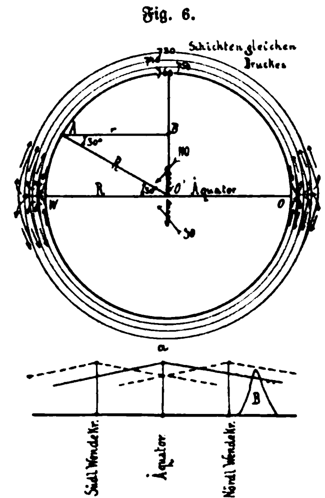
Es ist bekannt, daß eine Luftzirkulation dadurch entsteht, daß die Luftschichten gleichen Druckes, welche bei vollkommen ungestörten Verhältnissen als horizontal und parallel angesehen werden müssen, durch Erwärmung an einer Stelle aufgebläht werden und somit ein Gefälle in der Richtung der gefiederten Pfeile (Fig. 5) entsteht, auf welchem die Luft abfließt wie Wasser auf einer schiefen Ebene. Dieses Gefälle ist durchwegs, selbst bei den größten Stürmen, äußerst gering, so daß der Wind, wegen der so minimalen Neigung, immer als horizontal angesehen werden kann. Die Luftreibung kann ebenfalls fast immer vernachlässigt werden.

Fig. 5.



Es ist klar, daß am Äquator und zwischen den Wendekreisen, wo die Sonne während des Jahres zu bestimmten Zeiten im Zenith steht, fortwährend eine starke Erwärmung stattfindet. Diese erwärmten Luftschichten blähen sich auf und es entstehen durch Abströmung an dem auftretenden Gefälle und durch Emporsteigen der erwärmten und dadurch leichter gewordenen Luftmassen in der Höhe Luftströme, die gegen die Pole abfließen. Gleichzeitig strömen natürlich, um das gestörte Gleichgewicht herzustellen, aus höheren Breiten Luftmengen zum Äquator hinzu. Diese, somit ursprünglich meridional gerichteten Luftströmungen, welche schematisch in Fig. 6 angedeutet sind, werden Passate genannt.

Fig. 6.



In den Passaten ist aber der früher besprochene und erläuterte Fall gegeben, daß ein Körper horizontal und zugleich meridional bewegt wird. Ursprünglich glaubte man, da nicht eine rein nord-südliche Luftströmung konstatiert wurde, die abweichende Richtung komme daher, daß der Wind dem wärmsten Meridian folge. Hadley hat im Jahre 1735 zum ersten Male die Entstehung der Passate aus der Rotation der Erde um ihre Achse erklärt. Der Äquator hat eine Geschwindigkeit von 465 $^{m}/_{Sec.}$ Diese Geschwindigkeit bringen die zum Pol abströmenden Luftmassen infolge der Trägheit in höhere Breiten mit sich. Da aber natürlich die Umfangsgeschwindigkeit eines Parallelkreises abhängig ist von dessen Umfang und dieser wieder von dem Radius des Parallelkreises, so nimmt die Geschwindigkeit der Parallelkreise, da r (Fig. 6) $= R$ mal dem Cosinus der geographischen Breite φ ist (wie aus dem rechtwinkeligen Dreiecke $O'AB$ in Fig. 6 sofort ersichtlich ist) ab im Verhältnis: $R \cos \varphi$.

Nehmen wir also, wie es in obiger Fig. angedeutet ist, $\varphi = 30^0$, so ist die Umfangsgeschwindigkeit im 30. Parallelkreise gleich $465 \times \cos 30^0 = 465 \times 0\cdot866 = 465 \times \frac{1}{2}\sqrt{3} = 403$ $^{m}/_{Sec.}$ Bewegt sich also eine Luftströmung vom

30. Parallelkreise zum Äquator, so bleibt dieselbe am Äquator um 465 — 403 = 62 *m* gegen die Drehung der Erde zurück und erscheint als Wind. Bewegt sich die Erde, wie es ja tatsächlich der Fall ist, von West nach Ost (siehe Fig. 6 von *W* nach *O*), so wird als resultierende Windrichtung der in den unteren Schichten (gestrichelt gezeichnet) wehenden meridionalen Luftströmungen und aus der durch das Zurückbleiben gegen die Erdrotation hervorgerufenen Komponente eine mit einfach gefiedertem Pfeil bezeichnete nordöstliche Windrichtung auf der nördlichen, und südöstliche Windrichtung auf der südlichen Erdhalbkugel entstehen. Das ist der beständig wehende Nordostpassat auf der nördlichen Seite des Äquators, resp. Südostpassat auf der südlichen Seite des Äquators.

Ähnlich verhält es sich mit den in größeren Höhen vom Äquator abströmenden, gegen die nördlichen und südlichen Breiten zusinkenden (in Fig. 6 mit ungefiederten Linienpfeilen bezeichneten) Luftströmungen. Diese nähern sich auf ihrer Bahn zu den Polen natürlich immer mehr der Erdachse. Sie bringen auch ihre große Äquatorgeschwindigkeit zu den Parallelkreisen mit kleinerer Umfangsgeschwindigkeit mit. Die Rotationsgeschwindigkeit wächst, und zwar im Verhältnis: $465 \times \frac{R}{r}$, oder, was dasselbe ist, im Verhältnis $465 \times \frac{R}{R \cos \varphi} = \frac{465}{\cos \varphi}$. Für den 30. Parallelkreis ist der Wert: $\frac{465}{\frac{1}{2}\sqrt{3}} = 537$ *m*. 537 *m* wäre also die absolute Geschwindigkeit der Luftströmung unter dem 30. Breitegrade. Subtrahiert man hievon die 403 *m*, welche Geschwindigkeit ein fester Punkt am 30. Parallelkreis in der Sekunde hat, so bleibt für den der Rotationsgeschwindigkeit der Erde voraneilenden Luftstrom, der somit, da die Erde von West nach Ost rotiert, als Westwind erscheint, eine Geschwindigkeit von 134 *m*. Da die Geschwindigkeit im selben Verhältnis zunimmt, in welchem der Radius abnimmt, so wäre, da am Pol der Radius Null ist, dortselbst eine unendliche Geschwindigkeit zu erwarten. Natürlich kann das nicht der Fall sein. Die Geschwindigkeit wird durch andere Umstände abgeschwächt. Wäre dies nicht der Fall, so müßte die Zentrifugalkraft, von der schon früher die Rede war, alle Luft vom Pol fortreißen.

Strömt nun Luft vom Pol zum Äquator, so muß natürlich die Geschwindigkeit im umgekehrten Verhältnis wie früher, also wie $\frac{r}{R}$ abnehmen. $\frac{r}{R}$ ist aber auch gleich: $\frac{R \cos \varphi}{R} = \cos \varphi$ (φ bedeutet die geographische Breite).

Die Geschwindigkeit des Umfangs eines Parallelkreises unter der geographischen Breite φ ist aber, wie früher bereits erwiesen, $465 \times \cos \varphi$. Multipliziert man jetzt noch, um die Abnahme der Geschwindigkeit bei den vom Pol zum Äquator abströmenden Luftschichten zu berücksichtigen, mit

dem soeben errechneten $\cos\varphi$, so beträgt für solche Schichten der Wert für die Geschwindigkeit: $465 \times \cos\varphi \times \cos\varphi = 465 \cos^2\varphi$, für den 30. Breitegrad also: $465 \times (\frac{1}{2} \sqrt{3})^2 = 349$ *m*. Der daselbst auftretende Ostwind wird also theoretisch eine Geschwindigkeit von: $465 - 349 = 116$ *m* haben. Dieses Rechenexempel wurde nur deshalb durchgeführt, um zu zeigen, daß die Westwinde stärker sind als die Ostwinde, weil erstere durch die Erdrotation mehr beschleunigt werden als letztere, u. zw., wie man sieht, im Verhältnis: $\frac{134}{116}$.

Berechnet man die Ablenkung der Strömungen durch die Erdrotation (was hier jedoch nicht geschehen soll), so ergibt sich dieselbe als außerordentlich klein. Selbst Poisson und Delaunay glaubten, daß ihr kein Einfluß zuzuschreiben sei. Bei den tatsächlichen Verhältnissen kommt jedoch die Breite der Luftströmungen in Betracht. Die Stauung, die durch sie nach einer Seite hin auftritt, ist maßgebend und sehr ausgiebig.

Wie gezeigt wurde, folgen die bewegten Luftmassen, die über ein Gefälle abfließen, nicht diesem allein, sondern sie werden durch die Erdrotation auch abgelenkt. Die früher beschriebene und in Fig. 6 schematisch dargestellte Kreisströmung heißt in ihrem unteren, durch die Achsendrehung der Erde nordöstlich, respektive (auf der südlichen Halbkugel) südöstlich gerichteten Teil Passat. Der obere Teil, der in der Höhe über den Passaten gegen die Pole zugeht, heißt Antipassat. Auch er ist natürlich, wie oben erwähnt, durch die Erdrotation abgelenkt. Der Nordost- und Südostpassat ist in der Nähe des Äquators von sehr großer Mächtigkeit. Beide sind über 4000 *m* hoch. Dies kann man auf allen hohen Bergen und Vulkanen in der Nähe des Äquators konstatieren, so z. B. auf dem Chimborasso, dem 6300 *m* hohen Gipfel der Kordilleren von Quito, auf welchem die Existenz der Passate nachgewiesen wurde. Beim Ausbruch des Krakatoa in der Sundastraße zwischen Java und Sumatra zeigte sich an der Richtung, in welcher die Auswürfe dieses Vulkans im Jahre 1883 geführt wurden, daß der Passat noch in 30, ja selbst in 40 *km* Höhe herrscht.

Wie gleichfalls aus Fig. 6, und speziell aus der kleinen Skizze 6*a* ersichtlich ist, erzeugt die Entstehung eines Gefälles durch Aufblähung der Luftschichten auf dem erwärmten Äquator beiderseits schiefe, keilförmige Gleitflächen, längs welcher die gegen die Pole abströmenden Luftmassen, die dann wieder durch die Erdrotation abgelenkt werden, abrutschen und sich als Passatwinde bewegen. Man sagt: der Passat keilt gegen Nord und Süd aus. Da nun die Sonne nur zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen, also etwa am 21. März und 21. September, über dem Äquator steht, hingegen z. B. zur Zeit der Sonnenwenden, also ungefähr am 21. Juni und 21. Dezember, über den Wendekreisen, so wird sich auch die Blähung der Luftschichten mit der Sonne bewegen und die Auskeilung zwischen den Wendekreisen wandern, wie es in Fig. 6*a* durch die gestrichelten Linien angedeutet ist. Es ist auch aus dieser Figur ersichtlich, daß ein Berg *B* bei dieser Wanderung der Passate mit seinem Gipfel einmal in der Region der

Passate sein kann und zu einer anderen Zeit außerhalb derselben. Diese Änderung der Windrichtung, welche dadurch entsteht, daß der Passatgürtel mit der Sonne nach Norden oder Süden (jedoch nicht so rasch wie die Sonne) wandert, ist auf den entsprechend gelegenen Bergen beobachtet worden. Die Passate, welche sehr regelmäßig wehen, und eine mittlere Geschwindigkeit von 6 bis 8 $^m/_{Sec}$ haben, sind über den Ozeanen viel regelmäßiger entwickelt als über dem Festland, und durch ihre, durch die Erdrotation beeinflußte, ganz bestimmte Richtung für die Segelschiffahrt von größter Bedeutung. Sie bedecken auf jeder Hemisphäre ungefähr die Hälfte der Oberfläche derselben; dies allein zeigt schon, wie wichtig das Studium derselben ist. Die Ablenkung durch die Erdrotation ist eine so bedeutende, daß über dem 14. Grad nördlicher Breite schon die Westwinde als vorherrschend bemerkbar werden. Nördlich vom 30. Breitegrad, bis etwa zum 35. Grad nördlicher Breite, befindet sich eine Zone, welche einen hohen Luftdruck besitzt, der dynamisch erzeugt ist. Die hier bereits durch die Ablenkung infolge der Erdrotation hervorgerufenen Winde üben einen einseitigen Druck aus, welcher naturgemäß eine Steigung des Luftdruckes zwischen 30 und 35 Grad Breite bedingt. Es tritt hiebei ebenfalls eine Stauung der von dem Äquator zum Pol vorhandenen Gegenströmung auf, welche größtenteils gegen den Erdboden niedergedrückt wird. Diese Gegenden, die eine herabsteigende Luftströmung besitzen, zeichnen sich durch Windstille und wolkenreinen Himmel aus. Sie werden „die Roßbreiten" genannt. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß die beiden letzteren Merkmale es mit sich bringen, daß diese Gegenden beinahe regenlos und daher wüst und heiß sind. Es sind dies die größten Wüstengegenden der Erde, die parallel mit dem Äquator, gleich einem Gürtel, die Erde umziehen. Wie man sieht, ist also die Erdrotation die Ursache des Vorhandenseins einer Sahara, der arabischen Wüsten, der innerasiatischen und amerikanischen Wüstengebiete einerseits, und analog auf der südlichen Halbkugel, hier jedoch wegen des vorherrschenden ozeanischen Charakters nicht so ausgeprägt, einer australischen und der Kalahari-Wüste in Süd-Afrika.

Schon oben wurde erwähnt, daß über dem 30. Grad nördlicher und südlicher Breite die vom Äquator zu den Polen wehenden Winde ganz abgelenkt sind. Auf unserer Halbkugel sind oberhalb dieses Breitegrades den Pol umkreisende westliche Luftströmungen, und es ist wohl jedem genugsam bekannt, wie ausgeprägt die Westwinde unserer Breiten sind. Nachdem aber die nördliche Halbkugel eine Landhalbkugel ist, während die südliche größtenteils eine mit Meer bedeckte, eine Seehalbkugel ist, so ist es wohl einleuchtend, daß durch die Reibung auf dem Festlande die Heftigkeit der den Pol umkreisenden Zirkumpolarwinde eine viel geringere ist als auf der südlichen Hemisphäre. Diese rasche, weil viel reibungslosere Kreisbewegung um den Südpol bringt eine Art Saugwirkung auf der Südhemisphäre hervor, welche wieder Ursache ist, daß diese ganze Halbkugel ein ungeheures Barometerminimum mit viel niedrigerem Luftdruck als die nördliche Halbkugel hat. Also wieder ein Beweis für die weittragende Wirkung der Erdrotation.

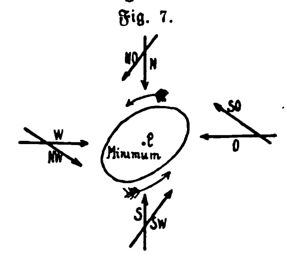
Aber noch weiters zeigt sich die Wirkung der Achsendrehung der Erde in der Ablenkung, welche sie den sogenannten Monsunwinden erteilt. Durch



die viel beträchtlichere Erwärmung, die im Sommer die Landmassen gegenüber den Wassermassen des Ozeans durch die Sonne erhalten, entstehen Aufblähungen und dadurch Verdünnungen der Luft, sogenannte Barometerminima, über den Kontinenten. Zu diesen Minima strömt die Luft vom Meere aus zu. Im Winter, wenn die Kontinente kälter sind als die Meere, tritt das umgekehrte Verhältnis ein. In den Sommermonaten findet demnach eine Luftströmung vom Meer zum Kontinent, in den Wintermonaten vom Kontinent zum Meere statt. Diese Winde heißen Monsune. Dieselben haben außer der jährlichen allerdings auch eine tägliche Periode, indem bei Nacht das Land stark auskühlt, dagegen bei Tag sich im Vergleich zum Meere stark erwärmt. Dies gibt Veranlassung zu den sogenannten Land- und Seewinden. Für unsere Betrachtung haben jedoch nur die lange Zeit, d. h. zirka ein halbes Jahr im gleichen Sinne wirkenden Monsune größere Wichtigkeit. Diese Monsune erstrecken sich in bedeutender Mächtigkeit hunderte, ja tausende Kilometer landeinwärts. Besonders kräftig sind sie in Indien und an der asiatischen Ostküste, wo sie sich bis an der sibirischen Küste nachweisen lassen. Diese Monsune, die ebenso wie die Passate von der Erdrotation ihre Richtung erhalten, beherrschen ebenfalls die Äquatorialgegenden und haben eine Höhe von zirka 2000 *m*, wie die Rauchsäulen der Vulkane auf Java zeigen. Südasien, Australien, Texas, die kalifornische Küste, Spanien, Südost-Rußland, das kaspische Meer und Senegambien zeigen sich stark vom Monsun beeinflußt, und die Schiffahrt dieser Gegenden ist von diesem Winde abhängig. Da in all diesen Gegenden die Temperaturdifferenz im Sommer viel stärker ist als im Winter, so ist es auch selbstverständlich, daß der Sommermonsun viel heftiger ist als der Wintermonsun.

Es ist aber klar, daß nicht nur um den Äquator herum Stellen entstehen können, wo durch lokale Erwärmung Aufblähungen der Luft stattfinden, sondern speziell die Kontinente sind die Veranlassung, daß an gewissen, durch ihre Konfiguration begünstigten Stellen lokale Erwärmungen und damit verbundene Ausdehnungen von Luftschichten auftreten, welche die Bildung von Minima hervorrufen müssen. Bedeutet z. B. die elliptische Fläche in Fig. 7 ein solches Minimum mit dem Zentrum in C, so werden natürlich von allen Seiten die Luftströmungen gegen das Zentrum hinströmen, um das gestörte Gleichgewicht zwischen den Luftdrucken verschiedener Höhe herzustellen und das Minimum auszufüllen. Es würden also, wie in der Skizze 7 angedeutet ist, von Norden, Westen, Süden und Osten Luftströme zufließen. Wie aber schon früher bewiesen, müssen diese durch die Erdrotation abgelenkt werden. Aus dem Nordwind wird ein Nordost-, aus dem Westwind ein Nordwest-, aus dem Südwind ein Südwest- und aus dem Ostwind ein Südostwind, d. h.: stellt man sich in die Richtung des Windes und sieht dorthin, woher der Wind kommt, so hat man — und das ist für unsere Halbkugel eine allgemeine Regel — das Minimum zur rechten Hand. Seine Ablenkung von der gegen das Zentrum C weisenden Richtung ruft aber, wie aus der Figur leicht ersichtlich ist, eine Wirbelbewegung hervor, so daß die

Fig. 7.



Winde in der Richtung der gefiederten Pfeile das Zentrum des Minimums umkreisen. Die Erdrotation ist also auch die Ursache der meisten Luftwirbel.

Wir wissen, daß die Wanderungen der Minima in unseren Gegenden das Wetter bestimmen. Von ihnen sind also die Witterung, das Gedeihen der Vegetation und, nicht in letzter Linie, durch die Witterung, auch die Gesundheitsverhältnisse unserer Gegenden abhängig. Es bedarf nur geringer Beobachtung, um das Herannahen eines Minimums zu bemerken und dadurch mit einiger Sicherheit ein Urteil über das zu erwartende Wetter zu bekommen. Einem solchen Minimum gehen immer Federwolken voran. Dann, während die Temperatur gewöhnlich etwas steigt und das Barometer natürlich fällt, bildet sich ein Wolkenschirm, der sich immer mehr verdichtet, bis schwere Regenwolken am Himmel hängen, aus denen der Niederschlag herabfällt. Während dieses Stadiums zieht das Zentrum des Minimums vorbei, die Wolken beginnen sich bei gewöhnlich etwas fallendem Thermometer und steigendem Barometer zu lösen, worauf dann eine Stelle höheren Luftdrucks, ein Maximum, mit klarem, schönem Wetter kommt. Während dieses Vorganges hat auch die Windrichtung sich vollkommen gedreht, wie es ja sein muß, wenn die Winde infolge der Erdrotation das Minimum umkreisen. Es braucht hier nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden, welche Heftigkeit oft diese Wirbel haben.

Als letzte von den großartigen Wirkungen der Rotation der Erde um ihre Achse mögen die Meeresströmungen angeführt werden. Bekanntlich finden innerhalb des ruhenden Wassers der Meere fortschreitende Wasserbewegungen statt, die wohl nicht mit dem Auge bemerkbar sind, die sich aber dadurch dokumentieren, daß sie die Geschwindigkeit der Schiffe beschleunigen oder verlangsamen, dieselben von ihrem Kurs ablenken, Treibkörper nach bestimmten Gegenden schwemmen und andere solche Erscheinungen hervorbringen. In allen Ozeanen sind diese Strömungen vorhanden und nachgewiesen und üben auf die Schiffahrt, ja selbst auf das Klima der Küstenländer, den bedeutendsten Einfluß aus. So wird durch den warmen Golfstrom das Klima ganz Nordeuropas, Westgrönlands, Südislands und Spitzbergens derart günstig beeinflußt, daß ohne ihn gewiß das Gesamtklima Europas und mit diesem die ganze Entwicklung dieses Erdteils eine andere, jedesfalls ungünstigere geworden wäre. Solche, teils warme, teils kalte Strömungen üben auf die Existenzbedingungen und die Kultur der Menschheit an den Küsten der großen Meere allenthalben bedeutenden Einfluß aus. Für ihr Zustandekommen sind Unterschiede des Niveaus, der Temperatur, des Salzgehaltes, hauptsächlich aber die Luftbewegungen maßgebend. Wie früher dargelegt, bedingt die Achsendrehung der Erde das konstante Wehen von Winden ganz bestimmter Richtung, der Passate, Monsune und in höheren Breiten der vorherrschenden Westwinde. Besonders aber die Passate und Monsunwinde sind es, die durch ihre, wenn auch noch so geringe Reibung an der Grenzfläche zwischen Wasser und Luft die oberste Wasserplatte, wenn wir uns so ausdrücken wollen, in Bewegung setzen. Diese Platte, mögen wir sie so dünn als wir wollen annehmen, hängt durch den Prozeß der inneren Flüssigkeitsreibung mit einer zweiten zusammen, die wir uns unter dieser obersten ersten gelegen denken, diese wieder mit einer dritten tieferen u. s. w. So pflanzt sich der Impuls des Windes bei diesen kontinuierlichen, das ganze

Jahr nicht erlahmenden Luftströmungen fort. Nach Zöppritz dauert es zirka 239 Jahre, bis eine 100 *m* tiefe Schichte an ihrer tiefsten Stelle die halbe Geschwindigkeit der obersten Schichte erreicht hat und nach desselben Gelehrten Angabe bedurfte es eines Zeitraumes von 200.000 Jahren seit dem Beginn des Wehens der Passate, bis sich die von ihnen beherrschten Meeresteile im Zustand der stationären Bewegung befanden.

Es ist einleuchtend, daß auf die durch die konstanten Luftströmungen entstandenen Meeresströmungen die Luftdruckverteilung und besonders die Küstengestaltung interne Störungen ausübt und daß diese so zu Stande gekommenen Strömungen wieder durch die Erdrotation abgelenkt und in bestimmte Richtungen gedrängt werden. Da, wo auffällige Rechts-, respektive Linksablenkungen auf der Nord-, respektive Südhemisphäre bei den Meeresströmungen eintreten, sind dieselben bestimmt der Ablenkung durch die Erdrotation bei den bereits durch die Luftströmungsreibung und die anderen bestimmenden Ursachen entstandenen Strömungen zuzuschreiben. Es ist an dieser Stelle unmöglich, auch nur auszugsweise die Theorie dieser großartigen, den ganzen Erdball beeinflussenden und umspannenden Bewegung der Luft- und Meeresströmungen zu geben. Möge das hier in gedrängter Darstellung Gebotene nur einen kleinen Einblick in die Großartigkeit der Folgen der Achsendrehung der Erde geben!

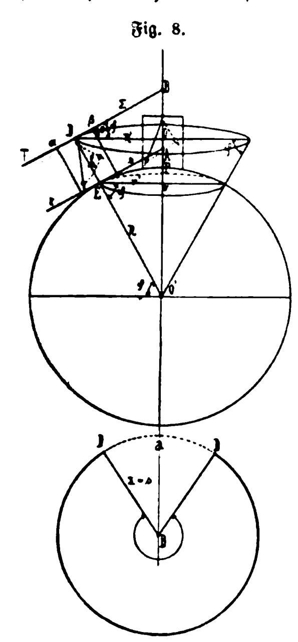
Es sind in diesen Ausführungen nur jene Erscheinungen berücksichtigt, welche den Einfluß der Erdrotation auf der Erde allein zeigen. Die durch die Wechselwirkungen zweier Himmelskörper im Zusammenhange mit der Erdrotation bedingten Erscheinungen, wie das Auftreten von Tag und Nacht, das täglich zweimalige Auftreten von Ebbe und Flut in den Häfen und Küstenorten der Erde, endlich die sogenannte Präzession und Nutation, jene Erscheinungen, welche einerseits bestrebt sind, die Erdachse senkrecht auf die Ekliptik zu stellen, andererseits eine kleine Kräuselung oder Kannelierung der großen Präzessionsbewegung hervorrufen, sind hier ebensowenig berücksichtigt worden wie jene Erscheinungen, auf welche sich auch der Einfluß der Erdrotation nachweisen lassen soll, denen man aber heute noch mit kritischer Reserve gegenüber steht. Dahin sind zu rechnen: das Voreilen der sinkenden und das Zurückbleiben der steigenden Wolken, die stärkere Verwitterung der Gesteine an der Ostseite, die Ostabdachung der Kontinente und die Variation der magnetischen Elemente. Weiters gehören hieher die Untersuchungen über den Geotropismus der Pflanzen von Professor Wiesner, welche zeigen, daß sich die Pflanzenteile unter der Einwirkung der Schwerkraft stets unter einem gewissen Winkel zur Lotlinie einstellen und daß die Größe dieses Winkels auch von der Erdrotation beeinflußt wird. Endlich soll sich noch die ablenkende Kraft der Erdrotation in dem verschiedenen Dickenwachstum der elliptischen Jahresringe der Bäume und in den nach einer bestimmten Hauptrichtung vorkommenden Sprüngen in den Ringen kenntlich machen.

IV.

Den meisten Versuchen, welche die Achsendrehung der Erde beweisen, haften gewisse Schwierigkeiten an, die ihre Augenfälligkeit beeinträchtigen: entweder ist das Versuchsresultat äußerst unscheinbar und es bedarf erst

langwieriger Rechnung, um zu einem Schlusse zu gelangen, oder es müssen, wie beim Plateauschen Versuch, zur Bestätigung der Wahrheit des Laboratoriumsergebnisses Untersuchungen allergrößten Stils unternommen werden, wie die Gradmessungen, welche infolge der mannigfaltigsten Umstände der Allgemeinheit nicht zugänglich waren und auch nie sein werden. Die auf der Erde eintretenden Wirkungen der Erdrotation sind so ausgedehnt, daß der Einzelne, der aus ihnen eine Bestätigung der Tatsache der Achsendrehung der Erde erhalten will, keinen Nutzen aus ihnen zu ziehen imstande sein wird, — jedesfalls wird dem Auge in kürzester Zeit durch sie kein Anhaltspunkt, wie dies für die Allgemeinheit wünschenswert ist, oder eine Beobachtung liefernder Umstand zur Verfügung gestellt. Es ist daher klar, daß jener überzeugende Beweis, dessen vernehmlicher Sprache und dessen Greifbarkeit sich niemand entziehen kann, der Foucaultsche Pendelversuch, von allerhöchstem Interesse und von größter Bedeutung ist. Hängt man an einen möglichst langen und — um den Luftwiderstand möglichst gering zu machen — möglichst dünnen Faden ein schweres Gewicht, so kann man für dieses Pendel, wenn man kleine Schwingungsweiten annimmt, den Bogen, den das Gewicht beschreibt, als eine Gerade annehmen. Da ein Pendel seine Schwingungsebene infolge der Trägheit beizubehalten trachtet, dreht sich die Erde unter demselben hinweg. Betrachtet man nun abermals Fig. 4, so repräsentiert $A\,D$ die Schwingungsrichtung des Pendels und $B\,A$ die Bewegungsrichtung der Erde. Es wird hier, wie früher beschrieben, wieder die Ablenkung um den Winkel x eintreten. Es ist wohl ohne weiteres klar, daß sich ein Pendel, welches am Pol der Erde aufgehängt wäre, in 24 Stunden einmal um sich selbst gedreht haben würde, beziehungsweise daß sich die Axe in dieser Zeit unter demselben einmal um sich selbst hinweg gedreht haben wird, und zwar im Sinne der Bewegung des Uhrzeigers einer auf den Pol gelegten Uhr. Betrachtet man jetzt aber Fig. 8 und denkt sich den Rahmen, an welchem das Pendel befestigt ist, nicht über dem Pole P der Erde, sondern über dem Orte E mit der geographischen Breite φ aufgestellt, so wird sowohl der Lotpunkt E des Pendels sowie der Aufhängepunkt D einen Kreis um die Erdachse $B\,O'$ beschreiben. Die zum Erdmittelpunkt führende Lotlinie $D\,O'$ wird bei einer Umdrehung der Erde um die Achse einen Kegel beschreiben und ebenso die durch D und E gelegten Senkrechten auf die Lotlinie $D\,O'$. Bei dieser Drehung wird der dem Pol nähere Ständer des Aufhängegestelles sich langsamer als die vom Pol entferntere Säule drehen. Der Verbindungsbalken $\alpha\beta$ der Säulen wird beständig auf dem durch die Senkrechte T beschriebenen Kegelmantel liegen. Denkt man sich nun diesen Kegelmantel

Fig. 8.



längs irgend einer solchen Erzeugenden T aufgeschnitten und in die Ebene ausgebreitet, so entsteht eine Figur, wie sie in Abbildung 8 *a* angedeutet ist. Der überstumpfe Kreisausschnitt DBD gibt die wahre Summe aller durchgemachten Drehungen an. Dieses Resultat, welches vielleicht für den ersten Augenblick überraschend ist, lehrt, daß die Umdrehung, die am Pol in 24 Stunden 360 Grade ausmacht, mit abnehmender Breite, wenn man sich also dem Äquator nähert, immer geringer wird. Je kleiner der Winkel φ wird, desto höher wandert der Schnittpunkt B der Senkrechten auf die Lotlinie DO' auf der Verbindungslinie des Erdmittelpunktes O' mit dem Pole P hinauf. Der Kegelmantel, den die Erzeugende BD durch Rotation um die Achse $O'D$ bildet, wird immer spitzer. Schneidet man einen solchen Kegelmantel wieder längs einer Erzeugenden auf und breitet man ihn in die Ebene aus, so wird der Winkel DBD des Kreisausschnittes immer kleiner, d. h. je näher der Punkt, in welchem das Pendel schwingt, dem Äquator ist, desto geringer ist die Ablenkung in 24 Stunden. Ein Punkt am Äquator selbst erleidet, da die Senkrechte auf die Schwererichtung die Linie $O'B$ überhaupt nicht trifft, der Kegelmantel also in einen Zylindermantel übergeht, gar keine Ablenkung. Schlitzt man den so entstehenden Zylindermantel längs einer Erzeugenden auf, so entsteht beim Auseinanderbreiten in die Ebene kein Kreisausschnitt und infolgedessen auch kein Winkel DBD, was beweist, daß die am Äquator erlittene Drehung gleich Null ist. Da man die Höhe h der Aufhängevorrichtung gegenüber dem Erdradius R vernachlässigen kann, so gelten die obigen Betrachtungen natürlich auch für den Punkt E der Erdoberfläche und für den Kegelmantel mit der Erzeugenden AE, welche senkrecht auf dieselbe Schwere-Linie DO' ist, nur daß sie durch den Punkt E geht. Aus Fig. 8 sieht man, daß: $\frac{R'}{\Sigma} = \cos(90^0 - \varphi) = \sin\varphi$. Da man aber, wie oben dargelegt, auch die Werte der entsprechenden Größen des Punktes E nehmen kann, so folgt: $\frac{r'}{s} = \cos(90^0 - \varphi) = \sin\varphi$; r' ist dann gleich $s' \sin\varphi$. Die Mantelfläche des Kegels, welcher von der Erzeugenden BD beschrieben wird, ist, wie die elementare Geometrie lehrt: $R'\pi\Sigma$ und dies wieder nahezu vollkommen gleich: $r'\pi s$. Da aber, wie oben erhalten wurde, $r' = \sin\varphi$, so erhält man letzteren Wert für den Kegelmantel, wenn man den Betrag für r' einsetzt: $s^2\pi\sin\varphi$. Da aber der ganze Kreis in Fig. 6 *a* gleich ist $\Sigma^2\pi$, was nahezu identisch mit $s^2\pi$ ist, so folgt aus obigem, daß unser Kreisausschnitt im Verhältnis $\sin\varphi$ kleiner ist als der Kreis, oder mit anderen Worten, daß die Umdrehung an einem Ort mit der geographischen Breite φ im Verhältnis $\sin\varphi$ mal kleiner ist als die Umdrehung am Pole.

Für Wien, dessen geographische Breite $48^0\ 12'\ 35''$ ist, wird die Ablenkung in 24 Stunden $360 \times \sin 48^0\ 12'\ 45'' = 360 \times 0{\cdot}74559 = 268.4^0$ betragen. Ein Pendel von 80 *m* Länge, welches von seiner Lotrichtung um je 5^0 nach beiden Seiten schwingt, wird einen Kreis von 14 *m* Durchmesser, oder 7 *m* Radius durch die Ablenkung der Erdrotation beschreiben wollen. Der Umfang dieses ganzen Kreises wird zirka 44 *m* sein. Nachdem

aber in der Breite von Wien nicht der ganze Kreis von 360 Graden in 24 Stunden durch die Ablenkung durchlaufen wird, sondern nur 268·4 Grade, so beträgt der Umfang des entsprechenden Kreissektors, der in 24 Stunden beschrieben wird, 32·8 *m*. In einer Stunde werden also 1·3667 *m* am Kreisumfang zurückgelegt. In 5 Minuten zeigt sich bereits die Ablenkung durch die Erdrotation bei einem solchen Pendel dadurch, daß die Spitze der Kugel, welche in Sand ihre Bewegung markiert, nun 11·4 *cm* weiter gewandert ist.

Es ist klar, daß all die obigen Resultate durch den Luftwiderstand, der bei obiger Rechnung nicht berücksichtigt wurde, etwas modifiziert werden. Man muß daher bei dem Versuch durch Anwendung möglichst dünner Aufhängefäden — Klaviersaitendrähte — diesen Widerstand auf ein Minimum bringen. Die Aufhängevorrichtung muß äußerst solid montiert sein und besonders muß dafür gesorgt werden, daß das Pendel nicht von Haus aus beim Losschwingen die besonders berüchtigte Drehbewegung erhält. Um jeden Stoß beim Loslassen des Pendels zu vermeiden, wird es, nachdem es vorsichtig aus seiner Ruhelage gebracht, angebunden, und der Faden bei Beginn des Versuches durchgebrannt, um die Erteilung eines Stoßes zu vermeiden.

Die Bahn des Pendels liegt beim Schwingen nicht in einer Ebene. Durch den Impuls der Erdrotation wird verhindert, daß das Pendel immer durch den Mittelpunkt des Kreises schwingt, den es infolge der Erdrotation beschreibt. Die eigentliche Bahnkurve ist eine sphärische Rollkurve. Jeder Schwingungsast berührt zwei um den Punkt herum gezogene konzentrische Kreise, welcher durch den Durchstoß der vom Aufhängungspunkt des Pendels herabgezogen gedachten Schwerelinie mit der Erdoberfläche charakterisiert ist. In dem äußeren, großen der konzentrischen Kreise, sind alle Endpunkte der Amplituden des schwingenden Pendels; der innere kleine Kreis wird eingehüllt durch Bahnkurven des Pendels, die ihn tangieren.

Nach Foucault wurde der Pendelversuch in einer großen Anzahl von Städten, wie z. B. von Secchi in Rom (Pantheon), von Bunt in Bristol (Kirche St. Nicolaus), von Phillips in New-York, von Oliveira in Rio de Janeiro, von Garthe in Köln (Dom), von Strehlke in Danzig, von Delabar in St. Gallen, und erst im vorigen Jahr von Flammarion abermals im Pantheon in Paris wiederholt. Immer wurde an der Verbesserung der Versuchsmethoden gearbeitet. So einfach jedoch dem Anscheine nach der Versuch ist, so mannigfach sind die auftauchenden Fragen und die praktischen Schwierigkeiten. Trotz der vielen Versuche und trotzdem eine wahre Flut von Schriften zur Klarlegung der genaueren Vorgänge bei dem Foucaultschen Pendelversuch erschienen ist, hat man in einzelnen, und zwar ganz wesentlichen Punkten noch kein vollkommen befriedigendes Resultat erzielt, so daß, besonders in theoretischer Beziehung, wohl aber auch in der praktischen Durchführung noch immer viel zu tun übrig bleibt. Einer dieser höchst schwierigen Punkte ist der bezüglich der Bahnkurve des Pendels, der früher schon erwähnt wurde. Unter den der Wirklichkeit entsprechenden Bedingungen ist die strenge Behandlung ungemein schwierig. Auf andere solcher Besonderheiten, welche wesentlichen Einfluß auf den Versuch ausüben und noch recht viele Unklarheiten enthalten, einzugehen, ist hier unmöglich. Jedenfalls muß aber jede Ausführung des Versuches deshalb begrüßt werden, weil von ihr

möglicherweise Klärung der bei diesem scheinbar so einfachen Experiment noch immer vorhandenen Zweifel und Fragen erhofft werden kann.

Hiemit glaubt der Verfasser seine Ausführungen schließen zu können mit dem Bewußtsein, vielleicht von mancher Seite den Vorwurf hören zu müssen, daß jede strenge Behandlung des Themas unterlassen wurde, die die Sache vielleicht kürzer, klarer und übersichtlicher gemacht hätte. Dessen ist sich der Verfasser vollständig bewußt. Es sollte aber hier, in einer Schrift, die für alle Kreise verständlich und vor allem allen Kreisen anregend und nicht ermüdend sein soll, Abstand von jedem, auch dem elementarsten mathematischen Kalkül genommen werden. Die Darlegung soll nur dem allgemeinen Verständnis dienen und durchaus keine fachgelehrte Abhandlung sein. Sollte sie auch nur ein Weniges zur weiteren Verbreitung des Verständnisses der kolossalen Wirkungen der Erdrotation beitragen, dann ist die aufgewendete Mühe reichlich belohnt. Sollte ferner auch nur das gelungen sein, zu zeigen, daß der anschaulichste Versuch zum Beweise der Erdrotation, der Foucaultsche Pendelversuch, trotz oftmaliger Wiederholung noch viel öfters wiederholt werden muß, um über alle Punkte Klarheit zu schaffen, dann ist auch hiemit viel gewonnen. Denn zu glauben, der menschliche Geist habe selbst bei dem einfachsten Experiment nichts Neues mehr zu lernen, ist Eigendünkel und Vermessenheit. Auch hier gilt das Wort des Dichters und mahnt zur Vorsicht und Bescheidenheit:

> Croire tout découvert est une erreur profonde,
> C'est prendre l'horizon pour les bornes du monde. (Lemierre)



Menschenkinder.

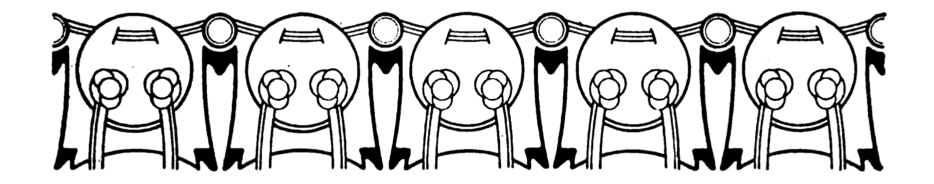
Von Karl Domanig.

Von jedem Tierlein weißt du, woran du bist:
Du scheu'st des jungen Fuchsen Gebiß und List,
Und ziehst dir auf vom Neste die Nachtigall: —
Wie eines je gewesen, so sind sie all.

Nur einem Menschenkinde weissage nicht,
Was seiner harrt, ob Krone, ob Halsgericht!
Lammfromme sah ich werden wolfartig wild
Und Engelkeusche verkehrt ins Gegenbild.

Und der sich reinen Menschtums berühmen mag,
Ach Gott, ist des nicht sicher, nicht einen Tag;
Der frommste Knecht muß beten: Herr, Gnade gib
Daß ich nicht heut' noch werde an Dir zum Dieb





Der greise Tizian und Orazio Vecellio.

Ein in der Gesellschaft der Wiener Kunstfreunde gehaltener Vortrag von

Adalbert Graf Dzieduszycki.

(Schluß.)

Die erstaunliche Frühreife mancher Renaissance-Künstler mutet uns moderne Menschen wunderlich an. Wir finden dieselbe aber schließlich begreiflich, sobald wir bedenken, daß man ehedem nicht erst nach Absolvierung anderwärtiger Studien in die Malerschule eintrat, daß das Malen das Hauptgeschäft des künftigen Meisters bereits in seinen Knabenjahren war. Unter diesen Umständen wird es in den alten Werkstätten mitunter viele Wunderkinder gegeben haben und begabte Söhne von Malern werden wohl das Zeichnen und Malen fast mit der Muttersprache zugleich erlernt haben. Es liegt also nichts Anstößiges darin, daß das früheste mir bekannte Bild, welches durch die grünlichen und bräunlichen Untertöne, sowie durch die unruhige Verteilung zerrissener Lichter und Schatten die Hand Orazios zu verraten scheint, bereits im Jahre 1534, also in einer Zeit bestellt worden ist, in welcher Orazio noch nicht recht aus der Kinderstube herausgewachsen war. In diesem Jahre gab nämlich Isabella von Este, Herzogin-Mutter von Mantua, dem Tizian den nicht besonders ansprechenden Auftrag, ihr Bildnis nicht nach der Natur, sondern nach einem gewiß minderwertigen Porträt aus ihren jüngeren Jahren zu malen, da die hohe Dame den Nachkommen sich so schön als möglich vorstellen wollte. Es dauerte mitunter fast ein ganzes Dezennium, bevor ein bei Tizian bestelltes Bild ausgeliefert wurde, es wird also Frau Isabella auch schon einige Jahre auf das Bildnis gewartet haben, welches jetzt das Wiener Hofmuseum schmückt. Es ist ein sehr interessantes, ja ein bedeutendes Kunstwerk, aber besonders geschmeichelt ist der Herzogin keineswegs; der charakteristische Kopf ist mit herbem und fast naivem Realismus wiedergegeben, die Hände sind etwas steif und hölzern, und Gegenstand der Bewunderung sind vor allem die Haare, der Schmuck und andere Nebendinge, welche mit einem sonst bei Tizian ganz ungewohnten Nachdruck angedeutet erscheinen. Vergleicht man die ganze Auffassung dieses Bildes mit den um dieselbe Zeit entstandenen großartigen Bildnissen in Florenz, mit dem Herzog und der Herzogin von Urbino in den Uffizien oder mit der unwiderstehlich bezaubernden

Bella di Tiziano im Pitti-Palast, so ist es schwer, an die gemeinsame Urheberschaft zu glauben. Der Verdacht liegt nahe, es habe Tizian die unwillkommene Bestellung einige Jahre vernachlässigt und dann die Ausführung im Wesentlichen dem Knaben Orazio anvertraut, welcher so seine Kräfte und sein Talent öffentlich — natürlich uneingestandenermaßen — erprobte.

Eine ähnliche Aufgabe war es, auf Bestellung der venezianischen Regierung das jugendliche Bildnis der seit zweiunddreißig Jahren verstorbenen „Tochter der Republik", der Königin von Cypern, Katharina Cornaro, zu malen; und sehen wir uns in den Uffizien das im Jahre 1542 entstandene, ziemlich steife und reizlose, bräunlich untermalte Bild an, ein Bild, an welchem wieder die geschickte Ausführung des Schmucks vor allem auffällt, so können wir nicht umhin zu glauben, daß der fünfzehnjährige Orazio hier wieder den Vater bei der Ausführung einer wenig verlockenden Aufgabe vertrat. Die nämliche Vermutung drängt sich in Hinsicht auf die „Allokution des Davalos" auf, ein großes, wenig ansprechendes, offizielles Gemälde, welches sich im Prado-Museum befindet, bereits lebhaft an den sogenannten Altersstil mahnt und um dieselbe Zeit wie das Porträt der Katharina Cornaro entstanden ist. Das Gemälde ist so reiz- und geistlos, so farbenarm, ja so dürftig, daß dessen Verfertigung selbst einem unter Aufsicht eines großen Meisters arbeitenden fünfzehnjährigen talentierten Knaben zu keiner übergroßen Ehre gereichen dürfte. Da aber dieses Bild von Bränden beschädigt und vollständig überarbeitet ist, so ist die größte Zurückhaltung bei der Besprechung desselben geboten.

Orazio war bereits siebzehn Jahre alt, also in einem Alter, in welchem mancher Renaissance-Künstler Tüchtiges und Selbständiges leistete, als Tizian den Auftrag erhielt, die neuerbaute Kirche San Spirito in Isola mit Deckengemälden und einem Altarbilde zu schmücken, welche sich jetzt sämtlich in Santa Maria del Salute, zum Teil in der Sakristei, zum Teil in der Kirche selbst befinden. Man wird dieselben schwerlich für eigenhändige Werke des Meisters halten, und dies erklärt den Umstand, daß auch hier wie später in Brescia die Bezahlung des bedungenen Preises verweigert wurde. Das Altargemälde insbesondere, welches die Herabsendung des heiligen Geistes darstellt, wird wohl von Orazio nicht nur ausgeführt, sondern auch selbst entworfen worden sein; es ist ein dunkles, steifes, unerfreuliches Werk eines Anfängers, welcher das Mystische und Pathetische anstrebt und dem die Begabung eines Koloristen abgeht.

Im Jahre 1544 begleitete der Jüngling den bereits betagten Vater nach Rom an den Hof des Papstes Paul III. Mit allen Ehren wurde der berühmte Greis empfangen; er zollte der römischen Kunst Anerkennung, aber wir wissen, daß er sie nicht rückhaltlos bewunderte, daß er seine eigene Art höher schätzte; einen dauernden Eindruck kann der Anblick der Werke eines völlig fremdartigen Geistes auf den Siebenundsechzigjährigen unmöglich

gemacht haben. Anders wohl auf den aus Naturanlage mit Michelangelo sinnesverwandten und außerdem bereits vom Zeitgeist der Gegenreformation berührten Sohn. Die Malerei des für den Reiz strahlender Farben wenig zugänglichen Orazio haben wohl schon seit seinen Knabenjahren die Brescianer und Tintoretto beeinflußt. Der Anblick der gewaltigen Deckenbilder der sixtinischen Kapelle wird für ihn wie eine Offenbarung gewesen sein; in Rom wird er sich selbst gefunden haben.

Schon bei einer früheren Begegnung mit dem Papst in Bologna hatte Paul III. bei Tizian sein Bildnis bestellt. Damals wird Tizian die eigenhändige Farbenskizze verfertigt haben, welche sich in der Petersburger Eremitage befindet, die ich zu besuchen leider nicht die Gelegenheit gehabt habe. Das jetzt im neapolitanischen Museum ausgestellte, für den Papst selbst bestimmte Bild wird Orazio während seines volljährigen Aufenthaltes in Rom für den Vater ausgeführt haben, da es uns bereits alle Merkmale der Kunst des jüngeren Vecellio vorführt. Es ist ein in der Farbe dunkles, von der mächtigsten Leidenschaft durchdrungenes Meisterwerk, in welchem sich uns Orazio bereits als Bildnismaler ersten Ranges offenbart.

Minder glücklich ist ein anderes aus der Werkstätte Tizians stammendes, vielfach überschätztes Gemälde desselben Museums, die sogenannte Danaë, welche nicht nur dem wunderbaren Madrider Bilde, sondern auch der Wiener Darstellung desselben Gegenstandes um vieles nachsteht. In der Farbe kalt, in der Auffassung gemein, hat dies Bild mir nie gefallen können. Es wurde während des Aufenthaltes der beiden Vecellio in Rom von Ottavio Farnese gleichzeitig mit der herrlichen, im Prado-Museum befindlichen, unzweifelhaft von Tizian eigenhändig verfertigten Venus bestellt, und wer die beiden Bilder vergleicht, kann keinen Augenblick glauben, daß sie von derselben Hand herrühren. Zu den Füßen der neapolitanischen Danaë steht ein Amor, welcher nichts vom Liebreiz der Putten Tizians besitzt; es ist ein starker, ungeschlachter Knabe, denen ähnlich, welche später in manchem Werke Orazios vorkommen, und ich bin geneigt, das Gemälde für einen mißlungenen Versuch des Jünglings zu halten, selbständig zu komponieren.

Als Tizian sich mit seinem Sohne Orazio im Jahre 1548 nach Augsburg an das Hoflager Kaiser Karls V. begab, wurden bei ihm so viele Bildnisse bestellt, daß die Ausführung derselben vollauf die Arbeitskraft des Vaters und des Sohnes in Anspruch nehmen mußte. Ja wenn wir das Verzeichnis aller dieser, in wenigen Monaten entstandenen Bildnisse lesen, sind wir genötigt anzunehmen, daß auch noch andere Gehilfen mitgearbeitet haben. Fast alle diese Bilder sind in Spanien bei einer Feuersbrunst zugrunde gegangen. Von den wenigen übriggebliebenen sind mir nur drei bekannt. Das sehr ruhig und breit gemalte Konterfei des am Hoflager als Gefangener weilenden Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen,

welches im Wiener Hofmuseum aufbewahrt wird, ist wohl Tizians eigenhändige Arbeit. Die beiden dunklen, nervös gemalten Bildnisse des Kaisers verraten eine vollständig verschiedene Faktur und sind wohl ausgezeichnete Werke von Orazio's Hand. Das von mir bereits früher besprochene Reiterbildnis des geharnischten Kaisers, eine der Hauptzierden des Madrider Museums und eines der schönsten Bilder, welche überhaupt je gemalt worden sind, gereicht seinem Urheber zur höchsten Ehre, ist aber von allem, woran man unwillkürlich denkt, so oft man den Namen Tizians vernimmt, so grundverschieden, daß man wohl eher den Velasquez für den Schöpfer dieses Wunderbildes halten würde, wenn dies nur chronologisch möglich wäre; andererseits aber stimmt das wunderbare Meisterwerk vollkommen zu den späteren Werken, bei welchen ich die Urheberschaft Orazios voraussetze; hier, wo das dramatische Element wie sonst bei keinem Bildnisse der Welt hervortritt, erblicken wir zuerst in vollkommener Ausführung sowohl bei Roß und Reiter als in der dämmerlichen Landschaft, über welche beide hinwegstürmen, jene düstere Farbenstimmung und jene nervöse Pinselführung, denen wir häufig in den pathetischen Werken des Altersstils begegnen. Die gleichzeitig in Augsburg im selben Stil gemalten und in derselben Sammlung aufbewahrten Darstellungen der Qualen des Prometheus und des Sisyphus sind bei weitem weniger ansprechend und beweisen, daß ihr Urheber — der jugendliche Orazio, — wenn auch durch das Tragische der Gegenstände wirklich angezogen, es wohl nicht vermochte, seinen Bildnissen gleichwertige Historienbilder zu schaffen. Das von mir auch dem Orazio bestimmt zugeschriebene Bildnis des sitzenden Kaisers in der Münchener Pinakothek ist ungeachtet des fehlenden Farbenreizes ohne Zweifel bei weitem das beste Bild aus der Werkstätte Tizians, welches sich in dieser Sammlung befindet.

Kurze Zeit nachher erhielt Tizian in Venedig vom Kaiser den Auftrag für ein großes Gemälde, wobei nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Anordnung des seltsamen Bildes bis ins Einzelne vom Besteller bestimmt wurde; es handelte sich darum, den zukünftigen Augenblick darzustellen, in welchem die Seele des verstorbenen Kaisers vor den Thron der Dreieinigkeit treten würde; la gloria sollte das Bild heißen, es sollte die himmlische Herrlichkeit darstellen, Märtyrer und Büßer sollten die Gottheit um das Heil der verschiedenen Glaubensvorkämpfer anflehen. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Aufgabe dem Meister nicht besonders zusagte, daß er mit der Ausführung des Werkes säumte und es erst nach wiederholtem Drängen des Kaisers im Jahre 1554 nach Spanien mit der Versicherung schickte, es habe ihm das Bild besondere Mühe gekostet. Wer das Bild nicht kennt und vermeint, es habe Tizian, der Schöpfer der Assunta, auch einmal die himmlische Herrlichkeit gemalt, dem spiegelt das Einbildungsvermögen ein strahlendes, freudenvolles Wunder vor voll heller Farbenpracht, von den wonnigen Gestalten glückseliger, jungfräulicher weiblicher Heiligen und jugendlicher Bekenner erfüllt, von

bezaubernden Chören unvergleichlicher Engelkinder durchflogen. Wie enttäuscht wird er sich sehen, wenn er im Prado-Museum das unerquickliche, geradezu langweilige, vorwiegend violette Machwerk erblickt, in welchem man nach Farbenpracht vergebens sucht, in welchem nicht der leiseste Laut himmlischer Freude erklingt, in welchem es nicht ein einziges Engelein gibt und durchgehends ganz unglücklich aussehende, zumeist greise Heiligengestalten in einem düsteren und abstoßenden Himmel wüste Gymnastik vor dem Throne des Allmächtigen treiben, sich so sonderbar winden und drehen, als ob sie von einem unruhigen Traume gequält wären. Nein! Tizian hat das Bild unmöglich weder ausgeführt noch entworfen; da er versicherte, es habe ihm viel Mühe gekostet, hat er sich einer Unaufrichtigkeit schuldig gemacht, um einem etwaigen Zweifel an der Authentizität des Bildes vorzubeugen und zu verhindern, daß man aus diesem Grunde vielleicht mit der Auszahlung des Honorars säume. Wer die Sitten der großen Maler der Renaissance kennt, wird daraus dem Greise keinen allzuschweren Vorwurf machen können. Es hat ja Leonardo da Vinci das im Louvre befindliche Exemplar der „Madonna in den Felsen" als seine eigenhändige Arbeit König Franz I. von Frankreich selbst überbracht und es gibt jetzt wohl, wenigstens außerhalb Frankreichs, nur äußerst wenige Kunstkenner, welche das Bild für etwas mehr als eine Schulkopie halten würden; ein Jahrhundert später mußten Rubens und Van Dyk öfters eingestehen, daß von ihnen als eigenhändige Arbeiten gelieferte Gemälde in Wirklichkeit von Gehilfen verfertigt worden waren. An dem guten Rufe Tizians will ich daher keineswegs nörgeln; ich bleibe aber dabei, daß nicht er selbst, sondern sein Sohn Orazio in der großen Familienwerkstätte in der Lagunenstadt das La Gloria genannte, in Madrid befindliche große Gemälde sowohl im Wesentlichen entworfen als auch ausgeführt hat.

Die ganze Auffassung, das Kolorit, die Zeichnung gleichen ebensosehr dem, was wir in den sonst von mir dem Orazio zuerkannten Gemälden zu sehen gewohnt sind, als sie sich von der Malart der wirklich eigenhändigen „Poesien" Tizians unterscheiden, der „Sankt Margaretha" und „Venus und Adonis" betitelten Bilder, welche um dieselbe Zeit nach Spanien verschickt wurden und gegenwärtig im Prado-Museum in der unmittelbaren Nachbarschaft der „Himmlischen Herrlichkeit" hängen. Der Mann, welcher diese „Gloria" entworfen und gemalt hat, war offenbar ein viel jüngerer Künstler, welcher nicht mehr von der Sonne der italienischen Frührenaissance angestrahlt wurde, ein in der Lebensauffassung der Gegenreformation gereifter Vorläufer des Seicento, ein Nacheiferer Michelangelos, dem die titanischen, unruhigen Gestalten des jüngsten Gerichtes vorschwebten und dessen Können dem Wollen noch nicht vollständig gewachsen war, wo es sich nicht um eine Einzelgestalt, sondern um eine große, figurenreiche Komposition handelte. Ja, sobald wir das Bild nicht als ein Werk Tizians ansehen, nicht die demselben eigenen, unübertrefflichen Vorzüge darin ver-

gebens suchen, sobald wir uns darüber Rechenschaft bieten, daß wir es hier mit der Schöpfung eines Künstlers zu tun haben, dem die Gabe, uns durch Farbenharmonie zu bezaubern, leider von der Natur versagt war, des Kindes einer bereits ganz anders geartenen Zeit; sobald — sage ich — wir das Bild nicht mehr für einen „Tizian" halten, mißfällt es etwas weniger; wir bewundern die breite Faktur, die kühne Zeichnung, ja wir erkennen in der unruhigen Komposition ein düsteres, aber doch großartiges aufrichtig empfundenes religiöses Pathos. Das Bild ist weder den bereits besprochenen Papst- und Kaiserbildnissen, noch späteren und reiferen Historienbildern desselben Stils ebenbürtig, aber es ist doch das Werk eines sehr bedeutenden Künstlers, welcher bereits ein großes Können beherrscht und nur noch nicht die volle Meisterschaft erreicht hat. Es wurde dem Bilde auch bei den Zeitgenossen ein allgemeiner, lauter Beifall zuteil. Die jüngere Generation wurde viel mehr durch die eben damals „moderne" Auffassung des Sohnes als durch den olympischen Glanz des Vaters angesprochen und selbst Karl V. verliebte sich dermaßen in das selbstbestellte Bild, daß er nach seiner Abdankung von demselben nicht scheiden wollte, es ins Kloster San Just mitnahm und vor seinem Sterbebette aufhängen ließ. Hat das Reiterbildnis des Kaisers einen nicht zu bestreitenden Einfluß auf den großen Velasquez ausgeübt, so läßt sich der Einfluß der „Gloria" auf die ganze spanische Schule, besonders auf die sevillanischen Vorgänger Murillos nicht übersehen; auch unter den späteren Italienern haben Luca Giordano und Tiepolo oftmals eben dieser Komposition nachgeeifert.

Uns sprechen die Bilder mit Einzelfiguren, welche von derselben Hand herrühren, um dieselbe Zeit nach Spanien geschickt wurden, in selbem Museum aufbewahrt sind, unvergleichlich mehr an; das eine von ihnen stellt den dornengekrönten Heiland dar, zwei andere die Schmerzensmutter Maria. Von Farbenzauber kann hier ebenfalls durchaus nicht die Rede sein, und der mißlungene Versuch, schöne Farben bei den Gewändern zu gebrauchen, hat zur Folge eine fast abstoßende Wirkung des Kolorits gehabt, dergestalt, daß es vollkommen unglaublich ist, daß diese Bilder von Tizian herstammen, von jenem Tizian, welcher sich selbst bald nachher gerade als Kolorist in dem „Sündenfalle" und in der „Danaë" übertreffen sollte. Dafür werden wir mächtig durch den Ausdruck des heiligsten, innigsten Schmerzes angezogen, und es ist uns wiederum unmöglich zu glauben, daß Tizian in seiner heiteren, klassischen Seele die Quelle eines solchen, jedes theatralischen Beisatzes baren Pathos gefunden hätte. Diese Gemälde halte ich entschieden für vortreffliche Werke Orazios. Übrigens gibt es noch andere, die Seele zutiefst erschütternde Darstellungen der Mater Dolorosa, welche, ohne jeden Farbenreiz, doch für Meisterwerke gelten müssen und ohne Zweifel von Orazio herrühren. Von den mir bekannten will ich nur ein Bild in den Uffizien, ein zweites im Schlosse des Grafen Tarnowski zu Dzikow in Galizien erwähnen.

Alsbald ergingen auch aus Venedig umfangreiche Bestellungen an die Werkstätte Tizians und der bald Achtzigjährige überließ die Ausführung derselben, vielleicht mit Ausnahme des farbenschönen, klassisch ruhigen, die Weisheit darstellenden Deckengemäldes in der Bibliothek Sansovinos, wie gewöhnlich seinem Sohn, während er selbst wohl nur die Eingebungen seiner eigenen Phantasie wie vor Jahren farbenprächtig und nur mit immer breiteren Pinselstrichen darstellte. Der Doge Venier bestellte ein Votivbild mit dem Bildnis des seit mehr als dreißig Jahren verstorbenen Dogen Grimani. Höchst eigentümlich und ungewöhnlich ist die Auffassung des übrigens noch beim Tode Tizians und Orazios in der Familienwerkstatt, gegenwärtig im Dogenpalast befindlichen großen Gemäldes. Antonio Grimani wird nicht, wie sonst in derartigen venezianischen Votivbildern, als Doge in dem von Farben und Gold prangendem Ornat, sondern als Ritter im Panzer dargestellt. Bevor er das höchste Amt der Markus-Republik bekleidete, war er bei den Türken Kriegsgefangener gewesen, und der Meister stellt ihn als von einer Vision getrösteten Gefangenen dar. Es erscheint ihm die weißgekleidete, jugendliche Gestalt der Fides, von einer Gloria und einem Cherubimkranz umgeben, mit dem Kelch in der Rechten und einem großen Kreuze in der Linken, und tröstet ihn mit der Hoffnung auf die einstige Rückkehr in die im Hintergrunde des Bildes sichtbare Lagunenstadt. Höchst ergreifend ist die wehmütige Rührung des knieenden Helden, hinter welchem einige Kriegsknechte aufgestellt sind. Links vom Zuseher steht noch, hinter der schwebenden Fides, der heil. Markus mit dem Evangelium und dem Löwen. Es scheint wohl die ganze Sippe Vecellio an dem Votivbilde gemalt zu haben; der heil. Markus ist bekanntlich von Marco Vecellio; die Kriegsknechte sind vielleicht von noch geringerer Hand und Tizian selbst hat wohl einige Engelputten hineingemalt. Aber das Ungewohnte der Auffassung, das nüchterne Kolorit, die weiße Gewandung der Fides, die schwerfällige, stoffliche Glorie derselben, die Art der Schattengebung und auch der hohe dramatische Ausdruck lassen den Entwurf und die Ausführung der Hauptfiguren dem Orazio beimessen, welcher somit endlich, mit dreißig Jahren, vollständig Meister geworden ist und sich nun auch der Herstellung großer Historienbilder in jeder Hinsicht gewachsen zeigt.

Ein vollkommenes Meisterwerk, in welchem wohl Alles von Orazio herstammt, ist auch die gleichfalls zu jener Zeit entstandene große, jetzt in der Jesuitenkirche zu Venedig befindliche, ehedem von Frau Elisabeta Quirini für eine andere Kirche bestellte, die Marter des heil. Laurentius darstellende Altartafel. Wer dieselbe in gutem Lichte, an einem heiteren Tage um Mittag gesehen hat, der wird den gewaltigen Eindruck dieser gemalten Tragödie wohl nie vergessen. Der jugendliche Märtyrer, von Schergen und Soldaten umgeben, liegt auf dem Eisenrost auf dem Rücken und die Quäler sind eben daran, ihn grausam auf dem glühenden Eisen umzudrehen. Die mißlungenen Versuche, schönfarbig zu malen, welche frühere Bilder ver-

unstaltet hatten, sind hier ebenso wie in der „Fides" völlig aufgegeben worden, wogegen die vollste Meisterschaft in der Behandlung des Helldunkels im prächtigen, bei Tizian selbst ganz ungewohnten Nachtstücke hervortritt. Drei Lichter kreuzen sich meisterhaft in der Finsternis: die rote Glut unter dem Bratroste, der von oben herabflackernde Abglanz einer Fackel und endlich ein übernatürliches, aus einem hellen Punkte im nächtlichen Himmel herabstrahlendes Licht, welches den nackten Körper des schönen Heiligen wunderbar verklärt. Es gibt keine Engelerscheinungen, keine gequälten Gestalten wie in der Gloria; alles ist in der düsteren, ergreifenden Komposition notwendig, und die vollste Beherrschung der Zeichnung erscheint in der kühnen Kürzung, in welcher der Heilige dargestellt worden ist. Im höchsten Grade bewunderungswürdig ist die Wiedergabe der verschiedensten, ganz dramatisch aufgefaßten Seelenstimmungen. Hart, grausam, leidenschaftlich sind die Schergen, aber wie in der Tragödie eines Sophokles wird die Leidenschaft überwunden, es werden Schreck und Mitleid verklärt durch den erhabenen Ausdruck des Märtyrers, welcher im Geiste nur Gottes gewahr wird, über alle sinnliche Qual durch seine Glaubensglut hoch entrückt ist.

Die ganze Malweise deutet darauf hin, daß Orazio in seinen frühen dreißiger Jahren auch das Bild Johannes des Täufers in der Wüste hergestellt hat, welches gegenwärtig in der Akademie in Venedig in demselben Saale mit zwei anderen Bildern aus Tizians Werkstätte, mit dem wundervollen, figurenreichen Tempelgange Mariä und mit dem früher dem Tintoretto zugeschriebenen, äußerst farbenprächtigen Bildnisse des Dogen Venier ausgestellt ist. Sowohl der Tempelgang wie das Bildnis sind wohl sicher eigenhändige Arbeiten Tizians. Der Tempelgang ist ein unvergleichliches, etwa zehn Jahre vor der jetzt besprochenen Zeit entstandenes Meisterstück, ein unvergleichbares Wunder sonniger, heiterer Kunst; vielleicht sind nur die Gestalt der vor der Tempelstiege sitzenden Alten und ein paar Köpfe im Hintergrunde von dem noch unerfahrenen Orazio in das strahlende Bild des Vaters grau und kalt hineingemalt worden. Der Doge Venier wurde um dieselbe Zeit wie der Johannes gemalt. Hier kann man also ruhig den Unterschied beider Malarten untersuchen: wenn auch der Johannes in der Zeit entstanden ist, da die Pinselführung Orazios die ruhigste war, jugendliche Unebenheiten bereits vollständig überwunden waren und der Künstler sich noch nicht zur späteren Frechheit seiner Faktur hatte hinreißen lassen, so ist der Unterschied doch augenfällig; auf dem Antlitz des Täufers gibt es noch unnötig zerrissene Schatten, Hautfarbe, Licht und Halbdunkel sind gleichmäßig kalt und undurchsichtig; der Maler, rein als solcher, ist dem Tizian nicht ebenbürtig: und doch werden wir mächtig von der Glut der düsteren Begeisterung des Büßers und Propheten gepackt, wie dies nimmer beim Anblick einer heiteren Schöpfung des Klassikers Tizian zutrifft.

Neben dem heil. Dominikus in der Galerie Borghese zu Rom und dem ausgezeichneten, nach dem Arzte Parma benannten Bildnisse im Wiener

Hofmuseum hat Orazio Vecellio um diese Zeit, wie dies die Faktur bezeugt, das einzige mir bekannte Bild gemalt, welches eingestandenermaßen, traditionell, urkundenmäßig ihm und nicht seinem Vater zugeschrieben wird und welches infolgedessen einer ganz unverdienten Mißachtung anheimgefallen ist. Das Bild stellt den jungen Tobias mit dem Engel dar, befindet sich in der Kirche Santa Caterina in Venedig und ist daselbst leider in ungünstiger Beleuchtung aufgestellt. Die Vermutung liegt nahe, Orazio habe das Gemälde als Votivbild verfertigt zum Dank für die Genesung seines greisen Vaters aus einem Augenleiden, von welchem derselbe, wie wir bestimmt wissen, heimgesucht worden war; und diesem Umstande werden wir es wohl verdanken, daß Orazio dieses Bild ausnahmsweise, ohne Rücksicht für das Geldgeschäft, als sein eigenstes, persönliches Werk bezeichnete. Für mich ist diese eingestandene Arbeit Orazios ein unschätzbarer Beleg und bestätigt vollkommen die Wahrheit der Hypothese, welche von mir bereits ausgedacht war, bevor ich auf dieses Unikum aufmerksam gemacht wurde. Der dargestellte Gegenstand ist in der altitalienischen Kunst ziemlich häufig und hat sonst dem Cima, dem Verrocchio, dem Tizian selbst Gelegenheit zu heiteren, idyllischen Schöpfungen gegeben. Von Belang für uns ist vor allem das ebenfalls in Venedig, in der Kirche San Marziliano befindliche Tobiasbild Tizians; dasselbe gehört zu einer Gruppe heiterer, im reiferen Mannesalter des Künstlers entstandener, mir nur aus Venedig selbst bekannter Andachtsbilder, in welchen die freudigen Figuren vom vollen Sonnenlicht umschwommen, in leuchtenden hellen Farben, fast ohne Schatten gemalt sind, wie man dies außerdem beim Sankt Nikolaus in der Kirche San Sebastiano und bei Johannes „dem Almosenspender" in der diesem Heiligen gewidmeten Kirche sehen kann. Von einer Idylle ist im Bilde Orazios keine Rede; alles ist vielmehr ernst, großartig, dramatisch erhaben; wehmütig ist der bange Ausdruck des auf den Gabriel hinaufblickenden Knaben, mächtig der Flügelschlag des Erzengels. Sowohl die Auffassung wie die ganze Faktur gleichen am meisten derjenigen „Johannes des Täufers".

Die größte Zurückhaltung gebietet wohl die Zuweisung der Bildnisse, welche in späterer Zeit aus der Werkstätte der Vecellio stammen: ich werde also nur andeuten, daß ich geneigt bin, die Urheberschaft das Porträts einer Dame in Trauer, in der Dresdner Galerie, dem Orazio zuzusprechen und die Zeit der Entstehung dieses Bildes in die Periode zu setzen, da auch der Laurentius, der Johannes, die Fides, der Tobias entstanden sind. Die Dame in Rot, im Zwinger zu Dresden, wird wohl auch eine Arbeit Orazios, jedoch aus viel früherer Zeit, gewesen sein. Erst im Jahre 1569 ist wohl das ausgezeichnete Bildnis des Antiquars Strada (im Wiener Hofmuseum) entstanden. Ich halte dasselbe gleichfalls für ein Werk Orazios und vielleicht für eins seiner vorzüglichsten Bildnisse; die bräunliche Karnation, die Behandlung der roten Ärmel und des grauen Pelzes, wie auch der nervöse, unruhige und doch kräftige Ausdruck des Kopfes sprechen dafür,

daß nicht der bereits zweiundneunzigjährige Tizian, sondern sein in voller Manneskraft stehender Sohn dieses Bildnis gemalt habe.

Manchem wird es aufgefallen sein, wie wenige sogenannte Selbstbildnisse Tizians aus seinen jüngeren Jahren vorhanden sind, während man solchen aus seinen späteren Jahren häufig in den größeren Sammlungen begegnet. Für uns ist das Rätsel leicht zu lösen. Tizian war viel zu „objektiv“, um sich mit der Darstellung der eigenen Person abzugeben; in seinen Greisenjahren malte er wiederholt die Gestalt seiner Lieblingstochter; in Pest erblicken wir sie im schlichten schwarzen Kleide, in Berlin als Jungfrau mit der Fruchtschale, in Wien fast ganz entkleidet, in Dresden endlich einmal in ihrer Jugend, ein zweites Mal in ihrem reiferen Alter, und überall ist die Malweise höchst gediegen, klassisch in sich abgeschlossen; es sind die Pinselstriche breit, ruhig und sicher, das Helldunkel ist bezaubernd durchsichtig, obwohl die bei Orazio übliche Rücksicht auf naturalistische Reflexe wegfällt, das Kolorit ist hell und lichtdurchdrungen und erhebt sich im Berliner Meisterwerke zu einer wunderbaren Farbenharmonie. Ganz anders der Sohn; derselbe war dem Vater gegenüber so hingebungsvoll, daß er es bis zum vollem Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in derjenigen Tizians brachte, und er malte natürlich gerne das Antlitz des berühmten Greises. Dabei erwarb er sich eine neue Malweise, welche für die letzten siebzehn Jahre seines Lebens, für die Zeit seiner vollen Meisterschaft, charakteristisch geblieben ist, von welcher aber sein Vater durchaus unberührt blieb. Wie hundert Jahre später der alternde Velasquez, so verfertigte Orazio die Bildnisse seines Vaters vermittelst kühn hingeworfener, geradezu frecher Pinselstriche, welche sich wohl häufig durchkreuzen, aber in der Nähe ganz deutlich gesehen werden. Um den Eindruck der in dieser Weise entstandenen Gemälde zu würdigen, darf man ihnen nicht zu nahe stehen; nur in einiger Entfernung entwirrt sich das anscheinend wüste Farbenchaos; man erblickt grünliche, dunkle Bilder, deren Farbe dem Auge keine Freude bereitet, aber man erblickt auch unvergleichlich wahre, lebende, plastische, luftumschwebte Gestalten, und das jetzt von Orazio erreichte Können ist fast noch wunderbarer als dasjenige, welchem man beim Velasquez in den „Meninas“ und in den „Hilanderas“ begegnet. In dieser Weise malte Orazio auf Bestellung die jetzt im Prado ausgestellte Grablegung, ein Bild voll Jammer und Grauen; ferner ist eine kleinere, weniger ansprechende, grünliche Darstellung desselben Gegenstandes im Wiener Hofmuseum wohl in Gänze von Orazios Hand, während Leandro Bassano die Gestalt des Nikodemus in das noch nicht ausgestellte Bild hineingemalt hat, welches die Nationalgalerie in Pest besitzt. Gleichzeitig mit der Madrider Grablegung, im Jahre 1559, malte urkundenmäßig Tizian wieder eine eigenhändige „Poesie“, die „Diana und Kallisto“, eine figurenreiche, farbenprächtige, klassisch-heitere, breit und ruhig ausgeführte Komposition, deren Wiederholungen im kaiserlichen Museum zu Wien und in der Lukas-Akademie zu Rom seit jeher den

Kunstkennern ein Gegenstand der freudigen Bewunderung sind. Die Grablegung im Prado, die Diana am Burgring sind gewiß ebenbürtige Meisterwerke, aber in Auffassung und Malart so vollständig verschieden, daß sie ganz unmöglich von derselben Hand herrühren können. Der zweiundachtzigjährige Greis, welcher die mythologische Komposition geschaffen hat, lebte und wirkte noch immer in der lichterfüllten Atmosphäre seiner Jugendjahre, hielt sich, um neue Kunstrichtungen unbekümmert, an die glorreiche Tradition der italienischen Vollrenaissance; der erst dreiunddreißigjährige Sohn, welcher das Passionsgemälde malte und sonst allen an die Familienwerkstatt zugegangenen Bestellungen Genüge leistete, war ein Kind eines ganz anderen Zeitalters und er war derjenige, welcher in einer großartigen, sonst von niemandem erreichten Weise den Anforderungen der seinem eigensten Wesen völlig angemessenen Kunstmode entsprach.

Außer der herrlichen, von Tizian selbst infolge eigener Eingebung gemalten Antiope, welche aus dem königlichen Schlosse Prado nach Frankreich in den Louvre gekommen ist, mußte die Werkstätte der Vecellio in den folgenden Jahren noch auf Bestellung drei große Historienbilder für Philipp II. nach Spanien liefern, und zwar im Jahre 1564 eine Darstellung des letzten Abendmahls des Herrn, im Jahre 1567 eine Wiederholung des Laurentiusbildes, endlich im Jahre 1574 ein allegorisches Votivbild zur Erinnerung an den Sieg bei Lepanto. Diese drei Gemälde werden auf Orazio als ihren Urheber zurückzuführen sein; aber die beiden erstgenannten, im Escorial aufbewahrten Bilder sind jetzt leider so sehr in Verfall geraten, daß sich von denselben nichts zuversichtlich aussagen läßt. Das Erinnerungsbild an die große Türkenschlacht war die Folge einer peinlich genauen Bestellung, da sogar eine vom spanischen Maler Coelos entworfene Zeichnung nach Venedig geschickt wurde mit der Weisung, sich genau an diese Skizze zu halten; kein Wunder also, wenn das im Madrider Museum befindliche Bild uns nur wenig ansprechen kann; tritt man vor dieses verunglückte Machwerk, so wird man vor allem der außerordentlichen Stellung des großen Siegesengels gewahr, welcher oben im Bilde einen förmlichen Purzelbaum in der Luft ausführt. Sonst findet man wenig zu bewundern.

Übrigens war Philipp II. dem venezianischem Maler nicht so hold wie einst Kaiser Karl V. Als der mehr als neunzigjährige Tizian dem Könige den Antrag machte, eine Reihe von Bildern aus dem Leben des heiligen Laurentius für das Escorial zu liefern, wurde er abgewiesen. Es ist wahr, der greise Vater hatte es diesmal eingestanden, daß die vorgeschlagenen Gemälde in der Hauptsache von seinem Sohne Orazio ausgeführt werden sollten. Diesem Umstande wird er vielleicht die erfolgte Absage zugeschrieben haben, und der gewinnsüchtige Greis unterzeichnete daher desto vorsichtiger die aus seiner Bodega auf Bestellung gelieferten Werke mit dem Namenszuge, welcher auch als Firma des Geschäftes galt. Auf einem der für die Kirche San Salvatore in Venedig gemalten Altarbilder lesen wir

sogar die Inschrift „Titianus fecit fecit“. Und doch sind diese zwei Darstellungen der Verkündigung und der Verklärung Christi wohl großartig, aber der echten Malweise Tizians so fremd wie nur möglich; auf dunklem Grunde erscheinen gewaltig bewegte, dramatische Gestalten, in lange, faltenreiche, weiße Gewänder gehüllt, und nicht nur die ganze Auffassung, auch die Art, wie die geistreichen Pinselstriche chaotisch auf die Leinwand hingeschleudert worden sind, deutet auf reife Werke von Orazio Vecellio. Von ihm stammt auch der wenig anmutende Christus mit dem Zinsgroschen in der National-Galery zu London, und wenn Tizian auch hier seinen Namen unter dem Bilde hat anbringen lassen, so bedeutet das nicht mehr als die emphatische Inschrift: Titianus eques ces. auf dem großen, Christus und Pilatus darstellenden Gemälde in Wien am Burgring, welches doch keinesfalls für ein eigenhändiges Werk Tizians — wohl auch unmöglich für ein Werk Orazios — gelten kann. Zu einer Zeit, da ungeachtet aller Ruhmsucht und humanistischer Schönrederei die Maler noch nicht Akademiker, sondern Mitglieder der Lukas-Gilde waren, war eben die Unterschrift eines Künstlers nichts mehr als eine Geschäftsfirma, welche die Herkunft aus einer bestimmten Werkstätte bezeugte. Tizian selbst hat übrigens in seinem Greisenalter eine figurenreiche Darstellung Christi mit dem Zinsgroschen gemalt, welche im Seminar zu Loretto aufbewahrt wird und durch ihre strahlende Farbenpracht am besten beweist, wie der Greis bis zu Ende sich selbst treu geblieben, wie verschieden die Malweise des Vaters von jener des Sohnes immer gewesen ist.

Als das hundertste Lebensjahr nahte, dachte Tizian doch öfters an den Tod. Es war sein Wille, daß sein Grabmal durch eine gemalte Darstellung der Beweinung Christi geschmückt werden möge. Die großartige „Pietà“ befindet sich in einem der großen Säle der Akademie zu Venedig und weist unzweideutig auf Orazio als ihren Urheber hin. Auch diesen letzten Liebesdienst hat der ergebene Sohn dem Vater geleistet. Mitten unter pomphaften venezianischen Gemälden aufgestellt, vermag das finstere Bild uns zuerst nicht anzusprechen; aus der unmittelbaren Nähe gesehen, wirkt es unangenehm skizzenhaft wegen der fleckigen, grünlichen Faktur; betrachten wir es aber aufmerksam aus angemessener Entfernung, so müssen wir darin eines der gediegensten, höchsten Meisterwerke der pathetischen Malerei ehrfurchtsvoll begrüßen. In einer schönen Renaissance-Ruine liegt der nackte Leichnam des Erlösers auf dem steinernen Fußboden; der obere Teil des Körpers wird von der links darnieder kauernden Mutter gestützt; rechts kniet Hieronymus, links steht Maria Magdalena. Alles ist hier äußerst stimmungsvoll; im höchsten Grade dramatisch ist der Gegensatz des ergreifenden, stillen, tiefen, gottergebenen Schmerzes der Madonna mit Magdalenens fast rasender Leidenschaft.

Orazio hat sich in seinen späteren Jahren beiweitem nicht auf die Herstellung bestellter Bilder beschränkt. Aus anderem Antrieb hat er manches schwermütige, innigst empfundene dunkle Andachtsbild gemalt. Um nur

Einiges zu erwähnen, was mir von ihm herzustammen scheint, kann ich auf das finstere Gebet in Gethsemane zu Madrid im Prado und auf die merkwürdige, ganz schwarze Farbenskizze der Anbetung der Könige in Wien (Hofmuseum) hindeuten. Ferner besitzt die Münchener Pinakothek zwei Bilder derselben Manier, und zwar eine in der Farbe völlig wirkungslose, in düsterer Landschaft sitzende Madonna mit einem allzugroßen, derben Christuskinde, deren längliches, etwas spitzes Gesicht einen bei Tizian ganz ungewohnten Typus darstellt; dann die berühmte, in der gewaltigen Komposition ergreifende, dramatische Dornenkrönung, welche aber leider, gleich den meisten in München befindlichen Bildern aus Tizians Werkstätte, durch ungeschickte Restaurierung stark verunstaltet worden ist. Soweit es endlich möglich ist, sich eine Meinung auf Grund der Betrachtung von Reproduktionen zu bilden, will ich noch hier den ältlichen, häßlichen und doch erhaben weihevollen Welterlöser mit segnender Rechten und mit einer krystallenen Kugel in der Linken nennen, jenes merkwürdige, der byzantinischen Auffassung sich nähernde Bild aus der Petersburger Eremitage.

Es gibt aber auch mythologische Bilder, die, von den eigenhändigen „Poesien" des greisen Tizian grundverschieden, wohl dem Orazio zugeschrieben werden sollen. Dahin gehört das berühmte Bild in der Galerie Borghese zu Rom, welches „Venus und Kupido" genannt wird. Ich habe mich nie überreden können, daß dieses Bild ein Werk Tizians sei; ja es ist den eigentümlichen Vorzügen jenes farbenprächtigen Klassikers so fremd, daß es mir, so lange ich dabei an Tizian dachte, nicht einmal gefallen wollte, und die wohlverdiente Berühmtheit dieses Bildes wurde mir erst dann begreiflich, als ich mit mir darüber einig war, daß es das Meisterwerk eines anderen, jüngeren Venezianers sein müsse. Jetzt zaudere ich nicht, Orazio Vecellio als den Schöpfer des Gemäldes zu bezeichnen. Auf ihn deutet schon die freche, unruhige, fleckenhafte und doch ein wunderbares Können bezeugende Pinselführung. Die Komposition erinnert wohl an manche Bilder aus Tizians jüngeren Jahren, an die „Allegorie des Davalos" im Louvre, an einige Madonnen mit Heiligen in Wien, Dresden, Paris, aber es ist ganz natürlich, daß sich Orazio bei einem Gegenstande, welcher seiner Eigenart weniger zusagte, in der Aufstellung der Figuren an ältere Gemälde seines Vaters anlehnte; in der Auffassung suchen wir aber vergebens nach heiterer Anmut. Links vom Beschauer sitzt eine ganz bekleidete, merkwürdig ernste und kalte Venus, deren längliches Gesicht demjenigen der bereits erwähnten Münchener Madonna gleicht; groß und derb sind auch hier die Kindergestalten, sowohl die des am Schoße der Göttin gebetteten Amor, welchem die Mutter die Augen zubindet, als auch die des anderen, geflügelten Knaben, welcher der Mutter über die Schulter blickt. Die rechte Bildhälfte ist von den Gestalten einer anbetenden und einer zweiten, bogenspannenden Jungfrau erfüllt, und wäre es nicht die kecke Malweise, so würden dieselben noch am ehesten mancher Nymphe Tizians gleichen.

Viel bezeichnender für Orazios Eigenart ist das merkwürdige mythologische Gemälde im Wiener Hofmuseum, welches ich als eine Darstellung des Hades und der Eurydike deute. In der Gestalt eines jugendlichen Schäfers freit der Gebieter der Unterwelt um die Sterbliche, indem er, neben der auf einem Tierfell ausgestreckt ruhenden Frau sitzend, ihr auf der Schäferflöte vorspielt. Beide Gestalten sind vollkommen schön, und das ahnungsvolle Gesicht der nackten, von der Leidenschaft bereits umstrickten Frau trägt die ernsten Züge der Venus in der Galerie Borghese. Es ist eine idyllische Liebesszene, aber ein im Zeitalter der Renaissance bei solchen Darstellungen ganz ungewohnter Hauch scheint die beiden Geliebten unheilverheißend zu berühren; auch die düstere Landschaft ist bereits von einem Fluch getroffen und wir erblicken im Hintergrunde vom Ungewitter gebrochene Eichen; aus dem Gemälde atmet der tragische Fluch des finsteren Verhängnisses. Düster ist auch der kecke, unruhige Farbenvortrag, in welchem besonders die dunkeln, schweren, braunen Schatten auf den nackten Körperteilen auffallen. Man braucht nur die Augen von diesem Bilde hinzulenken auf die strahlende und heitere, in demselben Saale aufgehängte Darstellung der die Kallisto beschämenden Diana, um den ganzen Unterschied zwischen der Malart des greisen Tizian und derjenigen, welche ich seinem Sohne zuschreibe, zu gewahren.

Es soll aber das düstere, in derselben Sammlung ausgestellte Meisterwerk besonders hervorgehoben werden, welches den Heiland mit der Ehebrecherin darstellt. Es ist eine figurenreiche, vermittelst lauter nächtlicher Farben kühn und mit der höchsten Meisterschaft auf die Leinwand hingeworfene Komposition, der höchsten Bewunderung würdig, — ein vollkommener Ausdruck dessen, was ich für die Malart von Orazio Vecellio halte und als Etwas bezeichne, was innerhalb der venezianischen Schule entschieden der echten Malart Tizians polar entgegengesetzt ist. Christus ist hier unschön, aber man findet nicht leicht anderswo eine so dramatische, psychologisch so fein durchdachte Tonleiter verschiedener Seelenausdrücke wie diejenigen, welche sich hier auf den mächtigen Pharisäerköpfen abspiegelt, und nirgends vielleicht ist der Ausdruck der überwältigenden Beschämung so erschütternd wie in der Gestalt der Ehebrecherin wiedergegeben worden; dazu kommt noch die bewunderungswürdige Art, wie die Plastik lebender Köpfe und menschlicher Hände mit wenigen kühnen Pinselstrichen fast skizzenhaft und doch vollkommen hervorgerufen ist. Nur ist leider das dunkle Gemälde in einer in diesem Falle ganz zweckwidrigen Weise hinter Glas gestellt worden und ist daher gegenwärtig nur an seltenen Tagen und bei besonders günstiger Beleuchtung für den Besucher der Bildergalerie wirklich sichtbar.

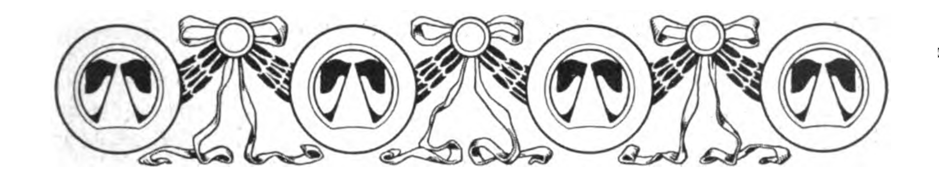
Wie ich es bereits wiederholt gesagt habe, raffte dieselbe, im Jahre 1576 in Venedig wütende Pest Tizian und seinen Sohn Orazio hinweg. Orazio starb, ohne die für das Grabmal seines Vaters bestimmte Pietà ganz vollendet zu haben, wie es scheint unverheiratet, jedenfalls ohne Leibeserben zu hinterlassen; mir kommt er wie ein Mann vor, welcher von der

Denkweise der Gegenreformation gänzlich durchdrungen, völlig in Gefühlen der Andacht und der Pietät für seinen glorreichen Vater aufging, willig den eigenen Ruhm demjenigen seines Erzeugers und wohl auch der Liebe zum Gekreuzigten aufopferte, in seinen Gemälden den vollkommensten Ausdruck der zeitgenössischen religiösen Empfindungsweise andächtiger Katholiken zu geben vermochte. Unter den Kunstschätzen, welche das Wiener Hofmuseum aufbewahrt, befindet sich ein unzweifelhaft von Tizian eigenhändig gemaltes Profilbildnis eines jungen, schwarzgekleideten Mannes, der, in Gebet versunken, die Augen dem Himmel zuwendet, die Rechte auf das Herz drückt, in der Linken Pinsel und Palette hält. Es tritt die Versuchung an mich heran, das Bildnis für ein Porträt Orazios zu halten, in welchem der Vater den Sohn mit großer Meisterschaft ungefähr so dargestellt hätte, wie derselbe meiner Phantasie vorschwebt.

Dokumentarische Forschungen werden sicher mehr Licht über das Leben von Orazio Vecellio verbreiten; es ist aber im Hinblick auf die ganze Sachlage kaum zu erwarten, daß irgend welche etwa künftig zur Veröffentlichung gelangenden Schriftstücke uns darüber belehren sollten, was für ein bestimmter Anteil an der Wirksamkeit der väterlichen Werkstätte dem jüngeren Sohne Tizians zufiel. So viel steht fest, daß er dem greisen Vater vielfach geholfen, daß er denselben vielfach vertreten hat; daß er ferner ein begabter Künstler war und daß es höchst befremdend wäre, wenn er nur ein einziges Gemälde, das in der Katharinenkirche in Venedig aufbewahrte Tobiasbild, während seines fünfzigjährigen Lebens selbständig gemalt hätte. Es wird weiters niemand daran zweifeln, daß viele von den aus der Familienwerkstatt während des Greisenalters Tizians hervorgegangenen Werken der Arbeit von Tizians Schülern und Gehilfen ihren Ursprung verdanken, und es ist bekannt, daß Orazio den ersten Platz unter denselben behauptete. Ferner läßt es sich nicht leugnen, daß unter den späten Erzeugnissen dieser Werkstätte eine Reihe von gewöhnlich emphatisch als Gemälde im „Altersstil" Tizians bezeichneter Bilder sich scharf von den übrigen, der gewohnten Malweise Tizians im Ganzen treugebliebenen unterscheiden. Ich habe sicherlich manches von diesen dunklen, pathetischen, von einem bedeutenden, ganz selbständigen Künstler ausgeführten Werken übersehen, manches zweifelhafte mag ich irrtümlich demselben zugerechnet haben; im Ganzen aber wird niemand mit mir über das Vorhandensein dieser bestimmten Bildergruppe streiten wollen, und der Umstand, daß es mitunter — besonders größere — Kompositionen gibt, welche einen Übergang zwischen dem leuchtenden Stile Tizians und der eigentümlichen Malweise der von mir ausgeschiedenen Bildergruppe aufweisen, bezeugt mir, daß Tizian und der Urheber jener Bilder jedesmal an demselben Gemälde gemeinsam gearbeitet haben, wie dies wohl der Fall beim „Tempelgange Mariä" und bei der „Fides" gewesen ist. Schon der Umstand, daß das einzige eingestandenermaßen dem Sohne Tizians zuerkannte Bild vollkommen mit den des Farbenreizes

entbehrenden, aber großartigen und pathetischen Werken aus Tizians Bodega in eine Gruppe zusammenpaßt, deutet auf Orazio als den gesuchten Gründer hin, und diese Vermutung wird dadurch bestätigt, daß derartige Bilder nicht mehr nach Tizians und Orazios fast gleichzeitigem Hinscheiden gemalt worden sind. Die frühesten Bilder der Gruppe, welche ich auf Orazio zurückzuführen mich bewogen sehe, sind noch vielfach so befangen, daß Tizian seine Kunst hätte verlernen müssen, wenn er dieselben wirklich gemalt haben würde. Zuerst vorzüglich werden es die Bildnisse gewesen sein, bei deren Entstehung Tizian wohl mit seinem Rate und auch mit seinen Entwürfen anfangs vielfach behilflich gewesen sein wird, ohne sich der Äußerung der Eigenart seines Sohnes widersetzen zu wollen. Länger dauert es, bis die Historienbilder auch das bereits gereifte Können des jüngeren Künstlers bezeugen. In seinen, jetzt wie es scheint, bereits ganz selbständigen Kompositionen tritt er vor uns als ein Nacheiferer des gewaltigen Farbenvortrags Michelangelos und des schönfarbigen Kolorites Tizians. Keines von beiden vermochte er zu bemeistern und oft werden die bezüglichen Versuche geradezu unschön. Erst um die Zeit, in welcher Orazio Vecellio das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, treten Historienbilder in dieser Gruppe auf, welche dafür Zeugnis ablegen, daß ihr Urheber sich selbst gefunden hat, in allem ein gediegener Meister geworden ist. Bald darauf entwickelt er auch eine eigenartige fleckige und skizzenhafte und doch äußerst vollkommene Technik, welche sich in jeder Hinsicht von der Faktur gleichzeitiger Bilder aus derselben Werkstatt unterscheidet, welche, den Traditionen der jüngeren Jahre Tizians treu, sich von früheren Werken nur durch die breitere, aber ruhig gebliebene Pinselführung unterscheiden.

Alles dies hat mich unwiderstehlich zu der Überzeugung gedrängt, daß Tizians jüngerer Sohn Orazio Vecellio der hochbegabte Künstler gewesen ist, dem eine ganze Gruppe von zum Teile ausgezeichneten, allgemein als Werke Tizians geltenden Bildern ihre Entstehung verdankt. Ich bin mir vollkommen bewußt, wie gewagt diese Vermutung manchem vorkommen wird. Sollte sie sich bewähren, so würden zwar der Ruhm und die Größe des glorreichen Tizian ungeschmälert bleiben, aber es müßte ein neuer Name demjenigen der größten, der bahnbrechenden Maler des unerreichbaren italienischen Cinquecento zugesellt werden. Ich habe nicht gewagt, etwas mehr als eine bloße Hypothese vorzutragen. Habe ich meine Vermutung nicht länger verschwiegen, so ist dies nur aus dem Grunde geschehen, weil ich den Kunstfreunden und Kunsthistorikern eine Fährte andeuten wollte, auf welcher vielleicht die Lösung eines Rätsels zu finden wäre. Ich würde mich glücklich preisen, wenn das von mir Gesagte die Anregung zu Forschungen geben würde, deren Erfolg es wäre, uns sichere Kunde über die Urheber der Bilder des sogenannten Altersstils Tizians zu verschaffen, den Anteil, welchen Orazio Vecellio bei der Herstellung derselben ohne Zweifel hatte, endgiltig zu bestimmen.



Verkehrswirtschaft.

Von **Dr. Friedrich Freiherrn zu Weichs-Glon.**

Die auffälligste Erscheinung unseres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens ist die fortwährende ungeheure Vermehrung der Verkehrsakte.

Der Zuwachs der Bevölkerung und die damit in Verbindung stehende Zunahme der inneren Wanderungen derselben, das Auflösen der lokalen Gebundenheit, das Anwachsen der Bevölkerungszentren, der Wandel der Produktionsformen, die Verdichtung des Netzes der Eisenbahnen, Wasserstraßen und Schiffahrtslinien, die zunehmende Beschleunigung des Transports, das allgemein gesteigerte Bedürfnis nach wenn auch nur vorübergehenden Ortsveränderungen, nach Erholung, Erheiterung, Gesundung, Geselligkeit, geistiger Auffrischung 2c. werden als die Ursachen der steten Steigerung des Personenverkehrs angegeben.

Die zunehmende Ausnützung der Produktionsquellen bei gleichzeitiger Verschiebung der Erzeugungs-Orte und -Gebiete, die fortschreitende Dienstbarmachung der Naturkräfte durch Erfindungen und Entdeckungen, die intensive fortschreitende industrielle Entwicklung und durch dieselbe die territoriale Unabhängigkeit der Industrie, deren und des Handels Organisation, Arbeitsteilung und Wettbewerb, das Anwachsen der Gütermengen und Güterarten, die quantitave und qualitative Steigerung aller Bedürfnisse, die Verdichtung des Verkehrsmittelnetzes u. a. m. werden als die Ursachen der ununterbrochenen Steigerung des Güterverkehrs bezeichnet.

Zieht man jedoch die Mengen und Arten der Güter in Betracht, die zur Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen tatsächlich notwendig sind, so entfällt auf das einzelne Individuum ein ganz kleines Quantum, dessen Beschaffung überdies zum größeren Teile aus der nächsten Umgebung des Wohnortes und ohne Ortsveränderung der Personen möglich und denkbar wäre. Die auf diese Weise berechnete, zur Befriedigung der Bedürfnisse der Gesamtheit notwendige Gütermenge bildet jedoch nur einen kleinen Bruchteil, vielleicht einige Tausendstel der tatsächlich bewegten Gütermengen.

Es ist daher erforderlich, eine Erklärung für dieses Mißverhältnis, diesen scheinbaren Widerspruch zu finden. Es muß untersucht und festgestellt werden, ob die wirtschaftliche Entwicklung jene Verkehrssteigerung tatsächlich zur notwendigen Voraussetzung und zugleich zur Folge hat und ob diese staunenswerte allgemeine Mobilisierung nicht beschränkt oder gehemmt werden könnte und sollte oder aber, ob sie aus innerer Notwendigkeit, aus der Natur der Dinge hervorgeht und ob und wie weit sie eine unerläßliche Bedingung für die wirtschaftliche Entwicklung und die gesellschaftliche Wohlfahrt bildet. Es muß

endlich auch klargelegt werden, welche Stellung der Verkehr, das gesamte Verkehrswesen, die Verkehrsmittel im bestehenden Wirtschaftssystem, u. zw. in Beziehung zum Ganzen der Volkswirtschaft, wie auch in Beziehung zur Einzelwirtschaft einnehmen. Daraus wird sich dann ergeben, welche Ziele im Verkehrswesen zu verfolgen sind und mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen diese Ziele zu erreichen sind.

Die menschlichen Bedürfnisse sind der Urgrund und die letzte allgemeine Ursache aller Gütererzeugung.

Die vollständige Befriedigung dieser Bedürfnisse der Gemeinschaft und aller ihrer Glieder bildet den objektiven Zweck der Gütererzeugung.

Der subjektive Zweck der Gütererzeugung ist, neben der reichsten Befriedigung der Bedürfnisse des Einzelwirtschafters oder Vereinigungen derselben oder wirtschaftender Körperschaften, die über diese Bedürfnisbefriedigung hinausgehende Anhäufung von Sachgütern, d. i. Reichtum.

Die Verfolgung dieses subjektiven Wirtschaftszweckes, das Gewinnstreben, ist die treibende Kraft nicht nur in den Einzelwirtschaften, sondern auch in der ganzen Volkswirtschaft. In Verfolg des subjektiven Zwecks, durch das Gewinnstreben, wird mittelbar erst der objektive Zweck der Gütererzeugung erfüllt. Die unmittelbar auf den objektiven Zweck gerichtete und nur auf denselben sich beschränkende Gütererzeugung ist als volkswirtschaftliches System eine utopische Phantasie, die niemals praktisch werden kann und jede weitere Entwicklung unterbinden würde. In der bestehenden Gesellschaftsordnung und im bestehenden Wirtschaftssystem ist dafür kein Raum. Hier ist tatsächlich und allein das Gewinnstreben, die Verfolgung des subjektiven Zwecks der Gütererzeugung, die auf die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung wirkende Kraft die Bedingung und Voraussetzung für die Befriedigung und Erfüllung der zahllosen, sich vermehrenden, steigernden und komplizierenden Bedürfnisse, zugleich auch der Regulator im Interessenwettstreit der Produzenten sowie in der Konkurrenz um die Erfüllung des objektiven Zwecks der Gütererzeugung. Dieses Gewinnstreben, nicht aber die Verfolgung des objektiven Zwecks der Gütererzeugung ist es, das zur Ausforschung neuer Produktionsquellen treibt, zu deren Ausbeutung unter Aufwendung ungeheurer Arbeits- und Kapitalmittel führt, das zu kühner Initiative, zu Entdeckungen und Erfindungen inspiriert.

Die Gütererzeugung setzt ein mit der Gewinnung der Rohstoffe und endet nach einem ununterbrochen fortlaufenden Prozesse mit Überreichung des Gutes an die „letzte Hand" zum Gebrauche oder Verbrauche oder zur Weitererzeugung von Gütern.

Was zwischen Beginn und Ende der Gütererzeugung liegt, Änderung von Form, Farbe, Struktur, Umfang, Gewicht u. a. Eigenschaften, Veränderung der chemischen Zusammensetzung, Vereinigung oder Trennung verschiedener Stoffe und Teile, Veränderungen des Ortes, Bevorrätigung und Aufstapelung, — seien diese Veränderungen nun bewirkt durch geistige oder durch Hand- oder Maschinenarbeit, durch Hitze oder Kälte, durch die Einwirkung des Lichtes, der Elektrizität oder durch chemische Einwirkung, seien sie vermittelt durch unqualifizierte Arbeit, durch das Handwerk oder die Industrie, durch Kunst oder Wissenschaft, durch den Handel oder die Spekulation,

durch Boten, Wagen, Motoren, Schiffe oder Eisenbahnen — alle diese Vorgänge, Verrichtungen und Handlungen sind immer nur einzelne Glieder der vielen verschiedenen Ketten von Gütererzeugungen, sind einzelne Bestandteile, Etappen, Stadien und Stufen des ungeheuren Komplexes von sich kreuzenden, ineinandergreifenden, einander ergänzenden und sich bedingenden Erzeugungsprozessen, die den materiellen Inhalt der Volkswirtschaft bilden.

Demzufolge sind keineswegs nur Handwerk und Industrie „produktiv", gütererzeugend und nur die Einzelwirtschaften in Handwerk und Industrie „Produktionsanstalten", sondern aus dem ganz gleichen Grunde und im Hinblicke auf die ganz gleichen schließlichen Zwecke sind auch die Spekulation, soweit die zeitliche Vorsorge für Güterbeschaffung darunter zu verstehen ist, der Groß-, Zwischen- und Detailhandel mit allen Kapital- und Konsumgütern, der Verkehr in allen Arten der Personen- und Sachenbeförderung und in weitestem Sinne ist auch wissenschaftliche Forschung „gütererzeugend" und alle dahin gehörenden Einzelwirtschaften, wie z. B. Banken, Kreditanstalten, Großhandelshäuser, Kaufmannsgeschäfte, Lagerhäuser, Agentien, Fuhrwerks-, Eisenbahn- und Schiffahrtsunternehmungen, chemische und physikalische Laboratorien ꝛc. sind auch Produktionsanstalten.

Verfolgt man die tausende und tausende der verschiedenen Arten und Kategorien von Erzeugungsprozessen und die Millionen und Milliarden der immer sich wiederholenden Erzeugungsprozesse der einzelnen Wirtschaften in ihrem ganzen Verlaufe vom Beginne bis zu ihrem Ende, so wird man gewahr, daß alle diese Erzeugungsprozesse von Verkehrsakten vielfach durchsetzt sind und daß die Stadien der Erzeugungsprozesse, welche die materiellen Änderungen der werdenden Güter bewirken, verbunden, verknüpft, vermittelt und ermöglicht werden durch jene Stadien der Erzeugungsprozesse, die nur Ortsveränderungen bewirken.

Tee, Kaffee, Reis, Schokolade, Zucker, Mehl u. v. a. unserer täglichen Nahrungsmittel, einschließlich des zu ihrer Verpackung erforderlichen Materials, bedurften wiederholter Ortsveränderungen, zahlreicher Transporte, teilweise aus weit entlegenen, über die ganze Erde verstreuten Gebieten, um auf unsern Tisch zu gelangen. Aber nicht nur sie selbst, sondern auch die Anlagen, Maschinen, Geräte ꝛc., die zu ihrer Gewinnung und Erzeugung in zahlreichen Einzelwirtschaften nötig waren, hatten vielfache Beförderungen zu erleiden, ebenso alles Materiale, jene Kapitalgüter, die zur Erzeugung, bezw. Herstellung der Verkehrsmittel, der Bahnen, Schiffe, Fuhrwerke, welche die Beförderungen zu vermitteln hatten, erforderlich waren.

In noch höherem Maße tritt das alles durchdringende Verkehrsmoment zutage bei jenen Artikeln, die zur Befriedigung unserer zahlreichen Bekleidungs-, Wohnungs- und Luxus-Bedürfnisse dienen, u. zw. umsomehr, je entwickelter und komplizierter diese Bedürfnisse je nach Klima, Sitte, Mode, Geschmack ꝛc. sind. Baumwolle, Schafwolle, Leinen, Seide werden aus allen Teilen der Erde herbeigeführt, in Spinnereien gesponnen, das Garn an Färbereien, von diesen an die Webereien gesendet, die gewebten Stoffe werden sodann an die Detaillisten und Konfektionäre geschickt, der die fertigen Kleider häufig wieder übers Meer an die Händler sendet, die erst den Transport an die „letzte Hand", den Konsumenten besorgen. Alle Wunderwerke von Maschinen der

Textilbranche, alle Werkzeuge, Geräte, Anlagen und Betriebsmaterialien, die die Urproduzenten, Spinnereien, Färbereien, Webereien, Konfektionäre, Händler rc. bedürfen, hatten zu ihrer Erzeugung wieder eine Unzahl von Transporten erfordert, ebenso die Herstellung aller Verkehrsmittel, welche diese Beförderungen vermittelten, so daß wir feststellen können, es seien, um einen einfachen Rock in unsere Hände gelangen zu lassen, mittelbar hunderte von Transportakten notwendig gewesen.

Dieses Überhandnehmen und Vorherrschen des Verkehrsmomentes in allen Erzeugungsprozessen ist das charakteristischeste Merkmal der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung.

Je weniger weit diese Entwicklung fortgeschritten ist, desto primitiver vollziehen sich die Erzeugungsprozesse, in denen die geradesten aber auch die mühevollsten und mindest lohnenden Wege beschritten werden. Um Steine für einen Hausbau zu gewinnen, wird mit unbewaffneten Händen an der nächstgelegenen, die geringsten Transportleistungen erfordernden Felswand gerüttelt und geschüttelt und gebrochen, was sich brechen läßt. Bei weiterem Fortschritte wird gesucht, Eisen zu gewinnen, Meißel und Hammer (Kapitalgüter) daraus zu formen und damit den harten Stein zu bearbeiten. Dieser Weg ist ein Umweg, der bereits eine Reihe von Transporten, von Erz, Holz rc. erfordert, aber zu einem wesentlich größeren Erfolge hilft. In der weiter folgenden Entwicklung werden Erze und Brennstoff transportiert, Eisen wird gewonnen, Hammer und Meißel werden geformt, mit denselben jedoch lediglich Bohrlöcher in den Stein getrieben; dann werden Holzkohle, Schwefel und Salpeter (Kapitalgüter) zu gewinnen gesucht, gemalen, zu Pulver gemischt, in die Bohrlöcher gefüllt und der Stein wird durch Explosion gesprengt. Es mußte also wieder ein weiterer Umweg unter Neueinführung von Kapitalgütern und neuerlich vermehrten Transporten (Schwefel, Kohle, Salpeter) beschritten werden; dieser Umweg übertrifft jedoch den früheren wieder weit an Fruchtbarkeit. Und immer neue und immer weitere Produktionsumwege werden beschritten und müssen beschritten werden, die immer zahlreichere Transporte in sich begreifen und notwendig machen und auf denen immer neue und vermehrte Kapitalgüter, Zwischenprodukte und Produktionswerkzeuge zur Entstehung gelangen: es werden Bohrmaschinen konstruiert (wie viel vorgetane Arbeit, Transporte und Produktionen bedürfen diese!), es werden Steinschneidemaschinen konstruiert (wie viele vorgetane Arbeit, Transporte, Kapitalgütererzeugung!), es wird Nitroglyzerin oder Melinit erzeugt (vorgetane Arbeit, Transporte rc.!) und alle Anlagen der Unternehmung werden durch eine mit Elektrizität oder Dampf betriebene Bahn verbunden (vorgetane Arbeit, Transporte rc.). Welche ungeheure Ergiebigkeit wird aber nunmehr die auf Erzeugung von Bausteinen gerichtete Arbeit haben! Welche große Zahl von geistigen und Handarbeitern wird dieses Unternehmen nun beschäftigen, welche Entwicklung hat dasselbe durch fortwährende Einschaltung einer großen Zahl von Kapitalgütern und Transportakten genommen!

Entwicklung der Wirtschaft ist gleichbedeutend mit Steigerung des Verkehrs und ist mit dieser untrennbar verbunden, steht mit ihr in ursächlichem Zusammenhange; beide bedingen einander, sind gegenseitig notwendige Voraussetzung und zugleich Folge. Die Geschichte der

wirtschaftlichen und auch der ganzen kulturellen Entwicklung in unserem Zeitalter ist die Geschichte der Entwicklung des modernen Verkehrswesens.

Die durch immer weiter ausholende Produktionsumwege und Einführung immer neuer Kapitalgüter gekennzeichnete wirtschaftliche Entwicklung ist unmöglich und undenkbar ohne vorgetane oder gleichzeitige Vermehrung der Verkehrsakte und ohne Anschluß an bestehende oder Schaffung neuer, immer verbesserter Verkehrswege, Verkehrsmittel und Verkehrskreise. Dieser Anschluß wird oft mit elementarer Gewalt erzwungen; er bildet von jeher einen der wichtigsten Gegenstände der Bestrebungen der Völker und Staaten und ein Hauptoperationsziel von deren inneren und äußeren Politik.

Umgekehrt wirkt jeder neue Verkehrsweg und Verkehrskreis, jedes neue und verbesserte Verkehrsmittel bei Vorhandensein sonstiger für die Gütererzeugung erforderlicher Bedingungen notwendig auf die fortschreitende Entwicklung der Wirtschaft.

Der Verkehr ist der primäre Faktor, der wichtigste Bestandteil aller Gütererzeugung, der gesamten modernen Volkswirtschaft geworden, die er umgestaltet, die er eigentlich erst gestaltet hat. Vom Verkehre hängt die Befriedigung aller unserer materiellen und eines großen Teiles unserer geistigen Bedürfnisse ab. Durch die Nachrichtenvermittlung, die Personenbeförderung und den Gütertransport beherrscht der Verkehr tatsächlich und zwar in zunehmendem Maße unsere gesamten geistigen und materiellen Interessen. Verkehr und Verkehrswesen nehmen die Fülle unserer geistigen, politischen, technischen und moralischen Kräfte in Anspruch.

Hat man die sich entwickelnde Wirtschaft mit Rücksicht auf die sukzessive sich steigernde Einführung und Erzeugung neuer Kapitalgüter, die dazu verwendet werden, immer wieder neue, weitere und noch ergiebigere Produktionsumwege einzuschlagen, und mit Rücksicht auf die vorherrschende Rolle, welche das Kapital im modernen Erzeugungsprozesse spielt, zum Unterschiede gegen das erste Stadium wirtschaftlicher Entwicklung, gegen das primitive System der Naturalwirtschaft, in zutreffender Weise als Kapitalwirtschaft bezeichnet, so muß mit noch größerer Berechtigung für das weitest fortgeschrittene Stadium der Entwicklung, das natürlich alle früheren Entwicklungsstadien in sich schließt, für das System der modernen Wirtschaft, die Bezeichnung „Verkehrswirtschaft“ angewendet werden.

Denn heute steht der Verkehr im Vordergrunde jeder Wirtschaft; er durchdringt jede Gütererzeugung und ist selbst wiederholt und vielfach Bestandteil derselben und die Verkehrsanstalten selbst sind die vollendetsten und grandiosesten Gebilde wirtschaftlicher Zentralisation und die eigentlichen Wahrzeichen des bestehenden Systems. Was die Einzelwirtschaften betrifft, so kann der objektive Zweck der Gütererzeugung durch dieselben, und damit der objektive Zweck der Gütererzeugung überhaupt, im herrschenden und sich weiter entwickelnden System der „Verkehrswirtschaft“ nur durch die fortwährende Steigerung aller Verkehrsakte erfüllt werden. Aber auch der subjektive Zweck der Gütererzeugung kann im bestehenden und in noch höherem Maße im künftigen System der „Verkehrswirtschaft“ für die Einzelwirtschaften nur dann und insoweit erreicht werden, als dieselben sich diesem System mit seinen stetig anschwellenden Verkehrsakten anschließen, es berücksichtigen und übernehmen.

Allerdings zeitigt das die Zwecke der Gütererzeugung mittelbar und unmittelbar erfüllende Gewinnstreben gerade im System der modernen Verkehrswirtschaft, durch dieses System bedingt, gefördert nnd teilweise erst ermöglicht, viele der beklagenswerten Erscheinungen unseres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens; die wucherische Ausbeutung, das frivole Spiel, die Bedrückung, die Nichtachtung natürlicher Rechte, die Geringschätzung menschlichen Lebens und menschlicher Arbeit, die Übertreibungen und Auswüchse aller Art, die ungeheure Konzentrierung der Kapitalmittel sowie deren ungleichmäßige Verteilung und damit eine bedenkliche Verschiebung der politischen und sozialen Machtverhältnisse im gesellschaftlichen Kökper, Luxus und Verschwendung.

Demgegenüber läßt sich die Frage aufwerfen, ob das System der modernen „Verkehrswirtschaft“ nicht gehemmt, verändert, bekämpft werden sollte und könnte, um damit auch jene schweren Schäden zu beseitigen.

Man mag sich über dieses System freuen oder darüber Bedauern empfinden, es kann weder gehemmt, noch verändert werden. Gegenüber der als einer unumstößlichen Tatsache bestehenden Gesetzmäßigkeit des allgemeinen Verlaufs der Entwicklung kann keine staatliche Gesetzgebung, können keine staatlichen Machtmittel etwas ausrichten.

Was aber geschehen kann, das ist, den Strom dieser unaufhaltsamen Entwicklung in Bahnen zu lenken, die in der Richtung zur höchsten Wohlfahrt der Gesamtheit führen. Gerade das System der modernen „Verkehrswirtschaft“ ermöglicht eine solche planmäßige Wirksamkeit des Staates in ganz besonderer und unvergleichlicher Weise.

Die gekennzeichnete Bedeutung und Rolle des alles umfassenden und alles durchdringenden Verkehrs im modernen Gesellschafts- und Wirtschaftsleben gewähren nämlich dem Staate einen überaus großen, kaum zu durchmessenden mächtigen Spielraum zur Betätigung und Einflußnahme.

Wird dieser Spielraum erst einmal in seiner ganzen Weite überblickt und bringt man erst einmal durch zum vollen Bewußtsein und der genauen Erkenntnis der wahren Natur des Verkehrswesens und des ganzen Umfanges der Stellung, Bedeutung, Wirksamkeit desselben im Ganzen und in allen Einzelheiten des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens, wird man sich einmal befreien von bureaukratischen Vorstellungen und Gewohnheiten, so wird man versuchen müssen, statt durch Bekämpfung, Erschwerung und Hemmung der Entwicklung des Systems der modernen Verkehrswirtschaft dessen heutige Schäden so viel als möglich dadurch zu mildern und zu beseitigen, daß man sich staatlicherseits mitten hineinstellt in dieses System und dadurch erst auf dasselbe und seine Entwicklung Einfluß zu nehmen im Sinne der öffentlichen Wohlfahrt und des Gemeinwohles befähigt wird, und daß so zugleich die der Gemeinschaft und allen Gliedern derselben erwachsenden großen Vorteile der „modernen Verkehrswirtschaft“ denselben ungeschmälert erhalten und in der weiteren Entwicklung gesichert bleiben.

Eine neue Zeit geht durch die Welt; es obliegt uns, sie verstehen und ihre Zeichen deuten zu lernen.

Durch die in richtige Bahnen gelenkte Entwicklung wird der menschlichen Arbeit ein ungeheures stets wachsendes Gebiet der Betätigung geboten, die Produktionskräfte eines Volkes, eines Landes, werden auf immer entferntere

Produktionsziele gerichtet, es wird immer mehr hochqualifizierte Arbeit erfordert und der Wert der Arbeitskraft wird durch die Verbesserung der Produktionsumwege und die Vermehrung der Transportakte steigen. Damit wird aber auch der Wert der gesamten an einem Arbeitstage hervorgebrachten Erzeugnisse gesteigert, es wird also auch der Arbeitsertrag und schließlich notwendigerweise der Arbeitslohn kontinuierlich wachsen. Damit erscheinen die Interessen der arbeitenden Klassen in ihrer Gesamtheit unmittelbar auch mit dem Verkehr verknüpft. Gleichzeitig wird, bei richtig geleiteter Entwicklung, durch die gesteigerte Zufuhr von Kapitalgütern zur Gütererzeugung ein kontinuierliches Sinken des Kapitalzinses eintreten müssen.

Und was die Verkehrspolitik des Staates im engeren Sinne betrifft, so bildet die volle Erkenntnis der vorstehend gezeichneten eigentlichen Natur des Verkehrs den einzigen Schlüssel zum vollen Verständnisse der Probleme dieser Politik. Die Ziele dieser Verkehrspolitik werden in allen ihren Zusammenhängen mit dem Leben der Volksgemeinschaft, in ihren Beziehungen zu allen Gebieten kultureller Betätigung, der Wirtschaft und Gütererzeugung zu erfassen und festzustellen sein, jedoch immer aus dem doppelten Gesichtspunkte der Erfüllung einerseits des subjektiven Zweckes des einen Bestandteil aller Gütererzeugungen bildenden gesamten Verkehrs für den selbstwirtschaftenden Staat, andererseits des objektiven Zwecks dieser Gütererzeugungen.

Es wird aber das Problem der Verkehrspolitik jedes Landes auch nur richtig verstanden werden können in Verknüpfung mit den Erlebnissen, Einrichtungen, Verfassungsverhältnissen und Verwaltungszuständen, sowie an der Hand der Geschichte, im Zusammenhange mit der gesamten Politik, in Übereinstimmung mit der Idee des betreffenden Staatswesens und der aus dieser Idee sich ergebenden wirtschaftlichen und politischen Ziele.

Im einzelnen handelt es sich um die Festsetzung der verkehrspolitischen Ziele sowie der Wege, Mittel und Einrichtungen zur Erreichung dieser Ziele, und zwar vornehmlich in Hinsicht auf die Verstaatlichung des Verkehrswesens sowie auf die Erweiterung des Verkehrsmittelnetzes und des hiebei zu beobachtenden Systems, Plans und Zeitmaßes, — die organische Zusammenfassung und Gliederung des gesamten Verkehrswesens, — die Feststellung des Finanzprinzips der Verkehrsanstalten, — die Organisation von deren inneren Verwaltung nach geschäftlichen Grundsätzen, d. h. eine ökonomische Organisation als Folge des ökonomischen Wesens der Verkehrsanstalten, — die gründliche Reform der gesamten Preis-(Tarif-)bildung, — die Ökonomie des Betriebes nach den Geboten wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit, — die Ermöglichung einer autonomen Zoll- und Handelspolitik, — die Erfüllung allgemeiner Staatszwecke politischer und militärischer Natur und endlich im Hinblicke auf soziale Reformen und sozialpolitische Zwecke, insbesondere auch unter Berücksichtigung des steuerlichen Charakters der Erträgnisse der staatlichen Verkehrsanstalten, welcher Charakter dem Staate ein Mittel in die Hand gibt, der Gerechtigkeit in der Verteilung der Steuerlasten zum Durchbruche zu verhelfen.





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

V.

Weihnachten 1848. Neujahr 1849.

4.

Am letzten Dezember 1848 erhielt ich ein Schreiben des Stadionschen Präsidial-Sekretärs Böhm, daß mich Se. Erlaucht bitten lasse, zur Minister-Konferenz, die am heutigen Abend stattfinden solle, den großen Bericht des Gouverneurs von Galizien mitzubringen. Wenzel Ritter von Zaleski war ein hochachtbarer Charakter, von vielseitiger Bildung, in den Geschäften bewandert. Aber für die Leitung einer Provinz war er weniger geeignet; er war zu weich in einer Zeit, die eine eiserne Faust verlangte. Er war, kaum daß er als Gouverneur den galizischen Boden betreten hatte, von der polnischen Partei umgarnt worden, der er alles zu Gefallen tat. Er verletzte und reizte dadurch die Ruthenen, die den ihnen wohlgesinnten Kommandierenden Baron Hammerstein und das Ministerium mit Klagen und Beschwerden bestürmten. Das Bestreben des Gouverneurs, sagten sie, gehe dahin, die deutsche Sprache zu unterdrücken, die ruthenische nicht aufkommen zu lassen; während das Polnische an den Universitäten zu Lemberg und Krakau und an allen Gymnasien des Landes dominiere, sei das Ruthenische höchstens als freier Gegenstand zugelassen; selbst in der ruthenischen Hauptanstalt zu Buczacz dürfe nicht mehr als ein Gegenstand in ihrer Muttersprache vorgetragen werden; die Beamten in den östlichen Kreisen des Landes, ganz von polnischem Geiste erfüllt, verfolgen die ruthenischen Geistlichen und die von ihnen gegründete Zeitschrift „Zorja"; die ruthenischen Geistlichen, heiße es von Seite der Polen, sollen bei ihren Brevieren bleiben. Der dringende Wunsch der ruthenischen Hauptversammlung war die Teilung Galiziens in den westlichen Teil mit den polnischen Kreisen und der Hauptstadt Krakau, und den östlichen, ruthenischen Teil mit der Hauptstadt Lemberg; sie verlangten Einführung der ruthenischen Sprache in Schule und Amt, ruthenische Nationalgarde. Die Polen arbeiteten unter Zaleskis Ägide diesen Bestrebungen mit aller Macht entgegen, sie richteten

gegen die Zweiteilung des Landes eine Adresse an das Gesamt-Ministerium; eine große Deputation mit dem Fürsten Karl Jablonowski an der Spitze sollte ihr Anliegen an den Kaiser bringen. Der Gouverneur Zaleski suchte dem Ministerium gegenüber die Haltung und die Schritte der polnischen Partei in das günstigste Licht zu stellen, sowie seine eigene Handlungsweise zu rechtfertigen. Die Bevorzugung des polnischen Elements, sagte er, gebiete die allgemeine Lage, sie sei unerläßlich zur Beruhigung des Landes.

Jene Denkschrift nun, die sich für den Augenblick in meinen Händen befand, sollte im heutigen Ministerrate in Erwägung gezogen werden. Ihr Schicksal war von vornherein entschieden. Die Regierung konnte unmöglich die Polen, denen das revolutionäre Element im Lande angehörte, in ihrem Übermute und ihren Übergriffen begünstigen und die Ruthenen, die sich von allem Anfang ihr treu und ergeben erwiesen hatten, fallen lassen. Es wurde beschlossen, Herrn v. Zaleski ins Ministerium des Innern, wo er früher gedient hatte, zurückzurufen, ihm einen ausgezeichneten Posten als Sectionschef zu verleihen, und die einstweilige Leitung der Geschäfte dem Grafen Agenor Goluchowski, der Stadions volles Vertrauen besaß, zu übertragen.

* * *

Von noch größerer Bedeutung war eine andere Angelegenheit, weil sie nicht ein einzelnes Land, sondern den ganzen Staat betraf: die künftige Verfassung, an deren Beratung der konstituierende Reichstag nun schreiten wollte.

An der Spitze der Grundrechte, wie sie dem Hause vorlagen, stand das Prinzip der Volks-Souveränität; es waren die Worte:

„Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus.“

Konnte sich das Ministerium eines monarchischen Staates einen solchen Ausspruch gefallen lassen?! Es wurde beschlossen, daß die Regierung in einer offenen Ansprache ihren Standpunkt kennzeichnen und eine entschiedene Verwahrung gegen jenen Grundsatz einlegen solle; der Entwurf dieser Verwahrung war abgefaßt und sollte heute geprüft und genehmigt werden. Sei jener Satz, hieß es darin, ein bloß theoretischer, so sei er da nicht am Platze, wo es sich um bestimmte staatliche Einrichtungen und Verhältnisse handle; wolle man ihm aber praktische Bedeutung geben, so bringe er die größten Gefahren mit sich. „Unter dem Banner dieses Grundsatzes wurden die Gesetze verletzt, der vollziehenden Gewalt offen Widerstand entgegengestellt, unter seinem Banner wurden die Begriffe der Menge verwirrt, die Straßen zum Schauplatze wilder Aufregungen gemacht, wurde das Blut des edlen Grafen Latour vergossen“. Die österreichische Monarchie bestehe seit Jahrhunderten und es sei unzulässig, den staatsrechtlichen Ursprung derselben jetzt auf eine neue Grundlage zu stellen; es gehe nicht an, das von altersher Bestehende von

einer neuen Bestätigung abhängig zu machen. Kaiser Ferdinand I. sei mit seiner freiwilligen Erklärung vom 15. März in die Reihe der konstitutionellen Monarchen eingetreten, aber die monarchische Staatsform sei weder aufgehoben worden, noch einen Augenblick außer Wirksamkeit getreten. Am 16. Mai sei verwilligt worden, die zu schaffende Verfassung der Beratung eines konstituierenden Reichstages anheimzugeben, aber das monarchische Prinzip bilde nach wie vor die unantastbare Voraussetzung und Grundlage dieser Verfassung. Das Ministerium habe den aufrichtigen Willen, bei dem Zustandebringen dieser Verfassung mit den gewählten Vertretern des Volkes Hand in Hand zu gehen; allein es müsse erklären, daß es dies nur mit der ausdrücklichen Verwahrung tun könne, daß das monarchische konstitutionelle Prinzip nicht verletzt, das Recht der Krone von dieser hohen Versammlung nicht in Frage gestellt werde: „Die verfassungsmäßige Teilung der Gewalten verlangt wesentlich die Heilighaltung der wechselseitigen Grenzen, und wie wir uns zu keinem Übergriffe herbeilassen werden, so halten wir es für unsere Pflicht, Übergriffe von der andern Seite mit aller Macht abzuweisen."

Der Inhalt der ministeriellen Erklärung war ebenso klar und entschieden in der Sache, als ernst und würdig in der Form. Nur dem Kriegsminister war der Ton zu höflich und zu umständlich. Einem Reichstage gegenüber, der sich so viel habe zu Schulden kommen lassen, müsse die Regierung, so meinte Baron Cordon, eine ganz andere Sprache führen. Sie habe dem Reichstag einfach und kategorisch zu sagen: „Das war deine Aufgabe, jenes hast du getan, darüber will ich hinausgehen. Aber von jetzt an: willst du bei dem, für was du bestimmt und berufen bist, die Beratung der Verfassung, bleiben? Dann gut! Wo nicht, dann ist's aus!" Cordon blieb mit seinem Antrage, wie kaum gesagt zu werden braucht, allein; alle anderen stimmten der Fassung, wie sie uns vorgelegt worden, zu.

Die Frage war noch, wann die Erklärung abgegeben werden und wer sie vor den Reichstag bringen solle, Fürst Schwarzenberg als Ministerpräsident oder Graf Stadion als Minister des Innern. Wir entschieden uns für Stadion, der die Verwahrung vortragen solle, bevor der Reichstag in die Beratung der Grundrechte einträte.

* * *

Es war lang elf Uhr vorüber, ehe der Ministerrat auseinanderging, und es fehlte keine halbe Stunde auf Mitternacht, ehe ich in meinem Hotel eintraf. Ich hatte die Gepflogenheit, am Schlusse des Jahres meine Gedanken über die abgelaufene Zeit zu sammeln und zu Papier zu bringen, und wie wichtig, wie inhaltsvoll mußte gerade das heurige Anniversarium ausfallen! Aber noch eine andere, eine süße Pflicht hatte ich zu erfüllen!

Von meiner Frau in Prag hatte ich einen herzzerreißenden Brief erhalten: jede Trennung sei ihr schwer gefallen, jede neue Trennung schwerer gewesen als die frühere, aber die letzte am schwersten — „als könnte ich nie mehr ganz glücklich sein!“ Sie habe eine namenlose Sehnsucht nach mir; ob ich denn nicht bald wieder kommen werde?! . . . „außer die Kälte wäre zu groß, dann verlange ich es nicht!“ In der Sylvesternacht wolle sie jedenfalls wach bleiben, wenn auch ganz allein, um von dem alten Jahr Abschied zu nehmen: „Tausende werden es gern scheiden sehen; was es uns auch Schlimmes gebracht, mir bleibt es doch das schönste meines Lebens, es hat mich mit Dir vereint, darum will ich es feierlich schließen. . . Hat mein armer Mann niemand, mit dem er ein Gläschen Punsch trinken könnte?! Vielleicht wird er ganz einsam sein oder zu müde, um das neue Jahr zu erwarten?!“ . . . Es traf beides ein. Ich war allein in meinem Gasthauszimmer, ich konnte mit niemand anstoßen, ich konnte um Mitternacht nur einen stummen stillen Gruß an mein fernes Lieb senden.

Und nun zu meinen Jahresbetrachtungen! Sie lauteten wie folgt:

„Ich komme aus dem Ministerrate. Vor einem Jahre schrieb ich in mein Anniversarium, ich hätte alles erreicht, was ich angestrebt — heute muß ich schreiben: Ich habe erreicht, was ich mir nie konnte träumen lassen.

„Mein Vater, der mit mir immer hoch hinaus wollte, meine Mutter, deren Stolz und Hoffnung ich war, mein Bruder Emmi, dessen vortreffliches Herz von Neid nichts wußte und der sich gegen Andere stets der Erfolge seines älteren Bruders rühmte — warum konnten sie das nicht erleben?! Alle, alle sind hingegangen! Nur meine Schwester ist mir geblieben, die mit unendlicher Liebe an mir hängt, weil wir beide das einzige sind, das aus einem trauten Familienkreise noch übrig ist!

„Wer es mir gesagt hätte, daß, als ich vor Jahr und Tag meine Aufwartung bei den hochvermögenden Staatsräten machte, bei dem ehrwürdigen Jüstel, bei dem lebhaften Pilgram, bei dem kenntnisreichen Weiß von Starkenfels, kaum fünf Vierteljahre später sie nichts sein würden und ich mehr als jeder von ihnen! Wer es mir gesagt hätte, als ich — in wenig Tagen wird es ein Jahr sein — in Krakau den Konkurs um die Prager Lehrkanzel des römischen und kanonischen Rechts machte, daß ich, ehe noch das Jahr zu Ende gegangen, dieselbe Lehrkanzel zu besetzen haben würde? Ich, damals provisorischer Professor in Krakau und jetzt der Vorgesetzte von allen Professoren!

„Ich bin rasch gestiegen, ich bin gehoben, in die Höhe geschleudert worden. Ich habe mich nicht hinzugedrängt, ich habe mich gesträubt, habe mit mir selbst gekämpft, habe zuletzt, mehr o h n e als w i d e r meinen Willen, halb angenommen, was ich zur Gänze nicht zurückweisen konnte.

„Jetzt stehe ich auf hoher Stufe und bin mir wohl bewußt, daß ich über kurz oder lang wieder ganz unten zu stehen kommen kann. Das Rad, das jener Mainzer Erzbischof zur beständigen Erinnerung an seine Abkunft in seinem Speisezimmer aufmalen ließ, es steht in meinem Bureauzimmer stets vor meinem geistigen Auge. Ich bin nichts anderes als Doktor und Abgeordneter, der jetzt das Amt eines Minister-Stellvertreters bekleidet. Falle ich, so soll mir doch niemand nachsagen können, daß ‚Hochmut vor dem Falle kommt'. In kurzem bin ich vielleicht wieder bloß Doktor, vielleicht nicht mehr Abgeordneter, und lebe dann einfach und bescheiden mit meinem lieben Weibchen und meinen Büchern. Zieht man mich etwa wieder einmal hervor — das bringt das konstitutionelle Leben mit sich —, dann werde ich mich in meiner Weise darein finden" ...

Weiter kam ich in meiner Schreiberei nicht, es war halb zwei Uhr nachts, die Augen versagten mir ihren Dienst und ich fiel schlaftrunken ins Bett. Am Morgen des 1. Januar 1849 aber schrieb ich an meinen Engel: „Der gütige Himmel verleihe Dir und mir seinen Segen für das kommende Jahr, und der glückliche Stern, der bisher alles im Leben zu meinem Besten gewendet hat, beschütze auch Dich in der schweren Stunde, die Dir bevorsteht!"

5.

Am 2. Januar 1849 schied ich von Wien. Die Minister wollten am Abend desselben Tages oder am andern Morgen in Kremsier eintreffen, da am 3. die Sitzungen des Reichstags wieder beginnen sollten. Das Reisen im Winter 1848/49 gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Der Verkehr der Nordbahn über die Donau war unterbrochen, man mußte zu Wagen bis zur ersten Station am linken Ufer, Floridsdorf, fahren; eine Zeit lang war auch die hölzerne Taborbrücke beschädigt und man mußte zu Schiff über den Strom setzen. Es war ein strenger Winter und mehr als einmal war die Weiterfahrt durch das Marchfeld durch Schneeverwehungen gestört. Dabei war es grimmig kalt, Beheizung der Waggons kannte man nicht und der Reisende war froh, wenn er bei einem kürzern oder längern Aufenthalte sich im Stationsgebäude wieder etwas erwärmen konnte. Ich fuhr gewöhnlich nicht mit Stadion und Bach, sondern nach meiner eigenen Eingebung, entweder vor oder nach ihnen und kam jedesmal glücklich durch, während der Zug, mit dem sie fuhren, bald mit diesem, bald mit jenem Unfalle zu kämpfen hatte.

Ich war also wieder in Kremsier. Ich fühlte mich heimischer auf dem gesegneten Boden der Hana als in der Metropole an der blauen Donau. In Wien hatte ich mein Hotel, mein Bureau, und ein oder das andere Ministerium, wohin mich meine Geschäfte riefen; außer den Herren, mit

denen ich hier und dort zu tun hatte, sah ich niemand, Besuche zu machen hatte ich keine Zeit, bei der Mahlzeit, auf meinen spärlichen Spaziergängen war ich allein. Auch in Kremsier hatte ich Geschäfte genug, in meiner Kanzlei, im Reichstagssaale, in den Ausschüssen; allein ich hatte meine Kollegen, ich kam bei Tische mit diesem oder jenem näheren Freunde zusammen, ich machte in Gesellschaft Spaziergänge im Park oder vor die Stadt. Der große Teich im Park war fest gefroren und von den jüngeren Deputierten ergötzten sich manche im Eislauf. Ich hatte diesen Sport nie getrieben, und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Eines Tages nahmen mich Rieger und noch einer in die Mitte, um mich eisfahren zu lehren. Allein es wollte nicht recht gehen, ich hatte kein Talent für diese Kunst oder vielmehr keine Courage dazu. Ich war in meinen Knabenjahren ein paarmal so tüchtig rücklings „auf den Kopf gefallen", daß ich alle Lust dazu verlor, so sehr ich sonst in allen Leibesübungen, namentlich im Turnen, gewandt war. So war mir denn das Leben in Kremsier ganz angenehm, es war in meiner Wohnung und in meinem improvisierten Bureau so gemütlich, in der Stadt so kleinstädtisch behaglich, daß ich dem lärmenden Wien mit Freude den Rücken kehrte. Auch war ich ja da meinem lieben Weibe näher. Sie freilich konnte ich hier nicht haben. Sie hatte in ihren Umständen mit allerhand Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Gerade um die Jahreswende wurde sie von einem Husten und argen Halsschmerzen geplagt, so daß sie sich einige Tage nicht traute das Zimmer zu verlassen, selbst das Bett hüten mußte; erst um Dreikönig wurde es besser. Dabei war die Kälte in Prag ebenso grimmig wie bei uns und das Gehen auf der Straße wegen des Glatteises gefährlich, so daß sie, selbst als sie wieder hergestellt war, sich nicht hinauswagte; sie mußte ihre tägliche Bewegung, Vormittag eine Stunde, Nachmittag eine Stunde, auf dem „Pawlatsch", dem Söller um die Hofseite der beiden Stockwerke des Hauses, machen. Ein paar Tage später verbrannte sie sich am glühenden Bügeleisen die Hand, verlor vor Schmerz fast die Besinnung; in einiger Zeit war es geheilt. Sie lebte in der Rückerinnerung an die Zeit, da wir beieinander waren, „an unser liebes Krakau", an die wenigen Monate in Wien, an unsere Gebirgspartien, wenn ein paar Tage Reichstagsferien waren: „Schade nur, daß all das Schöne, das ich mit Dir genossen habe, seine Schattenseiten hatte; das Ende war nie gut." Bei all dem war sie tapfer und voll Zuversicht. „Fürchte nicht für mich," schrieb sie mir, „ich fürchte mich gar nicht, ich denke nicht an das Schlimme, das mir bevorsteht, sondern bloß an die Freude, wenn es, so Gott will, gut ausfällt."

Nur in einem Punkte hatte ich ihr eine kleine Belehrung zu erteilen. Sie hatte sich in einem ihrer Briefe für einen Bewerber um eine Lehrkanzel

verwendet, der ihr von irgend einer Seite empfohlen sein mochte.*) Da schrieb ich ihr zurück, sie möge sich, da ihr Mann ein öffentliches Amt bekleide, mit solchen Zwischenträgereien nicht befassen. „In diesem Punkte werde ich selbst meinem liebsten Weibchen nichts zu Gefallen tun, sondern nur das, was ich nach Recht und Billigkeit zu tun für gut finde. Ich werde meiner Schwester Marie dasselbe schreiben." Sie haben sich auch beide fortan an dieses Verbot gehalten; aber hart genug wurde es ihnen gemacht, da fort und fort neue Bittsteller kamen. „Es kostet Sie ja nur ein Wort," hieß es da regelmäßig, und dies eine Wort durften sie mir gegenüber nicht aussprechen.

Meine Mina war selbst mit diesem Protektionswesen nicht einverstanden: „Ich komme mir wie eine intrigante Hofdame vor." Aber sie hatte einen schwierigen Stand, sie wurde von Besuchern überlaufen, so daß sie manchen Tag nicht zum Schreiben kam. Die Bewerber oder Fürsprecher wollten sich nicht abweisen lassen; wenn meine Frau sie versicherte, daß sie nichts tun könne, spielten sie Komödie. Eines Tages kam eine Judenfrau, die für ihren Schwiegersohn bitten wollte; sie erschöpfte ihre Beredsamkeit, sie wollte meine Frau durchaus bewegen, an mich einen Brief zu schreiben, den ihr Schützling mir überbringen sollte. „Jetzt habe ich genug", schrieb mir Mina, „ich werde niemand mehr zu mir lassen, mag er schuldig oder unschuldig sein." Sie gab der Hausmeisterin den Auftrag, niemand, den sie nicht kenne, einzulassen.

* * *

Aus Prag schrieb mir Freund Dr. Eduard Brzorad. Dort hatte die Nationalgarde, der bereits alle Lust am Waffendienst verflogen war, am 1. Januar ihre schöne Hauptwache im Altstädter Rathause dem Militär abgetreten, angeblich wegen der großen Kälte. Damit war ein ernster Streit geschlichtet. Dagegen trugen sich die Kleinseitener mit dem Gedanken, eine Stadt für sich zu bilden; sie wollten von der demokratischen Alt- und Neustadt nicht regiert und kommandiert werden. Die führende Rolle in Prag und in allen böhmischen Kreisen spielte jetzt die Slovanská Lipa. Sie hätte gern Šafařík an ihrer Spitze gehabt; doch er lehnte ab, er hielt sich von aller Politik fern und lebte nur seinen Studien und seinen Pflichten als Bibliothekar; als man seitens der Slovanská Lipa gleichwohl von seinem Namen Gebrauch machen wollte, ließ er seine Ablehnung in den Zeitungen bekannt machen. Die Slovanská Lipa hatte ihren großen Kongreß in den Räumen der Měšťanská Beseda soeben geschlossen. Sie hatte Verzweigungen in allen slavischen Gebieten der Monarchie — die Polen natürlich ausgenommen — bis nach Kroatien und Dalmatien hinab. In der letzten

*) Phil. Dr. Johann Josef Bartl, der sich um den Lehrstuhl der Elementar-Mathematik und praktischen Geometrie am böhm. ständischen Technikum in Prag bewarb; sein Mitbewerber war der Lyzeal-Professor Dr. Wilhelm Matzka.

Zeit hatte sich in Olmütz ein Zweigverein gebildet; einige Mitglieder der Reichstags-Rechten und des mährischen Landtags sowie die Mitglieder der serbischen Deputation, die dem jungen Kaiser ihre Huldigung darbrachte, vermehrten den Fond der jungen Anstalt durch freigebige Beiträge. Mit der Regierung war man in böhmischen Kreisen im allgemeinen nicht unzufrieden. Ihre Verfügungen fanden beim reiferen Teile des Publikums Billigung, so namentlich das neue Rekrutierungsgesetz, nach welchem die Befreiung des Adels von der Wehrpflicht aufgehoben wurde und unter den Stellungspflichtigen das Los entscheiden sollte. Selbst die neuen Bestimmungen Stadions über die Presse, Verbot des Anschlagens von Plakaten und Flugschriften, des Hausierens damit und des Straßenverkaufs, erregten auffallenderweise in den böhmischen Blättern kein Ärgernis; nur das „Konstitutionelle Blatt aus Böhmen" (Klutschak, Haase) machte seine Leser aufmerksam, der Pferdefuß schaue deutlich heraus.

In den nördlichen deutschen Kreisen, besonders in Reichenberg, wo der Tschechenfresser Anschiringer fortwährend hetzte, war man dem Ministerium nicht gewogen; sie blickten nach Frankfurt und beschuldigten die Regierung, daß sie die Slaven begünstige. Doch gab es auch hier manche erfreuliche Wahrzeichen. Der „Bote von der Eger" (Eduard Pokorny) brachte in Nr. 36 vom 10. Dezember den Text einer Adresse, welche der „Patriotische Verein für Ruhe und Ordnung" von Groß-Lippen an Löhner gerichtet hatte, worin es u. a. hieß: „Alles mit Gott, für unsern gütigsten Monarchen, für ein einiges, mächtiges und freies Österreich, gleichviel ob wir Deutsche, Tschechen, Ungarn oder Italiener sind; wir sind alle Österreicher und wollen gute Österreicher bleiben!" Aus Leitmeritz schrieb mir Professor Athanasius Bernhard am Weihnachtstage: „Es ist ein ungeheurer Gewinn, endlich einmal eine leitende Idee gewonnen zu haben, die Welt weiß nun, was wir wollen: ein großes, freies, starkes Österreich. So hat Er gesprochen und siehe da, es wird, Gott sei Dank, verstanden! So lebe ich, mein liebster Freund, in rosiger Hoffnung und fürchte nicht mehr, daß unser herrliches Reich in Trümmer geht. Möge das neue Jahr der Welt das Schauspiel des verjüngten freien Österreich bieten und die Ruhe und den Frieden bringen!" Wohl erkannte er, daß die Stimmung nicht überall die beste sei; allein der Grund davon, meinte er, liege nicht so sehr an den Wühlern und Hetzern, „als vielmehr in dem feigen Stillschweigen, in das sich alle unsere Intelligenzen und praktischen Männer hüllen, anstatt mit Mut aufzutreten und ein lautes Wort ertönen zu lassen, wodurch sie alle Schwachen und Schwankenden auf ihre Seite bringen würden".

Recht Erfreuliches berichtete mir aus den westlichen Gegenden mein Freund Edler von Stark, von dem ich im Oktober und November nichts

als Klagen und Befürchtungen vernommen hatte; seither hatten sich in seiner Gegend die Gemüter beruhigt. Stark war ein lieber, freundlicher Herr, dem jeder gut sein mußte. Als er im Spätherbst in seinem Wahlbezirke erschien, brachten ihm die Bürger von Tuschkau einen Fackelzug; einzelne Wahlmänner besuchten ihn und erklärten ihm, sie seien einverstanden, daß er es mit den böhmischen Abgeordneten gehalten und sich an deren Schritten beteiligt habe; sie gaben ihm ein Vertrauensvotum. In meinem eigenen Wahlbezirke traf man Vorbereitungen für meine Wiederwahl und das war ein weiteres gutes Zeichen. Der Postmeister von Stammersdorf bei Wien, Stadler von Wolfersgrün, aus der Gegend von Marienbad gebürtig, der Gutsbesitzer von Alt-Zedlisch, Dr. Karl Heidler, mein Jugendfreund, der Postmeister Rasp aus Tachau u. a. warben eifrig für mich und fanden williges Gehör. Freilich kam bei meinen Wählern auch etwas Eigennutz hinzu. Die Tachauer wünschten, da die Reorganisation der Gerichtsstellen im Zuge war, ein Kollegial-Gericht und da konnte ihnen ein so hochgestellter Herr, wie jetzt ihr Abgeordneter war, wohl sehr behilflich sein.

In den böhmischen Wahlbezirken stand es nicht so günstig und daran hatten die fortwährenden Hetzereien der Národní Noviny Schuld. Karl Hawliček war wieder der alte Stänkerer. Er hatte sein Mandat als Abgeordneter niedergelegt, um sich ganz seiner Zeitung zu widmen, und zog jetzt gegen seine früheren Genossen unbarmherzig los; die Deputierten, die Wien im Oktober verlassen hatten, bezeichnete er öffentlich als Verräter der Freiheit.*) Als es zu einer Neuwahl im Bezirke Winterberg kam und zu hören war, Graf Leo Thun wolle sich in Bewerbung setzen, spieen die Národní Noviny Feuer und Flamme: jeder Wahlbezirk, der Thun wählen würde, bedecke sich mit ewiger Schande und setze sich dem Spotte des ganzen Landes aus. Thuns Mitbewerber war ein dortiger Kaplan Rosypal, ein ganz unbedeutender Mensch, dem jedoch Hawliček als „gutem und freiheitlichem Vaterlandsfreunde“ bestes Glück wünschte. In der Tat fiel Thun durch und Rosypal wurde gewählt, der später in Kremsier eine sehr matte Rede hielt.

Auch in anderen Richtungen stand es im offenen Lande schlecht. In manchen Gegenden, nicht bloß in Böhmen, waren alle Verhältnisse wie gelöst. Die herrschaftlichen Beamten schoben die Schuld davon auf den Reichstag. „Wenn ich Kaiser wäre“, sagte ein Beamter von der Herrschaft Mürau in Mähren, „so würde ich den Reichstag in eine Olmützer Kaserne sperren und alle Journalisten und andere Taugenichtse davon ausschließen. Wenn sich die Ab-

*) Konst. Blatt aus Böhmen 1849 Nr. 20; der Einsender erbot sich, Zeugen für diesen Ausspruch Hawličeks vorzuführen.

geordneten in Kremsier so betragen werden, wie sie es in Wien getan haben, würde ich sie auf die Bank legen und ihnen Stockstreiche applizieren lassen." Die Holzdiebstähle und Jagdfrevel in den herrschaftlichen Waldungen waren fast allgemein. Um der Verwilderung des Volkes auf der Herrschaft Zwettl einen Damm zu setzen, bewog Dr. Harant seinen Herrn Prälaten zu einem Vorschlag der Güte: jenen Dörfern, die sich von ferneren Eigenmächtigkeiten enthalten würden, solle das Stift Holz und Wild um einen billigeren Preis ablassen. Es war dies ein nicht geringes Opfer, das die Herrschaft zu bringen bereit war. Dennoch nahmen nur wenige Gemeinden den Vorschlag an und auch da konnten die Bauern ihr Versprechen nicht einhalten, weil ihre Söhne und Knechte ihnen nicht folgten; der Hofbesitzer mußte sich den Buben fügen. Andere Dörfer weigerten sich geradezu, auf einen solchen Vertrag einzugehen und trieben nach wie vor Wilddieberei. Dabei gerieten sie oft mit Nachbargemeinden in Konflikte und mußten förmliche Streifzüge unternehmen, um nicht Fremde auf ihrem eigenen Territorium jagen zu lassen. „Kurz, wir treten in den Naturzustand zurück", schrieb mir Harant.

* * * *

Aus unserem Süden schrieb mir mein Jugendfreund Vinzenz Laukotzky. Er hatte Aussicht in die deutschen Provinzen zu kommen, da der Professor der italienischen Sprache und Literatur in Salzburg, Dr. Barthol. Malpaga, sich bereit erklärte mit ihm zu tauschen, worüber beide mit mir in Verhandlung traten. Vorläufig mußte mein guter Laukotzky jedenfalls nach Vicenza zurück, zum großen Leidwesen seiner Frau, der für sein Leben bangte. Er fand bei seinen italienischen Bekannten freundliche Aufnahme, sie zeigten Freude, ihn wieder in ihrer Mitte zu haben: „Aber, lieber Helfert, das ist nur zum Scheine, nur äußerlich ist Frieden da, in den Gemütern kocht's. Sie sinnen auf neuen Krieg, sie lassen sich's nicht nehmen, daß eigentlich sie gesiegt hätten; in wenig Tagen werde Carlo Alberto zurückkehren." Von Österreich wollen sie nichts mehr wissen: »Gl' Italiani non ponno unirsi ai Tedeschi neppur nell' inferno.« Laukotzky erzählte mir von einem Gymnasialprofessor Stefani, der auf offener Straße gegen die österreichische Regierung gepredigt habe, in einer Schrift »Le tre grandi giornate di Vicenza« mit ungezähmter Wildheit gegen die kaiserliche Armee losgezogen sei; er wurde mit Recht vom Lehramt entfernt. „Freund", versicherte mich Laukotzky, „das heutige Leben in Italien ist sehr verschieden von dem, was es früher war." Von unseren Kroaten erzählte er, daß sie meist in piemontesischen Uniformen herumgingen, die sie auf den Schlachtfeldern von Custozza und Sommacampagna erbeutet hatten.

Die Stadt Venedig war von k. k. Truppen eingeschlossen; aber dennoch wurden Tag für Tag Venezianer Zeitungen in die Terraferma geschmuggelt

und diese brachten die unsinnigsten Lügen: in Wien herrsche Hungersnot; die Ungarn seien fortwährend im Siege; sie hätten Fiume genommen und würden Italien befreien u. dgl. m. Daß mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit Karl Albert, von den italienischen Hitzköpfen gedrängt, von neuem angreifen werde, war als sicher anzunehmen. Doch das große Ansehen und das unbegrenzte Vertrauen, das der greise Radetzky genoß, und der unübertreffliche Geist seiner für ihn begeisterten Truppen schienen einen neuen Sieg zu verbürgen, während in den Reihen der sardinischen Armee nach den harten Schlägen, die sie im letzten Feldzug getroffen hatten, Entmutigung und Mangel an Selbstvertrauen vorwalteten.

* * *

Die ungarischen Wirren machten sich auch in den nicht-ungarischen Ländern fühlbar. Wo Husaren in Garnison lagen, gab es allerhand Reibungen. Aus Ungarn kamen ihnen Briefe zu und Agenten schlichen in ihre Standquartiere, um sie zum Abfall von der kaiserlichen Sache zu bewegen. Die Palatinal-Husaren, die sich während des Prager Aufstandes so treu gezeigt hatten, wollten jetzt aus Klattau desertieren und nach Ungarn reiten. Die Nationalgarde wurde gegen sie aufgeboten, nach Pilsen wurden Estaffetten geschickt, um Militär zu requirieren. „Es heißt, es gebe von beiden Seiten Tote", schrieb mir der Abgeordnete Slawik. „Niemand begreift es, daß man nicht ernstere Mittel anwendet, um die Schlechtgesinnten zu entwaffnen und unschädlich zu machen. Vielleicht wird es geschehen, wenn Klattau wieder in Flammen steht, wie vor einigen Jahren."

Doch in Ungarn selbst standen die Dinge für die kaiserliche Sache günstig und das war für die Stellung des Ministeriums von der allergrößten Bedeutung. Jellačić hatte den Moriz Perczel bei Moór, den Arthur Görgei bei Tétény geschlagen, Ludwig Kossuth war auf der Flucht nach Debreczin, die Kaiserlichen standen auf dem Punkte, in Ofen einzuziehen und Pest zu besetzen. Geschah dies, so war die ungarische Revolution so gut wie vernichtet — so schien es wenigstens und so glaubte es außerhalb Ungarn alle Welt. In den Regierungskreisen herrschten Jubel und Zuversicht.

* * *

Gleichwohl war die Lage des Reichs eine kritische. Es war der Augenblick gekommen, wo die Regierung ihre Erklärung über den § 1 der Grundrechte abgeben sollte, und es gehörte Mut dazu, unter solchen Umständen dem ausgesprochenen Willen des Reichstags, der vom Monarchen selbst als ein konstituierender einberufen war, entgegenzutreten.

Am 3. Januar morgens trafen Stadion und Cordon von Olmütz, Kraus, Bach und Thinnfeld von Wien in Kremsier ein. Sie brachten

mir eine Überraschung. Es war ein halber Druckbogen in Oktav, der unter den Mitgliedern des Reichstages verteilt werden sollte und den Titel führte: Abänderungs-Vorschlag des Abgeordneten Helfert zu dem Konstitutions-Entwurfe der Grundrechte.

Die Zusammenstellung beruhte auf dem Grunde der Beschlüsse, die im Ministerrate über die einzelnen Paragraphen gefaßt worden waren. Für mich war aber die Sache in zwei Richtungen unangenehm: erstens, daß man mich nicht zuvor gefragt, meine Einwilligung eingeholt hatte, und zweitens, weil ich mit manchen Bestimmungen nicht einverstanden war, sondern eine andere Ansicht darüber hatte, und ich beschwerte mich darüber bei den Ministern. Ich war mit meiner Klage nicht im Recht.

In erster Hinsicht wurde mir erwidert, der Beschluß sei im letzten Augenblicke gefaßt worden und es sei keine Zeit mehr gewesen, mich davon in Kenntnis zu setzen. Die Schuld konnte ich also nur mir selbst beimessen: in der Zeit, da ich in Prag gewesen war, hatten die letzten Beratungen stattgefunden, und ebenso hatte ich Wien einen Tag vor den Ministern, also im Zeitpunkte der letzten entscheidenden Beratung, verlassen.

Was den zweiten Punkt betraf, so hatte ich als Abgeordneter allerdings meine selbständige Stellung und Meinung. Allein als Mitglied der Regierung war ich Teil eines Kollegiums, wo nach allgemeinen Grundsätzen die Mehrheit entscheidet und wo dann nicht mehr meine individuelle Meinung, sondern der gemeinsam gefaßte Beschluß Geltung hatte. Dazu war es der erste Grundsatz des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, daß einer für alle und alle für einen einzustehen hatten, und so durfte ich darüber nicht murren, wenn mein Name als der geeignetste erkannt wurde, die ministeriellen Abänderungsvorschläge vor die Kammer zu bringen.

So fügte ich mich denn. Nur das, sagte ich, könne man mir nicht zumuten, für Bestimmungen einzutreten, die meinen subjektiven Anschauungen nicht zusagten, und ich bedang mir aus, wenn es die Debatte erfordern würde, nur bei solchen Paragraphen einzugreifen, deren Formulierung meiner eigenen Überzeugung entspräche: das fand man billig und wurde mir zugestanden.

* * *

In solcher Weise vorbereitet, standen wir vor dem wichtigen Schritte, der nach unserem Beschlusse am 4. getan werden sollte. Es kam alles darauf an, wie die Versammlung die Erklärung der Regierung über den § 1 aufnehmen würde. Fügte sie sich, so war die beste Aussicht vorhanden, das Verfassungswerk in beiderseitig wohlverstandenem Interesse zustande zu bringen. Fügte sie sich nicht, sträubte sie sich gegen die ernsten Mahnungen der Regierung . . . was sollte dann geschehen?!

In Abgeordnetenkreisen hatte man selbstverständlich keine Ahnung von dem, was die Regierung vor hatte. Gleichwohl machten sich Auflösungsbefürchtungen bemerkbar. „Ich glaube nicht“, schrieb Smolka am 29. Dezember den Seinen nach Lemberg, „daß dem Reichstage von Seite der Regierung die Auflösung drohe, so wie ich andrerseits überzeugt bin, daß nur ungewöhnliche Ereignisse der Kammer die große Bedeutung zurückgeben können, die sie einst gehabt hat, daß sie aber aus eigener Kraft sich zu keinem Ansehen mehr erheben, sondern vegetieren werde, so lang es der Regierung gefällt. Für jetzt ist der Reichstag noch immer nötig, darum existirt er noch“*).

*) C. Widmann, Franz Smolka (Wien Konegen 1887) I. 152.



Umschau.

Der Darwinismus. Wir stehen an einem **Wendepunkte in der Geschichte der Entwicklungslehre.** Die letzten Jahre haben — als das Resultat eines langsamen Schaffens — eine Theorie zu Grabe getragen, der an faszinierender Gewalt kaum eine zweite in der Geschichte an die Seite zu stellen ist und die so viel Staub aufgewirbelt hat, daß sie sich in dieser Hinsicht nur mit der kopernikanischen Reformidee vergleichen läßt. Den Grund für diese Erscheinung hat man vielfach in ihrem Gegensatz zu Christentum und Theismus gefunden. Doch mag das bei Dilettanten, Zeitungsschreibern und der großen Masse der Fall gewesen sein und noch immer sein, bei den Gelehrten war dem nicht so und Darwin selbst hat am allerwenigsten daran gedacht. Der Hauptgrund dafür lag hier in dem Umstande, daß man Entwicklungslehre und Darwinismus konfundierte. Die Entwicklungslehre war längst vor Darwin bekannt durch Geoffroy St. Hilaire, Lamarck, Goethe, Kant, ja einzelne Stimmen will man im Altertum entdeckt haben, so in Lukrez. Aber Darwin sammelte eine solche Fülle von Tatsachen, verarbeitete sie so geistreich im Sinne der Entwicklungslehre und nahm so naheliegende und selbstverständliche Gesetze zu ihrer Erklärung, daß der in so blendender Form auftretende Entwicklungsgedanke, der ja an und für sich tief in der Natur des Menschengeistes begründet liegt, die Geister wie im Sturme ergriff und mit sich fortriß. Genialer, großartiger und faszinierender als die Gesamtheit der von Darwin verwerteten Ideen ließen sich damals und lassen sich auch heute noch in Zoologie und Botanik kaum welche denken. Daher ihr Erfolg, daher aber auch ihre Überspannung. Das letztere wird verständlich, wenn wir uns darüber klar werden, was Darwin lehrte und wie seine Ideen sich im Lichte der heutigen Wissenschaft ausnehmen. Die Lehre Darwins war kurz diese: die heutigen systematischen Arten haben sich durch Selektion auseinander entwickelt. Ob eine Urzeugung stattgefunden, ob die Tiere sich aus den Pflanzen entwickelt haben, ob die Entwicklung eine monophyletische oder eine polyphyletische war, ob endlich der Mensch das letzte Glied der tierischen Entwicklungsreihe darstellt, diese vier Probleme gehören nicht zum eigentlichen Darwinismus. Über das Darwins Lehre charakterisierende Selektionsprinzip läßt sich nun nach dem Stande der modernen Wissenschaft so urteilen:

1. Das Selektionsprinzip ist extensiv begrenzt, indem es a) innerhalb der Arten wirkt und Rassenunterschiede setzt, hier übrigens über die Grenzen der Botanik und Zoologie ausgedehnt werden muß — die Menschenrassen, — und auch innerhalb der Rassen Varietäten schafft — die einzelnen Völker; b) von anderen Prinzipien eingeschränkt ist, so von dem (bereits vor Darwin von Lamarck geahnten) Prinzip der direkten Bewirkung, dem Mutationsprinzip, dem Migrationsprinzip u. a. Analoges gilt bei den Varietäten der Menschenrassen inbezug auf Klima, geographische Lage u. a.

2. Das Selektionsprinzip ist intensiv begrenzt. Es kann nur Minderwertiges beseitigen, aber nichts Neues schaffen. Der Grund dafür liegt hauptsächlich darin, daß es kein inneres, sondern nur ein äußeres Prinzip repräsentiert. Das Prinzip, das einmal in ferner Zukunft die Entwicklung der Hauptsache nach erklären wird, muß Rücksicht auf das Innere, wie auf das Äußere nehmen.

3. Das Selektionsprinzip ist keine eigentliche Erklärung, sondern schiebt dieselbe nur einen Schritt weiter hinaus. Es gründet sich auf die Ver-

erbung, diese ist aber, wie unmittelbar einleuchtet, keine Erklärung, sondern selbst ein Problem.

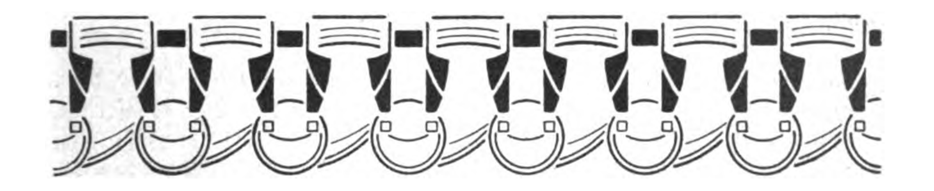
Damit wird wohl das Selektionsprinzip auf seinen sachlichen Wert zurückgeführt sein. Der Darwinismus war also nichts weiteres als die Überspannung, die Verabsolutierung einer in der Erfahrung begründeten Idee — eine bekannte Erscheinung in der Geschichte des Geisteslebens, der wir ja auch die Verschiedenheit unserer philosophischen Weltanschauungen zu verdanken haben. Es hat beinahe ein halbes Jahrhundert gedauert, bis man den Darwinismus und die Deszendenzlehre in Gelehrtenkreisen allgemein scharf unterschied und die relative Bedeutung des Darwinismus erkannte. In dieser Zeit sind eine Reihe von Formen der Entwicklungslehre aufgetaucht, die meistens, so gut wie der Darwinismus, einen relativen Wert besitzen und infolgedessen unter den Gelehrten langsam mit der Herrschaft des absoluten Darwinismus aufräumten. Den Todesstoß haben ihm die in die letzten Jahre fallenden Forschungen von de Vries zur Mutation versetzt, die eine ganz neue Phase für die Entwicklungslehre bedeuten, über deren Wert und Zukunft uns vorläufig noch kein Urteil zusteht.

In jüngster Zeit hat uns nun E. Dennert unter dem Titel „Vom Sterbelager des Darwinismus" (Stuttgart, M. Kielmann, 1903) Berichte über den Niedergang des Darwinismus gebracht. Er bespricht in einem sehr frischen Stil die Werke von Eimer (Orthogenesis der Schmetterlinge), Fleischmann (Die Deszendenztheorie) und eine Reihe kleinerer Publikationen von Goette, Haberlandt (dessen Hydathodenversuch er zu Gunsten des Vitalismus wohl überschätzt; sein prinzipieller Wert, wenn er einen solchen überhaupt besitzt, würde jedesfalls, soweit sich bisher urteilen läßt, wieder stark herabgemindert durch die Untersuchungen Friedels über die Kohlenstoffassimilation), Steinmann, v. Wagner, Grottewitz, Hertwig und setzt sich auch wieder einmal in sehr scharfer Weise mit Häckel und einem seiner Verteidiger auseinander. Schade ist, daß er de Vries' „Mutationstheorie" nicht mehr berücksichtigen konnte (der erste Band dieses Werkes war doch bereits vor Weihnachten 1901 erschienen); dann wären seine Berichte zu einem gewissen Abschlusse gekommen, indem er dann auf das Titelblatt hätte setzen können: „Am Grabe des Darwinismus". Die Arbeiten von Weismann, Wolff, Reinke, Driesch, Strasburger hätten gleichfalls berücksichtigt werden können, wenn man auch beachten muß, daß antidarwinistisch und christlich noch lange nicht dasselbe ist. Von der nach der Dennertschen Schrift erschienenen antidarwinistischen Literatur ist vor allem zu notieren Fleischmann, Die Darwinsche Theorie (Leipzig, Thieme, 1903); auch Krasan, Ansichten und Gespräche über die individuelle und spezifische Gestaltung in der Natur (Leipzig, W. Engelmann, 1903) enthält schätzenswerte Ausführungen.

Da die Schrift Dennerts infolge ihrer Anlage keine prinzipielle Würdigung und, weil ihr Verfasser noch zu sehr in der Hitze des Kampfes steht, meines Erachtens auch keine völlige Klärung über den Darwinismus und seine Berechtigung bringt, so habe ich versucht, in dem Vorhergehenden eine kurze prinzipielle Wertung zu geben. Es wird nun nicht schwer fallen, darnach die von Dennert an der Hand der Forscher vorgebrachten Erfahrungsbeweise gegen den Darwinismus zu ordnen und zu werten und auch seine Stellung ein wenig zu modifizieren, resp. zu ergänzen.

Köln. Aloys Müller.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Religiöser und politischer Katholizismus.

Von **Dr. Karl Bilgenreiner.**

Ein klarer Kopf, ein mutiges Herz, das sind zwei Dinge, welche dem Gebildeten unserer Tage eigen sein müssen, soll er unentwegt in seinem persönlichen wie im öffentlichen Leben unter der katholischen Fahne ausharren. Nur ein seinem Bildungsgrade entsprechendes religiöses Wissen und eine männliche Überzeugungstreue werden ihn wappnen gegen die unzähligen Geschosse, mit welchen eine materialistische oder naturalistische Weltanschauung seine religiöse Überzeugung bestürmt, werden ihn auf dem oft harten, aber geraden Wege eines christlichen Lebens erhalten, wenn des Alltagslebens Regen und Sonnenschein ihn zu einem bequemeren Weg verleiten möchte. Beider Feind aber ist das *Schlagwort* des Tages, es trübt den klaren Blick, es lähmt die Kraft des Willens. In den Bergen überfällt den Wanderer, der bisher mutig den Berg emporgeklommen, plötzlich ein dichter Nebel, die Aussicht ist gesperrt, der Weg verwischt; dann steht er und späht er und weiß nicht, wohin sich wenden. So legt sich das Schlagwort über unser inneres Denken und äußeres Handeln. Der Weg unserer Pflicht, der uns vordem so klar gezeichnet schien, verliert sich im Dunkeln, im Nebelschleier verschwimmt, was bisnun sichere Richtung wies, und ob wir gleich auf dem eingeschlagenen Wege bleiben, wir zaudern wenigstens, vorwärts zu schreiten: so hat das Schlagwort unser klares Denken und festes Wollen umnebelt. Triumphierend ruft es uns der Widersacher entgegen, denn er weiß seine Vieldeutigkeit zu nützen. — „Klerikalismus!" schallt es ins Land. Man gibt vor, nur Übergriffe des Klerus auf fremde Gebiete zu brandmarken, tatsächlich trifft man jeden, der treu zum Glauben der Kirche steht. „Ultramontanismus!" tönt es und man tut, als gelte der Vorwurf nur jenen, welche undankbar die Interessen ihres Vaterlandes verraten, während man alle trifft und treffen will, die auf die Weisung des obersten Hirten der Kirche hören, der zufällig für uns jenseits der Berge wohnt. Bildungsfeindlichkeit wirft man uns vor, als bekämpften wir Kunst und Wissenschaft und nicht vielmehr nur jene Wissenschaft und Kunst, welche dem dreisten Erkühnen eines sogenannten Genies zuliebe Religion und Scham mit Füßen treten läßt. So wird die klare Sicht getrübt, wo immer das Schlagwort waltet; das ist unsrer Gegner Stärke und eine arge Gefahr für uns.

Die Zauderer aber auf unserer Seite wiederholen es sich gerne zum Troste, denn sie wissen darin rasch zu entdecken, was ihre Charakterschwäche rechtfertigt, und wie wenige vermögen sich seinem Banne zu entziehen! Was hilft da einzig und allein? Der helle, lichte Sonnenstrahl der Wahrheit, der die Nebel zerstreut und die drohenden Gespenster bannt; wird den Worten ihr klarer Sinn, der Phrase ihre wahre Bedeutung gegeben, so hat das Schlagwort seine Kraft verloren.

Das soll denn auch die Aufgabe der folgenden Zeilen sein einer mehrdeutigen Redeweise gegenüber, die in neuester Zeit bei Freund und Feind im Schwange geht, gegenüber dem Worte vom religiösen und politischen Katholizismus. Man findet einen tiefen Gegensatz zwischen beiden. Man zieht den Hut vor dem religiösen, erklärt sich aber im selben Momente als Feind des politischen Katholizismus. Man preist die Glaubensmacht und Liebeskraft des religiösen, man ächtet die niedere Gesinnung, den lieblosen Fanatismus des politischen Katholizismus. Pflegt den religiösen Katholizismus, — so predigt man auch im katholischen Lager, — daher kommt die religiöse und sittliche Erneuerung der modernen Welt! Aber fort mit allem politischen Katholizismus, daher das Unheil, daher die Diskreditierung der katholischen Sache! — So steht es nicht nur in Büchern und Zeitschriften zu lesen, so verkündet es sogar der letzte Wille eines bedeutenden katholischen Historikers unsrer Tage, das Testament des im Vorjahr verstorbenen Professors Fr. X. Kraus: „Lebend und sterbend — heißt es da — erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus, im Bruche mit dem irdischen, politischen, pharisäischen Ultramontanismus, in der Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und der, welcher das Gegenteil predigt, non sapit quae Dei sunt, sed ea quae sunt hominum" (nicht göttlicher, sondern nur zu sehr menschlicher Denkweise folgt).

Steine auf das frische Grab des in vieler Hinsicht verdienten Mannes zu werfen, fällt uns nicht ein; wer so viel wie er geforscht, erforscht und dabei nie geirrt, mag gegen ihn, der jetzt dem Irrtum entrückt ist, den ersten Stein schleudern. Aber diese Ideen nachzuprüfen, die er lebend und sterbend verbreitet, muß uns um so eher verstattet sein, als er auf Grund derselben schwere Vorwürfe gegen die katholische Kirche erhoben, die von anderer Seite noch heute gerne aufgenommen und verstärkt werden.

Unsere Frage lautet: Inwiefern kann man mit Recht einen Gegensatz zwischen religiösem und politischem Katholizismus behaupten? Welche Berechtigung hat der politische Katholizismus?

I.

Was ist der Katholizismus? Er ist seinem Wesen nach eine religiöse Welt- und Lebensanschauung; seine Grundlagen sind die christlich-religiösen Wahrheiten, seine Aufgabe, von der Religion bestimmt, ist die möglichste

Verwirklichung des religiösen Ideals im irdischen Menschen, um ihn würdig jenes überirdischen Glückes zu gestalten, das ihm die Religion verheißt. Seine „primären Hilfskräfte hierzu sind religiöse, die übernatürlichen Heilskräfte und Gnadenmittel, der Glaube, die Sakramente, das Meßopfer, das Gebet".*) Der religiösen, über die Erde hinausreichenden Aufgabe des Katholizismus dient die äußere Organisation, in welcher sich derselbe der Welt darstellt, die Kirche; alle die verschiedenen Abstufungen der kirchlichen Hierarchie von dem erhabenen Träger der Tiara bis zum schlichten Missionär oder geringsten Hilfspriester sollen dieser religiösen Aufgabe dienen. Die äußere Gestaltung dieser gesellschaftlichen Organisation wird zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten eine sehr verschiedene sein. Man denke nur: Petrus und Pius X., der erste und der bisher letzte Papst! In Rom, im Zirkus des Nero starb jener schmachvoll am Kreuze, nur klein war die Kirchengemeinschaft, die er hiernieden zurückließ; an demselben Orte, in derselben Stadt zieht in unsern Tagen sein Nachfolger wie ein Triumphator in den erhabenen Petersdom ein, umjubelt von vielen tausenden treuer Katholiken, die nur eine bescheidene Vertretung der hunderte von Millionen bilden, welche rings auf dem Erdkreis dem Papste ihre Segenswünsche darbringen. Aber so verschieden die äußere Stellung des Papstes ehemals und jetzt, seine Mission ist dieselbe geblieben: Menschenfischer zu sein, die Erde dem Himmel zu gewinnen. Dieser Mission dient der gefeierte Kanzelredner, der beredten Mundes die Herzen für Gott entflammt, wie der geistliche Beamte, der eben in der bischöflichen Kanzlei die 50.000. Dispens erledigt hat; der theologische Gelehrte, der in ernster Denkerarbeit den Geheimnissen des heiligen Glaubens nachgeht, lebt dem gleichen Ewigkeitsberufe wie der Missionär, der die Kinder der Wildnis in den Spielen und Arbeiten unterrichtet, um Gelegenheit zu finden, die Grundwahrheiten der Religion in ihre Herzen zu senken. Die Aufgabe aller dieser ist eine religiöse. Mögen noch soviele weltliche Angelegenheiten sich in den Kreis der Tagesarbeit mischen, welche die Verwaltung der Kirche zu erledigen hat, mögen soziale und politische Verhältnisse Rücksicht heischen, die Frage von mein und dein, der Lebensbedarf und Rechtsschutz noch so gebieterisch an sie herantreten, der Blick der Kirche muß vor allem auf das Jenseits, auf die Pflege der Religion gerichtet sein und von da Regel und Richtschnur ihres Verhaltens nehmen; das Kirchenregime muß so eingerichtet sein, daß die religiösen Aufgaben so gut als möglich gelöst werden können.

Hier mögen die Worte eines modernen Kirchenfürsten**) eine Stelle finden: „Es ist wirklich staunenswert und auffallend, daß Jesus Christus,

*) Keppler, Wahre und falsche Reform. 2. Aufl. (Freiburg, Herder 1903.) Seite 11.

*) Bonomelli, Das neue Jahrhundert, übers. v. Holzer. (München, Schuh, 1903.) Seite 19.

der alles wußte, nichts, auch nicht das Mindeste lehrte, was nicht die Religion betraf. Man durchforsche das Evangelium und man wird kein einziges Wort finden, das sich auf Literatur, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft, Politik, die römische Gesetzgebung seiner Zeit, Rechtsfragen u. d. g. bezöge. Und doch waren Philosophie und Wissenschaft eines Pythagoras, Plato, Aristoteles, Parmenides, Zeno und anderer berühmter Meister seit Jahrhunderten in der Welt und wurden in den Schulen Griechenlands, Ägyptens und Roms eifrig erörtert. Christus macht nicht die leiseste Anspielung darauf, lobt sie nicht, tadelt sie nicht; er nimmt sie nicht an, weist sie aber auch nicht ab. Er beobachtet unbedingtes Schweigen darüber, als ob er sie nicht kennte, als ob sie nicht existierten. Nur von Gott spricht er, vom Glauben an ihn, von der Hoffnung auf ihn, von der ihm schuldigen Liebe, vom Wege, den wir gehen müssen, um zu ihm zu gelangen und selig zu werden. Was Christus, was nach ihm seine Apostel taten, tut die Kirche und soll es tun, sollen wir, ihre Diener, tun. Wir müssen jene Lehre getreulich wiederholen, die von Christi und seiner Apostel Lippen tönte, keinen Laut hinzutun oder wegnehmen, mit Mut und heiliger Freiheit, mit jener frohen Überzeugung und Liebe, die, von Herzen kommend, auch stets den Weg zum Herzen findet."

Will man also die Grundlagen bezeichnen, auf welchen der Katholizismus ruhen soll und muß, will man seinen innersten Lebensgrund, seine Seele nennen, dann hat man Recht, wenn man immer wieder den „religiösen Katholizismus" betont; denn der Katholizismus muß seinem innersten Wesen nach entweder religiös sein oder er wird nicht sein. Im Gegensatz hiezu würde „politischer Katholizismus" einen Verrat am Wesen des Katholizismus, einen Abfall von seinen Grundideen bedeuten. Politisch heißt ebensoviel wie: bürgerlich, staatlich, besagt irdische, zeitliche Interessen, weist hin auf jene Menge von Gütern und Vorteilen, welche die staatliche Verwaltung im Interesse des irdischen Gemeindewohls der Bürger wahrzunehmen hat. Politischen Katholizismus treiben hieße also, daß nicht die Interessen der Religion, sondern bürgerliche, staatliche Erfolge im Kirchenregimente maßgebend wären, daß nicht die Not der Gewissen, sondern die Sucht nach irdischem Einfluß und äußerem Glanze das Handeln der Kirchenvorsteher bestimmen würde, daß die Religion dem Ehrgeiz, der Herrschbegier, der Habsucht dienen, daß das Ewige dem Zeitlichen, Gottes Sache der Menschen Leidenschaften Sklavendienste leisten müsse. Und das ist etwas Ungeheuerliches, Widersinniges. Politischer Katholizismus in diesem Sinne wäre es gewesen, wenn Clemens VII. sich so schwach bewiesen hätte wie weiland ein deutscher Reformator und Heinrich VIII. gegenüber in die Trennung seiner rechtmäßigen Ehe gewilligt hätte, weil er sonst fürchten mußte, durch ein englisches Schisma Millionen von Katholiken zu verlieren; daß er trotz dieses großen äußeren Verlustes der Kirche treu zu Gottes Sache stand und die Heiligkeit des Sakramentes unentwegt ver-

teidigte, das war religiöser Katholizismus. Religiöser Katholizismus war es, als Pius VI. sich vom französischen Direktorium nicht bestimmen ließ, die Zivilkonstitution des französischen Klerus anzuerkennen, selbst nicht um den Preis milder Friedensbedingungen für den Kirchenstaat*); wäre ihm der Kirchenstaat lieber gewesen als die Interessen der Religion, dann hätte er durch politischen Katholizismus an seinem Amte Verrat geübt. Gregor VII. zu Salerno, Bonifaz VIII., der 86jährige Dulder von Anagni, Pius VII. zu Fontainebleau sind Helden des religiösen Katholizismus; unzählige Fälle meldet die Geschichte, in welcher die Organe der Kirche, wenn auch blutenden Herzens, lieber eine äußere Einbuße über die Kirche ergehen ließen, als daß sie die religiösen Grundsätze preisgegeben hätten, deren Vertretung ihnen vor allem Anderen teuer sein muß.

Gilt das Gesagte für die Kirche als Ganzes und für die Kirchenvorsteher als amtliche Vertreter der Gemeinschaft, so bleibt natürlich auch für jeden Katholiken des alten Griechen Wahrspruch: **Amicus usque ad aras!** allezeit in Geltung. An dem Punkte, an welchem die im Boden der Religion wurzelnde Pflicht einsetzt, müssen alle irdischen Rücksichten, alle zeitlichen Vorteile schweigen. Katholisch, um äußere Vorteile zu erhaschen, katholisch, sobald und solange die soziale Stellung des Mannes dadurch gewinnt, Geschäftskatholizismus, — dafür ist das Wort: „politischer Katholizismus" viel zu vornehm, denn unter ehrlichen Leuten heißt man das Heuchelei, abscheuliches Pharisäertum. Ist doch dem Mann, der Frau, die wahrhaft katholisch sind, diese ihre Überzeugung das Höchste und Heiligste, ein unverrückbarer Leitstern in allen Stürmen des Lebens; darin vermag sie kein irdischer Gewinn zu beirren, kein irdisches Wehe zu erschüttern.

Sollen also diese Beisätze „religiös", „politisch" das Prinzip bezeichnen, aus dem das katholische Leben hervorquillt, dann kann für den Einzelnen wie für die Gesamtkirche und Kirchenleitung nur von religiösem Katholizismus die Rede sein; denn in der Religion, nicht in dem Streben nach irgendwelchen irdischen Gütern, in dem Ewigkeitsgedanken, nicht in einer schwankenden Augenblickspolitik muß deren Schiff verankert sein, sollen die Stürme des Lebens ihm nichts anhaben können. So haben wir es von den Blutzeugen der jungen Kirche gelernt, so an all' den heiligen Vorbildern unseres Christenlebens in alter und neuer Zeit erfahren, so spiegelt es sich wieder in den heroischen Beispielen aller jener, die auch in unseren Tagen mitten in den Daseinsfreuden der modernen Menschen Verzicht leisten auf reiche und edle Genüsse dieser Erde, weil die Religion ihnen auf diesem Wege ein Ideal zeigt, dem sie mit dem Aufgebot all' ihrer Kräfte nachstreben. Der Katholizismus, aus dem der Blutzeugen Bekenntnistreue, der Heiligen Gewissenhaftigkeit, der Heroismus unserer Orden geflossen, das ist der Katholizismus, dem wir alle nacheifern, der religiöse Katholizismus.

*) Teil, Rome, Naples et le Directoire. (Paris 1902.)



II.

Bis hierher kann es keine Meinungsverschiedenheit zwischen Katholiken geben; ließe das Schlagwort keine andere Auslegung zu, so wäre der Weg klar und deutlich vorgezeichnet. Allein man liebt es, dieses Wort anzurufen, so oft es von katholischer Seite versucht wird, die religiöse Überzeugung auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Es gibt z. B. Staaten, welche Staatsbürger von Staatsbürgern unterscheiden; Elemente, welche Thron und Altar zu untergraben suchen, duldet man, Männer aber, welche friedlich in Kirche und Schule die Religion, diesen Nährboden der Königstreue und Vaterlandsliebe, gepflegt, weist man außer Landes — und warum? weil sie Ordensleute, vielleicht Jesuiten sind. Und da stehen die Katholiken auf und in Rede und Presse erheben sie Protest und von der Parlamentstribüne verlangen sie, daß man diese Schmach des 20. Jahrhunderts tilge, und siehe, von gegnerischer Seite glaubt man ihre Klagen abtun zu können mit dem Schlagwort: „Politischer Katholizismus!" Oder man zwingt in anderen Ländern die Eltern, ihre Kinder in öffentliche Schulen zu senden, welchen der belebende Geist einer tiefsittlichen Erziehung, die Religion, fehlt oder in welchen dieselbe zum bloßen Lehrgegenstand erniedrigt ist, sonst aber in keiner Weise die Erziehung berührt. Und siehe, die Katholiken erheben ihre Stimmen, fordern für die katholischen Kinder katholischer Eltern auch katholische Lehrer und eine katholische Erziehung in der Schule — „politischer Katholizismus"! herrscht man sie an, als wären sie Verbrecher. Als solchen politischen Katholizismus bezeichnet man es, wenn sich gegen ein geplantes Ehescheidungsgesetz das katholische Volk mit seinem Klerus erhebt, um den sakramentalen Charakter der christlichen Ehe in Geltung zu erhalten, welcher die Trennung einer giltig vollzogenen Ehe nicht kennt. Politischer Katholizismus soll es sein, wenn der Episkopat eines Landes, im innersten Gewissen beunruhigt durch die glaubensfeindliche Tendenz mancher moderner Universitäten, sich der gewährleisteten Unterrichtsfreiheit bedient, um eine Hochschule zu gründen, welche den alten Bund der Religion und der Wissenschaft erneuert; politischer Katholizismus, wenn der Bischof seine Gläubigen bei wichtigen Entscheidungen im öffentlichen Leben, z. B. bei Wahlen, an ihre Pflichten als Bürger erinnert. Denselben Vorwurf müssen wir hören, wenn wir den Kampf gegen die Unsittlichkeit im öffentlichen Leben aufnehmen oder die eigene Presse so organisieren, daß sie wenigstens die ärgsten Angriffe der sogenannten öffentlichen Meinung gegen katholisches Denken und Tun mit entsprechender Entschiedenheit abzuwehren vermöge.

Politischer Katholizismus soll das sein? Gut, diesen politischen Katholizismus können und werden sich die Katholiken nie verwehren lassen. Denn was wollen sie damit? Sie wollen, daß nicht nur im Gotteshause und in der Stille der Wohnungen, sondern auch im öffentlichen Leben das Gesetz Gottes herrsche, daß Gesetzgebung und Regierung, daß der öffentliche

Unterricht und Erziehung, daß Ehe und Familie getragen seien vom christlichen Geiste, daß mitten in den vielen Freiheiten, deren sich die moderne Welt rühmt, die freigeborene Tochter des Himmels, Christi ruhmwürdige Gründung, die Kirche, nicht allein unwürdige Sklavenketten tragen müsse. Das Evangelium ist ein Sauerteig, der nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch das ganze öffentliche Leben der christlichen Völker — und solche haben wir hoffentlich noch — durchdringen soll. Dies Evangelium legt uns Pflichten gegenüber dem Staatswesen auf, so die Pflicht des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, der Opferwilligkeit bis zur Dahingabe des Lebens, und man appelliert gern an die religiöse Überzeugung der Katholiken, wenn man einmal glaubt annehmen zu dürfen, sie gäben dem Kaiser nicht, was des Kaisers ist. Mit Recht, denn dem Katholiken müssen seine Pflichten als Staatsbürger religiöse Pflichten, Gewissenspflichten sein. Aber dann erinnere man sich auch, daß der Katholik als Staatsbürger außerdem *Rechte* hat, und daß eben das Evangelium ihm befiehlt, diese Rechte so auszunützen, daß Gott wird, was Gottes ist. Wenn der katholische Mann durch Benützung jener Freiheiten und Rechte, welche die modernen Staaten ihren Untertanen gewähren, Schlechtes verhindern kann und er gebraucht sie nicht, so verrät er sein Vaterland wie seine religiöse Überzeugung. Falls seine Stimme in der Presse, sein Weckruf in Versammlungen und Vereinen, sein Stimmzettel in der Wahlurne sittliche Schäden im Staate heilen, Unglauben und Verderbnis zurückdämmen, Ärgernisse beseitigen, Religion und Sitte zur Herrschaft bringen kann, und er müßig zurücksteht, dann sagt ihm seine Religion, sagt ihm der *religiöse* Katholizismus: Du bist der Mitschuldige an all' dem Unheil, denn deine Trägheit verschuldet es!

In dem Maße, in dem die Konstitution eines Landes die Geschicke des Volkes in die Hand seiner freigewählten Vertreter legt, wächst die Verantwortung der Katholiken. Vordem mochte es vielleicht genügen, daß ein kirchlicher Würdenträger beim Monarchen Vorstellungen erhob, um unheilvolle Entscheidungen abzuhalten. Gegenwärtig vermag auch der bestgesinnte konstitutionelle Monarch der Religion auf die Dauer nicht vollen Schutz zu gewähren, wenn er nicht an der Volksvertretung eine Stütze findet. Und da sollten nun die Katholiken, mögen die hochgehenden Fluten des Radikalismus und der Religionsfeindlichkeit an dem wohlgebauten Heiligtume der christlichen Einrichtungen auch noch so hoch emporsteigen und tiefe Höhlen in seine Wände graben, ruhig nur die Hände zum Gebete falten und keinen Finger rühren, um das Unheil zurückzudämmen? So kann nur ein blinder Fatalist oder ein Feind des Katholizismus raten. Der Freund der Religion wird im Gegenteile mahnen: Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen! Gebrauche die dir gebotenen konstitutionellen Mittel, und zwar um so eifriger, um so opferbereiter, je heiliger die Sache ist, der du dienst. Andere setzen Himmel und Erde in Bewegung, wenn es gilt, eine Besserung ihres Gehaltes zu erreichen oder durch höhere Zölle die heimische

Produktion zu erleichtern, und wir verübeln es keinem. Aber noch viel weniger kann man es dem Katholiken verwehren, für die Güter, die ihm weit höher stehen müssen, für die religiöse Erziehung und die Heiligkeit der Ehe, die Freiheit der religiösen Betätigung und die Unabhängigkeit der Kirche sich zusammen zu scharen, sich politisch zu organisieren, um im Zeitalter der Volksheere auch ihrerseits ein schlagbereites Heer in den politischen Kampf für die gute Sache führen zu können.

Also politischer Katholizismus? Wenn man das vieldeutige Wort nicht entbehren mag, gut, man mag diese Selbsthilfe der Katholiken so heißen. Dabei möge man aber auch zugestehen, daß gerade die religiöse Überzeugung, das in der Religion wurzelnde Pflichtbewußtsein oft die katholischen Männer nötigt, in den politischen Kampf einzutreten. Wie könnten sie anders? Zwingen ihnen nicht die öffentlichen Verhältnisse das Schwert der politischen Abwehr oft geradezu in die Hand? Als der sogenannte Kulturkampf im Nachbarreiche die kirchliche Verwaltung in Bande schlagen wollte, die Bischöfe ob ihrer Pflichterfüllung in die Kerker sandte und die Spendung der Sakramente mit Strafen belegte, da war es doch wahrlich nichts anderes als gerechte Notwehr der religiösen Überzeugung, wenn „Katholisch!" als Wahlparole ausgegeben wurde. Die Verteidigung der religiösen Interessen ließ die Katholiken in der Zentrumspartei sich politisch organisieren und mit den ihnen als Staatsbürger zustehenden Waffen den Angriff abschlagen. Und wenn heute anderswo in einem katholischen Lande die Regierung mit einem Federstriche 1193 Niederlassungen von 54 Männerorden auflöst und so deren 10.000 Mitglieder auf die Straße setzt, denen keinerlei Verbrechen nachgewiesen ist, wenn sie das gleiche Schicksal für die ungezählten Niederlassungen von 390 Frauenorden vorbereitet, so wird es wiederum jedem, der es gut meint mit der Religion, als eine religiöse Pflicht der katholischen Bevölkerung erscheinen, die äußersten gesetzlichen, auch reinpolitischen Mittel zu ergreifen, um diesen schweren Schlag, welchen die Loge gegen die kirchlichen Institute führt, nach Kräften abzuschwächen, da es nicht gelungen, ihn ganz zu hindern. Der Gebrauch politischer Mittel mag da den Namen „politischer Katholizismus" rechtfertigen, aber die politischen Erfolge werden nicht *um ihrer selbst willen*, sie werden lediglich des religiösen Katholizismus wegen angestrebt. Die politischen Waffen werden gebraucht — aus Religion.

Aber gerade hier will man die große Sünde dieses politischen Katholizismus entdeckt haben. „In der *Wahl der Mittel* — heißt es in einer Entgegnung auf Professor Essers bekannte Rede auf der Katholikenversammlung zu Mannheim (1900)*) — liegt die tiefe Gegensätzlichkeit zwischen dem politischen und religiösen Katholizismus begründet. Und gegen nichts als die rücksichtslose Wahl der Mittel in dem weltlichen Kampfe,

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1902, Nr. 225, S. 3.

d. h. als die Wahl, die keine Rücksicht auf den religiösen und sittlichen Charakter der eigenen Kirche nimmt, wendet sich das Klagwort — nicht Schlagwort — vom politischen Katholizismus." Von solchen Mitteln nennt dieselbe Stimme drei: die Aufbietung der Masse zu klerikalen, politischen Wählerschaften, eine mit Entstellungen und Verdrehungen arbeitende Presse und eine verschlagene Diplomatie. Wie leicht man sich doch die Verurteilung der verhaßten katholisch-politischen Tätigkeit macht! „Rücksichtslose Wahl der Mittel", „Entstellungen und Verdrehungen" in der Presse, eine „verschlagene", was wohl heißen soll unehrliche Diplomatie — ja, wer hätte denn dergleichen in Anspruch genommen oder verteidigt? Setzen wir dafür: ernste, politische Aufklärung des Volkes, die sich auch des wahltechnischen Apparates bedienen kann, eine vom sittlichen Ernst geleitete, von der hohen Aufgabe des katholischen Publizisten durchdrungene Presse, politischen Takt, Klugheit in Angriff und Abwehr, und nun möge einer den Beweis antreten, daß im Gebrauche dieser erlaubten, verfassungsmäßig garantierten Mittel etwas der großen Sache des Katholizismus Unwürdiges gelegen sei! — Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß die politische See Klippen birgt, die auch der katholische Politiker und Publizist nicht immer umsteuern wird. Die Presse insbesondere ist das enfant terrible beinahe jeder politischen Partei. Da ferner die politische Agitation in kluger Ausbeutung der gegnerischen Schwächen ihre wirksamste Hilfe findet, wird sie den Geboten der christlichen Liebe und Gerechtigkeit nur schwer gerecht. All das macht dem katholischen Politiker eine Gewissenhaftigkeit und Vorsicht zur Pflicht, welche ihn mehr als einmal seinem skrupellosen Gegner gegenüber in Nachteil setzen wird. Man mag also im Namen des religiösen und sittlichen Charakters seiner Aufgaben darauf bestehen, daß er mehr als jeder andere die politischen Waffen männlich und ehrlich handhabe; aber zu fordern, daß er sich waffenlos den erbitterten Gegnern seiner religiösen Interessen ausliefere, ist eine, zum mindesten gesagt, naive Zumutung. Und wollte man, wie der eben erwähnte Schriftsteller, einwerfen, der Gebrauch dieser politischen Waffen bedeute „ein Verzweifeln an der Sieghaftigkeit des christlichen Gedankens", so liegt die Antwort auf der Hand: Dieses Vertrauen kann erst dann tiefen Boden fassen, wenn der Mensch seinerseits alle natürlichen Mittel ausgenützt, welche die wechselnde Zeit ihm zur Verfügung stellt, denn Gottes Vorsehung rettet den Menschen nicht ohne die Menschen. Eines dieser Mittel ist aber die erlaubte politische Tätigkeit der Katholiken.

Daher sagt Leo XIII. in dem bedeutungsvollen Rundschreiben „Sapientiae christianae": „Am öffentlichen Leben nicht anteilnehmen, hieße soviel als zum gemeinsamen Besten weder Fleiß noch Mühe aufwenden wollen, und dies umso mehr, als katholische Männer kraft ihres religiösen Bekenntnisses zur redlichen, glaubensvollen Vertretung desselben verpflichtet sind. Sind sie lässig, dann werden alsbald jene die Zügel ergreifen, deren

ganze Geistesrichtung kaum hoffen läßt, daß sie den Staat heilsam verwalten werden. So müßte denn der christliche Namen Schaden leiden, da die der Kirche Übelgesinnten einen großen, die ihr Wohlgesinnten aber nur geringen Einfluß besäßen. Daher liegt es auf der Hand, daß die Katholiken alle Ursache haben, sich an der Regierung zu beteiligen. Sie beteiligen sich nicht und dürfen sich nicht daran in der Absicht beteiligen, als ob sie jene modernen Einrichtungen im Staatswesen billigten, die unrecht sind, sondern in der Absicht, die Regierung soviel als möglich zum wahren und wirklichen Wohle des Gemeinwesens zu führen, fest entschlossen, die Weisheit und Tugendkraft der katholischen Religion als heilsamen Lebenssaft in alle Adern des Staates hineinzuleiten."

III.

Zwei Gefahren, die solche Bestrebungen nur zu leicht mit sich bringen, sollen übrigens nicht verschwiegen werden. Das Auftreten als politische Partei, in welcher sich die Anhänger der katholischen Forderungen vereinigen müssen, zwingt dazu, in allen politischen Fragen Stellung zu nehmen, welche eben die betreffende politische Körperschaft beschäftigen, in Steuerfragen, Militärforderungen, Handelsverträgen, nationalen Gesetzen, Verfassungsfragen u. s. w. Viele dieser Probleme lassen sich aber unter der Nomenklatur katholisch-unkatholisch, christlich-unchristlich nicht unterbringen. Man denke z. B. an Fragen der Staatsverfassung. Das Christentum stellt kein politisches Programm dar, es befiehlt, den bestehenden Gewalten zu gehorsamen und Treue zu leisten um des Gewissens willen; ob Monarchie oder Republik, ob Zentralismus oder Autonomie einzelner Ländergebiete und Körperschaften, ob demokratische Staatsform oder Ständevorrechte, ob Absolutismus oder Konstitution: das sind Fragen, die nicht vor seinem Forum entschieden werden. „Gleichmäßig bestrebt, das eigene Recht zu wahren wie das Recht anderer heilig zu achten, hält es die Kirche nicht für ihre Sache, zu entscheiden, welche Staatsform vorzuziehen sei oder welcher Einrichtungen christliche Völker in bürgerlicher Hinsicht bedürften; die verschiedenen Staatsformen sind ihr sämtlich genehm, so lange sie die Religion und das Sittengesetz nicht verletzen."*) — Ähnlich ist es mit sozialen Einrichtungen. Wenn je eine Religion, so ist das Christentum der beredte Apostel der Gerechtigkeit und Liebe in der Gesellschaft, es mahnt alle, die hochgestellt und mit Gütern gesegnet sind, an die vermehrte Verantwortung und schützt so die wirtschaftlich Abhängigen und Schwachen, aber es erinnert auch diese unablässig an die Verbindlichkeit rechtsgiltiger Arbeitsverträge und sichert so dem Unternehmer deren Dienste. So wahrt es den Frieden und die Solidarität der verschiedenen Gesellschaftsklassen.

*) Leo XIII., Enzyklika Sapientiae christianae vom 16. Januar 1890. (Freiburg, Herder.) S. 34.

Trotzdem ist das Christentum kein soziales Wohlfahrtssystem, viele, ja die meisten Detailfragen der sozialen Fürsorge fallen außerhalb seines Rahmens. Die Grundlage und die Schranken der sittlichen Wirtschaftsordnung, die mag man darin suchen und finden, ein praktisches Wirtschaftssystem wird man vergebens darin suchen. Das Handwerksystem des Mittelalters wie der Industrialismus der Neuzeit, die verschiedenen Hörigkeitsformen der Jugendzeit germanischer Völker wie unsere auf dem freien Arbeitsvertrag aufgebaute Produktion finden Platz im Schatten des Christentums; die Fragen der Staatseinmischung in die Produktion, des Befähigungsnachweises, der Zünfte und Genossenschaften, des Erbrechtes, der Verschuldbarkeit des Besitzes, der Bodenreform, die Probleme der mannigfachen Versicherungen für Alter, Unfall, Krankheit und Arbeitslosigkeit, der Maximalarbeitszeit, des Arbeitslohnes und so viele andere Dinge, die unsere Zeit erregen und bewegen, sind an der Hand der christlichen Forderungen allein nicht zu erledigen. „Die Mission des Christentums geht eben aufs Jenseits und begreift das Diesseits nur insoweit es dem Jenseits zu dienen hat. Die unzähligen Aufgaben, welche sich mit der möglichst besten, bequemsten und glücklichsten Einrichtung dieses Erdballes zu befassen haben, fallen ebenso aus seiner Mission heraus wie der gesamte Fortschritt in materieller Hinsicht, der Fortschritt der profanen Wissenschaften und der technischen Fertigkeiten, damit auch die Detailfragen des sozialen Lebens."*) Was ist die Folge davon? Daß derartige Forderungen selten im Namen des Christentums, des Katholizismus erhoben werden können. Eine politische Partei aber wird, wenn sie auch ursprünglich zum Schutz und Schirm der religiösen Interessen zusammentrat, zu diesen Problemen eine sichere, einheitliche Stellung nehmen müssen, — wie könnte sie sonst im öffentlichen Leben eine Rolle spielen? Da ist nun allerdings die Gefahr vorhanden, daß Tendenzen mit dem katholischen Namen gedeckt werden, welche nur Sonderwünsche bestimmter Politiker Stände oder Berufsklassen darstellen, es ist Gefahr, daß man bestimmte nationale oder soziale Forderungen als „katholische" erklären wollte, weil sie eben von einer Partei vertreten werden, welche sich sonst bestrebt, die Freiheit des Katholizismus im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen, ja, daß man es Katholiken verübeln möchte, wenn sie in solchen Fragen einer anderen Meinung seien. Eine solche Verwechslung läge z. B. vor, wollte man alle sozialen oder politischen Forderungen der Zentrumspartei in Deutschland oder der französischen Monarchisten als „katholische" bezeichnen. Das wäre in Wahrheit politischer Katholizismus im bösen Sinne, das heißt Dienstbarmachung des Katholizismus zu Gunsten von Ansichten und Bestrebungen, die nicht einzig nach religiösen Axiomen beurteilt werden können.

Der gegenwärtig regierende Papst hat wiederholt Gelegenheit genommen, eine derartige Überspannung der religiösen Idee zu verurteilen.

*) Fr. X. Kraus gelegentlich einer Besprechung von Schells Reformschriften in der Beilage zur Allgem. Zeitung, 1898, Nr. 121.

„Zweifellos — sagt er in der obengenannten Kundgebung — ist es den Katholiken auf politischem Gebiete gestattet, unbeschadet der Wahrheit und Gerechtigkeit ihre Kräfte für den Sieg jener Anschauungen einzusetzen, welche nach ihrer Ansicht dem Gemeinwohl nützlicher sind. Dagegen hieße es die Religion maßlos mißbrauchen, wollte man die Kirche in eine Parteistellung ziehen (trahere ad partes), ihre Hilfe zur Überwindung rein politischer Gegner in Anspruch nehmen." Mag daher eine katholische Partei aus taktischen Gründen noch so treu zu ihrem politischen und sozialen Programme stehen und im Interesse ihres Einflusses möglichste Eintracht der Anschauungen unter Abgeordneten und Wählern zu erreichen suchen, so muß doch jedem Katholiken das Recht gewahrt bleiben, in rein politischen Fragen sich sein eigenes Urteil zu bilden und darnach zu handeln, auch wenn sich dieses in Gegensatz stellt zur herrschenden politischen Anschauung katholischer Kreise. Ja, man könnte vielleicht behaupten, daß derartige reinpolitische Probleme im Parlamentsleben derart vorherrschen, daß der Zusammenschluß nach konfessionellen Prinzipien bei gesunden Verhältnissen im Staate zu den Ausnahmen zählen sollte. Leider scheint es bis zu diesen gesunden Verhältnissen, bei denen der Religion von allen ihre guten, heiligen Rechte kampflos zugestanden würden, in beinahe allen europäischen Staaten noch recht weit zu sein, und so ist der Sammelruf unter das katholische Banner nicht nur verständlich, sondern auch notwendig. Werden die nichtreligiösen Forderungen solcher Organisationen auf die Partei beschränkt, so ist dagegen nichts einzuwenden; der Widerspruch wird erst dort erhoben werden müssen, wo derartige Parteisachen zu katholischen Angelegenheiten und Anschauungen proklamiert werden sollten, denn darin liegt eine ernste Gefahr.

Noch eine andere Gefahr mag Erwähnung finden: der politische Kampf, auch der für religiöse Freiheit, kann Elemente locken, welche im innersten Herzen der Religion ferne stehen; dem einen dient die katholische Bewegung zur Staffel, um zu Ansehen und Einfluß zu gelangen, andere folgen ohne innere Überzeugung der Werbetrommel des Politikers. Solche Erfolge des Katholizismus sind so wenig immer Erfolge des wahrhaft katholischen Lebens, als Erfolge unsrer Gegner immer den Ausdruck der kirchenfeindlichen Gesinnung des betreffenden Wahlkreises sind. Daraus ergibt sich die Gefahr, über die Schwäche des inneren religiösen Bewußtseins sich zu täuschen und die Zahl der Stimmzettel als Gradmesser der aufrichtigen religiösen Gesinnung anzusehen. Es wäre dies ein schwerer Irrtum, da er der Hauptaufgabe der Kirche abträglich wäre. Jenen Mann werden wir Katholiken nicht voll und ganz den Unseren nennen, der nur aus politischen Rücksichten in unseren Reihen kämpft, ebensowenig werden wir vergessen, daß der Katholizismus die religiöse Beseelung des Einzelnen wie der Gesellschaft zum Ziele habe. Darum werden wir katholisch-politischer Erfolge erst dann und dort ganz froh sein können, wann und wo sie der Ausdruck männ-

licher Überzeugungstreue sind, welche die Herzen mit der Religion und Kirche verbindet. Die Herrschaft des katholischen Gedankens im öffentlichen Leben hat das Milieu zu schaffen, in dem die Menschheit ihrem Ewigkeitsberufe möglichst leicht nachgehen kann; denn die Hauptsache bleibt immer und überall die Menschenseele und ihre überirdische Bestimmung.

IV.

Noch erübrigt ein Wort über das Verhältnis der amtlichen Träger des Katholizismus zum öffentlichen Leben. Machen sich doch Stimmen vernehmbar, welche den Katholiken aller Länder die Freiheit der politischen Betätigung ohneweiters zugestehen, dagegen jede autoritäre Stellungnahme zu politischen Fragen vonseiten der Kirchenleitung, sei es von seiten des Papstes oder von seiten des Episkopats, als Übergriff erklären möchten. Zum mindesten versucht man es, derartige Kundgebungen als rein persönliche Meinungsäußerungen hinzustellen und dadurch ihre Tragweite abzuschwächen. Demgegenüber muß nun das unzweifelhafte Recht und die oft unabweisbare Pflicht der lehrenden Kirche betont werden, in öffentlichen Fragen, welche irgendwie mit der Religion zusammenhängen, Stellung zu nehmen. Woher dieses Recht und diese Pflicht? Nach unserem unerschütterlichen Glauben ist ihr dasselbe von Jenem übertragen, durch den die Könige herrschen und die Gesetzgeber ihre Rechtssatzungen geben, dem Könige aller Völker. Der Lehrauftrag, mit dem der Kirche die Verkündigung der göttlichen Wahrheit bei allen Völkern der ganzen Welt übertragen wurde, muß ebenso gut anerkannt werden wie sein göttlicher Wille, der den weltlichen Gewalten ihre Rechte gegeben. Dann hat aber die Kirche die Befugnis, nicht nur in dem Bereiche des Einzeln-Gewissens Gottes Wort und Gebot zu pflanzen und zu hüten, sie hat außerdem die heilige Pflicht und das Recht, Gottes Satzungen auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Die Grundfragen des Rechtes, und zwar nicht nur des Privatrechtes, sondern ebenso gut die des öffentlichen und insbesondere des Staatsrechtes, stehen in unlösbarem und engem Zusammenhange mit der Moral und daher unterstehen sie der Oberaufsicht der Kirche nicht minder als die Sittenlehre und deren Grundlage, die religiöse Wahrheit selbst.

Verschiedene Zeiten sahen den Träger der obersten kirchlichen Gewalt in einer verschiedenen politischen Stellung. In dem Jugendalter der jetzigen europäischen Völker war er ihr Vater und Erzieher und behauptete so politische Rechte über sie, die sie, großjährig geworden, ihm bestritten. Seine weltliche Stellung konnte denn auch wesentliche Änderungen erleiden. Aber seine kirchliche, seine geistliche Stellung ist ihm von dem göttlichen Gründer der Kirche selbst angewiesen, sie hat darum das unter Papst und Kaiser geeinte Mittelalter, sie hat das römische Reich deutscher Nation überdauern müssen. Heute wie in den Zeiten eines Gregor VII. und Innozenz III. kann der Papst verlangen, gehört zu werden, so oft die

Angelegenheiten der katholischen Religion von den öffentlichen Verhältnissen eines Staates berührt werden. In dieser Überzeugung hat gerade in unseren Zeiten häufiger als je zuvor der heilige Stuhl das Wort zu öffentlichen Fragen ergriffen. Die Enzyklika „Quanta cura", der Syllabus ziehen, indem sie vor Irrtümern warnen, weithin sichtbare Richtlinien. Und wie tief greifen doch die Kundgebungen Leos XIII. in das Staats- und Völkerleben ein! Und fragen wir nach seiner Zuständigkeit, so antwortet er selbst*): „Im Bewußtsein unsers hohen heiligen Amtes, durchdrungen von der apostolischen Sendung, die uns für alle Völker zusteht, verkünden wir frei und offen die Wahrheit. Wir tragen den Zeitverhältnissen Rechnung, wir sind nicht Gegner eines redlichen und nützlichen Fortschrittes in unserer Zeit, aber wir möchten aus der Bahn der modernen Staaten mancherlei Anstoß beseitigen und so deren Grundlagen stärken. Dabei mag die natürliche Freiheit der Völker unangetastet bleiben. Die beste Nährerin und Hüterin der Freiheit ist ja die Wahrheit; „die Wahrheit wird euch freimachen" Unter den heutigen schwierigen Verhältnissen sollen die Katholiken auf uns hören, dann werden sie mit leichter Mühe erkennen, welche Pflichten ihnen in ihrem Denken und Handeln obliegen."

In politischen Fragen, welche die Kirche im Innersten berühren, muß also die kirchliche Autorität gehört werden, mag die Stellung derselben zu irgend einer bestimmten Staatsform in Frage stehen oder die Haltung der Katholiken irgend einer gefährlichen Neuerung gegenüber zu bestimmen sein; in untergeordneten, mehr örtlich abgegrenzten Angelegenheiten wird die Weisung der Bischöfe genügen, bei wichtigeren oder prinzipiellen Entscheidungen aber wird der heilige Stuhl sein Urteil sprechen. Es soll hier die Frage der direkten oder indirekten Gewalt der Kirche hinsichtlich staatlicher Angelegenheiten nicht erörtert werden; bekanntlich hat das kirchliche Lehramt die Ansicht verurteilt, daß die Kirche „keinerlei direkte oder indirekte zeitliche Gewalt besitze" (Syllabus 24), ebenso die Meinung, „man könne jenen Urteilen und Entscheidungen des Apostolischen Stuhles, deren Gegenstand sich erklärtermaßen auf das allgemeine Wohl der Kirche, ihre Rechte und Ordnung bezieht, ohne Sünde und ohne jede Gefährdung des katholischen Bekenntnisses Beistimmung und Gehorsam versagen, solange sie nicht Dogmen des Glaubens und der Sitten berühren". Soviel ist klar: bestreitet man der kirchlichen Autorität jene maßgebende Einflußnahme auf die öffentlichen Verhältnisse, dann beschränkt man ihren Lehrauftrag lediglich auf das Dogma und die allgemeinen Grundsätze der Moral und deren Anwendung auf die privatrechtlichen Verpflichtungen. Damit sagt man sich aber von der grundsätzlichen Anschauung aller christlichen Jahrhunderte los und beschränkt den Begriff des Lehramtes der Kirche in einer Weise, die dem katholischen Dogma nicht entspricht.

*) Enzyklika „Immortale Dei" vom 1. November 1885.



Soll darum als „politischer Katholizismus" die Meinung bezeichnet werden, daß die kirchliche Autorität sich auch auf manche öffentlich-rechtliche Fragen des Staatslebens erstreckt und auf das Bestreben der Kirche, auch hier ihre Normen zur Geltung zu bringen, so kann er keineswegs als eine Überspannung der kirchlichen Mission angesehen und verurteilt werden. Die Kirche würde ihre geistliche Souveränität aufgeben, würde sich selber Fesseln anlegen, wollte sie in grundsätzliche Schranken ihrer Tätigkeit willigen, die nicht in ihrer eigenen Aufgabe gelegen sind. Unter den politischen Fragen sind solche, die auf den ersten Blick als religiös und sittlich indifferente erscheinen, andere, bezüglich deren das Interesse und damit die Kompetenz der Kirche offen zutage tritt, endlich Grenzfälle. Das Recht, in diesen letztgenannten zu entscheiden, ob und inwieweit ein Zusammenhang politischer und kirchlich-religiöser Angelegenheiten vorhanden ist, muß jedenfalls der Kirche gewahrt bleiben; so verlangt es ihre alle anderen weit überragende Aufgabe. Wenn sie aber ihr Urteil gesprochen, dann wird — um mit Leo XIII.*) zu sprechen — außer möglichster „Einmütigkeit im Denken und Handeln auch das achtungsvolle Vertrauen zur Weisheit der Kirchengewalt in der Behandlung politischer Angelegenheiten Pflicht aller Katholiken sein."

Damit beansprucht die Kirche oder der Papst nicht weltliche Herrscherrechte in allen Staaten der Christenheit, wohl aber Anerkennung ihres geistlichen Supremates, vermöge dessen die Kirche in Dingen des Glaubens und der Sitte wie in Fragen des religiösen Lebens überhaupt frei ihres Amtes walten kann. Dieses Amt gibt ihr in jedem Staate, in dem Christen wohnen, gesetzgebende Rechte für den Gewissensbereich. Die Idee der Autonomie der Religion und Sittlichkeit ist von der lateinischen Kirche von jeher festgehalten worden, den abendländischen Völkern wurde damit ein guter Dienst erwiesen. In den Ländern der orientalischen Sekten hat man dieses Prinzip preisgegeben, Kirchenzucht und Glaubensleben fielen dort dem Cäsaropapismus in die Hände und die Folge? Geistige Verkümmerung der Völker im trägen Sumpfe einer unfreien Staatskirche. Die katholische Kirche, die in schweren Kämpfen den Herrschgelüsten abendländischer Imperatoren die Unabhängigkeit des religiösen und sittlichen Lebens abgerungen, wird auch heute nie darein willigen, daß diese geschmälert werde. Und so schauen wir denn in unseren Tagen, da Gelehrsamkeit und Aufklärungsdünkel sich schon erhaben wähnten über die „mittelalterlichen" Satzungen der Kirche, wie der Nachfolger der Gregore und Innozenze in Rom der Welt die alte und ewig neue Wahrheit des Evangeliums so verkündet, daß darin für die modernen und modernsten Bewegungen des öffentlichen Lebens sichere Leitsterne erscheinen, und bemerken, daß die Völker aufmerksam seinen Worten lauschen. Er baut vor allem an dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist; diese Welt

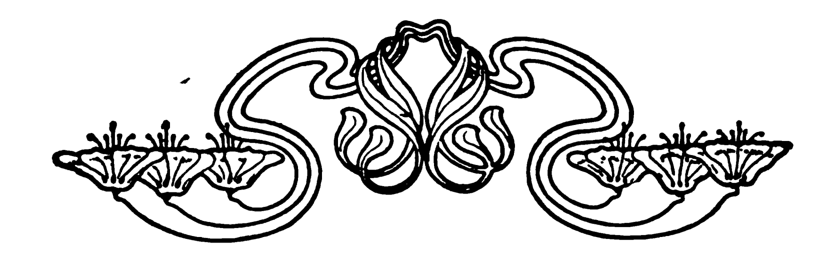
*) Enzyklika „Sapientiae christianae" (Freiburg, Herder.) S. 44.



soll ihm nur ein flüchtiges Obdach bieten, bis sein Haus unter einer schöneren Sonne vollendet sein wird. Aber da dieses ewige Reich durch diese Welt hindurchpilgern muß, so kann es nicht anders sein, als daß es seinem Wirken auch diese Welt dienstbar macht und daß seine religiösen Impulse auch im politischen Leben der christlichen Völker tiefgehende Wandlungen hervorrufen. Und wenn nun die kirchliche Autorität dafür einsteht, daß das Zeitliche nicht dem Ewigen im Wege stehe, daß vielmehr die vergänglichen Interessen dem unvergänglichen Glücke der Menschen zuhilfe kommen, wer könnte sich da berufen fühlen, deswegen gegen sie den Vorwurf zu erheben, daß sie zu sehr nach Menschen und nicht nach Gottes Weise handle?

Wohin immer wir also blicken mögen, wir kommen zu dem Schlusse: ohne Zweifel ist das Prinzip des Katholizismus wie sein Ziel ein wesentlich religiöses und in diesem Sinne nur der religiöse Katholizismus berechtigt. Handelt es sich aber darum, den Umfang der Pflichten zu bezeichnen, auf die sich die veredelnde und versittlichende Kraft dieses religiösen Prinzips, der richtunggebende Einfluß dieses religiösen Zieles erstreckt, dann kann das öffentliche, das politische Leben davon so wenig ausgeschlossen werden, wie sich der einzelne Mensch im öffentlichen Leben den religiös-sittlichen Anforderungen seines übernatürlichen Ziels entziehen kann. Und wenn der Katholizismus, sei es von der kirchlichen Autorität, sei es von den Katholiken als Bürgern des Staates, im öffentlichen Leben zur Geltung gebracht wird, so wird ihm nur sein gutes Recht, jene aber erfüllen eine Pflicht. Dieser politische Katholizismus ist von der Religion diktiert. Sie heftet dem Manne des öffentlichen Lebens das Kreuz an die Schulter, und fragt man ihn, warum er die politischen Waffen ergriffen und so eifrig handhabe, dann kann auch er, wie einst die Kreuzfahrer, mit einem zuversichtlichen „Gott will es!" antworten. Warum diesen politischen Katholizismus? Aus religiösem Katholizismus!





Das Märchen von der Zeit.

Nach einem Motiv Dantes.

Von Arno von Walden.

Aus grauen Sagen künd' ich euch ein Lied:

Es war einmal. Der Not des Lebens müd,
Schritt hin die Menschheit in des Abendrotes
Schon halbverlöschtem Glanz zum Tal des Todes.
Da schritt der König, der die Krone trug,
Da schritt der Fröhner, der verließ den Pflug,
Wirr, unermeßlich durch die weiten Gassen
Floh hin der Zug von denen, die verlassen,
Und stöhnend klang ihr Ruf, von Qual entloht:
„Erbarm' dich, den wir suchen, König Tod!"

Es stand ein Kreuz dort, wo der Pfad sich kehrt
Zum Tal, wo man den Styx schon branden hört.
Da stockten bang des Zuges erste Reih'n,
Denn Christus strahlte auf im Purpurschein
Und von dem Kreuz herab scholl seine Stimme
Ins Flutgewühl von Schuld und Schmach und Grimme:
„Halt an, o Menschheit, taumelnd in die Nacht,
Die Dich das alte Leid so müd gemacht!
Halt an und sieh', eh Du versinkst im Leide,
Erst mich, den Dulder, an im Bettlerkleide!
Ich war ein Denker! Doch der blinde Wahn,
In Worten klaubend, schlug ans Holz mich an.
Ich war ein König! Doch mit Blute heiß
Ward mir befleckt mein Siegermantel weiß.
Ich war ein Gott! . . . Doch stumm! Ich wills vergessen,
Was gegen einen Gott sie sich vermessen!"

Der Dulder schweigt, doch aus dem Kreise ging
Ein Weib zu ihm, die jäh das Kreuz umfing.
Die rief, das Haupt vergrämt von Not und Leid:
„Wenn Du ein König bist, halt an die Zeit!
Hältst Du sie an die Zeit, dann stirbt der Tod,
Und ewig blüht das Leben heiß und rot.

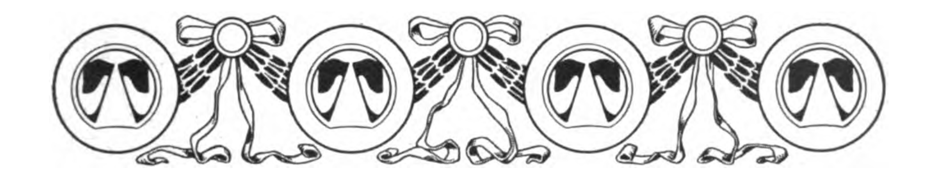
Gib uns die Toten wieder, die die Zeit
Verschlungen hat in ihrem Strudel weit!
Den toten Glauben, der in Nacht versank,
Die tote Unschuld, die in Schmach ertrank,
Die tote Liebe gib uns, Jesus Christ!
Halt an die Zeit, wenn Du ein König bist!"

Und Christus sprach: „Euch soll der Wunsch geschehn!
Zeit, halte an!" —
Da kam's wie Sturmesweh'n
Da sah die Menschheit, wie der Schleier riß
Selbst von der fernsten Zeiten Dämmernis.
Ein dunkles Meer .. Schmach .. Schuld .. Verderben .. Not ..
Und mitten d'rinnen stumm der Fährmann Tod ...
Was Millionen Jahre aufgehäuft,
Das Elend, das von Meer zu Meeren läuft,
Das Thron und Völker trat in Nacht und Nichts:
Die Menschheit sah's im Scheine blut'gen Lichts.
Das Haupt verhüllt, rief schauernd sie in Klagen:
„Flieh wieder, Zeit! Wir können's nicht ertragen!"

Und Christus lächelte so schmerzlichlind,
Wie nur ein Vater um ein armes Kind,
Und sprach: „Flieh wieder, Zeit!" —
Da! schau! In Höh'n
Zog hin ein Reiter in der Stürme Weh'n.
Des Renners Hufe stampften, wildumschnaubt
Von dunkler Mähne war des Hengstes Haupt.
Und in dem Schein des fahlen Dämmerlichts
Zog er hinein in Finsternis und Nichts ...

„Die Zeit!"
So schrie'n sie, deutend nach dem Reiter.
— Doch stumm und bleich floh der ins Dunkel weiter.





Was wir lesen.

Blätter aus meinem Merkbuche.

Von

Anton E. Schönbach.

II.

Unter den Erscheinungen des geistigen Lebens während des letzten Jahrzehnts ist keine auffallender und merkwürdiger als das starke Hervortreten religiöser Bedürfnisse. Nach einem längeren Zeitraume, innerhalb dessen ein Gebildeter den guten Ruf seiner Intelligenz aufs Spiel setzte, sofern er sich zu positivem Glauben bekannte, folgt der Abschnitt unserer Gegenwart, wo es wieder einmal nicht das Merkzeichen der Schwachköpfe ist, Gottes Dasein als eine Tatsache zu bejahen. Der Feldruf ‚Darwin' ist im Verklingen und die Hypothesen dieses genialen Forschers sind in verschiedenen Graden der Umbildung dem Gedankenmaterial einverleibt worden, mit welchem die Naturwissenschaft fehlende Zusammenhänge innerhalb der Wirklichkeit ergänzt, ohne davon eine abschließende Erklärung der Welt zu hoffen. Ja, die einst übel verschrieene Zielstrebigkeit in der Schöpfung, — das Teleologische in ihr, wie die gelehrte Überlieferung das nennt, — sie sitzt abermals ganz ruhig am Arbeitstisch der Naturforscher und verständigt sich mit ihnen über die Offenbarungen des Mikroskops und über die Wunder der Katalyse. Pochen also die Herolde der Religion an die Pforten der Burg, die vor einem Menschenalter noch als unerschließbar galten, so ist nichts Erstaunliches daran, wenn in der Politik, im öffentlichen Leben überhaupt, das religiöse Bekenntnis wieder zu einem Faktor geworden ist, so mächtig bereits, daß ihm bestimmender Einfluß von Freunden und Gegnern zugeschrieben wird. Hier ist ja die Religion nie völlig ausgeschaltet gewesen, sie war nur zeitweilig zurückgetreten, die gewaltige Erscheinung des Fürsten Bismarck legt in Reden und Briefen für sie Zeugnis ab, ja, ein bierschwangerer Enthusiasmus ruft sogar die blassen Schatten von Widar und Heimdall (über die man zumeist gar nichts weiß) aus Walhall empor, um dem religiösen Bedürfnis wenigstens in einer Karikatur Ausdruck zu verleihen.

Wir wollen nicht eindringlicher überlegen, welche Nöte die moderne Welt auf die Knie gebracht und den Wunsch nach Erbauung, nach sittlicher Reinigung,

nach Erhebung ihr eingeflößt haben. Wenn die Poesie, gemäß ihrem engsten Bezug zum gesamten Geistes- und Körperleben der heutigen Nationen sich der Religion von neuem zukehrt, so geschieht das auch hier im Rückschlag wider die verneinende Neigung der jüngst vorbeigezogenen Zeitläufte. Wo anders denn innerhalb ganz kleiner konfessioneller Zirkel hatte es vor dreißig, vor zwanzig Jahren religiöse Dichtung gegeben? Was war den Poeten die Religion sonst, denn eine ungefähre Stimmung, die sich in Allegorien und Parabeln entlud? Wem ist damals in einem Roman ein Zitat aus der Bibel, ein Wort Jesu, ein evangelisches Gleichnis untergekommen? Und heute? Es ist, als ob man plötzlich zum erstenmale eingesehen hätte, welcher Quell edelster Poesie durch die heiligen Bücher strömt, und als ob man in der Entdeckerfreude sich nun gar nicht genug daran täte, die Neuigkeit aller Welt zu erzählen. Man brüstet sich förmlich mit Anführungen aus der heiligen Schrift (deren deutscher Text natürlich den Protestanten näher liegt als den Katholiken) und man greift mit einer Vorliebe nach biblischen Stoffen, die beinahe an das 15. und 16. Jahrhundert erinnert — keineswegs der einzige Punkt, in dem sich jene entlegenen Zeiten mit unserer erleuchteten Gegenwart treffen. Nun gilt freilich auch hier der römische Satz: ‚Tun zwei das Gleiche, so ist es doch nicht dasselbe', und dem völlig veränderten Kulturhorizont entwachsen ganz verschiedene Dramen, trotz der einen ewigen Schönheit des neuen Testamentes, der sie dort und hier den feinsten Glanz abborgen. Wie sich die Kirche zu diesen Erscheinungen stellt, mag man in dem belehrenden Aufsatz nachlesen, der aus der Hand des Herrn v. Kralik unlängst in diesen Blättern erschien; hier obliegt es, zu erörtern, was unsere Literatur durch den Zuwachs von religiösen Stoffen gewonnen hat, wie sich die moderne Poesie mit den hehren Persönlichkeiten abfindet, die zwar von Malern und Bildnern allzeit — entweder im Bann der Überlieferung oder frei aus dem persönlichen Vermögen heraus — gestaltet wurden, der Dichtung jedoch so gut als entrückt schienen, für Prosa und Vers unnahbar.

Nebenbei: weshalb liegt das so? Warum darf das Bild, die Statue unbedenklich Szenen und Persönlichkeiten darstellen, bei deren Verkörperung in Schauspiel und Roman Hindernisse einer Pietät zu überwinden sind, die uns nicht unberechtigt scheinen? Gründet sich dieser Unterschied der Auffassung nur darauf, daß wir bei dem Bildwerk wissen, es täusche in seiner Starrheit uns ein Lebendiges vor, indes die Erzählung uns das Wort des Herrn berichten will und die Essenz des geistigen Wesens aussprechen, oder gar das Drama die Personen der heiligen Geschichte leibhaft über die Bühne schreiten läßt, sie uns gleichzeitig vor Aug und Ohr rückt und wie auf eine Linie

mit uns selbst schiebt als Lebensgenossen, über die zu urteilen uns zusteht? Das Bildwerk gibt die sinnenfällige Leiblichkeit wieder, die Poesie muß Äußerungen und Wirkungen einbeziehen, die entschieden schon dem Bereiche des Göttlichen angehören, das, wenn es unfaßbar ist, auch nicht darstellbar sein sollte. Damit erklärt sich uns Vieles von der Scheu, die den Poeten in der Verarbeitung von Stoffen der evangelischen Historie hemmt, im Vergleich mit dem freieren Maler, aber durchaus nicht Alles. Denn, man bedenke: der Bildkunst wird die stärkste religiöse Wirkung ermöglicht und ausdrücklich zugestanden. In der Kirche, in dem Raum, der zur Anbetung des Höchsten bestimmt und geweiht ist, im Hause Gottes selbst, stellen wir das Bildwerk auf, rücken es an den Platz, wo das größte Wunder täglich erlebt wird, und wir erwarten von ihm, daß es die religiöse Erhebung des Gemütes unterstütze, ja hervorrufen helfe, worin es durch die Musik — im eigenartigen Abstand — Mitwirkung erfährt. Freilich walten auch darin scharf gezogene Grenzen: Fritz von Uhde stellt man nicht in eine Kirche, obzwar an seinen Christuswerken unleugbar ein ernstes religiöses Empfinden beteiligt ist. Der Künstler muß eben die Tradition wenigstens insoferne schonen, daß die Weihe des Gemütes der Beschauer nicht verstört und durch Angleichung an die niedere Alltäglichkeit das Hohe nicht zum Profanen herabgezogen werde.

Genügen unsere dargelegten Sätze, die ungemeine Bevorzugung der bildenden Künste zu erklären? Wir wissen allerdings, daß auch dem Wort seine Rolle im kirchlichen Dienste Gottes angewiesen ist: die Liturgie selbst, wie sie aus der tiefsten Einsicht binnen nahe zweier Jahrtausende aufgesproßt war und sich gefestigt hat, ist erfüllt von poetischen Elementen nach Form und Inhalt; ihre mystischen Bezüge, ihr Erstrecken über den geschichtlichen Rhythmus des Kirchenjahres erheben sie, auch menschlich gesehen, zu einem dichterischen Kunstwerk höchsten Ranges — die Einlagen, das Lied, die Predigt, verstatten der Kunstbegabung des Priesters und der Gemeinde Eingang und Auswirken. Nur die Gewöhnung des täglichen Verlaufes stumpft uns in etwas ab wider den gewaltigen Eindruck der Poesie im kirchlichen Leben; es bedarf außerordentlicher Gelegenheit, besonders feierlichen Prunkes, tiefer Erschütterung durch schwere Ereignisse, um unserer Empfindung auch das Wirken der Dichtung, ihren Anteil am kirchlichen Kultus lebendig und verständlich zu machen. Die alte Zeit — ich meine darunter gemäß unserem Sprachgebrauch das Mittelalter — war mannigfach freier und verwegener in der künstlerischen Behandlung heiliger Stoffe gewesen als unsere jüngsten Jahrhunderte, sie durfte es sein, — auch darauf hat v. Kralik schon hingewiesen, — weil die Kraft ihres Glaubens sowohl die Unzulänglichkeit

als das Übermaß in der religiösen Epik und Dramatik schadlos ausglich und auf dem gemeinsamen Boden des Kirchentumes festhielt.

Nun, die religiöse Poesie unserer Modernen drängt sich nicht in die Kirche, — sie fände darin auch schwerlich Zulaß, — sie bedient sich der herkömmlichen Formen weltlicher Literatur und verschiebt sich auch den Horizont der heiligen Stoffe soweit, bis sie in einer Ebene mit den Motivengebilden sich befinden, welche die Dichtung der Welt seit mehreren Jahrtausenden speisen. Die religiöse Stimmung der Gegenwart lenkt die Achtsamkeit hervorragender Dichter, die nach Problemen ausschauen, auf den Stoffkreis der Evangelien, aus dem heraus sie schaffen, ohne daß deshalb sie und ihre Werke irgendwie der Religiosität verfallen wären, die ihrem Gefühle ziemlich ferne liegt.

So wird zum Beispiel Niemand behaupten dürfen, daß der Stoff, den Paul Heyse in seiner vielberufenen ‚Maria von Magdala‘ (Stuttgart, Cotta, 1903) behandelt, diesen Dichter in die Sphäre des Glaubens und der religiösen Begeisterung erhoben hätte. Alle Stimmen sind heute in einem Punkte der Beurteilung des Werkes einig: erst das Polizeiverbot der Aufführung hat es einer allgemeinen Beachtung zugeführt, der es sonst ebenso entzogen geblieben wäre wie die weitaus meisten der dramatischen Werke des Autors, die der Selbsttäuschung über seine Gaben ihren Ursprung danken und wichtiger sind für seine Biographie als für das Schatzhaus der deutschen Literatur. ‚Maria von Magdala‘ ist ein ganz unverkennbarer Heyse. Nun muß ich freilich eingestehen, — und tue es nicht ohne Unbehagen, weil ich meine Vereinzelung in dieser Sache ganz besonders fühle, — daß ich Paul Heyse zwar immer für einen echten Dichter gehalten habe, jedoch für den kleinen Dichter einer kleinen Gattung. Man verstehe mich wohl: nicht etwa eine geringe Auswahl der poetischen Formen beschränkt sein Wirken, denn in der Tat ist es sehr formenreich, sondern er engt seine Stoffe und ihre Behandlung freiwillig ein, nur seine volle Beherrschung aller Möglichkeiten des dichterischen Ausdrucks ruft den Schein der Mannigfaltigkeit hervor, der sich farbenbunt über einen wenig wechselnden Motivenring breitet. Heyse ist der Dichter der ‚Liebe‘ im vornehmsten, aber auch im strengsten Sinne. Die Geschlechtsempfindung gibt seiner Poesie allüberall den Grundakkord, über dem sich die Variationen seiner Melodien aufbauen. Diese gestaltet er mit wunderbarer, mit schier unübertrefflicher Virtuosität in allen Tonlagen: von der verzehrenden Leidenschaft bis zur bloßen Koketterie, die aus Langweile mit dem Menschen spielt, durchmißt er alle Stufen. Das Weib als Liebende und Geliebte ist sein unerschöpftes Thema, doch auch den Mann vermag er sich eigentlich nur als Verliebten vorzustellen, er schildert ihn mit denselben Mitteln, demselben einen Ziele zustrebend, und macht ihn dadurch weibisch. Man

sollte wohl meinen, um dieser Erotik willen wäre Heyse vornehmlich ein Dichter der Jugend, das ist aber doch nicht der Fall, seine Art ist dafür zu wenig unmittelbar, zu stark reflektiert. Es ist nicht zu vermeiden, daß dieser einseitige Betrieb der Kunst allgemach ermüdet, auch den Dichter selbst, dessen Süße zur Süßlichkeit wird, in dessen parfümierter Atmosphäre man schwer atmet und dessen pikante Delikatessen die Sehnsucht Mörikes nach einem derben, scharfen Rettig erwecken. Heyse hat die Wandlung, die der Mann von den begehrlichen Trieben seiner Jugend an durchmacht, bis zur Beschäftigung mit den großen Aufgaben des Daseins, nicht in seiner Kunst dargestellt. Man zähle mir die Beispiele nicht auf, in denen Heyse andere Mächte als die Liebe auf seine Menschen wirken läßt; das ist doch Alles nur Beiwerk, im besten Falle Rahmen. Seiner Poesie fehlt die Männlichkeit, die ernste Kraft: seine Helden sind, ob alt oder jung, ob Feldherren oder Lieutenants, Künstler oder Beamte, gelehrt oder unwissend, jeden Augenblick bereit, Vaterland und Ehre gegen den Mond zu sprengen wegen der nächsten Schürze, die ihnen das Schicksal über den Weg jagt. Seine Bücher schalten die persönliche Verantwortung aus, sie preisen die widerstandslose Hingabe an die Leidenschaft, die in dem heißen Blute pulst, sie lähmen hingegen jenes Pathos, das in den Kampf für die Pflicht treibt.

Es wäre allerdings sehr ungerecht, wollte man Heyses Poesie nur vom ethischen Standpunkt aus beurteilen, sie will als Kunst an sich erfaßt werden. Und hier darf eine Kritik, welche den Dichter würdigen will, reiches Lob willig spenden. Denn, sind auch Heyses Aufgaben nicht eben groß, so wendet er doch zu ihrer Bewältigung die besten Kunstmittel sorgsam berechnend auf, über die er freiwaltend gebietet: ohne Mühsal, wie leises Spiel, fallen ihm die wohlgebauten Verse von den Lippen, die klangvolle und zierlich gemessene Prosa. Heyse ist einer von den wenigen deutschen Dichtern unserer Zeit, welche mit Bedacht komponieren; es ist lehrreich für junge Künstler, zu beobachten, wie aus der Schulung Goethes die Romane ‚Im Paradiese‘, ‚Die Kinder der Welt‘, ‚Merlin‘ u. a. entworfen wurden. Auch ‚Maria von Magdala‘, das Werk des Poeten, das geräuschvoller vor das Publikum trat als irgend ein früheres, weist die Vorzüge und Schwächen Heyses klärlich auf.

Daß ich es gleich aufrichtig einbekenne, schon die erste Szene des Stückes hat mich unerfreulich berührt. Denn, so gefällig ein gleißender Mantel schön gedämpfter Sprache es verhüllt, wir wissen doch, daß wir in das Haus einer Buhlerin treten, die ihres Gastes harrt. Nun hat uns ja schon die gute Nonne Hroswitha im zehnten Jahrhundert zur ägyptischen Maria und zur Thais geführt, allerdings wählt sie diese Szenen nicht zum

Ausgangspunkt ihrer dramatischen Dialoge, sondern stellt sie in einen Verlauf hinein, dessen Richtung durch die Tätigkeit der heiligen Wüstenväter bereits bestimmt war, welche die Sünderinnen bekehren; das benimmt jenem nächtlichen Lärm in den Lasterhäusern das größte Ärgernis. Ein anderes Widerwärtige im Eingange von Heyses Maria hat kaum der Dichter verschuldet: es ist ein ganz modern scharfes Parfüm, das den Empfangsraum der jüdischen Hetäre durchduftet. Modern ist überhaupt das ganze Stück, Personen und Handlung. Die Einzelnheiten im Vorschritt der Geschehnisse werden sehr geschickt verknüpft: daß der verschmähte Sohn des Hohenpriesters Kaiphas seinen Vater aufhetzt; daß Judas Iskarioth durch Aulus Flavius verletzt und in seinen Zweifeln an dem Herrn bestärkt wird; daß der Hohepriester sich Marias bedienen will, um die göttliche Sendung zu verderben — das macht sich alles ganz hübsch, nur darf man nicht näher zusehen, denn sonst erschräke man vor der Gemeinheit, die sich in den Hauptfiguren offenbart; noch mehr, es würde ganz deutlich, daß diese Charaktere nicht als innere Einheiten erfaßt, sondern aus sehr verschiedenen Stücken ärmlich zusammengeleimt sind, je nach Bedarf des Aufbaues. Wie paßt Maria, die unverstandene Grüblerin, die durch die evangelischen Worte getroffen wird, zu der orthodoxen Jüdin, die den Verkehr mit dem Römer ausschlägt? Und dieser Römer selbst — welch' wunderliche Geburt! Heyse stellt ihn uns zuerst als einen vornehmen Menschen hin, einen ‚Gentleman', um uns des allein dafür paßlichen Ausdruckes zu bedienen, und dann mutet er uns an, zu glauben, dieser Aristokrat aus dem goldenen Rom werde von Maria den schmutzigsten Preis für die Rettung des Herrn verlangen! Oh nein, das ist nicht der Aulus Flavius aus dem Gespräch mit dem Hohenpriester der Juden, das ist ein neurasthenischer Lüstling unserer Zeit, wie sie in Heyses Novellen den hysterischen Weibern zum Opfer fallen. Durch den Schluß rückt Heyses Drama in bedenkliche Nähe von Maeterlincks ‚Monna Vanna', eine Gesellschaft, in der man einen der ersten Meister und Beherrscher der deutschen Sprache sehr ungerne sieht. Die Wahl des Stoffes der ‚Maria von Magdala' war, wenn man Heyses ganze Persönlichkeit in Anschlag bringt, ein schlimmer Mißgriff, der sich dadurch gerächt hat, daß Heiliges und Profanes, Höchstes und Scheußlichstes hier in trüber Mischung durcheinander quirlen. Das Wunder, das die gefallene Maria über sich selbst erhebt, läßt sich doch psychologisch aus einem einzigen Antrieb erklären, der Erweckung zum Glauben. Heyse aber mußte wissen, daß dieses Problem seiner Kunst nicht zugänglich war. Solchem Grundfehler gegenüber kann es nicht viel helfen, wenn man die Diskretion, mit welcher der Dichter die Hauptszene seines Stücks, die auf Johannes 8, 1—11 gebaut ist, aufrichtig rühmen darf. Besonders, sobald man sich erinnert, was für

ein Schicksal dieser Erzählung des Evangeliums in der modernen Poesie widerfährt: ich entsinne mich mit körperlichem Mißbehagen eines Gedichtes von Richard Dehmel, das mich veranlaßte, sein Büchlein an die nächste Wand zu werfen, weil es mich empörte, einen deutschen Schriftsteller zu einem derartigen Pfuhl von Erbärmlichkeit absteigen zu sehen. Freilich, auch jene Szene Heyses ist bei der Bühnenaufführung allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt, man erlebt es, daß ein ungeschickter Theaterdirektor die Worte Jesu einem abgetragenen Bassisten anvertraut, der sie dann mit seiner Bierstimme zwischen den Kulissen herausbrüllt, jene Worte, die ein Mensch von einigem Empfinden auch heute nur mit angehaltenem Atem und tränenden Augen zu lesen vermag. —

Es dünkt wie Erleichterung, wenn man sich von Heyse zu Sudermann wendet, denn hier ist alles derber, faßbarer, nicht Schattierungen und Stimmungen, sondern kräftige Umrisse. Und doch ist das Problem von Sudermanns ‚Johannes' eigentlich feiner und schwieriger als das der ‚Maria von Magdala'. Wie aus dem Prediger in der Wüste, der die zornige Sprache der alten Propheten redet, der Vorläufer des Herrn wird, das will uns dieses Drama vorstellen. Das bildet jedoch einen Prozeß, der sich in den Tiefen der Seele vollzieht, den der Dichter nur mit äußeren Andeutungen vorführen kann. Man sieht ja, wie er sich die Entwicklung seines Johannes denkt: Gegnerschaft wider die Pharisäer und ihr starres, grausames ‚Gesetz', langsam zerbricht der Haß vor der Macht der ‚Liebe' im neuen Evangelium, Mißtrauen in sich selbst, Zweifel und Schwanken bleiben zurück und lösen die Schuld aus: daß der Täufer sich nicht rückhaltlos dem Messias ergibt, dafür büßt er mit dem Tode. In Angst und kummervollem Herzenskampf schleppt sich dieser Johannes durch das Stück, eine wahre ‚Tragödie der Unkraft'. Ihm gegenüber Salome, eine alte Bekannte, denn sie hat nur rasch ein jugendliches Kostüm eingetauscht gegen die große Toilette der Frau Adah in ‚Sodoms Ende': die flammende Sinnenlust, mühsam versteckt unter Tändelworten. Auch der jämmerliche Herodes und all die Käuze um ihn sind nur aus den Salons der Berliner Finanzwelt transponiert. Mit dem Volk, das ein invertiertes Judendeutsch redet, — auch Heyse verschmäht dieses unedle Mittel nicht ganz — und mit der historischen Ausmalung des Hintergrundes hat sich Sudermann viel Mühe gegeben, und es ist wirklich ein starker Druck, den die drängenden Massen auf die Hauptspieler ausüben. Die Hand des geübten und erfolgreichen Theaterpraktikers wird überall sichtbar und die Schlußszene ist ein brillanter Trumpf: wie Herodes die Stufen hinaufeilt, um mit hochgeschwungenem Goldbecher den Heiland beim Einzug in Jerusalem hohnvoll zu begrüßen, wie die Schale der unkräftigen Hand entgleitet, wie

er sein Antlitz mit dem Mantel verhüllt und dann wortlos zusammenbricht, das ist meisterlich gegeben. An bunten, aufregenden Szenen ist überhaupt in dem Stücke kein Mangel, nur scheint mir, dem Verfasser sei es nicht recht Ernst mit seinem Bildwerk und er wisse zu genau, daß es sich nur um eine ‚Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel' handelt, nicht um die Katastrophe des vorchristlichen Judentums.

Greifen wir um etliche Jahre zurück, so treffen wir abermals das Drama eines bedeutenden Autors, der die Heilsgestalt des Evangeliums in sein Bühnenwerk einspielen läßt: ‚Hanneles Himmelfahrt' von Gerhard Hauptmann (Berlin, S. Fischer). Es soll hier nicht versucht werden, dieses Stück einläßlicher zu betrachten, über das die meisten Leser schon ihre Meinung sich gebildet haben. Auch ist nicht zu prüfen, ob die quälende Beschreibung des Elends, das Grauen des Armenhaustodes künstlerisch gestaltet wurden und ob man sich nicht über die Aufgabe der Poesie hier durch die Tortur der Nerven hinwegtäuscht. Sicher ist, das einzige Licht, welches diese Trübsal erhellt, geht von der Gestalt des Herrn aus. Und ich kann nicht leugnen: mir scheint der Dichter ein feines Gefühl für die Verwertung des Überirdischen in seiner Kunst zu beweisen, indem er das Erscheinen des Heilands durch eine Vision vor sich gehen läßt. Hatte er schon vorher durch dieses Mittel erreicht, daß die schlimmsten Schrecken abgedämpft wurden, so gestattet es auch, ohne Profanation den göttlichen Herrn ans Totenbett treten zu sehen. Freilich, daß seine Persönlichkeit mit der Figur des Lehrers Gottwald verquickt wird, muß man ohne Freude in den Kauf nehmen. Der einzigen Kraft der evangelischen Rede, die wir verspüren, ist Hauptmanns Kunst nicht entfernt gewachsen, wie verdorbener Flitter und schlechtes Rauschgold fallen die Verse und Umschreibungen des Dichters dagegen ab. Nur Goethes Stanzen der Erzengel aus dem „Prolog im Himmel" vor dem Beginn der Faustdichtung haben die Höhe ihrer Aufgabe gewonnen, der Meister hat sie mit seinem sichersten Gefühl nicht dazu gebraucht, eine biblische Szene zu verkörpern, sondern für eine frei phantastische Erfindung. —

Wenig' Ereignisse der letzten Zeit haben die literarische Welt so aufgeregt und einen so lebhaften Abtausch der Meinungen hervorgerufen als ‚Monna Vanna' (Leipzig, Diederichs, 1903), die ‚Bekehrung' von Maurice Maeterlinck. Der Dichter des ‚Eindringlings' und der ‚Blinden', der Bearbeiter von Themen der mittelalterlichen Lebensweisheit (‚der Schatz der Armen' schöpft aus den späteren Mystikern, ‚das Leben der Bienen' vergleicht sich dem ‚Apiarius' des Thomas von Chantimpré), er ist aus der Region von Tod und Moder, von Spiritualismus und märchenträumender Metaphysik unter die lebenden Menschen zurückgekehrt, so heißt es, und seine Getreuen, die reichen, vornehmen

Feinschmecker, die blasierten nervenkranken Damen, die Unreifen und die Übersättigten, sie jubeln — als ob ihnen selbst nun erlaubt wäre, untugendhaft zu werden — denn: die Erde hat ihn wieder! Ich rechne mich nicht zu diesen Getreuen, obschon ich die besonderen Gaben Maeterlincks ernstlich respektiere. Sie bestehen in einem ganz eigenartigen Vermögen, eine poetische Anschauung, auch einen Vorgang, in einzelne Momente zu zerlegen und diese in langsamem Nacheinander auf den Leser wirken zu lassen. Dieses Verfahren, das auf eine sehr scharfe Beobachtung und eine bemerkenswerte Kraft der Illusion sich gründet, bringt es zu überaus starken Eindrücken: immer wieder werden die Nerven angetippt und ein bischen gezerrt, so daß eine Reizung entsteht, die sich zum Abnormen und Krankhaften steigert. Betäuben und einschläfern kann dieser Poet in seinen spätromantischen Bildern ebenso, wie haarsträubendes Entsetzen allmählig emporrufen: das Gleichmaß des fast eintönigen Pochens seiner Worte und kurzen Sätzchen bohrt sich ins Gehirn, wie der stete Fall des kalten Wassertropfens auf den Negerschädel, eine raffinierte Tortur aus der Zeit der Sklavenstaaten Amerikas. Ob wir die Mittel dieses nervenaufstachelnden und nerventötenden Stils zur Kunst rechnen wollen oder nicht, ist einerlei; für Maeterlincks Publikum war dieses eisige Elixir ein Lebenstrank wie Absynth und Haschisch, Cocaïn oder das Parfümschlürfen englischer Ladies, ein letzter, schärfster Reiz für die Menschen, die an der modernen Kultur sterben. Und dieser Poet der Selbstvernichtung, der den Effekt seiner Sprache studiert wie der Beobachter im psychologischen Laboratorium, soll nun plötzlich, nicht etwa aus einem Kleid in das andere geschlüpft sein, er soll den Kern seines Wesens gewandelt haben, dem Leben, der blutvollen Kraft, der blühenden Sinnlichkeit soll jetzt sein Preislied gelten! Diese Botschaft hört ich wohl durch alle Zeitungen rauschen, allein, ich bekenne, zum Glauben daran hab' ich mich keinen Augenblick gebracht. Am allerwenigsten, als ich die ‚Monna Vanna' selber las. Das ist der alte Maeterlinck, wie er war und wie er vermutlich auch bleiben wird. Seine Methode ist dieselbe geblieben, nicht um Haaresbreite hat sie sich fortentwickelt, nur das zufällige Objekt ist ein anderes. Gepeinigt werden die Nerven nach wie vor, die Technik des Einhaltens und Zurückschraubens, des ruckweisen Spannens handhabt der Autor mit außerordentlichem Geschick, aber nicht im Dienste einer großen künstlerischen Aufgabe, bloß, um den Logen und dem Parterre die Stimulantien in kleinen Dosierungen zu verabreichen, deren diese armen Leute bedürfen. Die Geschichte der Welt ist nicht arm an Taten übermenschlicher Hingabe, die Monna Vanna der Historie mag sich an dem Werk der biblischen Judith begeistert haben, die Monna Vanna Maeterlincks aber ist gewiß keine Heldin, sondern eine unbefriedigte Frau, der Emotionen

wohltun und die auch ein Wagnis nicht scheut, weil es Neues in den müden Gang der Tage bringt. Und Prinzivalli stellt uns sicher keinen Condottiere des 15. Jahrhunderts vor, nur einen eleganten Schmachtlappen unserer eigenen Zeit, der seinen Musset hinter sich hat und seine Gefühle zerfasert, womit er ganz zu dem kläglichen Guido Colonna paßt und zu dem Schwatzgreis Marco, der übrigens am besten gezeichnet ist. Nein, da hat keine Erneuerung der dichterischen Natur stattgefunden, aus der uns der Genius entgegenspringt, Maeterlinck ist ein Talent wie bisher und mag seine analytischen Künste noch an manchem Objekt erproben. Er ist ein Spezialist, der durch Verwegenheit verblüfft; warum soll es in der Poesie nicht solche Leute geben, ähnlich den Artisten, die täglich ihren Leib dem Zerschmettern aussetzen, indem sie die Riesenschleife mit dem Zweirad abfahren oder von der Zirkusdecke aus den Todessprung wagen: für zwei Gulden den Sperrsitz läßt sich das Publikum gern die Nerven kitzeln. Ja, das Publikum! Es hat auch ‚Monna Vanna‘ seinen Beifall geschenkt, und das Stück hat vielfach große Kassenerfolge gewonnen. Aber beileibe nicht durch die Kunst daran, oder des Problems und der Charaktere halber, nur weil es weiß, daß Monna Vanna bei dem zweiten Aufzug außer dem Mantel nichts an sich trägt und selbst den Mantel fallen ließe, sofern nicht die sonst allerdings recht nachsichtige öffentliche Gewöhnung es verböte. Eine angenehmere Gelegenheit, als sachkundige Greise über die Schönheit einer Theater-Phryne zu urteilen, läßt sich kaum mehr finden, und diesem Umstande, keinem anderen, verdankt das Kunstwerk ‚Monna Vanna‘ die freundliche Aufnahme bei der wohlgesitteten Gesellschaft unserer großen Städte. —

Für den geistigen Zustand der Gegenwart, aus dem die Entstehung und der Erfolg einer Dichtung wie ‚Monna Vanna‘ begriffen werden kann, hat der wohlbekannte Leipziger Historiker Lamprecht, der Schöpfer der bahnbrechenden ‚Deutschen Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters‘, einen neuen Ausdruck erfunden: ‚Reizsamkeit‘; die Menschen, welche dieser Epoche angehören, sind ‚reizsam‘. Es möge der Pedanterie des Fachmannes verstattet sein, Einiges wider dieses Wort vorzubringen. Ich nehme schon an seiner Lautgestalt Anstoß: z und s lassen sich ohne Pause nach einander nicht aussprechen, und sollte das häßliche Wort in der Tat häufiger verwendet werden, dann würde man gewiß nur „reitzam“ hören. Ferner halte ich den Ausdruck für falsch gebildet. „—sam“ (vgl. engl. „same“) bedeutet in Zusammensetzungen, daß die Eigenschaft des ersten Kompositionsteiles dem Träger der ganzen Bezeichnung innehaftet; das wird am deutlichsten, sobald „—sam“ an Verbalwurzeln tritt: „achtsam“ ist, wer achtet; „sparsam“, wer spart; das Gleiche gilt übrigens auch für andere Bildungen, wie „genügsam“

u. s. w.; „reizsam" wäre also Jemand, der reizt, und „Reizsamkeit" diese Fähigkeit in ihrer Verfestigung. Das ist aber gar nicht die Meinung Lamprechts, der in seinem neuesten Werke: ‚Zur jüngsten deutschen Vergangenheit' (Freiburg i. B., Herm. Heyfelder) den Begriff des von ihm oftmals gebrauchten Terminus folgendermaßen umschreibt (1, 386): „Reizsamkeit", die ins Schöpferische umgesetzte Fähigkeit bewußter Perzeption neuer, bis dahin wesentlich vorstellungslos gebliebener innerer „Reizergebnisse". Darnach umschließt das Wort für Lamprecht Tätigkeit, Aktivität, und zwar auf Grund empfundener, aufgenommener Reize, somit etwas durchaus Verschiedenes von dem, was aus der Etymologie sich ergibt. Mißbillige ich Lamprechts Ausdruck, so erkenne ich andererseits an, daß die beiden Bände, die bisher (1902/3) von seinem Werke erschienen sind, Aufmerksamkeit und Würdigung verdienen. Lamprecht wagt sich an keine geringe Aufgabe. Weil er zu der Einsicht gelangt war, daß er das 17. und 18. Jahrhundert nicht in ihrem Inneren zu erfassen und für seine ‚Deutsche Geschichte' darzustellen vermöchte, ohne sich über die neueste Zeit klar geworden zu sein, hat er dem Abschlusse jenes Werkes ein anderes vorausgeschickt, das in drei Bänden die Kunst, die Wirtschaft und Politik der Gegenwart übersichtlich vor das Auge rücken soll. Zwei davon sind bereits erschienen, wie ich gern gestehe, eine starke Leistung. Denn die Art des Studiums, welche das Leben der Gegenwart erfordert, strengt meines Erachtens unendlich viel mehr an als das ruhige Sammeln und Sichten, das sich der Vergangenheit widmet. Und neben dem kolossalen Aufwand rezeptiven Vermögens, der für Lamprecht nötig war, mußte er auch im ausgedehntesten Maße den Mut des Fehlens haben. Denn hier konnte man nicht langsam abwägen, vielen Dingen gegenüber war nicht abschließend zu urteilen, das Bild der Gegenwart ist eine Momentaufnahme, die an sich noch gar nicht zu verstehen ist. Daher wird auch, wie der Autor selber wohl weiß, kein einziger etwas unterrichteter Leser mit dieser Beschreibung unseres modernen Schaffens in Musik und Bildkunst, Poesie und Philosophie ganz einverstanden sein. Ja, daß ich es für mich sage, in der Partie, wo ich etwas zu verstehen glaube und die sich auf unsere Dichtung bezieht, fordert jede Seite mich zu scharfem Widerspruch heraus, sowohl in Bezug auf die Tatsachen, als auch auf ihre Einschätzung. Lamprechts Buch ist einer der verwegensten Würfe, die unser kühnes Zeitalter kennt. Es ist eine Geschichtskonstruktion, von der man bis auf Hegel zurückgehen muß, um etwas Ähnliches anzutreffen. Der Verfasser zerlegt die Entwicklung der deutschen Geisteswelt in mehrere Abschnitte: die germanische Urzeit ist ihm ein symbolisches Zeitalter, dem in den frühen Jahrhunderten des Mittelalters die Herrschaft des ‚Ornamentalen', diesem auf der Höhe des Zeitraumes das ‚Typisch-Konventionelle' folgt, die Reformation eröffnet die Epoche des

Individualismus, seit 1750 beginnt das subjektive Seelenleben, die Gegenwart endlich gibt sich in folgerechter Fortbildung als Periode der Reizsamkeit. Der erste Blick schon zeigt das gewaltsam Theoretische der gesamten Konstruktion, abgesehen davon, daß Lamprecht Alles weiß und Alles erklärt, auch was meinem Ermessen nach zur Zeit überhaupt nicht gewußt und verstanden werden kann. Zudem finde ich sein hypothetisches Schema viel zu einfach und geradlinig. Ich werde nämlich nach und nach ein abgesagter Feind aller sogenannten ‚reinlichen' Resultate bei der Arbeit der Wissenschaften. Meine eigene Erfahrung lehrte mich an vielen, vielen Beispielen, daß die Wirklichkeit immer komplizierter ist, als man ihr insgemein zumute, daß die Rechnung niemals Null für Null aufgeht und daß allzeit Reste erübrigen, Verbindungen und Überschneidungen, wie sie bei allem organischen Gedeihen eintreten müssen, das sich nicht in eine ‚prästabilierte Harmonie' eingrenzen läßt. Für Lamprecht bietet die Gegenwart kein Rätsel mehr, er versteht sie; für mich enthält sie Dunkelheiten die Fülle, und die Schlüssel, die ich mir zurecht feile, öffnen zwar hie und da, aber recht häufig auch nicht — daran muß ich mir genügen lassen. Trotz alledem rühme ich Lamprechts Werk einem weiten Kreise von Lesern: in dem zweiten Bande, der ein mir unvertrautes Gebiet behandelt, ‚Wirtschaftsleben, soziale Entwicklung', wird eine schier unübersehbare Masse von Tatsachen ausgebreitet, überall ist zu lernen, allerorts wird man angeregt und dadurch gefördert. Die Energie, mit der Lamprecht sein Programm durchführt, bleibt, wenngleich er vielfach aus zweiter bis zehnter Hand entnehmen muß, doch bewundernswert, und sollte nach einem Menschenalter kein Blatt davon mehr richtig sein, dem Verdienst, durch das entworfene Bild der Gegenwart auf die Gegenwart zu wirken, gebührt unverkümmerte Anerkennung.

Lamprecht führt uns von der ‚freien Unternehmung', dem Triumph des Liberalismus, zur ‚gebundenen Unternehmung' unserer eigenen Tage und versucht zu zeigen, wie dieser Wandel das gesamte Leben der Nation beeinflußt. Aus der Tiefe dieser Kämpfe stammt ein Buch, welches jüngst viel Aufsehen erregt und besonders durch Adolph Wilbrandts freundliche Bemühung ein größeres Publikum gewonnen hat: ‚Die Geschwister' von Hugo Bertsch (3. Auflage, Stuttgart, Cotta, 1903). Das Buch verdient diese Pflege. Es ist eine Erzählung in Briefen: Bruder Tom, Fabriksarbeiter in New-York, und seine Schwester Jennie, die Frau eines Bergmannes, schreiben sie. Beide sind arme Irländer, Jennie hat sechs Kinder, und nun trifft Tom ein furchtbares Unglück: seine Hand gerät in die Sägemaschine und nach mehreren Operationen bleibt der linke Arm ein unbrauchbarer Stumpf. Das ist aber nicht das Schlimmste. Der Krüppel kann keine Arbeit finden und treibt sich

durch ein paar Monate, Tag um Tag, in steigender Bedrängnis auf den Straßen von New-York umher, ohne daß er Brot für Weib und Kind nach Haus bringt. Die Briefe dieser Zeit bilden die Hauptpartie des Buches. Aus der bitteren Realität der Erlebnisse heraus schleudern sie Anklagen und Flüche wider die Heuchelei der prassenden Welt der Reichen, Blasphemien gegen Gott und Vorsehung, aber es bricht auch wahres und tiefes Empfinden aus ihnen, und in dem Gewitter der Not bereitet sich eine Wandlung des Gemütes vor zu einem reineren Erfassen des Menschentums, die mit dem überraschend jäh angesetzten Schluß friedlich ausklingt. Das Buch ist mit Blut geschrieben, nicht mit Tinte, es beleidigt und widert an, doch es rührt auch und ergreift. Es ist ohne Kunst hingewühlt, es schöpft seinen Wert aus der Wahrheit; ob der Verfasser ein zweites schreiben kann, wäre demnach zweifelhaft, keinesfalls ein zweites von dieser Art. Die Sprache, so viel auch Wilbrandt an ihr geändert haben mag, ist uneben und fehlerhaft, jedoch voll von innerer Kraft, von brausender, mitreißender Rhetorik. Aus ihr möchte man am ehesten dem Verfasser seine Zukunft weissagen und durch sie wird dieses Buch eines zum Glauben rückkehrenden Katholiken mehr Leser erschüttern als ein paar dutzend wohlgemeinter goody-goody-Romane.

Sozialpolitik betreibt auch eine Erzählung, die ich hier gern loben möchte, obzwar sie nicht mehr ganz neu ist: ‚Der Grabenhäger‘ von Wilhelm von Polenz (2 Bände, 3. Auflage, Berlin, Fontane). Das scheint mir eine sehr solide Arbeit. Der Plan recht einfach, stark erinnernd an Fritz Reuters ‚Ut mine Stromtid‘, mit dessen Axel von Rambow der Held, ein mäßig begabter Meklenburger Junker, viel Ähnlichkeit hat, auch im Schicksal, das ihn mit Hilfe seiner trefflichen Frau und des teils abschreckenden, teils anspornenden Beispiels der Nachbarn zu einem ganz tüchtigen Gutsherrn moderner Sinnesart heranreifen läßt. Herr v. Polenz kennt den grundbesitzenden Kleinadel Norddeutschlands sehr gut, in der wahrhaften Schilderung seiner Verhältnisse beruht ein gutes Stück der Anziehung des Romanes, aber er faßt vor Allem die sozialen Probleme, Leben der Taglöhner und Aussichten der Landwirte, mit kräftiger Hand und sachlichem Urteil an. Im ‚Büttnerbauer‘ hatte er die Tragödie der Landwirtschaft dargestellt, hier erzählt er, wie der Gutsherr sich aus Standesverbildung emporarbeitet. Neuestens nimmt er seine sozialpolitischen Studien so ernst, daß er sie nicht mehr in poetischer Form vorträgt, der ‚Grabenhäger‘ jedoch wirkt in seiner frischen Sachlichkeit als ein unterhaltendes Buch.

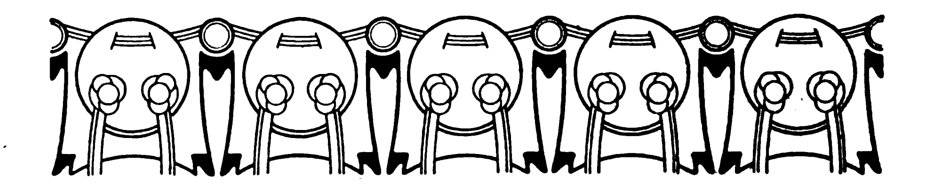
Ein solches hatte auch der ‚Bezirkshauptmann von Lerchberg‘ des Conte Carl Scapinelli werden wollen (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft, 1903), ein Roman, der wegen seiner österreichischen Szenerie

und der jüngsten Zeit, der er entstammt, unser besonderes Interesse reizt. Völlig gelungen ist dem Verfasser sein Vorhaben nicht, obgleich es manche gute Schilderungen gibt, besonders aus dem Kleinleben einer mährischen Stadt. Ich sehe von solchen Äußerlichkeiten ab, die einen Österreicher gelegentlich stören, Unmöglichkeiten und Versehen in der Darstellung offizieller Vorgänge; übler ist, daß der Held keine rechte Haltung besitzt, ganz ungleichmäßig verfährt, bald tatkräftig, bald sentimental zerfließend. Derselbe Mangel an Zweckmäßigkeit in der Verteilung von Licht und Schatten, der vielleicht auf einen Bruch in dem Entwurfe des Werkes deutet, kennzeichnet die Handlung des Romans überhaupt, doch ist der Verfasser so jung und die Spuren seines Erzählertalentes sind so unverkennbar, daß man Gutes für seine kommenden Leistungen hoffen darf.

Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle einige Bemerkungen anzuschließen, die anstatt der Kritik einer ziemlichen Reihe von Büchern aufgenommen werden mögen. Seit längerer Zeit mühen sich begabte Schriftsteller und tüchtige Buchhändler (ich nenne gern die Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München), eine katholische Romanliteratur hervorzubringen. Das Unternehmen ist gewiß sehr löblich, aber auch nicht leicht, und ich habe den Eindruck, als ob die Nächstbeteiligten sich über die besonderen Schwierigkeiten nicht ganz klar geworden wären. Die Bände dieser Romane sind immer vortrefflich ausgestattet, oft sehr gut illustriert (mit Vorliebe in der Art Ludwig Richters), die Darstellungen sind von der besten Tendenz erfüllt, die Werke eignen sich für den Familientisch und die Schülerbibliotheken. Wenn aber die Absicht gilt, das große Publikum der Lesenden für eine katholische Literatur zu erobern, dann werden diese Romane ihr Ziel schwerlich erreichen. Denn sie sind beinahe ausnahmslos (selbst das eigenartige Talent Enrikas von Handel-Mazzetti in ‚Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr‘ verfällt diesem Vorwurf) mit einer unbehilflichen und ganz veralteten Technik gearbeitet. In den dreißiger bis fünfziger Jahren des vorigen Säkulums schrieb man so, wie diese neuen katholischen Romane geschrieben sind. Ihr Aufbau ist von einer fast platten Schlichtheit, die Charaktere werden nach längst abgebrauchten Modellen gestaltet, die Stimmung ist undeutlich, Gespräch und Handlung bewegen sich schwerfällig, bisweilen durch gute Einzelnheiten gehoben — nichts ist preiswürdig daran als die Moral. Nun, die Sittlichkeit ist gewiß eine Sache allerersten Ranges und wenn sie durch irgend Jemandes Wirken gefördert werden kann, so gilt mir das mehr als ein ganzer Stapel vorzüglicher Dichtwerke. Allein, will man durch die Kunst an die Menschen herantreten, so muß das auch mit Kunst geschehen. Die gute Gesinnung hilft dabei gar nichts: man kann alle Haupttugenden in

großer Vollkommenheit besitzen und dabei ein elender Schriftsteller sein. Allerdings läßt sich kein katholischer Goethe aus der Erde stampfen, auch katholische Spielhagen oder Raabe wachsen nicht auf der flachen Hand. Aber wissen muß man, was fehlt, und daß man durch Studium der Kunst dem künstlerischen Vermögen nachzuhelfen hat. Wer sich heute als Erzähler vorzustellen wünscht, der muß sich die Technik seiner Kunst aneignen, er muß von den Meistern lernen, und zwar von den modernen Meistern, nicht allein von Christoph von Schmid, so trefflich dieser Kinderlehrer gewirkt hat. Man blicke um unter Gemälden und Statuen katholischen Ursprungs, ob ihre Schöpfer die Kunst von Faßmalern und Kirchweihschnitzern lernen! Soll der Mitbewerb mit der modernen Kunst aufgenommen werden, die nichts von Religion weiß, so muß, wer das wagt, erst so viel können als jene anderen, sonst schadet er durch sein Wirken seinem Zwecke mehr, als er ihn fördert.

Aber nicht mißmutig tadelnd möchte ich diese Betrachtungen schließen, sondern mit dem behaglichen Gefühl, ein gutes Buch durchgeblättert zu haben. Der Straßburger Verlag von Heitz und Mündel hat in zwei Bänden eine kürzende deutsche Übersetzung der ‚Praeterita‘ von John Ruskin (1903) herausgegeben. Nun kenne ich ja John Ruskin schon seit einer Zeit, wo sein Name in Deutschland noch ein leerer Klang war; durch lange Jahre habe ich mich, da ich die englischen Originale nicht zu erschwingen vermochte, mit amerikanischen Nachdrucken und Exzerpten beholfen. John Ruskin war eine der originellsten Erscheinungen in der Kunst und Literatur des abgelaufenen Jahrhunderts, und es kann durchaus nicht davon die Rede sein, die vielgebrochene Sonderart seines Wesens hier charakterisieren zu wollen. Nur das will ich sagen: wie er die Kunst zuerst als abschließendes Ziel der menschlichen Kultur ansah, wie er dann durch sie die Menschen, und zwar die Engländer zunächst, für eine höhere Stufe, für ein religiös gefärbtes Ideal erziehen wollte, wie er weiter in absonderlichen Sprüngen als geborener Konservativer in Politik und Volkswirtschaft eingriff, das Alles erhellt sich, und zuweilen blitzartig, aus den beiden Bänden der ‚Praeterita‘. Es sind dies lose durch einander laufende Stücke einer Selbstbiographie, bei der man nicht vergessen darf, daß sie ‚Brantwood 1889‘ unterzeichnet wurden, kurze Zeit, nachdem Ruskin aus einem Paroxismus geistiger Umnachtung wieder emporgetaucht war. Manche Leser werden sich an den prachtvollen Naturschilderungen freuen und an der unerschöpflichen Fähigkeit Ruskins, die Natur im Kleinsten zu genießen, andere an guten Geschichtchen und blendenden Witzworten, alle jedoch gewiß an dem hohen und reinen Sinn des Schreibers: das bloße Dasein eines solchen Menschen trägt dazu bei, uns Übrige besser zu machen.



Das Kapitalzinsproblem.

Von Dr. Franz M. Schindler.

Solange die Wissenschaft der Nationalökonomie besteht, hat das Problem des Kapitalzinses sie beschäftigt. Es ist dies die Frage nach dem Daseinsgrunde und der Berechtigung nicht zunächst des Darlehenszinses, sondern des sogenannten ursprünglichen Kapitalzinses, des Wertüberschusses, welchen die mit Hilfe des Kapitals hergestellten Güter über den Wert der zu ihrer Herstellung verwendeten sogenannten Kostengüter ergeben, — mit anderen Worten die Frage um den Entstehungs- und inneren Berechtigungsgrund des Reingewinnes aus der Kapitalverwendung. Der Streit der Meinungen wogt noch unentschieden hin und her. Auch die bedeutendste Schrift, welche über diese Frage veröffentlicht wurde, das zweibändige Werk Böhm-Bawerks: „Kapital und Kapitalzins"*), hat zwar die bisher vertretenen Auffassungen der Frage einer einschneidenden und erfolgreichen Kritik unterzogen, aber eine allgemeine Zustimmung zum Lösungsversuche ihres Verfassers nicht herbeizuführen vermocht.

Die Frage um die Entstehung und Berechtigung des ursprünglichen Kapitalzinses oder des Reingewinnes aus der Kapitalsverwendung hat nicht bloß ein theorisches Interesse; sie ist keineswegs eine reine Doktorfrage. Ist ja doch das Streben der Menschen in jeder selbständigen Erwerbstätigkeit allgemein darauf gerichtet, nicht allein ihr eingewendetes Kapital einschließlich der Entlohnung ihrer persönlichen Arbeit wiederzugewinnen, sondern darüber hinaus einen, wenn auch noch so bescheidenen Mehrgewinn zu erzielen, und sie sind (von Ausnahmsfällen besonderer persönlicher oder zeitweiser allgemeiner Notlage abgesehen) durchaus geneigt, eine Erwerbstätigkeit als fruchtlos und unlohnend zu betrachten, aus der ein eigentlicher Mehrgewinn nicht erlangt werden kann. Die Frage, wie ein solcher Mehrwert oder Reingewinn entsteht und wie er als berechtigt erwiesen werden kann, hat deshalb hohe praktische Bedeutung und sie ist eben dadurch für den Ethiker kaum weniger anziehend als für den Juristen und Nationalökonomen.

Es sei darum einem christlichen Ethiker gestattet, zu dieser Frage hier Stellung zu nehmen. Hiezu muß es den katholischen Theologen umso mehr drängen, als Böhm-Bawerk in seiner geistvollen Kritik der vor ihm gemachten Versuche, unsere Frage zu lösen, manchen schweren — und wie ich glaube unberechtigten — Vorwurf gegen die wissenschaftliche Theologie der Vergangenheit erhebt.

*) In 2. Auflage 1900—1902, Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung.

Mit der Vorbemerkung, daß im Sinne Böhm-Bawerks Kapital hier als ein Komplex produzierter Erwerbsmittel aufgefaßt wird, seien zunächst die vor Böhm-Bawerk gemachten Versuche, das Kapitalzinsproblem zu lösen, vorgeführt. Nach Böhm-Bawerks Darstellung lassen sich diese Versuche in zwei Hauptrichtungen scheiden, deren eine den Kapitalzins als eine Frucht des Kapitals erklärt, während die andere in einer Betätigung des Kapitalbesitzers den Grund für das Entstehen des Reingewinnes aus der Kapitalverwendung finden zu können glaubt. An diese beiden Hauptrichtungen schließt sich eine Reihe von eklektischen Theorien. Sie verbinden einzelne Elemente aus den verschiedenen Erklärungsversuchen, welche durch die beiden Hauptrichtungen mit ihren Unterarten repräsentiert sind. Ihre Kritik ist mit der Kritik der letzteren zugleich gegeben.

Die erste Hauptrichtung vertreten die Anhänger der Produktivitäts- und der Kapitalnutzungstheorien.

Die Produktivitätstheorien gehen nach Böhm-Bawerk in einer Doppelrichtung auseinander, die der naiven und die der motivierten Produktivitätstheorien. Die Vertreter der sog. naiven Produktivitätstheorien — nach J. B. Say u. a. in Deutschland-Österreich Schön, Riedel, Kleinwächter, Philippovich, in Frankreich Rossi, Garnier, Leroy-Beaulieu, in Italien Scialoja — gehen von der Beobachtung aus, daß das Kapital die Produktion von Sachgütern vielfach erst ermöglicht oder doch ihren Erfolg steigert, schützt und sichert. Hierin erblicken sie entweder eine direkt Wert bezw. Mehrwert schaffende Kraft des Kapitals, oder das Entstehen von Mehrwert ist ihnen wenigstens eine selbstverständliche Begleiterscheinung der physischen Produktivität des Kapitals. „Das Kapital", so erklärt Böhm-Bawerk den Gedankengang dieser Theorie, „hilft unstreitig ‚mehr' zu produzieren. Zugleich sieht man, daß am Ende jeder Produktion, an der Kapital beteiligt ist, dem Unternehmer ein Mehr, ein „surplus" übrig bleibt und daß die Größe desselben eine regelmäßige Proportion zur Größe des angewendeten Kapitals und zur Dauer seiner Anwendung einhält. Unter solchen Umständen liegt in der Tat nichts näher, als die Existenz dieses ‚Mehr' mit jener im Kapitale liegenden produktiven Kraft in Verbindung zu bringen" (I. 167). Die Vertreter der motivierten Produktivitätstheorien — Böhm-Bawerk führt u. a. Lauderdale, Malthus, Carey, Thünen, Rösler, Strasburger als solche vor — suchen das Entstehen des Kapitalzinses aus der physischen Produktivität des Kapitals näher zu ergründen. Besonders bemerkenswert erscheint die Auffassung Lauderdales, die zuletzt wieder in Strasburger einen Verfechter gefunden hat; gemäß dieser ist der Grund des Entstehens und der Berechtigung des Kapitalzinses darin zu suchen, daß das Kapital, die Produktionswerkzeuge und die Hilfsmittel der Produktion, in der Produktion Arbeit ersetzen bezw. Arbeit ersparen, deren Lohn der Kapitalist im Reinzinse erhält.

Mit Recht wendet Böhm-Bawerk gegen die Produktivitätstheorie ein, daß es eine direkt wertschaffende Kraft des Kapitals nicht gibt und daß daher der Theorie in allen ihren Ausgestaltungen die Grundlage fehlt. Mit Hilfe des Kapitals werden physische Güter produziert in der Hoffnung, daß sie Wert haben und Mehrwert ergeben werden, Wert und Mehrwert selbst aber wird nicht produziert. Der Wert als Schätzung

der Nützlichkeit der produzierten Güter zur Bedürfnisbefriedigung unter Berücksichtigung der vorhandenen Deckung kommt den Gütern von außen zu und sein Ausdruck im Preise ist Resultat und Kompromiß der Einschätzung von Faktoren, die mit der Tatsache unmittelbar nichts zu tun haben, daß das Kapital die Güter produzieren half. Die einzige Produktivität des Kapitals besteht darin, daß es Hilfsmittel zur Erzeugung von Gütern wird, die Wert haben und Mehrwert ergeben können, aber nicht müssen. Auch die Verweisung auf die „arbeitersetzende bezw. arbeitsparende Kraft des Kapitals“ schafft der Theorie keine haltbare Unterlage. Diese arbeitsparende bezw. ersetzende Kraft des Kapitals wird dazu helfen, daß bei einem geringeren Maße von Arbeit eine gleiche Menge bestimmter Güter erzeugt werden kann, wie sie ohne Kapitalaufwendung nur durch ein viel höheres Arbeitsaufgebot erzielt werden könnte; aber ob diese Güter Wert haben und Mehrwert ergeben, das hängt von dieser Kraft unmittelbar nicht ab.

Die Nutzungstheorie weist ebenfalls auf J. B. Say als denjenigen zurück, der ihren gemeinsamen Grundgedanken erstmals zum Ausdruck gebracht hat; nachher fand sie besonders durch Hermann (Mangoldt, Mitthoff, Knies) und K. Menger ihre genauere Formulierung. Hermann schreibt mit Say dem Kapital in der Wirtschaft die Leistung von „Arbeit“, von produktiven Diensten und Nutzungen zu; diese seien als objektiv vom Kapital lösbare Nutzelemente, als Güter von selbständigem Werte zu betrachten, die im Kapitalprofit ihrem Eigentümer den für sie gebührenden Lohn bringen. K. Menger erblickt die „reine Nutzung“, welche das Kapital gewährt, in der „Verfügung über Quantitäten ökonomischer Güter innerhalb bestimmter Zeiträume“. Dieser Verfügung sei, insofern sie dem wirtschaftenden Subjekte zum Mittel wird, seine Bedürfnisse vollständiger und qualitativ besser zu befriedigen, der Charakter eines selbstständigen Gutes beizumessen, das wegen seiner relativen Seltenheit einen Wert für sich hat. Demgemäß setze der Kapitalgeber in den Erwerbs- und Produktionsprozeß neben der Substanz des Kapitalgutes ein zweites selbstständiges Gut ein, „die Verfügung über Kapitalsquantitäten innerhalb bestimmter Zeiträume“, für welches Gut er einen Kapitalgewinn (d. i. einen Gewinn über den Wert der eingewendeten Kapitalsubstanz) als Äquivalent verlangen kann.

Gegenüber dem Grundgedanken der Nutzungstheorien bemerkt Böhm-Bawerk mit Recht, daß er auf einer Fiktion beruhe. Es gibt in Wirklichkeit keine Dienste oder Nutzungen des Kapitals, die als ein vom Kapitalgute lösbares, selbständiges Gut betrachtet werden und so den Reinzins begründen könnten. Die Kapitalgüter sind nämlich entweder verbrauchliche Güter, d. h. solche, welche dadurch nutzbar werden oder Nutzleistungen, Dienste bieten, daß sie verbraucht werden (z. B. Getreide), oder sie sind unverbrauchliche, dauernde Güter, d. i. solche, welche eine öftere Nutzleistung, einen mehrmaligen Gebrauch zulassen, ohne daß sie dadurch verbraucht würden (Werkzeuge). In jedem Falle beruht die Fähigkeit eines Gutes, Nutzleistungen zu gewähren, in seiner Qualität als Träger bezw. als Repräsentant von Trägern (z. B. Geld) nützlicher Naturkräfte. Diese letzteren machen eine Sache zum Erwerbsmittel oder zum Kapitalgute. Ein Kapitalgut kann als solches ohne sie nicht gedacht werden; sie selbst aber haben ebenso wenig eine in Wirklichkeit vom Kapital-

gute lösbare selbständige Existenz, und zwar weder bei den verbrauchlichen noch bei den dauerbaren Gütern. Bei den ersteren ist dies ganz offensichtlich: die Auslösung der ihnen eigentümlichen Nutzbarkeit ist ja gleichbedeutend mit dem Verschwinden dieser Güter als solcher. Aber auch die dauerbaren Güter gewähren ihre eigentümlichen Nutzleistungen zwar ohne Verbrauch ihrer Substanz nacheinander wiederholt und dieses Nacheinander wiederholter Nutzleistungen gibt den Anlaß, die letzteren einzeln oder periodenweise abzuschätzen, — ohne daß jedoch diese Nutzleistungen dadurch zu in Wirklichkeit selbständigen Gütern, zu vom Kapitalgute lösbaren Nutzelementen werden; vielmehr sind und bleiben sie Nutzleistungen des Kapitalgutes vermöge der ihm innewohnenden Naturkräfte. Daraus geht hervor, daß die Nutzungen und Dienste der Kapitalsgüter für sich ungeeignet sind, den reinen Kapitalzins zu erklären und zu begründen. Weil sie keine selbständigen Güter oder Wertträger sind, können sie auch nicht die Entstehung und Berechtigung des Mehrwertes begründen, der im Erwerb über die Zurückgewinnung des Wertes des eingewendeten Kapitalgutes hinaus angestrebt wird. Bei verbrauchlichen Gütern bilden sie die Grundlage für den Gesamtwert derselben (Kapitalwert); man schätzt ihren Gesamtwert so hoch, als ihr Verbrauch Nutzen gewährt. Aber auch bei dauerbaren Gütern wird im Grunde ihr Wert und Preis durch die Gesamtheit ihrer Nutzleistungen bestimmt; der Gesamtwert eines dauerbaren Gutes ist mit dem Gesamtwerte seiner Nutzleistungen identisch; Wert und Preis jeder einzelnen Nutzleistung ist im Gesamtwert des Gutes selbst enthalten. Bei diesen, den dauerbaren Gütern, sind die einzeln oder periodenweise abgeschätzten Nutzleistungen allerdings die Grundlage zur Bemessung des Rohzinses, aber gerade zur Erklärung des Reinzinses oder des Reingewinnes aus der Kapitalverwendung bieten sie keinen Anhaltspunkt; sie erklären nicht, warum der Kapitalgeber einen reinen Gewinn aus der Verwendung seines Kapitalgutes in Erwerb und Produktion berechtigterweise in Anspruch nehmen kann.

Was den Gedanken K. Mengers betrifft, die Verfügung über das Kapitalsgut durch bestimmte Zeiträume müsse als derjenige „Dienst“ betrachtet werden, für welchen der Kapitalist den Reinzins als Lohn in Empfang nimmt, so gelten im Wesen die gleichen Einwendungen, wie sie eben erhoben wurden. Über ein Kapitalgut durch bestimmte Zeiträume verfügen können und tatsächlich verfügen, drückt ein Verhältnis zu einem vorhandenen Wertgute aus, ist aber nicht an sich selbst und getrennt vom Kapitalgute ein Wertgut. Die Verfügung über das Kapitalgut ist für Erwerb und Produktion doch nur dadurch wirksam, daß Nutzkräfte des Kapitalgutes ausgelöst, Nutzleistungen des Kapitalgutes gleichsam flüssig gemacht werden, — diese aber sind vom Kapitalgute selbst unablösbar und in seinem Schätzungswerte mit enthalten. Zu einem Kapitalgut in dem Verhältnis stehen, daß man durch bestimmte Zeiträume über dasselbe verfügen kann und tatsächlich verfügt, ist eine Vorbedingung zu eventuell gewinnbringendem Erwerb, kann aber die innere Berechtigung des Reingewinnes selbst nicht erklären. Und wenn diese Verfügung eine Sache von relativer Seltenheit ist, so könnte die relative Seltenheit wohl nur entweder als eine relative Seltenheit des Kapitalgutes gedacht sein oder als eine relative Seltenheit der Befähigung bezw. sonstiger

äußerer Umstände, um mit einem bestimmten Kapitalgute gewinnbringend zu arbeiten. In allen diesen Fällen würde aber die „Verfügung“ an sich als letzter Grund für die Berechtigung zu Reingewinn von selbst ausgeschaltet; sie könnte für sich nichts zur Erklärung des letzteren beitragen.

Die zweite Hauptrichtung der Kapitalzinstheorien geht von einer Betätigung des Kapitalisten als Grundlage zur Erklärung des reinen Kapitalzinses aus; sie ist durch die Verteidiger der Abstinenztheorie, der Arbeitstheorie und der Ausbeutungstheorie vertreten.

Die Abstinenztheorie hat zu hauptsächlichen Verfechtern die Nationalökonomen Senior und Bastiat; der Grundgedanke derselben findet sich jedoch bei vielen Anderen, welche das Zinsproblem nicht durch eine Formel, sondern mehr eklektisch zu lösen bemüht sind. Dieser Grundgedanke ist folgender. Senior unterscheidet drei Elemente in der Produktion: Arbeit und Naturkräfte als primäre und Enthaltung (abstinence) als sekundäres drittes, ohne welches die beiden ersten nicht zu voller Wirksamkeit kommen können. Enthaltung nennt er „das Benehmen einer Person, welche sich entweder des unproduktiven Gebrauches der ihr verfügbaren Mittel enthält oder die Hervorbringung entfernter Produktionserfolge jener von unmittelbaren Erfolgen absichtlich vorzieht“, m. a. W. welche das Opfer eines Aufschubes von Bedürfnisbefriedigungen bringt, indem sie ihre verfügbaren Mittel, statt sie zum augenblicklichen Genusse zu verwenden, der Produktion zuführt. Dieses Opfer verlangt seine Entschädigung im Kapitalgewinn; und es erhält dieselbe auch wirklich im Preise der Produktionsgüter, weil ja die Enthaltung neben der Arbeit zu den Produktionskosten gehört, diese aber den Wert und Preis der Güter regeln. Bastiat sieht als alleinige Grundlage des Güterwertes ausgetauschte „Dienste“ an. „Dienst für Dienst“ ist das große Gesetz der Gesellschaft, welches die Güterwerte bestimmt. Ein „Dienst“ ist ihm auch der Genußaufschub, welchen sich der Kapitalist auferlegt, indem er seine verfügbaren Mittel nicht zum augenblicklichen Genusse, sondern zur Produktion verwendet. Dies ist ein Dienst, der dem, welcher ihn leistet, ein Opfer auferlegt und welchen jener, der ihn zu seinem Vorteile begehrt oder durch denselben eine Bedürfnisbefriedigung empfängt, mit dem entsprechenden Gegendienst im Kapitalgewinn zu entlohnen hat.

Bekannt ist der Spott Lassalles über den Kapitalgewinn als „Entbehrungslohn“ des Kapitalisten. Und die in diesem Spott liegende Kritik ist gewiß insofern berechtigt, als häufig genug dem Kapitalisten so wenig Entbehrung und Leid aus der Verwendung verfügbarer Güter zur Produktion erwächst, daß ihm vielmehr der Mangel an Verwendungsgelegenheit zum größten Leid und Opfer würde. Übrigens kann auch in der sachlichen Kritik von den Einzelheiten in der Darlegung und Begründung der Abstinenztheorie bei Senior und Bastiat abgesehen und allein jener Hauptgedanke des „Genußaufschubes“ als selbständigen Opfers oder Dienstes des Kapitalisten ins Auge gefaßt werden. Der Genußaufschub ist nämlich, wie Böhm-Bawerk bemerkt, ganz und gar kein für sich bestehendes Opfer und kein selbständiger Dienst, so daß sie für sich die Berechtigung des Reingewinns erklären könnten. Wer immer bei der Aufwendung von Kapital oder bei der Aufbietung von Arbeit die Hervorbringung

entfernter Produktionserfolge jener von unmittelbaren Erfolgen oder augenblicklichen Bedürfnisbefriedigungen und Genüssen absichtlich vorzieht, wählt statt des momentanen Erfolges oder Genusses einen künftigen, welcher ihm seiner Notwendigkeit oder Größe halber vernünftigerweise dringlicher oder doch reizvoller erscheint. Von zwei Erfolgen oder Genüssen, dem momentanen und dem zukünftigen, von denen er nur den einen oder den anderen erreichen kann, wählt er den zukünftigen als den für ihn notwendigeren, dringlicheren, reizenderen und anziehenderen. Als Mittel, ihn zu erreichen, erkennt er die Hingabe eines Kapitalgutes oder die Leistung einer Arbeit. Was er zur Erstrebung jenes gewollten künftigen Erfolges oder Genusses opfert, ist tatsächlich nur das hingegebene Kapitalgut bezw. die Arbeitsleistung, kein Gegenwartserfolg oder Gegenwartsgenuß, den er ja gar nicht haben und deshalb auch vernünftigerweise nicht wollen kann, vorausgesetzt, daß er eben jenen zukünftigen Erfolg oder Genuß will. Der Gegenwartserfolg und =Genuß existiert weder für sich in dem Augenblicke, wo er den zukünftigen wählt, noch kann er existent werden, nachdem er den zukünftigen gewählt hat; es existiert nur das Kapitalgut und die Notwendigkeit einer bestimmten Arbeitsleistung, von deren Hingabe und Vollbringung der allein wirklich gewollte zukünftige Erfolg oder Genuß bedingt ist. Von einem Genußaufschub als selbständigem Opfer oder Dienst neben der Hingabe des Kapitalgutes oder der Arbeitsleistung kann deshalb auch keine Rede sein, mithin auch nicht von einem Reinzinse als Entschädigung für dieses Opfer, als Gegendienst für diesen Dienst. Das einzig Wahre an dem Senior=Bastiatschen Opfer des Genußaufschubes ist, daß das Opfer einer bestimmten Kapitalshingabe oder Arbeitsleistung wegen eines Zukunftsgenusses umso größer erscheint, je größer der Gegenwartsgenuß wäre, auf den um des Zukunftsgenusses willen verzichtet wird; aber hiedurch wird die Enthaltung vom Gegenwartsgenuß doch nicht zu einem selbstständigen, von der Kapitalshingabe oder Arbeitsleistung verschiedenen Opfer.

Als Arbeitstheorien faßt Böhm=Bawerk jene Zinstheorien zusammen, welche „den Kapitalzins als den Lohn einer vom Kapitalisten dargebrachten Arbeit erklären. Worin diese Arbeit bestehen soll, darüber gehen die Meinungen recht weit auseinander. Böhm=Bawerk unterscheidet drei selbständige Gruppen. Die englische, hauptsächlich vertreten durch James Mill und Mac Culloch, bezeichnet als die zinsheischende Arbeit des Kapitalisten jene Arbeit, durch welche die Kapitalgüter selbst entstanden sind, so daß der Kapitalgewinn als eine Vergütung für mittelbare Arbeit, d. i. für jene Arbeit aufzufassen ist, die notwendig war, um das aufgewendete Kapitalgut herzustellen. Die französische Gruppe repräsentiert vorzüglich Courcelle=Seneuil. Er erklärt den Kapitalzins als Lohn derjenigen Arbeit, die im Aufsparen des Kapitals liegt; diese Spararbeit ist zwar eine rein moralische, aber doch mühsame und heischt im Kapitalzins ebenso ihre Entlohnung, wie sie die Muskelarbeit im Arbeitslohn findet. Die deutsche Gruppe der Katheder=sozialisten sieht im Kapitalgewinn mit Rodbertus=Jagetzow eine Art Gehalt des Kapitalisten für Leitungsfunktionen im Wirtschaftsleben — ein Gedanke, dem auch Schäffle sich anschließt, wenn er den Gewinn als die Vergeltung erklärt, „welche der Unternehmer für den volkswirtschaftlichen Beruf der selbst=

ständigen wirtschaftlichen Zusammenfassung der Produktivkräfte mittelst spekulativer Kapitalnutzung beanspruchen darf." Ähnlich erblickt A. Wagner im Kapitalgewinn ein Einkommen, das die Kapitalisten als „Funktionäre der Gesamtheit für die Bildung und Beschäftigung des nationalen Produktionsmittelfondes" beziehen.

In seiner scharfsinnigen Kritik der Arbeitstheorien weist Böhm-Bawerk darauf hin, daß die englische Gruppe die Frage nicht löst, warum die mittelbare, in den Erwerbsmitteln angehäufte Arbeit des Kapitalisten nach ihrer Theorie nebst der Rückzahlung des Kapitalswertes derselben noch mit einem Plus, einem Reingewinn zu entlohnen sein soll, während die unmittelbare Arbeit des Arbeiters sich mit dem einfachen Lohnsatze begnügen muß; daß weiters der Sparlohn Courcelle-Seneuils die Übereinstimmung zwischen der aufgewendeten Müheleistung als der vermeintlichen Ursache des Reingewinns und zwischen dem wirklichen Auftreten des letzteren in allzu vielen Fällen vermissen läßt; daß endlich die Theorie der Kathedersozialisten aus demselben Grunde unzulänglich ist und höchstens das Dasein des Kapitalzinses sozialpolitisch zu rechtfertigen, nicht aber theoretisch zu erklären vermag.

Die Ausbeutungstheorie (sozialistische Zinstheorie) beruht auf der falschen Voraussetzung, daß die Wertgüter ausschließlich das Produkt menschlicher Arbeit seien und sonach ausschließlich den Arbeitern zugehören sollten, durch deren Arbeitsleistung sie hervorgebracht wurden; daß der Lohnvertrag nichts anderes als das Mittel für die Kapitalisten sei, die ihnen durch die Institution des Privateigentums ermöglichte Verfügung über die Produktionsstoffe und Werkzeuge auszunützen, um den durch Not zur Einwilligung in niedrige Löhne gezwungenen Arbeitern einen Teil — oft den größten — ihrer Arbeitsprodukte abzunehmen und als mühelosen Gewinn einzuheimsen. Diese Theorie, welche im Kapitalszins nur die Ausbeutungsfrucht der Zwangslage der Arbeiter, den widerrechtlich erbeuteten Teil fremder Arbeitsprodukte erkennt, vertreten nach Thompson und Sismondi mit allen Konsequenzen Proudhon, Dühring, Marx und dessen Geisteserben wie Sombart, Schmidt, Bernstein u. a.

Allen diesen Theorien stellt Böhm-Bawerk seine eigene gegenüber, die er selbst Agiotheorie nennt und deren Originalität er sich mit Nachdruck wahrt.

Böhm-Bawerk stellt sich für seine Theorie das Programm auf, er wolle versuchen, für das Zinsproblem eine Lösung zu finden, die nichts fingiert und nichts präsumiert, sondern schlicht und treu die Erscheinung des Kapitalzinses durch die Erscheinungen der Wertbildung hindurch aus den einfachsten natürlichen und psychologischen Grundlagen unserer Wirtschaft abzuleiten strebt.

Die wesentlichen Gedanken seiner Theorie und ihrer Begründung sind folgende (vgl. II, 248—299): Das Kapitalzinsproblem ist weder ein reines Produktions-, noch ein reines Verteilungsproblem; es ist im letzten Grunde ein Wertproblem. Das Element aber, das für das Zinsproblem als Wertproblem die volle Wahrheit zu vermitteln im Stande ist, ist der Einfluß der Zeit auf die menschliche Wertschätzung der Güter. Im Kapital wendet nämlich der Kapitalbesitzer gegenwärtige Güter zur Herstellung und zum Erwerbe zukünftiger Güter auf. Der Wert zukünftiger Güter unterliegt

nun in seiner Schätzung im allgemeinen denselben Regeln wie der Wert gegenwärtiger Güter, kann aber eben deshalb eine andere konkrete Größe haben. Und zwar sind gegenwärtige Güter in aller Regel mehr wert als künftige Güter gleicher Art und Zahl. Es ist dies die Folge des Zusammenwirkens von drei Hauptgründen. Der erste liegt in der Verschiedenheit des Verhältnisses von Bedarf und Deckung in den verschiedenen Zeiträumen. Denn während die gegenwärtigen Güter ihren Wert vom Verhältnis zwischen Bedarf und Deckung in der Gegenwart empfangen, ist für den Wert zukünftiger Güter dasselbe Verhältnis in der künftigen Periode maßgebend. Diesem gemäß schätzen „sehr viele Personen, die in der Gegenwart schlechter versorgt sind als in der Zukunft, gegenwärtige Güter erheblich höher als künftige; sehr viele Personen, die in der Gegenwart besser versorgt sind als in der Zukunft, die aber die Möglichkeit besitzen, gegenwärtige Güter dem Dienste der Zukunft aufzubehalten und überdies für die Zwischenzeit als Reservefonds zu benützen, schätzen gegenwärtige Güter den künftigen eben gleich oder gleichfalls noch etwas höher; nur in einer verschwindenden Minorität von Fällen, in denen die Kommunikation von Gegenwart und Zukunft durch besondere Umstände gehindert oder bedroht ist, haben gegenwärtige Güter für ihre Besitzer einen geringeren subjektiven Gebrauchswert als künftige" (S. 265). Hiezu kommt zweitens die Tatsache, daß wir „systematisch" unsere künftigen Bedürfnisse und die Mittel, die zu ihrer Befriedigung dienen, unterschätzen wegen der Lückenhaftigkeit unserer Vorstellungen von unserem künftigen Bedürfnisstande; wegen der Geneigtheit der Menschen, selbst künftiges Leid und größere künftige Lust gegen eine geringere Freude in der Gegenwart einzutauschen; wegen der Rücksicht auf die Kürze und Unsicherheit unseres Lebens. Drittens sind endlich gegenwärtige Güter in aller Regel aus technischen Gründen vorzüglichere Mittel für unsere Bedürfnisbefriedigung, und zwar gilt dies sowohl rücksichtlich der Produktivgüter wie der Genußgüter. Bei den ersteren deshalb, weil mit der gleichen Menge von Produktivmitteln eine desto größere Menge von Produkten erzielt werden kann, je langwierigere Produktionsmethoden man dabei einschlägt, so daß der Produktionserfolg aus der gleichen Menge gegenwärtiger, nächstjähriger und noch weiter entlegener Produktivmittel überall für die ältere Produktivmittelmenge überwiegt. Bei den Genußgütern deshalb, weil die Verfügung über eine Summe gegenwärtiger Genußmittel unsere Subsistenz in der laufenden Wirtschaftsperiode deckt und dadurch unsere in eben dieser Periode verfügbaren Produktivmittel für die Einschlagung längerer Produktionswege und hiedurch für die Erzielung reichlicherer Produkte in der Zukunft frei macht, während die Verfügung über eine Summe künftiger Genußgüter die Gegenwart unversorgt und damit die Nötigung fortbestehen läßt, unsere in der Gegenwart verfügbaren Produktivmittel ganz oder zum Teil auf den Dienst der Gegenwart zu richten, in welchem sie entsprechend dem verkürzten Produktionsprozeß nur ein geringeres Produkt ergeben können. Die Differenz beider Produkte ist der Vorteil, der sich an den Besitz gegenwärtiger Genußgüter knüpft. „Das Verhältnis von Bedarf und Deckung in Gegenwart und Zukunft", so schließt Böhm-Bawerk seine Beweisführung (S. 298 f.), „die Unterschätzung künftiger Freuden und Leiden und die technische Überlegenheit gegenwärtiger Güter bewirkt, daß für die überwiegende Mehrzahl der Menschen

der subjektive Gebrauchswert gegenwärtiger Güter höher ist als der gleichartiger künftiger Güter. Aus diesem Verhältnis subjektiver Wertschätzungen geht auf dem Markte allgemein ein überlegener objektiver Tauschwert und Marktpreis der gegenwärtigen Güter hervor, der rückwirkend den gegenwärtigen Gütern auch bei denjenigen Personen eine höhere subjektive (Tausch-) Wertschätzung verschafft, bei denen nach ihren zufälligen persönlichen Verhältnissen eine Überlegenheit an subjektivem Gebrauchswert nicht besteht. Die Nivellierungstendenzen des Marktes bringen endlich den Minderwert der künftigen Güter in eine regelmäßige Proportion zu ihrem zeitlichen Abstande. Es findet demnach in der Volkswirtschaft ein allgemeines Zurückbleiben der künftigen Güter an subjektivem und objektivem Wert nach Maßgabe ihrer zeitlichen Entlegenheit statt" — m. a. W., die Gegenwartsgüter haben ein Agio vor den Zukunftsgütern voraus, welches im Mehrgewinn oder reinen Kapitalzins seine Vergütung findet.

Zur Zeit der ersten Formulierung des Grundgedankens dieser Theorie durch Böhm-Bawerk (1884) lagen bereits entferntere und nähere Hindeutungen auf denselben in der nationalökonomischen Literatur bei Galiani, Turgot, John Jevons vor, ohne jedoch zu einer hinlänglich klaren Fassung geführt oder eine erschöpfende Beweisführung gefunden zu haben. Heute hat die Agiotheorie (nach Böhm-Bawerks Urteil II, 614 f.) in der nationalökonomischen Literatur aller Kulturnationen Wurzel gefaßt und in mancher selbst schon das Übergewicht erlangt; namentlich sind verwandte Ansichten in der englisch-amerikanischen, italienischen, holländischen und skandinavischen Literatur zu ausgebreiteter Geltung gelangt. Bezeichnend ist, daß vereinzelte Stimmen aus diesen Kreisen (so von Pierson) laut wurden, welche Böhm-Bawerk als „mit beiden Füßen auf dem Boden der Produktivitätstheorie" stehend bezeichneten, während neuere Vertreter der im Ausdruck etwas modifizierten und der Agiotheorie angenäherten Abstinenztheorie wie Macfarlane, Marshall die Agiotheorie für identisch mit der Abstinenztheorie erklären.

Vielleicht noch interessanter ist die Tatsache, daß der Gedanke, in der Zeitdifferenz zwischen Gegenwarts- und Zukunftsgütern die Grundlage für die Lösung des Zinsproblems — allerdings zuerst mit Beschränkung auf den Darlehenszins — zu suchen, in der juristisch-theologischen Literatur bereits im 16. und 17. Jahrhundert viel ventiliert wurde und daß der Verlauf des Streites zu einer (ich füge gleich jetzt hinzu: in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Zeit begründeten) Zurückweisung desselben seitens des Apostolischen Stuhles geführt hat.

Thomas Aq. und Bonaventura hatten noch als einen der Gründe gegen die Erlaubtheit des Darlehenszinses den hingestellt, daß es für Darlehensgeber sittlich nicht zulässig sei, um den ausbedungenen Zins gleichsam die Zeit zu verkaufen, die allen gehört. Die Beweiskraft dieses Grundes ist ganz aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des 13. Jahrhunderts zu würdigen, unter denen dem vorzüglichsten Gegenstande des Darlehensverkehrs, dem Gelde, wegen der allgemeinen Gebundenheit der Erwerbstätigkeiten die Eigenschaft, Erwerbsmittel (Kapital) zu sein, nur in

sehr beschränkter Weise zukam. Im 15. bis 17. Jahrhundert setzte mehr und mehr jene Entwicklung ein, in deren Verlaufe die Erwerbstätigkeiten allgemach von ihrer Gebundenheit (im Feudalverhältnis, in Zunft und Gilde) befreit und dem Geldbesitz frei zugänglich wurden. Damit erhielt das Geld in wachsendem Maße die Fähigkeit, allgemein als Erwerbsmittel oder Kapital aufzutreten, ohne daß jedoch dieser Prozeß bereits in jener Zeit irgendwie als abgeschlossen bezeichnet werden konnte. Aber auch die werdenden neuen Verhältnisse heischten Berücksichtigung und sie forderten zum Urteil heraus, inwieweit sie die Grundlage für neue Gestaltungen der Rechtsnormen und für eine dem Neuen angepaßte Anwendung des sittlichen Lebensgesetzes böten. Dieses Urteil mußte verschieden ausfallen, je nachdem der Urteilende in einem mehr oder weniger in die Entwicklung einbezogenen Gebiete lebte, ein mehr oder minder freies Auge für die neuen Verhältnisse und deren Tragweite hatte, nach Temperament und Erziehung ängstlicher an überkommenen Rechtsnormen festzuhalten oder deren raschere Anpassung an die neuen Wandlungen zu fördern geneigt war. Auf jeden Fall mußte der Apostolische Stuhl, dem die Sorge für das geistliche und sittliche Wohl der Allgemeinheit zusteht, dem Versuche entgegentreten, in die allgemeinen rechtlich-sittlichen Lebensnormen Änderungen einzuführen, solange der Prozeß der Umbildung der bezeichneten wirtschaftlichen Verhältnisse nicht allgemein bis zu einem gewissen Grade vollzogen war. So wurde denn schon im 16., mehr noch im 17. Jahrhundert die Frage lebhaft diskutiert, ob nicht ein Darlehenszins gefordert werden könne, wenn der Darlehensgeber sich verpflichte, die Rückzahlung nur zu einer fest vorausbestimmten Frist, z. B. erst nach einem Jahre, zu fordern. Und nebst Juristen standen zahlreiche Theologen für die Zulässigkeit einer derartigen Zinsforderung ein wie Joa. Medina († 1546), Petr. Ledesma († 1616), der geradezu behauptete, daß die Schüler des hl. Thomas gemeinhin so lehren. Andere verhielten sich neutral wie Diana († 1663), oder erklärten sich wie Lessius († 1623) und Joa. de Lugo († 1660) dagegen, zum Teil aus Gründen, die den Kern der Frage selbst gar nicht berührten. Unter den Theologen des 17. Jahrhunderts beteiligte sich besonders energisch Joa. Caramuel y Lobkowitz*) († 1682) an dem Streite zu Gunsten der Zulässigkeit jenes Zinstitels des „Wartens" mit der Zurückforderung des Kapitals. In seiner Theologia fundamentalis (tom. 3 n. 799 ff.

*) Caramuel war eine der Geniegestalten der Spätrenaissance. Er war von einem deutschen Vater und einer böhmischen Mutter zu Madrid 1606 geboren, veröffentlichte bereits im 10. Lebensjahre astronomische Tafeln über die Bahnen der Planeten, beherrschte schon als Jüngling 24 lebende Sprachen, u. a. die chinesische, lehrte nach seinem Eintritt in den Zisterzienserorden Theologie in Alcala und Löwen, leistete Kaiser Ferdinand III., der ihn zum Abt von Emaus in Prag und in dem Montserrater Benediktinerkloster (Schwarzspanier) in Wien ernannte, als Gesandter Dienste, half 1648 Prag mit Erfolg gegen die Schweden verteidigen, schrieb zahlreiche (62) Schriften aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, wurde 1657 von Alexander VII. auf den Bischofsitz von Campagna-Satriano, 1673 auf den erzbischöflichen Stuhl von Vigevano in Norditalien erhoben und starb hier, seit längerer Zeit erblindet, am 8. September 1682.



Lugduni 1664) nennt er die Meinung, ein Mutuant könne für eine heute bar geliehene Summe von 95 vom Mutuatar 100 nach einem Jahr zu bezahlende fordern, klar und evident. Zur Begründung führt er unter Berufung auf Cajetanus († 1534), Navarrus (Azpilcueta † 1587), Philiarchus († 1582), Em. Sa († 1596), Malderus Lovaniensis († 1633) u. a. an, daß Bargeld wertvoller als Schuldgeld sei*) und daß Gegenwartsgut (=Geld) von allen für wertvoller gehalten werde als Zukunftsgut (=Geld).**) Als Gründe für diese Behauptung wurde von ihren Verteidigern***) geltend gemacht, daß man mit Gegenwartsgeld im laufenden und folgenden Jahre, mit nächstjährigem Zukunftsgeld aber nur in diesem nächsten Jahre Gewinn machen könne und daß das Schuldgeld größere Verlustgefahr habe als Bargeld. Für die ökonomische Zeitlage ist die Gegenkritik von Joa. Cardenas, der nur zwei Jahre nach Caramuel starb, bemerkenswert. Cardenas weist darauf hin, daß ein größerer Wert des derzeit geliehenen Geldes gegenüber dem nach Jahresfrist zurückzuerhaltenden nur aus einem durch das Geld für den Mutuanten wirklich erzielbaren Gewinn, aus einem besonderen Schaden desselben oder aus einer besonderen Gefahr resultieren könnte. Wie könnten aber diese nachgewiesen werden, da ja das Geld, wenn es nicht an den Borger geliehen worden wäre, sicher im Schranke des Mutuanten verschlossen geblieben wäre?†)

Der lange geführte Streit wurde endlich durch zwei Entscheidungen des Apostolischen Stuhles zur vorläufigen Erledigung gebracht, deren Tragweite im Sinne der früher gemachten Bemerkungen zu verstehen ist. Beide wiesen die Lehre von der Erlaubtheit des Zinstitels des „Wartens“ mit der Kapitalzurückforderung ab und eine derselben tut dies unter augenscheinlichem Hinweis auf jene Beweisformeln, deren sich der noch lebende Caramuel bedient hatte. Papst Alexander VII. verwarf am 18. März 1666 u. a. im allgemeinen den Satz: „Es ist dem Darlehensgeber erlaubt, einen Zins zu verlangen, wenn er sich verpflichtet, das Darlehen nicht vor einer bestimmten Zeitfrist zurückzufordern.“††) Am 2. März 1679 erfolgte dann durch Innozenz XI. die Verwerfung des Satzes: „Da Bargeld wertvoller ist als Schuldgeld und da jedermann Gegenwartsgeld höher wertschätzt als Zukunftsgeld, kann der Gläubiger vom Entlehner einen Zins verlangen und auf diesen Grund hin sich vom Wucher frei erachten.“ †††)

*) Numerata pecunia pretiosior est pecunia numeranda.

**) „Non scio me audivisse ab aliquo, se non facere majoris pecuniam praesentem quam futuram“. Vgl. ib. n. 755 ff. Theologia moral. fund. n. 2816 ff., Lugd. 1675.

***) Vgl. Joa. Cardenas † 1684, Crisis theologica p. III. disp. 62. cap. 4. n. 34.

†) S. Crisis theol. l. c. n. 34 f.

††) Denzinger, Enchiridion symbolorum ac definitionum, Würzburg 1854, S. 257 n. 42: Licitum est mutuanti aliquid ultra sortem exigere, si se obliget ad non repetendam sortem usque ad certum tempus.

†††) Vgl. Denzinger, l. c. S. 262 n. 41: Cum numerata pecunia pretiosior sit numeranda et nullus sit qui non maioris faciat pecuniam praesentem quam futuram, potest creditor aliquid ultra sortem a mutuatario exigere et eo titulo, ab usura excusari.

Um zur Agiotheorie, wie sie nach der Formulierung Böhm-Bawerks vorliegt, vom Standpunkte der gegenwärtig herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse Stellung zu nehmen, so hat sie gegenüber den anderen Zinstheorien unbestreitbare Vorzüge, neben denen aber nach meinem bescheidenen Ermessen auch ernste Bedenken geltend gemacht werden können.

Die Vorzüge der Agiotheorie liegen zunächst in der klaren Umgrenzung des Zinsproblems selbst und in seiner Feststellung als Wertproblem. Sie steht (mit der Mehrheit der übrigen Zinstheorien) auf dem Boden der Wirklichkeit, indem sie das Kapital als einen der Produktionsfaktoren neben der Arbeit anerkennt, und vermeidet dabei doch die Inkonsequenzen und Halbheiten jener Zinstheorien. Sie hält mit aller Konsequenz den Gedanken fest, dem Kapitalzins könne eine innerliche Berechtigung zuerkannt werden, insofern und insoweit er sich als Eigengut des Kapitalbesitzers erweist.

Die Bedenken gegen die Agiotheorie Böhm-Bawerks möchten in folgenden Momenten zu erblicken sein.

Vor allem erscheint es als ein Widerspruch, wenn Böhm-Bawerk einerseits das Zinsproblem als ein Wertproblem darstellt und zur Erklärung der Entstehung und inneren Berechtigung des Kapital-Reingewinnes den Mehrwert der Gegenwartsgüter vor den Zukunftsgütern geltend macht, andererseits aber doch die Karl Menger'sche Betrachtung des Wertes zur Grundlage für seine Auffassung des Wertes und dessen Entstehung nimmt.

Mit Karl Menger geht Böhm-Bawerk von dem Grundsatze aus, daß nicht der Wert der Produktionsfaktoren für den Wert des Produktes maßgebend ist, daß vielmehr umgekehrt der Wert der Produktionsfaktoren durch den Wert des Produktes, dieser aber lediglich durch das Verhältnis von Bedarf und Deckung, durch Angebot und Nachfrage bestimmt werde.

Wenn dieser Grundsatz für jetzt als richtig angenommen wird, so muß angesichts der Stellung Böhm-Bawerks zu demselben doch die Frage entstehen: Wie kann, wenn das Zinsproblem ein Wertproblem ist und wenn die Bildung des Wertes eines Produktes von den Produktionsfaktoren in keiner Weise beeinflußt werden kann, der Mehrwert der Gegenwartsgüter als Produktionsfaktoren vor den Zukunftsgütern von Einfluß auf den Mehrwert der Produkte und auf die Entstehung des Reingewinns sein? Wenn Bedarf und Deckung, Angebot und Nachfrage allein den Wert des Produktes bestimmen und dieser allein wieder den Wert der Produktionsfaktoren, wie läßt sich dann erklären, daß doch wieder das Kapital als Produktionsfaktor die Gestaltung des Wertes des Produktes derart beeinflußt, daß sich in diesem das Äquivalent für den Mehrwert der seinerzeit in die Produktion eingestellten Gegenwartsgüter gegenüber künftigen Gütern in gleicher Art und Menge wiederfinden soll?

Wendet man sich zur Agiotheorie selbst, so läßt sich der Eindruck des Verkünstelten in ihrer Formulierung durch Böhm-Bawerk kaum abweisen. Dazu kommt, daß die Agiotheorie in dieser Form ihren letzten Gedanken doch nicht klar ausspricht, mit dem sie den Reinzins begründet. Wenn diese Agiotheorie recht hat, ist es schließlich und endlich doch der Schaden, das damnum emergens, welches die Kapitalisten allgemein durch die Hingabe von Gegenwartsgütern gegen der Art und Menge nach gleiche, aber dem Werte nach geringere Zukunftsgüter erleiden müßten, als dessen Ausgleich sie den

Reinzins verlangen. Wir wären, wenn wir bei dieser Formel Halt machen würden, allerdings bei dem von Theologen wie Juristen der älteren Zeit bereits anerkannten, ursprünglichsten Interessentitel angelangt, hätten aber immerhin den letzten Grund des Reinzinses in einer klaren und allgemein verständlichen Weise zum Ausdruck gebracht. Dabei bleibt es freilich dahingestellt, ob die so reduzierte Formel sich auf alle Fälle des berechtigten Kapitalzinses einfachhin anwenden ließe.

Was die Begründung der Agiotheorie durch Böhm-Bawerk anbelangt, so dürften sowohl gegenüber den psychologischen Beweisgründen, wie gegenüber dem ökonomisch-technischen Einstreuungen zulässig sein.

Die psychologischen Gründe werden aus der subjektiven Höherschätzung gegenwärtiger Güter in gewissen Fällen und aus der systematischen Unterschätzung künftiger Bedürfnisse und Bedürfnis-Befriedigungsmittel genommen.

Als Fälle der Höherschätzung gegenwärtiger gegenüber künftigen Gütern werden (jedoch als in ungleichem Ausmaße vorhanden) bezeichnet: in höherem Ausmaße der Fall schlechterer Versorgung in der Gegenwart bei Voraussicht besserer Versorgung in der Zukunft; in minderem Grade der Fall besserer Versorgung in der Gegenwart mit der Möglichkeit, gegenwärtige Güter für die Zukunftsversorgung aufzubewahren und sie überdies für die Zwischenzeit als Reservefond zu benützen. Diesen wird sozusagen als Ausnahmsfall der einer Höherschätzung künftiger Güter dort gegenübergestellt, wo die Kommunikation zwischen Gegenwart und Zukunft besonders behindert oder bedroht ist.

Schränken wir die Betrachtung auf die Erwerbsmittel ein, die ja hier zunächst in Betracht kommen — Böhm-Bawerk dehnt sie, wie auch die von ihm vorgebrachten Beispiele zeigen, auf die Genußmittel aus, — so ergeben sich innerhalb der von Böhm-Bawerk gemachten Unterscheidungslinien drei Fälle: genügender bezw. reichlicher Besitz von Erwerbsmitteln in Gegenwart und Zukunft, ungenügender Besitz solcher in der Gegenwart unter Voraussicht genügender bezw. reichlicher in der Zukunft, genügender in der Gegenwart mit Voraussicht oder Befürchtung ungenügender in der Zukunft. Im ersten Falle könnte von einer Höherschätzung von Gegenwartsgütern nach dem Verhältnis von Bedarf und Deckung eigentlich nicht die Rede sein; trotzdem sehen wir gerade solche Kapitalbesitzer auf den Kapitalgewinn nicht nur nicht verzichten, sondern gerade sie pflegen die höchsten Kapitalgewinne anzustreben und oft genug zu erreichen. Die dritte Kategorie von Kapitalbesitzern müßte gerade umgekehrt die künftigen Güter höher schätzen und nach Böhm-Bawerks Regel eigentlich auf Reingewinn mehr als verzichten, wird es aber praktisch vorziehen, durch möglichste Ergiebigmachung der gegenwärtigen Güter künftiger Not nach Tunlichkeit vorzubeugen. Auf keinen Fall scheint das Böhm-Bawerk'sche psychologische Gesetz in seiner besonderen Anwendung auf die Erwerbsmittel die notwendige allgemeine Applikation zur Erklärung des Zinsproblems zuzulassen.

Was die systematische Unterschätzung künftiger Bedürfnisse und der zu ihrer Stillung notwendigen Mittel anbelangt, so ist nicht zu leugnen, daß es viele Menschen gibt, bei denen eine solche Unterschätzung die Regel bildet. Aber das Gegenteil davon ist nicht eine so große Seltenheit, und der Leute, welche ihre materielle Zukunft mit aller Klarheit beurteilen, sind so viele, daß man



auch hier die notwendige Allgemeinheit der psychologischen Tatsache vermißt, um auf sie eine befriedigende Erklärung des Zinsproblems zu bauen.

Der ökonomisch-technische Grund beruht ganz auf dem Gesetz von der größeren Ergiebigkeit einer langwierigere Produktionsmethoden verfolgenden Produktion. Daß übrigens dieses Gesetz eine innerliche wie äußerliche Begrenzung hat, ist kaum zweifelhaft. Sicher gibt es Kapitalanlagen, bei denen es einfach versagt. Was soll z. B. dieses Gesetz für eine Kapitalanlage außerhalb der eigentlichen Produktion bedeuten? Und doch will auch der Reingewinn erklärt sein, der hier erstrebt und erzielt wird. Überdies mag gerade dieser Punkt zu der Bemerkung Veranlassung geboten haben, Böhm-Bawerk stehe mit beiden Füßen auf dem Boden der Produktivitätstheorie. Denn wenn die größere Ergiebigkeit der langwierigeren Produktionsmethode, welche durch eine längere Verwendungsmöglichkeit des Kapitals bedingt ist, für die Begründung des Reingewinns von so wesentlicher und unmittelbarer Bedeutung erachtet wird, so mag man hierin leicht ein Zugeständnis gegenüber jener Theorie erblicken, welche den Zins einfach direkt aus der Tatsache der Produktivität des Kapitals erklärt.

Wenn demnach meines Erachtens auch die Agiotheorie zur Erklärung des Zinsproblems unzulänglich ist, so kann das nur als ein Ansporn betrachtet werden, von dem durch Böhm-Bawerk überzeugend als richtig erwiesenen Grundsatze aus, das Zinsproblem sei zuletzt als Wertproblem aufzufassen, dem Zinsproblem weiter nachzugehen.

Es will mir scheinen, daß man hiebei mit Erfolg die psychologische Tatsache als Ausgangspunkt betrachten könne, daß der Mensch durch seine Natur sich darauf hingeordnet erkennt, in allen seinen Betätigungen seine höchstmögliche Vervollkommnung als Ziel anzustreben. Hierin liegt für ihn das sittliche Recht begründet, unter Wahrung des sittlichen Gesetzes auch die Vervollkommnung der zeitlichen und materiellen Bedingungen seines Daseins in jenen Betätigungen zu suchen, die ihrer Art nach darauf hingerichtet sind. Damit erscheint für das Erwerbsleben sowohl die Anstrebung höchstmöglichen materiellen Gewinnes für den Einsatz von Arbeit, wie auch des Mehrgewinnes für die Hingabe von Kapital innerlich begründet, soweit die Schranken der Gerechtigkeit nicht überschritten werden. Die Gerechtigkeit aber fordert, daß der Gewinn bezw. Mehrgewinn im wahren und vollen Sinne Eigengut, d. h. demjenigen, der ihn erwirbt, als das „Seinige" nach den Gesetzen rechtlichen Erwerbes zugehörig sei.

Fassen wir hier lediglich den Mehrgewinn aus der Hingabe von Kapital oder den Mehrwert aus der Wertsumme des Produktes über den Kapitaleinsatz hinaus ins Auge, so kann dieser dem Kapitalgeber nur auf einen zweifachen Grund hin legitim zu eigen werden: entweder als gerechter Preis für eine mit der Kapitalshingabe an sich verbundene persönliche Betätigung des Kapitalisten, oder als gerechte Vergütung für eine sachliche Leistung desselben, also für etwas, was er im Werte des Kapitalgutes als Produktionsfaktors wirklich, sei es direkt, sei es indirekt, hingegeben hat. Nur wenn mindestens einer von diesen Titeln legitimen Erwerbes für ihn spricht, empfängt er im Mehrgewinn Eigenes, nicht Fremdes — Eigengut, nicht Fremdgut.

Nun kann in der Kapitalshingabe an sich eine persönliche Betätigung des Kapitalisten nicht erwiesen werden, für die er unter allen Umständen als deren Preis einen Mehrgewinn in Anspruch nehmen könnte. Die Kapitalshingabe an sich schließt weder eine positive Arbeitsleistung (wie die Arbeitstheorie voraussetzt), noch ein passives Tragen von Leid und Entbehrung (Abstinenztheorie) ein, welches vom eingewendeten Kapitalgut selbst lösbar und als selbständiges Wertgut zu betrachten wäre. Wirkliche persönliche Betätigung des Kapitalisten, soweit sie von Einfluß auf die Produktion ist, hat als produktive Arbeit (als Arbeitsfaktor) Anspruch auf Lohn, und zwar in um so höherem Maße, je größere Mühe und Entbehrung, Geschicklichkeit und Gefährdung sie für den Kapitalisten als geistig oder zugleich manuell Arbeitenden einschließt. Aber die Kapitalshingabe als solche kann nicht als eine für sich lohn- und preiswürdige Betätigung des Kapitalisten angesehen werden.

Folgerichtig kann der Mehrgewinn nur als Vergütung für eine mit der Kapitalhingabe an sich verbundene sachliche Leistung berechtigterweise erworben werden.

Wenn man hier wieder die logischen Möglichkeiten zu Rate zieht, so kann diese sachliche Leistung nur in zweifacher Weise gedacht werden: entweder erhält ein wirtschaftliches Gut, indem es in den Erwerb eingestellt und zum Produktionsmittel für andere wirtschaftliche Güter gemacht wird, einen Wertzuwachs, der dann demjenigen zu Gute kommen muß, welcher ihn eben dadurch bewirkt hat, daß er das Wirtschaftsgut zur Verwendung als Kapitalgut hingab; oder es findet im Gegenteile dadurch, daß ein wirtschaftliches Gut in den Erwerb eingestellt wird, eine Wertminderung desselben statt, welche dem Kapitalgeber zur Last fällt. Beide Alternativen können in der gleichen Zeit rücksichtlich verschiedener Kapitalgüter und in verschiedener Zeit (nacheinander) rücksichtlich desselben Kapitalgutes zutreffen. Beide Alternativen stellen eine mit der Hingabe des Kapitalgutes an sich verbundene sachliche Leistung des Kapitalgebers dar, deren Vergütung er im Reingewinne vollkommen berechtigt in Anspruch nehmen kann; im ersten Falle ist es die kraft der Hingabe in den Erwerb erwachsene Mehrung des Wertes seines Kapitalgutes, im zweiten Falle die durch die Kapitalshingabe ihm erwachsene Schädigung, in deren Äquivalent im Reingewinn er nichts Fremdes, sondern Eigengut empfängt.

Der gemeinsame Untergrund beider Alternativen in der Wirklichkeit des Lebens ist die Gefahr für das Kapitalgut. Werden nämlich Wirtschaftsgüter durch Einstellung in den Erwerb zu Produktionsmitteln gemacht, so wächst dadurch allgemein ihre subjektive Wertschätzung und im Zusammenhange damit ihr objektiver Tauschwert, vorausgesetzt, daß keine besondere Gefahr als vorhanden erkannt wird, welche den Erfolg oder das Kapitalgut selbst bedroht. In dieser Voraussetzung verleiht nämlich schon die Möglichkeit, daß mittels einer tatsächlich in den Erwerb eingestellten Gütersumme neue Güter von Wert für den Gebrauch oder Tausch hergestellt werden können, welche auch nur die zu ihrer Herstellung nötige physische und geistige Arbeit neben der Amortisation des eingewendeten Kapitals zu lohnen versprechen, dem letzteren einen Wertzuwachs gegenüber „brach“ liegenden Wirtschaftsgütern von gleicher Art und Größe, der bei der übergroßen Mehrzahl aller erwerbstätigen Menschen für ihre

subjektiven Güterschätzungen schwer in die Wagschale fällt und damit den objektiven Tauschwert des Wirtschaftsgutes eben dadurch, daß es Kapital geworden ist, erhöht. Zum Unterschiede von einigen Produktivitätstheoretikern, welche den Zins damit begründen, daß das Kapital Arbeit „leistet", „spart" oder „ersetzt", könnte dem entwickelten Gedanken entsprechend die Formel gebraucht werden: Das Kapital „ermöglicht" lohnende Arbeit und in dem dadurch dem Kapitalgute entstehenden Wertzuwachs ist der Zins begründet. Der Zins ist „Agio" zum Ausgleich der Wertdifferenz zwischen dem minderwertigen „brach" liegenden Wirtschaftsgute und dem höherwertigen Kapitalgute.

Es gibt jedoch Menschen genug, welche in dem Bestreben, die materiellen Bedingungen ihres Daseins zu vervollkommnen, auch offensichtliche größere oder geringere Gefahren für ihre in den Erwerb einzustellenden Güter nicht scheuen; es gibt Zeiten, und die gegenwärtige ist eine solche, in denen die Erwerbsverhältnisse fast allgemein eine erhöhte Unsicherheit für jeden Kapitaleinsatz mit sich bringen. Hier bedeutet jede tatsächliche Hingabe von Wirtschaftsgütern zu Erwerbszwecken eine Wertminderung für den Kapitaleinsatz je nach dem Grade der Gefahr; der Kapitalist gibt nebst dem Werte des Kapitalgutes einen sachlichen Wert hin, welcher dem Grade der Gefährdung des Kapitals entspricht. Der gerechte Ersatz für diese Werthingabe über das Kapitalgut hinaus ist der Reingewinn. Hier erscheint der Zins gleichfalls als Agio zum Ausgleich der Wertdifferenz, welche zwischen dem Werte des Wirtschaftsgutes vor seiner Einstellung in den Erwerb und dem minderen Werte desselben nachher vorhanden ist; der Zins ersetzt Schadengefahr.

Für beide Alternativen muß jedoch im vorhinein der Gedanke abgewiesen werden, daß nicht der Wert der Produktionsfaktoren für den Wert des Produktes als maßgebend zu erkennen sei, sondern umgekehrt absolut der Wert des Produktes für den Wert der Produktionsfaktoren. Es ist hier abzusehen von der Wert- und Preisbildung, wie sie sich unter der Herrschaft der allgemeinen und schrankenlosen Konkurrenz vollzieht, die allerdings den Tauschwert und Preis der Wirtschaftsgüter lediglich nach dem (eventuell künstlich geregelten) Verhältnis von Bedarf und Deckung, Nachfrage und Angebot bestimmt. Der allgemeine schrankenlose Konkurrenzkampf ist keineswegs als ein Normalzustand zu betrachten und die Zeit seiner unbedingten Herrschaft ist dahin. Als Normalzustand in der Volkswirtschaft hat vielmehr derjenige zu gelten, der das Gesamtwohl des Volkes und die wahren zeitlichen Bedürfnisse aller Volksstände obenanstellt und ihre Erreichung allgemein möglich macht; in welchem Volk und Volkswohl nicht mechanisch wirkenden und eventuell zu Gunsten Einzelner künstlich „geregelten" Verhältnissen als willenloser Spielball preisgegeben wird, sondern die „Verhältnisse" vom Volke beherrscht und nach den Bedürfnissen des Volkswohls bestimmt werden; in welchem der Mensch und seine Wohlfahrt nicht einfach der Herrschaft der Sachen, der Güter und Güterpreise unterstellt wird, sondern diese selbst gemäß den Bedingungen der Wohlfahrt Aller geordnet werden. Dieser Zustand der Ordnung hat lange Jahrhunderte zu Recht bestanden und er wird und muß wiederkehren. Schon heute erheben in allen Kulturländern der Welt die erwerbenden Stände laut ihre Stimmen und verlangen, daß die Wert- und Preisbildung der Güter dem wilden Konkurrenzkampfe entzogen und der öffentlich-rechtlichen Regelung

mit Rücksicht auf das Wohl der Erwerbsstände unterworfen werde. Ja die Erkenntnis der Notwendigkeit, für die Wert- und Preisbildung die Bedürfnisse der Produktivstände, mit anderen Worten den Wert der Produktionsfaktoren maßgebend zu machen, hat in den großen Produktions- und Preiskartellen für eine Reihe von Güterklassen zu einer Vorwegnahme der öffentlichen Preisregelung geführt, die nicht weniger gefährlich für das Volkswohl im Ganzen ist wie der schrankenlos freie Konkurrenzkampf. Bedarf und Deckung, Nachfrage und Angebot haben ihren berechtigten Platz unter den Elementen, durch deren Zusammenwirken der Tauschwert und Preis der Güter bestimmt werden soll; sie sind aber nicht die einzigen und dürfen nicht die allgemein und absolut herrschenden sein. Der Wert der Produktionsfaktoren, also der Wert der Arbeit, gemessen durch den Wert der zur standesgemäßen Lebenshaltung der Arbeitenden benötigten Güter, und der Wert der in Produktion und Erwerb eingestellten Kapitalgüter, einschließlich der Vergütung für den ihnen eben hiedurch zugehenden Wertzuwachs, bezw. für die daraus entstehende Wertminderung derselben, haben den Anspruch in der Wert- und Preisbildung der Güter an erster Stelle zur Geltung zu kommen und es ist Sache der Gesellschaftsleitung, unter entsprechender Mitwirkung der Erwerbsstände selbst diesen Anspruch zum Wohle Aller zu wahren.

Unter dieser Voraussetzung hat die hier aufgestellte Zinstheorie auch ein reales Fundament, um für ihre praktische Verwirklichung hinlänglich gestützt zu sein. Der Anspruch auf den Zins ist für den Kapitalgeber mit dem Anspruche verknüpft, daß seine Zinsforderung nicht nur ihren berechtigten Platz, sondern auch ihren wirksamen Einfluß in der Wert- und Preisbildung der Güter habe.

Die vorgelegte modifizierte Agiotheorie scheint die Vorzüge der Böhm-Bawerk'schen Agiotheorie zu wahren, ohne deren Schatten zu teilen. Sie hält das Zinsproblem als Wertproblem fest; sie läßt dem Kapital seine Eigenschaft als Produktionsfaktor, ohne ihm direkt oder indirekt eine wertproduzierende Kraft zuzuschreiben; sie wahrt die unerläßliche Vorbedingung jedes sittlich und rechtlich zulässigen Zinsnehmens, daß im Zinse nicht Fremdgut angesprochen und genommen werde. Andererseits ist diese Theorie frei von Verkünstelung im Aufbau und Ausdruck, ja sie kommt in beiden unmittelbar den im Volksbewußtsein vorhandenen Gedanken über den Zins entgegen und scheint in ihrer Beweisführung wie in ihrer Formulierung auf alle Formen des Zinses aus Erwerbskapital auch außerhalb der eigentlichen Produktion im strengen Sinne anwendbar. Sie kann endlich, was für den Theologen wertvoll ist, leicht und ungezwungen an die theologisch-wissenschaftliche Tradition der Vorzeit angeknüpft werden. Gemeint sind hier besonders jene Ausführungen, welche der Fürst der Scholastiker, der Aquinate Thomas, der Begründung eines gerechten und erlaubten Geschäftsgewinnes widmet, den er vorzüglich in zwei Quellen erblickt: in der persönlichen Arbeit bezw. persönlichen Gefahr des Geschäftsmannes und in der Verbesserung bezw. Wertveränderung oder Gefahr der Sache.*)

* S. th. II. II. quaest. 77. a. 4 in corp. und ad 2.





Christian Doppler,

sein Leben und seine Verdienste.

(Zur Feier seines hundertsten Geburtstages am 29. November 1903.)

Von **Rudolf F. Pozděna.**

In Salzburg, der herrlichen Mozartstadt, an den Ufern der rauschenden Salzach, wurde am 29. November 1803, zwölf Jahre nach dem Tode des großen Tondichters, dem ehrsamen bürgerlichen Steinmetz Doppler ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen Christian erhielt. Nicht herz- und sinneerquickender Wohllaut der Musik sollte die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen einfachen Knaben lenken, der auch nicht als angestauntes Wunderkind, wie Mozart, seine Lebensbahn begann. In die gährende Zeit, in welcher sich das „heilige römische Reich deutscher Nation" durch den Reichsdeputationshauptbeschluß seinem Ende näherte, fiel die Kindheit jenes Mannes, dessen Name dereinst mit goldenen Lettern in der Geschichte der Astronomie und Physik prangen sollte.

Kein Biograph hat noch in vollständiger, zusammenfassender Weise diesem Manne ein wohlverdientes Denkmal gesetzt. Die Sammlung der geringen Daten, die nicht weit über den kurzen Bericht eines Konversationslexikons hinausgehen, hat genug Arbeit verursacht. Von der ersten Jugendzeit des berühmten Mannes ist nur bekannt, daß er sich schlecht und recht durch die Elementarschulen durcharbeitete und daß ihn seine Eltern ursprünglich einem bürgerlichen Berufe zuwenden wollten. Doch bald erfaßte ihn die Begierde, weiter zu studieren, und so kam es, daß er im Jahre 1822 und 1823 am polytechnischen Institute in Wien sich eifrigen Studien hingab. Da aber die Bildung, die nach dem damaligen Lehrplane dort zu holen war, dem strebsamen Geist noch nicht genügen wollte, vielleicht auch zu einseitig für Doppler war, so kehrte er nach Salzburg zurück und studierte daselbst mit allem Eifer privat die Gegenstände des Gymnasiums. Sechs Jahre später, 1829, legte er die Gymnasialprüfungen ab, war jedoch schon während der Zeit seiner Privatstudien als „Repetent der Mathematik und Physik" am marianischen Gymnasium tätig. Nach Absolvierung des Gymnasiums kam er nach Wien an die Universität, woselbst er bis zum Jahre 1833 die Stelle eines Assistenten der Mathematik bekleidete. Da aber die Aussichten für die Zukunft sehr ungünstig waren, faßte er den Plan, nach Amerika auszuwandern und reiste ab, um sich in Hamburg einzuschiffen; da ereilte ihn in München das Dekret seiner Ernennung zum Professor der Mathematik an der Realschule in Prag. Er kehrte sofort

zurück, trat die ihm verliehene Professur an, wurde, nachdem er vier Jahre in dieser Stellung tätig war, im Jahre 1837 zum Supplenten der Mathematik, Mechanik und Physik an der ständischen technischen Hochschule in Prag ernannt und rückte im Jahre 1841 zum Professor derselben Fächer vor.

Als solcher war er sechs Jahre, bis 1847 tätig, in welchem Jahre seine Ernennung zum Bergrat und seine Berufung zum Professor der Mathematik, Physik und Mechanik an die Bergakademie nach Schemnitz erfolgte. Dort aber scheint Doppler nicht das gefunden zu haben, was er sich erhoffte, denn bereits zwei Jahre später, im Jahre 1849, ging er als Professor der praktischen Geometrie an die Polytechnik nach Wien. Im Jahre 1850 gelang es dem arbeitsfreudigen Manne, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Er wurde in diesem Jahre mit der Leitung des physikalischen Institutes in Wien betraut und im Jahre 1851 zum Direktor desselben und zugleich zum Professor der Experimentalphysik an der Universität in Wien ernannt. Leider sollte er nicht lange das Glück, seinen Lebenswunsch in Erfüllung gelangt zu sehen, genießen. Seine angestrengte Arbeit, sein rastloser Eifer, seine aufopfernde Tätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete, welche ihm allerdings die Ehre eintrugen, seit 1840 Mitglied der böhmischen Akademie der Wissenschaften und im Jahre 1848 auch Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien zu werden, hatten seine Gesundheit untergraben. An einem schweren Brustleiden erkrankt, suchte er Genesung oder doch Linderung seines Zustandes im Süden und starb am 17. März 1853 in Venedig.

Dem rastlosen Streben des genialen Mannes ist eine bedeutende Anzahl der allerwichtigsten Entdeckungen zu danken. Mit Ausnahme eines einzigen Werkes, der „Arithmetik und Algebra", welches in zweiter Auflage im Jahre 1851 in Wien erschien, stammen alle seine Arbeiten aus der Zeit seiner Tätigkeit in Prag: aus jener Zeit gelangten aus seiner stillen Gelehrtenstube zur Veröffentlichung: „Optisches Diastemometer", 1845; „Über eine wesentliche Verbesserung der katoptrischen Mikroskope", 1845; „Beiträge zur Fixsternkunde", 1846; „Versuch einer systematischen Klassifikation der Farben", 1848 und vor allem jene Entdeckung, die ihm unvergänglichen Weltruhm sichert: „Über das farbige Licht der Doppelsterne und einiger anderer Gestirne des Himmels", welche in erster Fassung vor 60 Jahren im II. Band V. Folge der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlicht wurde.

Da leider infolge der überaus großen Bescheidenheit, welche Doppler auszeichnete, die Kenntnis und die Wichtigkeit dieser letzten Veröffentlichung nur allzuwenig bekannt ist und der Wert des „Dopplerschen Prinzips", trotzdem dasselbe einen Kardinalpfeiler der modernen Astrophysik bildet viel zu wenig gewürdigt wird, so möge dasselbe hier kurz dargelegt und seine Bedeutung gekennzeichnet werden.

* * *

Dort, wo selbst die besten und größten Fernrohre dem beobachtenden Astronomen den Dienst versagen, tritt ein Instrument in den Vordergrund, durch welches das Licht der Himmelskörper, sei es nun direkt ausgesendetes oder durch Reflexion oder Absorbtion nachträglich verändertes, auf seine Zusammensetzung geprüft wird. Dieses Instrument ist das Spektroskop, und die optische Untersuchungsmethode, durch welche vermittels dieses Instrumentes Schlüsse auf die Natur der Körper gezogen werden können, heißt die Spektralanalyse. Dieselbe ist eine der jüngsten Wissenschaften, ein Kind des verflossenen Jahrhunderts. Sie sprang allerdings nicht, wie Pallas Athene unvermittelt aus dem Haupte des Zeus, ohne Vorgeschichte aus dem Schoße des modernen Wissenschaftsbetriebes. Ihr Ursprung geht auf den großen Astronomen und Physiker Newton zurück, von dem Pope sagt:

„Nature and nature's law lay hid in night, —
God said „Let Newton be", and all was light."

Dieser große Geist beobachtete zum ersten Mal im Jahre 1866, daß ein Lichtbündel, welches durch ein Prisma geht, divergiert wird, also auf einem Schirme einen farbigen Streifen erzeugt. Newton war es auch, der aus dieser Tatsache sofort den Schluß zog, daß das weiße Licht aus verschiedenfarbigen Strahlen bestehe und daß dieselben verschieden stark gebrochen würden. Er nannte das entstehende farbige Bild „Spektrum". Nach ihm arbeiteten an dieser Wahrnehmung verschiedene bedeutende Gelehrte und verbesserten die Art und Weise der Hervorrufung des farbigen Streifens. Unter diesen Männern sind besonders Wollaston und Frauenhofer zu nennen, von denen der erstere statt des runden Loches, durch welches Newton den Strahlen den Eintritt zum Prisma gestattete, eine enge Spalte verwendete, die parallel zur brechenden Kante des Prismas stand, während letzterer entdeckte, daß im Sonnenspektrum eine große Anzahl dunkler Linien zu finden sei, die nach ihm den Namen „Frauenhofer'sche Linien" erhielten. Er beobachtete dann andere Sterne und fand, daß in deren Spektrum zum Teil andere Linien zu finden seien als im Sonnenspektrum, woraus er schloß, daß die „Frauenhofer'schen Linien" der Sonne in dieser und nicht in der Erdatmosphäre ihren Ursprung haben müßten. Ganz besonders ist hervorzuheben, daß Frauenhofer es war, der die ersten sogenannten Beugungsgitter herstellte, (das sind Systeme äußerst feiner, sehr nahe aneinander äquidistant und parallel in Glas oder Metall eingerissener gerader Linien,) mittels welcher es gelang, genaue Messungen der Wellenlänge der einzelnen verschieden gefärbten Lichtstrahlen auszuführen. Es war jedoch dem Genie Frauenhofers nicht gegönnt, die Ursache der Entstehung der nach ihm benannten Linien zu ergründen. Eine bedeutsame Entdeckung machte auch Leon Foucault, der Erfinder des Foucault'schen Pendelversuches, der feststellte, daß die Natriumlinie im Spektroskop genau mit der D-Linie im Sonnenspektrum übereinstimmte und daß man einen

Teil der dunklen „Frauenhofer'schen Linien" künstlich erzeugen könne, wenn man weißes Licht durch glühenden Natriumdampf hindurchgehen lasse.

Damit sind in Kürze die Hauptstationen gekennzeichnet, bis zu welchen die Spektralanalyse gediehen war, als die beiden großen Forscher Kirchhoff und Bunsen ihre epochemachenden Untersuchungen begannen. Durch die Entdeckungen dieser beiden Gelehrten ist die Spekralanalyse zu einer der großartigsten Wissenschaften ausgebildet worden, dem Astronomen aber wurde durch das Spektroskop ein Mittel in die Hand gegeben, durch welches er im Stande ist, jene dem Laien mitunter wunderbar erscheinenden Untersuchungen vorzunehmen, die nur zu oft auf den starrsten Unglauben stoßen. Heute untersucht der Astronom mit größter Sicherheit die Sonne auf das Vorhandensein irdischer Stoffe hin. Aber nicht allein das; auch die Fixsterne, die für uns als unendlich weit gelten müssen, werden auf ihre chemische Zusammensetzung untersucht und auch die Nebelflecke, die so weit von uns entfernt sind, daß ihr Lichtstrahl Jahre, Jahrzehnte, ja selbst Jahrhunderte braucht, um zu uns zu kommen, werden chemisch untersucht wie irdische Körper und es wird von ihnen festgestellt, daß sie z. B. Wasserstoff und Stickstoff enthalten.

Doch es soll hier keine Geschichte der Spektralanalyse geschrieben werden; es sollte nur gezeigt werden, was das Spektroskop zu leisten im Stande ist. Christian Doppler war es vorbehalten ein Prinzip aufzustellen, welches es ermöglicht, mit Hilfe des Spektralapparates die Geschwindigkeiten astronomischer Objekte zu bestimmen, also der ohnehin fast unglaublichen Verwendbarkeit des Spektroskopes noch eine Anwendung hinzuzufügen, welche das Instrument zu einem unersetzlichen und einzig dastehenden Hilfsmittel der modernen Astrophysik macht.

Um das Wesen des Doppler'schen Prinzips allgemein verständlich zu machen, sei hier vorerst zu einem Vergleiche gegriffen. Gesetzt, auf einem Wagen, der mit gleichförmiger Geschwindigkeit geradlinig fortbewegt werden kann, wäre eine Person mit der Aufgabe betraut, nach einer bestimmten Stelle in gleichen Zeiträumen je eine Brieftaube abzusenden. Sei der Wagen vorerst für einen Moment in Ruhe gedacht, so wird, falls jede Minute eine Taube losgelassen wird und wenn man annimmt, alle Brieftauben flögen gleich schnell und genau in gerader Linie auf das Ziel zu, auch jede Minute eine Taube am Ziele eintreffen, und zwar die erste Taube um so viele Minuten, als sie zur Zurücklegung des Weges braucht, später, als sie losgelassen wurde. Angenommen, die Tauben flögen genau 1000 m in der Minute, die Distanz zwischen dem stehenden Wagen und dem bestimmten Ziele sei gerade 10,000 m, so wird natürlich die erste Taube in 10 Minuten vom Zeitpunkt ihres Losfliegens (unter obigen Annahmen) eintreffen. Die zweite Taube, die eine Minute später losgelassen

wurde, wird auch eine Minute später, also nach 11 Minuten, ankommen und so auch die übrigen in gleichen entsprechenden Zeiträumen. Bewegt sich nun der Wagen etwa mit der Geschwindigkeit von 600 m in der Minute vom Ziel weg, so wird die nach einer Minute losgelassene zweite Taube nicht mehr den Weg von 10,000 m zurückzulegen haben, sondern den größeren Weg von 10,600 m. Sie braucht zu den 600 m aber 36 Sekunden, da sie zu 1000 m eine Minute, das sind 60 Sekunden braucht. Diese Taube kann daher nicht nach Ablauf der 11. Minute eintreffen, wie es bei der anderen Taube der Fall war, die vom stehenden Wagen wegflog, sondern sie wird erst nach 11 Minuten und 36 Sekunden am Ziele eintreffen. Nähert sich umgekehrt der Wagen mit einer Geschwindigkeit von 600 m in der Minute dem Ziel, so hat die der ersten folgende Taube bei ihrem Aufstieg schon 600 m weniger Weg zurückzulegen und sie wird daher nicht nach Ablauf der 11 Minute, sondern schon nach 11 Minuten weniger 36 Sekunden, d. h. nach 10 Minuten und 24 Sekunden an ihrem Ziel eintreffen. Kurz gesagt folgt aus Obigem: bei Vergrößerung der Distanz zwischen Wagen und Ziel vergrößern sich auch die aufeinanderfolgenden Intervalle zwischen den Ankunftszeiten der Brieftauben; bei Verkleinerung der Distanz tritt das Umgekehrte ein.

Betrachten wir nun statt der Brieftauben Schallwellen, so müssen die Wellen, die von einem sich uns nähernden Objekt an unser Ohr dringen, raschere Stöße auf unser Trommelfell ausführen, als solche, die von einem feststehenden Objekte kommen. Andererseits müssen Schallwellen, die von einem sich entfernenden Objekt kommen, langsamere Stöße auf das Gehörorgan ausüben als solche, die von einem fixen Punkte kommen. Im ersteren Falle bekommt das Ohr eine größere Wellenzahl, im letzteren Fall eine kleinere Wellenzahl als bei Empfang der von einem unbeweglichen Orte ausgehenden Schallwellen.

Nun ist aber bekannt, daß ein Ton umso höher klingt, je rascher die Schallwellen an unser Ohr gelangen, und umgekehrt umso tiefer, je langsamer dies geschieht. Ein Beispiel, das gewiß schon mancher beobachtet hat, zeigt dies deutlich: fährt man in einem Eisenbahnzuge, dem ein mit voller Geschwindigkeit vorbeijagender Eilzug entgegenkommt, der bei der Begegnung pfeift, so erscheint der Ton, solange die beiden Züge sich nähern, hoch im Momente des Vorbeifahrens fällt er und wird, wenn die Züge sich gegenseitig entfernen, viel tiefer klingen als anfangs. Bei der Annäherung treffen mehr Schallwellen das Ohr und bei der Entfernung der beiden Züge deren weniger, als dies der Fall gewesen wäre, wenn beide Züge in Ruhe geblieben wären. Der wirkliche Ton der Dampfpfeife liegt in der Mitte zwischen dem beobachteten hohen und tiefen Ton und hat gleichmäßige Höhe.

Was nun beim Schall von uns als Tonhöhe beobachtet wird, tritt uns beim Lichte als Farbe entgegen. Langsam schwingende Schall-

wellen, die uns als tiefe Töne erscheinen, entsprechen den relativ langsam schwingenden Lichtwellen des roten Lichtes. Rasch schwingende, hohe Töne entsprechen den rasch schwingenden Ätherwellen jener Lichtarten, die blaue und violette Farbe haben. Das Sichentfernen der Lichtquelle wird die Ätherwellen aller Strahlen vergrößern und ihre Brechbarkeit vermindern. Es findet also also eine Verschiebung von violett gegen rot zu statt. Das Umgekehrte tritt ein bei sich nähernder Lichtquelle, wo die Verschiebung von rot gegen violett hin zu beobachten ist.

Es gibt keine irdischen Geschwindigkeiten, die uns eine Lichtquelle so rasch nähern oder entziehen könnten, um eine bemerkbare Änderung der Farbe des ausgestrahlten Lichtes beobachten zu können. Anders liegt die Sache jedoch bei kosmischen Geschwindigkeiten. Im Weltall existieren Sterne, die sich direkt in der Sichtlinie von dem irdischen Beobachter zum Gestirn bewegen, welche also, wie der Astronom sagt, Eigenbewegung im Visionsradius haben. Diese Bewegung kann vom Beobachter weg oder zu diesem hin erfolgen. Im ersteren Fall wird, weil die Netzhaut des Auges, in gleichen Zeiten von einer kleineren Anzahl Ätherwellen getroffen wird, als wenn das Gestirn in gleicher Distanz vom Beobachter bleiben würde, eine Verschiebung der dunklen Linien des Spektrums gegen die Seite des Lichtbandes erfolgen, wo das Rot liegt. Im letzteren Fall erfolgt die Verschiebung der dunklen Linien und somit auch natürlich die Verschiebung der hellen Spektralgebiete, die den Streifen benachbart sind, gegen violett. Die Stärke der Verschiebung gibt ein Maß, mittelst welchen man dann die Geschindigkeit der Gestirne im Visionsradius berechnen und entscheiden kann, ob sich dieselben auf den Beobachter zu oder von diesem weg bewegen, je nachdem die Verschiebung gegen den blauen oder den roten Teil des Spektrums hin erfolgt. Doch auch für Gestirne, welche eine Eigenbewegung haben, die nicht genau in den Visionsradius fällt, leistet das Doppler'sche Prinzip wichtige Dienste. Man zerlegt deren Bewegung in zwei Komponenten. Die eine derselben liegt im Visionsradius, die andere ist eine seitliche, auf die erstere senkrechte Bewegung. Nehmen wir z. B. an, für den bekannten Stern Sirius, dessen Bahn gegen die Gesichtslinie geneigt ist, ergebe sich eine seitliche Verschiebung von (allgemein) a km. Unserem Sonnensystem nähere er sich mit ungefähr b km. Beide Zahlen gelten für eine Sekunde. Nach dem bekannten Pythagoräischen Lehrsatz ergibt sich seine wahre Bahngeschwindigkeit demnach aus der Formel: $a = \sqrt{b^2 + c^2}$. Hier bedeutet a die Hypothenuse des rechtwinkeligen Dreieckes und b und c die Katheten. Die Zahl a sei nicht der genaue Wert aus $\sqrt{b^2 + c^2}$, sondern auf ganze Zahlen abgerundet, was mit Rücksicht auf die nicht ganz sichere Feststellung der Größe der beiden Katheten jedenfalls erlaubt ist.

Auf oben beschriebene Weise fand man durch die Anwendung des Doppler'schen Prinzips z. B.:

für den Stern: α Aurigae (Kapella) eine Verschiebung im Visionsradius von + 25 km,
für den Stern: α Canis maioris (Sirius) eine Verschiebung im Visionsradius von + 75 km,
für den Stern: α Canis minoris (Procyon) eine Verschiebung im Visionsradius von — 11 km,
für den Stern: α Lyrae (Wega) eine Verschiebung im Visionsradius von — 81 km,
für den Stern: ζ Herculis eine Verschiebung im Visionsradius von — 62 bis 70 km.

Die Zeichen — und + bedeuten Annäherung und Entfernung von unserem Sonnensystem. Die Angaben in Kilometern beziehen sich auf die Sekunde. Diese Angaben sind ferner gemacht unter der Annahme, daß das Sonnensystem in Ruhe sei. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, sondern auch unsere Sonne bewegt sich samt ihren Planeten und deren Trabanten mit planetarischer Geschwindigkeit, und zwar auf das Sternbild des Herkules zu.

Bei der Vergleichung der Spektra zur Konstatierung der Verschiebung wird die Wasserstofflinie benutzt, die auch im Laboratorium leicht hergestellt, beobachtet und photographiert werden kann. Abhängig ist die Verschiebung des Spektrums auch vom Laufe der Erde, also von den Jahreszeiten. Die Berechnung ist demnach keine ganz einfache, umsomehr als die Methode an und für sich schon besonderer Präzision bedarf.

Aber nicht bei Bestimmung der Bewegung im Visionsradius allein hat das Doppler'sche Prinzip unersetzbare Dienste geleistet, sondern auch bei der Bestimmung von Rotationsgeschwindigkeiten. Es ist klar, daß, wenn man z. B. die Sonne beobachtet und weiß, daß deren Rotationsbewegung für den Beobachter auf der Nordhalbkugel gegen den Sinn der Drehungen eines Uhrzeigers erfolgt, daß der linke äußere Rand, der für den Beobachter sichtbaren Sonnenhalbkugel sich gegen den Beobachter bewegt, während der rechts liegende Rand sich infolge der Rotation naturgemäß von ihm entfernt. Am größten ist diese Annäherungs- und Entfernungsgeschwindigkeit natürlich am Äquator der Sonne. Betrachtet man mit dem Spektroskop demnach abwechselnd den linken und dann den rechten Rand der Sonne, so wird man im ersten Fall eine Verschiebung des Spektrums gegen blau, im letzteren Fall eine solche gegen rot wahrnehmen können. Aus der Verschiebung läßt sich die Geschwindigkeit der Rotationsbewegung der Sonne ermitteln. Die Sache ist in diesem Falle sehr schwierig, weil die Sonne relativ langsam rotiert, also eine äußerst minimale Verschiebung stattfindet. Dunér in Schweden hat sorgfältige Untersuchungen in dieser Art vorgenommen und fand, indem er nicht nur am Äquator, sondern auch unter verschiedenen Breitegraden untersuchte, für die Rotationszeit in Tagen folgende Werte:

Sonnenbreite in Graden	Rotationszeit in Tagen		
0 Äquator	25 Tage	11 Stunden	24 Minuten
15 „	26 „	8 „	24 „
30 „	27 „	13 „	26·4 „
45 „	30 „	0 „	28·8 „
60 „	33 „	21 „	36 „
75 „	38 „	12 „	57·6 „

Crew in Amerika, der ebensolche Unternehmungen vornahm, fand die Rotationszeit unter allen Breiten gleichmäßig mit 26 Tagen, 5 Stunden, 31·2 Minuten.

Das Interessanteste leistete jedoch das Doppler'sche Prinzip in Bezug auf den Saturnring. Dieses Gestirn, welches bei der Betrachtung durch das Fernrohr mit einem System von Ringen umgeben ist, ließ folgende Fragen offen:

1. Sind die einzelnen Ringe starre Gebilde oder
2. bestehen dieselben aus lauter kleinen Monden?

Physikalische Betrachtungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, ließen mehrere Gelehrte zu der sicheren Anschauung kommen, daß die Ringe keine starren Gebilde sein könnten, da deren Stabilität nur einen Augenblick bestehen könnte. Es wurde demnach die Theorie aufgestellt: Saturn hat außer seinen acht großen Trabanten ein Heer kleiner Monde, die unsere Fernrohre wegen ihrer Kleinheit nicht auflösen können, und diese Unzahl von Monden bilden die Ringe.

Es galt nun aber diese Annahme zu beweisen. Dieser Beweis gelang dem Astronomen James Keeler an der Allegheny-Sternwarte in Amerika vor erst 8 Jahren, u. zw. durch das Doppler'sche Prinzip.

Keeler folgerte so: Ist der Ring starr, dann müssen sich die äußeren Teile desselben natürlich rascher drehen als die inneren Teile, weil die ersteren bei der Rotation einen größeren Kreis beschreiben müssen als die inneren Teile. Besteht aber der Ring aus kleinen Monden, so müssen umgekehrt die äußeren Teile, respektive Monde, sich langsamer bewegen als die inneren, dem Zentralkörper näher befindlichen, und das nach dem 3. Keppler'schen Gesetz, welches lautet: „Die Quadrate der Umlaufszeiten sind proportional oder verhalten sich wie die dritten Potenzen der mittleren *Entfernungen* von dem Zentralkörper".

Keeler richtete nun den Spalt seines Spektralapparates parallel zur großen Achse der Ringellipse, wie sie im Fernrohr erschien. Die Spektrallinien müßten daher, falls der Ring aus Monden bestand, an dem Teil des Ringes, der auf den Beobachter zu rotierte, gegen blau, — auf dem Teil, der vom Beobachter weg rotierte, gegen rot verschoben sein. Und wirklich

zeigten Keelers Spektrogramme deutlich, daß, je näher man auf der Seite des Ringes, der zum Beobachter rotiert, gegen den Zentralkörper rückt, die Spektrallinien umsomehr gegen blau verschoben werden. Das heißt: einen je näher dem Zentralkörper befindlichen Teil des Ringes man beobachtet, umsomehr wächst die Geschwindigkeit auf den Beobachter zu. Das entsprechend gleiche Ergebnis zeigt sich an den Spektrogrammen der Ringseite welche vom Beobachter wegrückt. Eine raschere Bewegung gegen den Zentralkörper zu kann jedoch, wie oben dargelegt ist, der Ring nur dann haben, wenn er aus einzelnen kleinen Teilen, d. h. Monden besteht. Es gelang sogar der Nachweis, daß die spektrographisch festgestellte Geschwindigkeit genau derjenigen entspricht, die die Theorie nach dem Keppler'schen Gesetze erfordert. Dem Doppler'schen Prinzip war somit das gelungen, was keinem, selbst dem größten und besten Fernrohr auch nur annähernd zu konstatieren möglich war. Es war aber auch den Astronomen und Mathematikern abermals der Triumpf gegönnt, zu beweisen, daß das, was sie die Überlegung und der mathematische Kalkül vorhersehen ließ, sich tatsächlich bestätigte.

Jedoch auch noch in einem dritten Falle, bei welchem ebenfalls die mächtigsten Fernrohre ihren Dienst versagen, leistet das geniale Doppler'sche Prinzip unersetzbare Dienste, bei der Untersuchung der Doppelsterne. Es ist eine Tatsache, die dem Menschen genug zu denken geben kann und ihm so recht das Gefühl seiner Nichtigkeit beizubringen im Stande ist, daß unser ganzes Sonnensystem eines der kleinsten Bauwerke des Universums ist. Unsere Sonne, die nicht einmal das Anrecht hat, als Fixstern gelten zu dürfen, wird, was Größe betrifft, von einer ungeheuren Zahl anderer Fixsterne, die jedenfalls als Sonnen für ihre eigenen Systeme gelten müssen, ganz gewaltig übertroffen. Oft jedoch kreisen auch zwei, ja selbst drei und mehrere leuchtende Himmelskörper in gesetzmäßiger Bewegung umeinander und es entstehen komplizierte Systeme von Doppelsternen, dreifachen und mehrfachen Sternen. Einzelne derselben sind mit guten Fernrohren auflösbar, d. h. mittels guter Instrumente ist zu erkennen, daß solch ein Stern, der dem Auge als einfacher Fixstern erscheint, aus zwei oder mehreren mit einander physisch verbundenen, leuchtenden Sonnen besteht, welche sich um einander bewegen. Oft jedoch ist die Distanz dieser Gestirne von unserem Sonnensystem im Weltraum eine so ungeheure, daß es keinem Fernrohr mehr gelingt, die Sterne aufzulösen. Da tritt abermals hilfreich Dopplers Entdeckung ein und lehrt uns solche Sterne als Doppelsterne oder mehrfache Sterne erkennen.

Denkt man sich nämlich die Bahnebene solcher Sterne so gelegen, daß der Visionsradius zu ihnen in dieser Ebene liegt, und denkt man sich ferner, diese Sterne würden sich im Sinne der Bewegung eines Uhrzeigers in ihrer Bahn bewegen, so wird sich, falls sich für einen Moment der eine Stern z. B. rechts und der andere Stern links vom Beobachter

befindet, Folgendes zeigen: der rechte Stern wird sich, mag er wo immer in seiner Bahn sein, so lange er rechts bleibt, vom Beobachter rapid entfernen, am schnellsten am Endpunkt jenes Durchmessers der Bahn, der senkrecht auf dem Visionsradius steht. Umgekehrt wird sich der links befindliche Stern ebenfalls sehr rasch im analogen Verhältnis dem Beobachter nähern. Nur dort, wo der Durchmesser der Bahn mit dem Visionsradius zusammenfällt, wo also die Bewegung in der Bahn senkrecht ist auf die Visierlinie, dort wird weder eine Annäherung, noch eine Entfernung vom Beobachter stattfinden.

Es ist klar, daß, weil ein Fernrohr nicht mehr im Stande ist, die Sterne aufzulösen, auch das Spektrum dieser Sterne nur als einheitliches Spektrum erscheinen wird. Haben nun aber beide Sterne dieselben Spektrallinien, so werden, weil der sich entfernende Stern Linien, die gegen rot verschoben erscheinen, hervorruft, und der sich nähernde Stern solche Linien erzeugt, die gegen blau verschoben erscheinen, alle Linien doppelt sichtbar werden. Es werden diese Linien natürlich um den doppelten Betrag der Verschiebung auseinander stehen, der erzeugt würde, wenn nur einer dieser Sterne sich dem Beobachter nähern oder sich von ihm entfernen würde, gegenüber dem Spektrum einer ruhenden Lichtquelle. Wenn auch das ganze System der Doppelsterne sich in annähernder oder entfernender Bewegung gegen den Beobachter befindet und somit vom Hause aus eine Verschiebung der Spektrallinien in einer Richtung stattfindet, so hat dies auf die Verdoppelung der Linien gar keinen Einfluß, da die letztere durch eine relative Bewegung erzeugt, nicht von der absoluten Bewegung des Systems beeinflußt werden kann, welch letztere ja nur das zu erzeugen im Stande ist, daß alle Linien um den gleichen Betrag nach einer der beiden Richtungen, gegen rot oder blau verschoben werden.

Für alle, die die Sache interessiert, mag nur noch erwähnt sein, daß es der Stern ζ Ursae maioris, das ist der mittlere Stern in der Deichsel des großen Wagens war, an dem Pickering in Cambridge in Nordamerika die erste solche Messung vornahm. Es zeigte sich, daß dieser Stern aus vier Sternen, dem Hauptstern Mizar und drei Begleitern besteht. Die beiden äußeren Begleiter sind sichtbar, u. zw. der äußerste schon mit freiem Auge, der zweite von außen mittels eines halbwegs guten kleinen Fernrohres, der dritte und nächste aber, der vom Hauptstern nur so weit absteht wie Merkur von der Sonne, wird nie mittels eines noch so kolossalen Fernrohres sichtbar sein. Er ist einzig und allein mit Hilfe des Dopplerschen Prinzips durch Verdoppelung der Spektrallinien erkennbar.

Damit wäre eine knappe Übersicht aller jener Möglichkeiten gegeben, die dem Astronomen durch Aufstellung des Prinzips unseres berühmten Landsmannes, des Österreichers Christian Doppler geboten wurden. Wie erwähnt, bietet seine Entdeckung einen Kardinalpfeiler der modernen Astrophysik. Leicht hat Doppler seinen Ruhm nicht erworben. Einen vehementen

Angriff auf Dopplers Prinzip unternahm im Jahre 1852 der berühmte Mathematiker Petzval. Doch sollte dieser Vorstoß des sonst so ausgezeichneten Mannes gegen Doppler auf dem Gebiete der mathematischen Physik bald zu Ungunsten Petzvals ausfallen. Dieser Irrtum Petzvals war vielleicht die unglücklichste Verirrung des sonst so scharfsinnigen Mannes, die seiner leuchtenden Größe eine tiefe Wunde geschlagen hat.

Die echt österreichische Bescheidenheit, die auch Christian Doppler in hohem Maße auszeichnete, ist Ursache, daß sein Name viel zu wenig populär, seine Bedeutung viel zu wenig allgemein in den breiteren Massen der Menschheit gewürdigt ist. Am 29. November des laufenden Jahres jährt sich zum hundertsten Mal der Geburtstag des berühmten Mannes. Dieser Anlaß sollte nicht vorübergehen, ohne daß die Erinnerung an den Mann, dessen Leben bis zum letzten Atemzug Arbeit im edelsten und reinsten Sinne war, nicht nur für seine Fachgenossen, sondern auch für weitere Kreise wieder erweckt, seine Bedeutung hervorgehoben würde. In Prag, der Stätte der Entstehung des Doppler'schen Prinzips, rüsten sich die Fachkreise auf Anregung des Professors Dr. F. S. Studnička, diesen hundertsten Geburtstag festlich zu begehen. Derselbe Gelehrte hat sich auch der dankenswerten Mühe unterzogen, eine Neuausgabe des Originaltextes der Akademieschrift Dopplers: „Über das farbige Licht der Doppelsterne" zur Feier des hundertsten Geburtstages des Autors, mit einem Portrait desselben versehen, zu veranstalten. An dem Hause, in welchem Doppler wohnte, soll am hundertsten Geburtstage eine Tafel enthüllt werden zum Andenken an den Prager Aufenthalt desselben, so wie dies bereits an den Häusern in denen Tycho und Keppler wohnten, geschehen ist. Doch nicht Prag allein soll sich des berühmten Mannes dankbar erinnern. Es ist Ehrenpflicht Österreichs, nach Kräften dahin zu wirken, daß sein Name und sein Verdienst gewürdigt werde. Diesem Zwecke wollen auch diese Zeilen dienen. Möge uns allen Christian Doppler, von dem die Inschrift auf dem Sockel der Büste an der Universität in Wien so richtig sagt, daß die Aufstellung des nach ihm benannten Prinzips dem Entdecker die Unsterblichkeit sichert, als leuchtendes Beispiel eines arbeits- und mühereichen Lebens vorschweben und als eines Mannes, dessen ganzes Leben die Wahrheit des Horazischen Verses bestätigt:

„Nil sine magno vita labore dedit mortalibus".





Ein Vorschlag zur künstlerischen Ausgestaltung des Leopoldsberges.

Von **Richard von Kralik.**

Als ich mich vor dem Jahre 1883 bei Gelegenheit der zweiten Jahrhundertfeier der Belagerung Wiens durch die Türken dramatisch und historisch mit dem Leopoldsberge beschäftigte, habe ich in einer Wiener Zeitung (Deutsche Zeitung vom 7. Juli 1882) den Vorschlag gemacht, als großartigstes Denkmal jener weltgeschichtlichen und vaterländischen Tat die alte Burg der Babenberger und Habsburger auf diesem Berg wieder aufzubauen, aber nicht als eine archäologische Kuriosität, sondern als eine Wartburg österreichischer Geschichte, eine Walhalla heimischen Ruhmes. Dieser Vorschlag, den ich seitdem noch öfters wiederholt habe, hat bisher nur ein schwaches Echo geweckt, aber ich will nun doch wieder versuchen, ihn mit einer neuen Wendung aufzufrischen.

Jene Stätte ist von dem großen Zug der Verschönerung, der sonst unser ganzes Stadtgebiet ergriffen hat, noch unberührt geblieben. Es kommt an ihr kaum mehr zum Bewußtsein, daß hier die durch Leopold den Heiligen gegründete Prachtburg, der berühmte Herrschersitz zweier österreichischer Dynastien stand oder noch in Ruinen steht, die eigentliche Akropolis von Wien, die Stätte, von der die Befreiung der Stadt aus der Türkennot des Jahres 1683 wirklich ausging. Kaiser Leopold I., der große Regenerator der österreichischen Monarchie, der Wiedereroberer Ungarns aus türkischer Herrschaft, hat denn auch damals das Gelübde getan, diese Stätte, wenigstens die dortige Kapelle als Siegesdenkmal wieder herzustellen. Es wäre nun eine unserer Zeit würdige Ausgestaltung und Überbietung jenes Gelübdes, wenn nicht nur die Leopoldskirche auf dem Leopoldsberg, die alte Schloßkapelle, sondern in diesem Zusammenhang der ganze Gebäudekomplex des Gipfels eine ungeahnte Wiederauferstehung feiern könnte, wenn sich nun wirklich wieder in demselben Verhältnis über der neuen Riesenstadt die gewaltige Akropolis erheben würde, wie sie sich einst vor gerade 800 Jahren über das eben erst dem Römerschutt entstiegene Landstädtlein „Wienne" erhob.

Es wäre die Verkörperung eines patriotischen Ideals, es wäre das erst gleichsam die Bekrönung der großartigen Stadterweiterung, der Donau-



regulierung und all der gewaltigen, hier in den letzten Jahrzehnten geleisteten künstlerischen und technischen Arbeiten, ihr würdiger Abschluß.

Es wäre etwas Neues auf der Grundlage des Alten. Es handelt sich nicht etwa um eine romantische Ritterburg; denn an eine einfache Restaurierung wie etwa bei der Wartburg, bei der Marienburg, bei Karlstein, beim Wawel ist hier nicht zu denken. Es müßte mehr geschehen; aber all jene genannten Stätten, wozu wir noch den Hradschin und die Ofener Königsburg fügen wollen, können nach verschiedenen Gesichtspunkten Vergleiche und Anregungen bieten. Am meisten wohl die Wartburg. Aber hier ist mehr als Wartburg. Der heiligen Elisabeth von Thüringen tritt der heilige Leopold mit gleicher Würde zur Seite und seine Persönlichkeit ist noch stärker mit dem Orte verbunden. Die geschichtliche Bedeutung der ehemaligen Leopoldsburg mit den Erinnerungen bis aus der Römerzeit, ja bis aus der Prähistorie überragt weitaus die der immerhin rühmlichen Wartburg. Hier bei uns ist das Nibelungenlied entstanden, hier hat Walther von der Vogelweide gedichtet, von hier ist der edelste Minnesang ausgegangen, von hier die meisten Kreuzzüge. Hier war einst das Zentrum einer Hochkultur, der sich in der ganzen Weltgeschichte nur das Perikleische Zeitalter in Athen an Reinheit des Stils vergleichen kann. Hier hat Neidhart von Reuental zum Tanz gesungen, hier hat auch der Pfarrherr vom Kahlenbergerdorf seinen österreichischen Humor geübt. Hier war der Schlüssel der Weltstadt, ja der Schlüssel des ganzen zivilisierten Europa in der Türkenzeit. Von hier hat Marco d'Aviano die christlichen Heere gegen den Halbmond begeistert, ein Moment, das für die Kultur der ganzen Welt wohl von noch größerer Bedeutung ist als der Tintenfleck im Lutherstübchen der Wartburg.

Auch diese Türkenkriege lassen sich an weltgeschichtlicher und heroischer Bedeutung mindestens den Perserkriegen an die Seite stellen, sie haben für die Kultur unseres Landes und unserer Stadt die ausschlaggebende Bedeutung gehabt, sie haben auch die schöne Aufgabe gezeitigt, die seit fast zwei Jahrhunderten streitenden Religionsparteien zum erstenmal wieder zu gemeinsamer vaterländischer Tat zu vereinigen.

Die Pflege all dieser historischen Erinnerungen bedeutet eine Stärkung des historischen Sinnes in Österreich, bedeutet damit eine Stärkung der staatserhaltenden Mächte in Volk und Gesellschaft. Es gibt gegen alle irrlichtelierenden Tendenzen und Gefahren unserer Zeit kein sichereres Mittel als die zielbewußte Kräftigung dieses historischen Sinnes. Nur wer sein Vaterland geschichtlich kennt, wird es lieben und verstehen, er wird begreifen, warum es so geworden ist und warum er sich für seine Erhaltung einzusetzen hat, warum es wichtig ist, daß er Gut und Blut für jene höheren Ideale hingebe,

die nur sein Vaterland durchführen kann. Wer so sein Land kennt, wird sich vor törichter Nörgelei, vor doktrinärem Bessermachenwollen, vor Zweifel und Verzweiflung bewahren. Diese geschichtlichen Grundlagen unseres Staatsorganismus müssen aber dem Volk, der Jugend imponierend und einleuchtend, plastisch und bildlich vor Augen gestellt werden. Darum brauchen wir eine österreichische Wartburg nötiger als alles andere. Sie soll zugleich eine österreichische Walhalla werden. Wir Österreicher brauchen infolge unserer angebornen Schüchternheit eine immerwährende Erinnerung an unsere großen Männer, unsere großen Taten. Wir lassen uns sonst gar zu leicht durch Absprechen und Großsprechen Anderer den Glauben an uns selber rauben. Wenn man aber auf den Grund geht, so haben wir für die deutsche Kultur seit den ältesten Zeiten eine Hauptarbeit getan und leisten sie auch noch jetzt trotz aller Mißgunst, trotz alles Totschweigens. Auf dem berechtigten Selbstbewußtsein beruht aber die Macht eines Volkes, die Freude am Staatsleben, die Opferfreudigkeit.

Der Gedanke einer österreichischen Wartburg, einer österreichischen Walhalla auf dem Leopoldsberg würde aber auch noch eine unmittelbare kulturelle Wirkung haben. Unsere Kunstentwicklung ist dank einer jahrzehntelangen Erziehung zu hoher technischer Vollendung gediehen. Dennoch beklagen wir gerade infolge dieser Überfeinerung eine Art von Anarchie auf dem Gebiete der Kunst. Der Grund davon liegt ganz einfach darin, daß die aufs höchste gespannten Geister nun eigentlich nicht wissen, was sie mit ihrem gesteigerten Können anfangen sollen. Sie bedürfen nun eines großen Werkes, das größte Mannigfaltigkeit mit klarster Einheit verbindet, sie bedürfen einer ihnen vom Staat, vom Vaterland, von hohen Gönnern eröffneten Bahn zu positiven Idealen, eine Richtung, nach der sich all diese Spannung mit höchster Wirkung entladen kann. Die jetzt durch einen bloß formellen Unterricht sozusagen atomisierte Kunst muß durch zielbewußte Organisation gewissermaßen erst wieder geadelt und geheiligt werden. Es ist für den Kenner der gegenwärtigen Lage kaum ein Zweifel, daß die Kunst und die Künstler nach so etwas schmachten. Sie erwarten, ihre Kräfte noch anderen Zwecken als nur dem Markt, dem Handel, dem Spiel, der Dekoration widmen zu dürfen. Man rufe ihnen zu: Das Vaterland, die geistige Not und Wirrnis der Zeit verlangen, daß ihr eure Pflicht tut! Und sie werden mit Begeisterung folgen. Dann erst wird das, was durch eine in der Kunstgeschichte fast beispiellose Bewegung seit Jahrzehnten vorbereitet wurde, seine Vollendung bekommen. Nur dann werden wir das, was bereits so ruhmvoll geleistet wurde, sich zusammenschließen sehen zur Einheit, zum Stil, zu einer Kunstblüte, um die uns andere Zeiten und Völker beneiden mögen. Unsere

Künstler streben mit Recht darnach, nicht nur für das Museum, sondern wieder für das Leben, für die Heimat zu wirken. Das, was die geplante Leopoldsburg oder Osterburg, oder wie man sie nun nennen will, leisten soll, wäre das Ideal eines modernen Museums, ein Übermuseum, der Gegensatz alles Toten, alles Mumifizierten.

Und noch ein anderer Nebengewinn, der uns auf die finanzielle Seite des Problems hinleitet. Gewiß kostet so etwas sehr viel. Aber keine Summen sind besser angelegt als solche, die auf das Höchste verwendet werden. Wie viel Geld wird jährlich für Kunstzwecke gewidmet, von denen in kurzer Zeit kaum mehr etwas übrig ist! Aber die Durchführung eines so großen Planes bedeutet nicht nur für Künstlergenerationen die fruchtbarste Betätigung, sie ist zugleich die wucherischeste Anlage eines Kapitals, das für Jahrhunderte dem Lande, der Stadt, dem Staate die reichlichsten Zinsen bringen wird, ideale Zinsen und auch höchst reale, dargebracht von Scharen von Fremden. Von solchen gut und großdenkend angelegten Kapitalien leben ja heute ganze Städte. Man kann sagen, daß keiner ein schlechteres Geschäft macht, als der ziellos, wenn auch noch so billig, unbedeutende Bilder kauft, keiner ein besseres Geschäft, als der sich Unica erringt, wenn auch noch so teuer. Ein Unicum in aller Welt müßte also unser Leopoldsberg werden.

Ohne mich schon jetzt in die besondere Ausgestaltung des Planes einzulassen, sei nur festgehalten, daß es die Aufgabe wäre, die Größe und den Ruhm Österreichs, seine ganze Arbeitsleistung als Vorkämpfer europäischer Kultur zum adäquaten künstlerischen Ausdruck zu bringen, zur sprechenden Darstellung mit allen Mitteln aller Künste, der höchsten wie der dienendsten.

Warum ich gerade jetzt wieder mit dem alten Vorschlage hervortrete? Es ist davon gesprochen worden, daß man vielleicht den auch in Kunstkreisen rühmlichst bekannten Orden der Beuroner Benediktiner einladen wird, eine der notwendig gewordenen neuen Wiener Kirchen zu übernehmen, und da schien es denn nicht undenkbar, durch eine Kombination beider Pläne beide zu fördern; denn, wie bereits erwähnt, ist im Leopoldsberger Plan eine Kirche notwendig mit einbegriffen. Sie wurde vom heiligen Leopold gestiftet, von Kaiser Leopold I. in Folge eines dauernden Gelübdes aus dem Türkenbrand erneuert, sie entspricht auch ganz dem Zweck einer österreichischen Walhalla und Wartburg. Wir können die Religion nicht aus der österreichischen Ruhmesgeschichte ausschalten, ohne unvollständig zu werden. Der österreichische Staatsgedanke hat mit der Religion aufgeblüht oder sich verdunkelt. Nur religiöse Zuversicht kann jenes stolze Wort rechtfertigen: „Austria erit in orbe ultima.“ Und auch unsere modernste Kunst hat erkannt, daß sie ihre höchsten Ziele nur in religiösen Aufgaben erreichen wird. Wenn in eine

thüringische Wartburg ganz mit Recht neben die heilige Elisabeth auch das Gedächtnis Luthers gehört, dann darf in der österreichischen Wartburg nicht der lebendige und wirksame Gottesdienst fehlen, das Heiligenbild, der Psalmengesang. Und wen man nun immer zum Hüter einer Wartburg oder Walhalla anderwärts ernennen mag, getreue Wardeine unserer Ehren werden gewiß jene Mönche sein, einst wie jetzt die Träger höchster Gesittung, reinster Kunst, die Verwahrer und Vermittler nicht toter Kuriositäten, sondern lebendigster Gnaden.

Von jeher hat man Orden berufen zur Pflege höherer Kultur und Zivilisation, zum Heil der Ansiedlungsstätte. Die Beuroner Benediktiner würden für Wien jedenfalls eine wesentliche und wünschenswerte Ergänzung anderer Organisationen sein. Es gibt hier Ordenshäuser für alle Arten der Charitas, der Seelsorge, der Mission, der Erziehung, der Krankenpflege. Die Beuroner würden nun eine wichtige Ergänzung der harmonischen Einheit aller kulturellen und gottesdienstlichen Endzwecke bieten. Ihr Bestreben ist auf die höchste Reinheit, Schönheit und Fülle des Gottesdienstes gerichtet. Diesem ursprünglichen Zweck alles klösterlichen Lebens ordnen sie alle andern unter. Aber ebenso wie es notwendig ist, daß andere Orden durch Unterricht, Charitas, Mission, Krankenpflege u. s. w. bestimmtere Zwecke verfolgen, war es notwendig, daß auch eine Kongregation sich ausschließlicher auf die höchste Ausgestaltung des Gottesdienstes werfe.

Um sich der Aufgaben der Gegenwart in dieser Beziehung voll bewußt zu werden, ist es gut, sich an der Vergangenheit zu orientieren. Und da kenne ich nichts in dieser Richtung bezeichnenderes und aufklärenderes als die Stiftungsurkunde, die der heil. Leopold für Klosterneuburg gleichsam als sein Testament verfaßt hat. Hier der Anfang: „Im Namen der allerhöchsten und unzerteilten Dreifaltigkeit. Leopoldus edler Markgraf des Orients, Stifter der neuenburgischen Kirche. Dieweil wir durch weltliche Staatsgeschäfte behindert, Gott im höchsten Sinne nicht gefallen können, so müssen wir uns Mühe geben, jene, die, um ihm zu gefallen, sich am meisten von weltlichen Strebungen enthalten, zu schätzen, zu versammeln, zu pflegen und auf alle Weise für ihre ungestörte Ruhe zu sorgen. Denn nur auf solche Weise kann es geschehen, daß auch wir den Segen dieses gegenwärtigen Lebens, ruhige Zeiten, das Glück des Friedens und jedes anderen Heiles genießen und auch nicht gänzlich jener Güter entblößt werden, die jenen für die Zukunft im Himmel aufbewahrt sind. Daher habe ich Leopoldus . . . in einmütiger Übereinstimmung aller meiner Söhne und Töchter . . . mit davidischer Andacht in der Einfalt meines Herzens“ u. s. w. u. s. w.

Man könnte nun meinen, daß derlei mittelalterliche Motive für unsere moderne, praktische Zeit nicht mehr passen. Aber gerade die Wirren, die Schwierigkeiten unserer Zeit scheinen nach nichts so sehr zu schreien als nach einem solchen Ruhepunkte des Gemüts, nach einem solchen Standpunkt außerhalb aller politischen und geschäftigen Welt, von dem aus man in anderer Weise, als es der Mechaniker Archimedes wollte, diese Welt, die sich allzuleicht einer heilsamen Leitung entzieht, wieder zu ihrem Heile hinbewegen könnte. Nicht vom Standpunkt des Betbruders aus, sondern von dem des Philosophen, des Kulturhistorikers muß man sagen, daß unserer mehr als je zerrissenen Kultur solche Felsen geistiger Sicherheit, solche Fundamente und Strebepfeiler nottun, wenn nicht allzubald unsere ganze Gesellschaft von den Wogen der Anarchie überflutet und spurlos hinweggeschwemmt werden soll. Es ist gewiß nicht notwendig, daß jeder ein Klosterbruder werde, es ist nicht zu erwarten, daß sich alle dem Einflusse der Heiligung beugen werden, die von solchen Stätten ausstrahlt. Aber das ist sicher, daß eine Stätte so unbedingten, so erhabenen Gottesdienstes ihre mächtige Wirkung auf die Gemüter nicht verfehlen kann. Das muß auch denen einleuchten, die sich vielleicht der unmittelbaren Wirkung des Gebetes gegenüber skeptisch verhalten mögen.

Das Beispiel des heil. Leopold, der sonst eine durchaus nicht klerikale Politik einschlug, lehrt, daß die Gründung von Kirchen und Klöstern ein praktisches und mildes Regierungssystem, ein sicheres Mittel der Zivilisation ist. Er hat damit politische Schwierigkeiten überwunden, die manche Ähnlichkeiten mit unseren heutigen haben. Das hat ihn, der sonst ganz in der Welt stand, geheiligt, das hat ihn zum wirklichen Schutzpatron unseres Landes gemacht, von dessen segensreicher Tätigkeit wir seit Jahrhunderten zehren und gewiß auf immer hinaus zehren werden, vielleicht noch ausgiebiger, als es vorübergehend scheint. Jede, auch die stärkste Regierung muß den Parteien Konzessionen machen, sie kann da oft nur negativ, retardierend, vermittelnd eingreifen. Aber auf dem Gebiete positiver Kulturgründungen, wie es denn auch Kirchen und Klöster sind, ist sie frei und über den Parteien. Hier steht ihr ein Gebiet unwiderstehlicher Wirkungen zu Gebote, hier kann sie sich des stärksten Bundesgenossen auf aller Welt, des Geistigen, des Göttlichen, geradezu unfehlbar versichern, hier kann sie auf Jahrhunderte die erhaltenden Mächte des Staates, der Gesellschaft und aller Zivilisation verstärken.

Es ist gewiß merkwürdig und für unsere Zeit bezeichnend, daß die Beuroner Benediktiner gerade dadurch, daß sie zur scheinbar unmodernsten Art des Klosterlebens sich zurück gewendet haben, dennoch die stärkste Be-

achtung von Seite der modernen Welt erfuhren. Die Beuroner Kunst ist sowohl auf dem Gebiet der Architektur, der Plastik, der Malerei, des Mosaik, des Kunstgewerbes und der Ornamentik, wie auf dem der Musik einer der modernsten, der interessantesten, der wirkungsvollsten und zukunftreichsten Faktoren geworden. Sie hat sich im protestantischen Deutschland die Achtung und Vorliebe der höchsten staatlichen Autoritäten erobert, sie wird also auch darauf rechnen dürfen, im katholischen Österreich nicht nur der Liebe aller Gläubigen, sondern auch der unparteiischen Anerkennung aller Gebildeten ohne Unterschied des Bekenntnisses oder der Weltanschauung sicher zu sein.

Unser Vorschlag einer Niederlassung auf dem Leopoldsberg würde dem eigentlichen klösterlichen Charakter des Ordens den schönsten symbolischen Ausdruck geben. Eine Beeinträchtigung durch Geschäfte der Seelsorge wäre nicht zu fürchten. Anderseits ist aber dieser Platz infolge der Vergrößerung von Wien zu beiden Seiten des Stromes und stromabwärts wie aufwärts berufen, einst noch mehr in den Mittelpunkt des städtischen Lebens zu kommen, als er es heute ist.

Ich weiß nicht, wie sich alle berufenen Faktoren zu diesem Plan, der nichts als eine „patriotische Phantasie" sein soll, stellen werden. Ich weiß nicht, ob die Vereinigung beider Pläne möglich oder wünschenswert ist. Ich habe sie, von befreundeter Seite darauf aufmerksam gemacht, deshalb vorgetragen, weil der erste Plan für sich allein bereits seit 21 Jahren, trotz wiederholter Anregung, erfolglos blieb. Vielleicht wird das auch sein weiteres Schicksal bleiben. Es gewährt aber schon eine gewisse Befriedigung, darüber zu phantasieren. Wenn der Plan sich aber verwirklichen sollte, dann wird ganz gewiß der Ruhm Österreichs und das Geheimnis seiner Stärke, seiner Sicherheit kein toter Museumsgegenstand sein, sondern ein lebendiger Segen, der freilich täglicher Erfrischung und Wiedererweckung bedarf durch die Kraft eines heiligen Dienstes, eines göttlichen Opfers, einer immerfortdauernden Selbstaufopferung heldenhafter Männer, die sich, stellvertretend für uns andere in die Welthändel verwickelte Waller, selbstlos hingeben und weihen.*)

*) Vortrag, gehalten am 9. November 1903 in der Sitzung der Kunstsektion der Leogesellschaft.





Allerseelen.

Drei Allerseelenskizzen.

Von Lorenz A. Krapp.

1. Maria.

In meiner Heimat, da duftet jetzt der Totenbaum, die Astern blühen, die Sonnenblumen sterben mit zuckenden Kelchen in goldenem Licht.

In meiner Heimat, da ist es so schön!

O, wie schön ist der Frühling meiner Heimat! Da fliegen die Wildschwäne in blauer Luft, der Flieder blüht, die Rosen zersprengen ihre Kelche taumelnd in tiefer Dämmerung. Über die wehenden Gräser schreiten die Mädchen mit fließendem Haar, zu Paaren gereiht, Blüten im Gelock, mit seligen Liedern.

Oh — und selbst, wenn es Herbst wird — —. . .

Wie ist auch der Herbst meiner Heimat noch schön! Über die Felder gehen die Mäherinnen, sie sammeln das tote Laub. Ihre Rechen und Sicheln blitzen in dämmernder Luft. Sie singen seltsame, schwermütige Lieder.

Wie tönt mir eines dieser Lieder noch immer im Ohr! Denn wie sangst Du es so gern, Maria! Wie fing es dunkel und klagend an:

Nun wird ein Lied gesungen,
Ihr Christen, habet Acht!
Drei Glocken sind zersprungen
In einer tiefen Nacht!

Ich sehe Dich noch vor mir, Maria! . . Die Kleinstadt, wo unsrer Väter Häuser standen, liegt im Maiengold. Abendschein flutet um alle Häuser und Tore. Und vor den Toren und Häusern schreiten wir den Ringelreihen, wir beide, die wir noch lachende Kinder waren in jener toten, goldenen Zeit!

In einer Kleinstadt blühen die Blumen wohl schöner als hier im Gewoge der Menschen. In einer Kleinstadt blühen auch die Mädchenherzen heißer und herber, keuscher und doch sehnsüchtiger.

O, ihr toten, goldenen Stunden, da wir beisammen saßen im Abendschein! Da Du mir die heiße, fiebernde Knabenstirn kühltest mit weicher, schlanker Kinderhand — da meine Bücher dufteten von den Blüten, die Du in sie gelegt, damit ich immer Deiner gedenke — da ich mit freudezitternder Knabenhand Dir meine ersten Lieder schrieb!

O Maria — Maria! Wie liegt das weit!

Unsere Kinderträume sind tot. . . Meine Lieder sind hinausgeflogen in die Welt, sie haben Herzen erobert, früh haben mir Kränze den Scheitel umwunden in lachender Jugendzeit. Frauenhände haben mir oft, oft wieder über das Haupt gestrichen und haben meine Stirne berührt.

Aber was ist alle Glut des Lebens und aller Taumel der Schönheit vor der heiligen Stille unserer Kinderliebe, vor der Einfalt unserer Kinderträume, vor dem heiligen Land der Geheimnisse unserer ersten Jugend! O, wie lag tempelreine Luft um uns, wie war unser Lieben gleich einem Gang durch geweihtes Gelände!

Unsere Kindheit ist tot, Maria! Sie ist gestorben in jener Stunde, da Du Abschied nahmst, da Du nach dem Süden zogst, die kranke Brust im Meer der Südlandssonne zu heilen.

Wie warst Du schmal und blaß geworden gleich einem Marmorbild! Denn die schleichende Krankheit zehrte an Dir, Deine Lunge verblutete in stummen Nächten. Wohl wußte ich, daß Du fort mußtest in ein wärmeres Land, das Bluten der Lunge zu stillen, — aber mir war, als warte der Tod auf Dich fern unter den Granatbüschen des Südens, als lockte er leise: „Komm' — hier ist die Welt so schön, hier ist selig sterben"...

O Maria! Weit — weit gab ich Dir das Geleite an jenem Tag, da Du fortzogst. Herbst war es und die Schwäne zogen gegen Süden und rotes Laub legte sich auf unsern Weg von welkenden Bäumen gleich einem Purpurteppich, auf dem Könige schreiten, und die Rosen neigten ihre müden Kelche und starben.

Die Schwäne sind wiedergekommen, das Laub ist wieder aufgebrochen aus allen Zweigen, blühende Rosen hat man mir wieder um die Stirn gelegt bei festlichen Gelagen. Nur Du kamst nimmer, nur Du starbst. Ein Schwan kam nicht mehr, ein Blatt hat vergessen, wieder hervorzubrechen, eine Rose ist ewig verdorrt in schwüler Dämmerung.

O Frühling, o Sonne — warum betrogt ihr mich?

In meiner Heimat kreischen noch immer die Wildschwäne, wenn es Mai wird — der Flieder blüht — die Rosen zersprengen ihre Kelche taumelnd in tiefer Dämmerung. Und noch immer blühen Kinderherzen in stiller Heiligkeit verschwiegener Liebe und kühle Mädchenhände streichen gütig über fiebernde Knabenstirnen und noch immer spielen sie Bräutigam und kleine Braut in der Kleinstadt, wo meine Heimat ist. Und Mädchen mit fließendem Haar schreiten noch immer ihre Ringelreihen im Abendgold.

Nur ich kniee auf Gräbern... Nur ich kniee auf Deinem Grab — — Maria!

2. Erwin, der Freund.

Ich habe viele Bücher der Weisen durchblättert Jahre um Jahre. Ich bin mit Homer durch die Fluren Trojas gegangen, ich habe mit Platon und dem leuchtenden Alcibiades zu Sokrates' Füßen gekniet, ich bin mit Salomon durch die Gärten des Orients geschritten und das süße Rauschen des hohen Liedes wogt mir immer noch durchs Ohr in einsamen Stunden. Aber wenige Worte sind tiefer in meine Seele gegraben als das kurze Wort: „Einen treuen Freund zu finden ist eines der höchsten Güter."

Herbst ist es — später Herbst. Der Allerseelentag liegt über der Welt. Und der Allerseelenabend kommt und der Regen draußen vorm Fenster flutet und schlägt gegen die Scheiben — eins — zwei — drei — eins — zwei — drei. O Eintönigkeit, o totes Einerlei dieses Abends!

Laßt Euch eine Geschichte erzählen an diesem Allerseelenabend! Sie ist einfach und klein, wie alle Ereignisse in unserm Leben, die uns die tiefsten Schmerzen bringen. Und sie ist sterbenstraurig wie dieser trübe, tote Novembertag, der uns umhüllt.

Wir kannten uns seit erster Kindheit. Erwin war hochgewachsen und blaß, unter der gewölbten Stirn brannten zwei große, dunkle Augen in fremdem, strahlenden Feuer. Nie vergeß' ich den wundersamen Blick, der unter den langen, seidigen Wimpern hervorbrach, ewig fragend, ewig ein Rätsel.

Unserer Väter Häuser lagen einander gegenüber. Wie oft bin ich die alten, dunklen Treppen mit dem verschnörkelten Holzwerk hinaufgestiegen, wie oft habe ich mit Erwin die hochgewölbten Zimmer durchschritten, die das alte, stolze Patrizierhaus in sich barg! Fremde Wappen grüßten meinen scheuen Knabenblick, sich kreuzende Schwerter ragten über den Türwölbungen, dichte Gardinen rannen nieder vom dunkelgetäfelten Holzwerk, das milde Licht der Maiensonne zu süßer Dämmerung dämpfend.

O Kinderzeit — o Knabenträume — o goldener Mai! O Uhr der Stunden, deren Zeiger ewig knarrend rückt, o Woge, die fließt und verfließt! Warum ist kein Finger, der das Räderwerk der Uhr hält, kein Damm, der die Flut der Tage hemme?

Noch denk' ich daran, wie wir beide stets durch die Straßen schritten — ich lachend und glücklich, er immer ernst und dunkel. Noch denk' ich daran, wie sie uns Orest und Pylades hießen, die treuesten der Freunde. Noch denk' ich daran, wie oft in seinen Büchern blühende Nelken lagen, Blüten des Glücks, die verschwiegene Mädchenhände hineingelegt, wie große, sehnsüchtige Mädchenaugen ihm folgten, dem ernsten, stillen Freund mit den feinen Zügen, der stolzen Stirn, der Mädchenherzen verwirrenden Pracht und dunklen Glut in den glänzenden Augen.

In stillen Abendstunden sind wir oft beisammengesessen, über die Bücher gebeugt, gemeinsam in den Werken unserer Dichter lesend. Oder der Regen ist draußen niedergeronnen und die Dämmerung ist wie klagend in allen Winkeln gestanden und wie Raunen fremder Stimmen ist es um uns gewesen. Waren's die Toten, die hier einst gehaust in den alten, stolzen Gemächern? War es ein Klagen und Raunen über die Trauer, die noch über diese Prunkgemächer mit den vergoldeten Festons, dem kostbaren Schnitzwerk, der Lust vergangener Zeiten kommen würde?

O Erwin — die tiefsten aller Rätsel hast Du in meiner Knabenseele aufgewühlt! Der Rätsel größtes aber bist Du selber mir geblieben!

Jener Herbstabend steht noch vor mir, als wäre es heute. Die Dämmerung wogte gleich einem Nebel durch den hohen Raum. Auf dem Tische stand ein Strauß Rosen, die letzten des Jahres; der war voll schwülen Duftes. Und der Schein des Feuers, das im Kamin lohte, lief auf unhörbaren Sohlen hin und her, her und hin, phantastisch und fremd, und die Teemaschine auf der Konsole surrte und sang ihre eintönige Weise. Da lehntest Du Dich an mich und der rätselvolle Glanz Deiner Augen traf sinnverwirrend meinen Blick und Deine weiche, tiefe Stimme sagte müde:

„O Alex, was ist das Leben? Ein Gang durch die tiefe Nacht, ein ewiges Sichstoßen, eine Trauer ohne Ende. O Alex, selig sind die Toten."

Ich fuhr auf und umschlang seine Stirn Und da war ein Fiebern und Hämmern, ein Pochen und Schlagen in der Schläfe und die weiße, stolze Stirn schien wie brennendes Feuer...

„Erwin, Du bist krank", sagte ich in tötlichem Schrecken. „Erwin, geh' schlafen!"

Er lächelte seltsam. Seine heiße, schmale Hand suchte nach der meinen.

„Geh' schlafen", wiederholte er mit starker Betonung, jäh hervorbrechendes Leuchten im tiefen Auge. „Ja, ich will schlafen... Lebwohl, Alex! Lebwohl!"

Er stand auf. Durch seinen schlanken Leib lief ein leises Zittern. Ich stand schon auf der Schwelle, da sagte er nochmal leise:

„Nimm eine Rose mit, Alex! Es sind die letzten des Herbstes. Bei mir werden sie zu bald welken. Denn bei Dir ist mehr Sonne."

Ich gehorchte schweigend. Und dann nahm er nochmal meine Hand und in jäh hervorbrechendem Weinen lehnte er sich an mich...

Ich habe schwüle Träume gehabt in der Nacht, die diesem Abend folgte. Ich träumte von einem Stern, der rasend aus dem Himmelsgewölbe brach und zischend in Nacht versauste.. Mir war, als hörte ich eine Stimme rufen weit, weit her über gurgelnde Wasser, wie die eines Ertrinkenden und als wäre diese Stimme die weiche, tiefe Stimme Erwins. Schatten irrten um mich, dann ward es auf einmal ganz tiefe Nacht. Und jetzt — was brach da jählings für ein Licht durch die Nacht, daß ich erschrocken die Augen öffnete — —?

Mein Vater stand vor mir. Er hatte bis in der Mitternachtstunde am Schreibtisch gearbeitet, er war noch völlig angekleidet.

„Steh' auf, Alex", sagte er und seine Stimme zitterte. „Man hat von Erwins Hause nach Dir geschickt."

Ich fragte nicht, ich ahnte alles. Dumpfer Schmerz lag mir im Hirn. Mir war, als pochte mein Herz laut und wild gleich Hammerschlägen.

Dann stand ich vor seinem Lager. Ich war zu spät gekommen. Stumm, in toter Starrheit standen seine Eltern um ihn. Aus einer schmalen Wunde der Schläfe sickerte sein Blut, leise, leise, unaufhörlich. Sonst zeigte keine Spur des stolzen, strahlenden Gesichts den Tod .. den Tod ..

O Erwin, Erwin!

Auf meiner Brust trage ich noch Deine tote, zerknitterte Rose. Aber roter, brennender als die Rose ist die Wunde in meiner Brust, die Du mir geschlagen.

O Leben — o Tod! O unergründliche Rätsel! O größtes aller Rätsel, wildes, glühendes Menschenherz!

3. Über mein Grab. —

Über mein Grab sollen Gräser einst wehen, entblätternde Rosen sich neigen und sterben.

Über meinem Grab sollen Lilien einst duften und weißer Totenhollunder, die Blüte geweihter Erinnerung.

Ade dann, Frau Welt! Ade, o Sonne! Ade, o Rosen!

Ade, o Frauen, mit denen ich Kelche emporhob in goldenen Sälen, dem Leben hohe Lieder singend. Ade, ihr kühlen, schlanken Frauenhände, die über meine wilde Stirne strichen in sanfter Güte! Wahrlich! Allzuviel fast an Liebe habe ich gewonnen in schimmernder Jugendzeit!

Ade dann, ihr Freunde! Ade, ihr Freunde aus lachender Knabenzeit, deren Spuren mir verwehten, die nur noch in stummen Nächten fern, gleich dunklen Schatten, an meiner Seele vorübergleiten! Ade, ihr Freunde, die meine Wege kreuzten in späterer Zeit, mit denen ich aus blitzend geschliffenen Römern trank zu frohem Burschentum! Ade auch Du, treuester aller, die ich traf, dessen dunkles Knabenauge schon auf mir ruhte, der treu blieb in allen Stürmen des Lebens, dessen starke Männerhand sich in meine noch stets legte in trüben Stunden!

Frau Welt, Frau Welt! O — alle hast Du noch betrogen, die Dich liebten
Frau Welt, Frau Welt! O — auch mich hast Du betrübt bis in den Tod!

Still wird mein Grab sein, nur eine Amsel wird in den Zweigen des Totenhollunders singen, der mein Totenkreuz überschattet. Und in goldenen, rauschenden Sommernächten werden die Sterne kommen und mir Totenwacht halten, wie sie allen Totenwacht halten, die im Frieden sterben.

Einst aber — Jahre werden verrinnen bis zu der Stunde — da kommt ein Kind vielleicht an mein Grab. Lächelnd wird es meinen Namen lesen in goldener Inschrift auf weißem Stein. Und es wird sagen: „Du also bist es, der so selige Lieder sang, — Du also bist es, der so keusch von Frauen und Mädchen sprach, — Du bist es, der keine Seele entweihte mit seinem Lied.“ Und es wird die wehenden Gräser zurückbiegen über meinem Grab und meinen Grabstein umschlingen und einen heißen, scheuen Kuß auf den Namen pressen, den mein Totendenkmal trägt.

Und die Lilien werden weiter duften auf meinem Hügel und die Blüten des Totenhollunders werden niederrieseln, und weiter und weiter wird die Sommernacht blühen.

Ich aber werde selig sein von dieser Stunde an in meinem Grabe.

Denn mein Sehnen ist dann gestillt. Reiner, glücklicher seid Ihr geworden, Ihr Lebenden, durch meine Lieder! Keine Lilie hab' ich zertreten, keine Rose gebrochen, kein Herz verwundet in jungem Taumel des Lebens. Sondern große, ewige Sterne wandeln über mir und halten mir Totenwacht, wie sie Allen Totenwacht halten, die im Frieden sterben — —.



Allerseelen.

Von **Käthe Bartwig.**

Die alte Kathrein war seit zehn Jahren Witwe. Sie lebte seit dem Tode ihres Mannes ein trauriges kümmerliches Leben. Sie nährte sich mühselig von Näharbeiten, bei denen sie schon beinahe das bischen Licht ihrer alten, fast erloschenen Augen aufgebraucht hatte und die wenigen Kreuzer, die sie für die armseligen Sticheleien erhielt, reichten zu kaum mehr hin, als zu Brod, Erdäpfel und Mehlsuppe. Ein Tag ging hin, wie der andere. Wenn Kathrein ihr winziges Stübchen zurechtgemacht hatte, dann setzte sie sich auf das niedere Fensterchen, zog die Brille mit den verbogenen Drähten hinter die Ohren und nahm die Tücher zur Hand, aus denen sie mit emsigem Fleiß Fertiges schuf. Und wenn die Dämmerung ihr die Nadel aus der Hand nahm, dann griff sie nach ihrer Bibel. Dazu brauchte sie weder Licht noch Brille. Hier wußte sie auch im Dunkeln Bescheid und leise murmelnd saß sie, bis Kälte oder Müdigkeit sie auf ihr ärmliches Lager trieben.

Früher waren die Tage freilich anders verstrichen, als ihr Franz noch lebte. Und vor ihren Blicken stiegen helle, frohe Bilder auf, die so weit hinter ihr lagen, aber doch ihr Licht bis in diese späten Tage des Elends und der Einsamkeit warfen. Sie sah sich wieder als dralles, rotwangiges Bauernmädchen, wie sie Mistgabel und Melkkübel in den Händen schwang, den Tieren das Futter holte und schwere Ladungen Holz aus dem Walde schleppte, die ihren jungen Schultern kaum eine Last schienen. Dann kam sie in die Stadt in den Dienst. Anfangs drückten sie die hohen

Mauern und die schönen Zimmer dünkten ihr Gefängnisse, ihr, die in Wald und Feld zu Hause war. Aber ihre Sehnsucht nach der Heimat schwand, als sie zum ersten Mal in die Augen ihres Franz geblickt hatte. Er war ein fleißiger, braver Bursche, der sein Handwerk verstand und da er nicht mehr so jung war und die Militärzeit schon hinter sich hatte, gabs bald Hochzeit. Der Taufschmaus wollte sich zwar nicht ergeben, was Kathreinchen gar bitterlich bekümmerte. Aber schließlich gab sie sich zufrieden und lebte mit ihrem Franz ein stilles, behagliches Leben, das durch manche Freude und Lustbarkeit freundlich unterbrochen wurde.

Das war, solange ihr Franz noch nicht hustete. Als aber das tückische Stadtübel die Brust des fleißigen Handwerkers ergriff, da erblaßten auch nach und nach Kathreins frische Wangen und Trauer kehrte ein in das sonst so frohe Häuschen. Sie meinte, das Herz müßte ihr zerspringen vor Gram und Leid, wenn sie in das abgezehrte Gesicht des einst so starken Mannes blickte. Sie pflegte ihn mit Sorgfalt und Liebe und suchte ihm sein langes Sterben so viel wie möglich zu erleichtern. Sie verbarg ihre Tränen vor seinen Blicken und was seine Krankheit verschlang, sie kargte es von ihrer eigenen Nahrung. Trotzdem mußte gar manches geliebte Möbel und Kleidungsstück ins Leihhaus. Ach, hätte sie ihrem Franz nur damit das Leben erkaufen können! Dieses Leben dauerte Jahre. Dann starb er. Kathrein blieb allein zurück in ihrer kleinen Wohnung, die soviel Freude und Leid mitangesehen hatte. Und nun fühlte sie es doppelt — sie hatte kein Kind, keinen Trost in ihrer Einsamkeit. Aber vielleicht war es besser so. Denn wie hätte sie mit ihren jetzt so kärglichen Mitteln ein Kind ernähren sollen?

Nachdem sie sich einigermaßen von ihrem Schmerz erholt hatte, nahm sie ihre wenigen Sachen, mietete das kleine Kämmerchen und lebte mit ihren paar Kreuzern täglich ein stilles, wehmütiges Leben der Erinnerung. Zu Allerseelen nahm sie den letzten Notpfennig aus der guten, alten Zeit und kaufte einen Kranz für das Grab ihres Franz, der aus weißen und schwarzen, glänzenden Perlen allerhand Figuren und fromme Worte bildete, die zur Verschönerung und Sicherung von einem runden Glas überdacht und geschützt waren. Er blitzte und glitzerte in der Sonne, wie wenn er sein Licht bis tief hinein in die dunkle Gruft senden wollte, für die er bestimmt war. Dann ging sie hinaus auf den Friedhof, legte still den Kranz auf das Grab und brachte betend und weinend den Tag dort zu. So machte sie es in jedem Jahre und wenn sie des Abends müde und erschöpft heimkehrte, war ihr erstes, daß sie den Kranz an seinen sicheren Platz brachte, war es doch das einzige in diesem Leben, woran ihr toter Genosse noch gemeinsam mit ihr einen Anteil hatte.

Zehn Jahre hatte sie alljährlich den Weg hinaus auf den Friedhof gemacht und war alt und siech dabei geworden. Vielleicht war dies wohl der Grund, warum es ihr diesmal gar so schwer fiel, sich zu dem traurigen Gang zurechtzumachen. Ach ja, sie wurde alt und wenn es Gott wohlgefiel, dann wollte sie gerne auch schon da draußen liegen bei ihm, der ihre Jugend mit sich fortgenommen hatte. Sie erhob sich schwerfällig von ihrem Lager und zog ihre Lederschuhe an. Sie band die am Abend vorher schon zurechtgelegten Röcke fest, die steif wie Reiserbesen von ihr abstanden. Nun holte sie aus der alten Kommode das lavendelduftende Kopftuch heraus und schlang es um ihr welkes Gesicht. Dann nahm sie ihren Schatz, den Kranz aus dem weichen Wolltuch und legte ihn behutsam nieder. Nun räumte sie eilig ihre Werktagskleider fort, nahm den Kranz auf und schritt zum Hause hinaus.

Es war noch dunkel, aber schon kam der Morgen des 1. November klar, doch kalt und frostig im Osten heraufgezogen. Schritt für Schritt trippelte Kathrein ihren Weg, unruhig und fast zärtlich den Kranz an sich pressend. Sie hatte dereinst um ihren Myrtenkranz wohl nicht mehr Sorgfalt gehabt. Ein weiter Weg lag vor ihr und dennoch wollte sie als eine der ersten dort sein, um recht ungestört mit Gott und ihrem Franz allein sein zu können. Hatte sie doch ein ganzes langes Jahr darauf gewartet. Trotz der frühen Stunde war die Straße schon recht belebt. Es gab ja so viele Witwen und Waisen, die ihre übervollen Herzen zu den Gräbern hinzogen. Auch die Geschäftsleute gingen ihren Beschäftigungen nach und Kinder trieben auf der Straße ihr fröhliches Spiel. Einige Knaben besonders tollten die Straße auf und ab, einander haschend und jagend mit lautem Geschrei. Sie waren jetzt in die Nähe Kathreins gekommen, die ängstlich ihren Kranz an sich drückend an ihnen vorüber zu gelangen suchte. Im selben Moment flog einer der Knaben, von einem mutwilligen Stoß eines anderen geschleudert mit Heftigkeit gegen Kathrein und ihren gläsernen Kranz. Sie taumelte, während der Kranz in weitem Bogen ihren alten, zittrigen Händen entflog und klirrend zu Boden fiel. Die Knaben flohen. Kathrein war wie erstarrt. Lange, lange stand sie vor den Scherben, nicht auf die mitleidigen oder spöttischen Bemerkungen der Vorübergehenden achtend. Dann schlug sie den Heimweg ein. Nein, mit leeren Händen wollte sie zu ihrem Franz nicht kommen.

Zuhause schlüpfte sie wieder in ihre alten Bastschuhe hinein, zog die zerschlissenen Kleider wieder an und band ihre Arbeitschürze vor. Dann nahm sie ihr Feiertagskopftuch zur Hand, in das sie am Wege die Glassplitter und die zerbrochenen Perlen des Allerseelenkranzes hineingeklaubt hatte. Sie setzte sich auf ihr Stühlchen zum Fenster, nahm das Tuch mit seinem teuren Inhalt auf ihre Knie, faltete ihre Hände darüber und weinte, weinte wie sie seit dem Tode ihres Mannes nicht mehr geweint hatte.



Die Weltgeschichte.

Von P. R. v. Smetana.

Es rauschen Ströme, die sich nirgends münden,
Und ruhlos schwirrt ein Webstuhl auf und nieder,
Die Zeit stürmt hin mit sausendem Gefieder:
Woher? Wohin? Wer wird es mir verkünden?

Hier seh' ich Nacht, dort sich ein Licht entzünden,
Hier welkt ein Stamm, dort sprossen neue Glieder,
Das Neue stirbt, das Alte kehrt uns wieder:
Des Rätsels Sinn, wer wird ihn wohl ergründen? —

Es klingt ein Wort vom Anfang hin zum Ende,
Das Wort, aus dem die Ströme sich ergießen;
Es glänzt, ein Eckstein, an der Zeiten Wende,

Den Morgenlicht und Abendrot umfließen:
Und nimmer fällt vom Auge Dir die Blende,
Kann Dir sein Glanz das Rätsel nicht erschließen.





Ein katholischer Kommentar zu allen Büchern der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes. Es dürfte den Lesern der „Kultur" nicht unbekannt sein, daß gegen Ende des letzten Jahrhunderts der Wiener Universitätsprofessor Dr. Bernhard Schäfer, unter der Obhut der Leo-Gesellschaft und unter besonderer Mitwirkung der Herren Professoren Dr. M. Flunk-Innsbruck, Dr. W. A. Neumann-Wien, Dr. F. J. Selbst-Mainz, Dr. P. Vetter-Tübingen und Hofrat und Prälat Dr. H. Zschokke-Wien, die Herausgabe eines Kommentars zu den heiligen Schriften des Alten Testamentes in Angriff genommen hat. Es soll damit einem längst gefühlten dringenden Bedürfnis abgeholfen werden. Während die Protestanten sechs komplette Bibelwerke in deutscher Sprache aus neuerer Zeit aufweisen können, besitzen wir Katholiken nicht ein einziges. Das ganze Werk soll zwölf mäßige Bände umfassen, so daß die Anschaffung desselben auch weniger bemittelten Priestern und katholischen Laien ermöglicht wird. Katholische Gelehrte in Österreich und Deutschland aus den verschiedensten Stellungen, Ordens- wie Säkular-Priester haben sich zu diesem schönen Werke zusammengefunden und sich zur Mitarbeit verpflichtet. Schon im Jahre 1901 ist die erste Lieferung erschienen, die von dem Lyzealprofessor und Domkapitular Dr. P. Schmalzl in Eichstätt bearbeitet wurde und einen Kommentar zum Propheten Ezechiel enthält. Eine weitere Lieferung verdanken wir der Feder des Lyzealprofessors Dr. M. Seisenberger in Freising, der die Bücher Esdras, Nehemias und Esther bearbeitete. Das Jahr 1902 brachte uns einen Kommentar zu dem schwierigen Buch des Propheten Daniel von Stadtpfarrer Dr. P. Rießler in Blaubeuren (Württemberg). Im laufenden Jahre 1903 erschien die Erklärung des Propheten Jeremias, der Klagelieder und des Buches Baruch von Universitätsprofessor Dr. L. Schneedorfer in Prag. Sämtliche bis jetzt erschienenen Bände sind von der Kritik günstig beurteilt worden. Unter der Presse befinden sich und erscheinen in Bälde die Bücher Samuels, der Könige und der Chronik von Professor Dr. Nivard Schlögl. Alle übrigen Bücher stehen in Arbeit und werden in kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Als die Vollendung des alttestamentlichen Kommentars gesichert war, entschloß sich die Leo-Gesellschaft, nun auch einen Kommentar zu sämtlichen neutestamentlichen Büchern in Angriff zu nehmen, damit die Katholiken deutscher Zunge eine auf der Höhe der heutigen wissenschaftlichen Forschung stehende Erklärung der gesamten heiligen Schrift besitzen. Auch dieser Gedanke fiel auf einen sehr empfänglichen Boden. Für das Neue Testament sind sieben mäßige Bände in Aussicht genommen. Kompetente Fachgenossen in verschiedenen Berufsstellungen haben sich zu dem schönen und erhabenen Ziele vereinigt. Sämtliche neutestamentliche Bücher sind jetzt auch in Bearbeitung genommen. Dem Professor Dr. B. Schäfer steht als Herausgeber hilfreich zur Seite Dr. Erasmus Nagl, Theologie-Professor im

Zisterzienserstift Heiligenkreuz. Besondere Mitwirkung haben noch versprochen die Professoren Dr. F. Gutjahr-Graz, Dr. V. Weber-Würzburg, Dr. A. Bludau-Münster i. W. Wie für das Alte Testament, so ist auch für die Bearbeitung des Neuen Testamentes ein Regulativ ausgearbeitet worden, das allen Mitarbeitern zur Richtschnur dienen soll, damit die einzelnen Bücher möglichst gleichmäßig behandelt werden. Es kann auch schon mitgeteilt werden, daß die erste Lieferung des neutestamentlichen Werkes, der Kommentar zur Apostelgeschichte von Professor Dr. Belser in Tübingen, im Dezember l. J. zum Druck gelangt.

Der Kommentar will keine Konkurrenzarbeit zu den verschiedenen Arbeiten über das Neue Testament sein, sondern bloß dem Bedürfnis weiter Laien- und Geistlichen-Kreise, Theologie-Studierender und Seelsorgskleriker entgegenkommen; denn das Interesse an Bibelfragen dringt in immer weitere Kreise und der Seelsorger kann, wenn anders er den in der heiligen Schrift niedergelegten göttlichen Schatz nützen und verwenden will, eines zuverlässigen, raschen Führers nicht entraten. Die Ausstattung des Werkes darf geradezu vornehm genannt werden.

* * *

Die Carnegie-Werke. Große Vermögensansammlungen in der Hand eines Einzelnen lassen uns vor allem an die Glückszufälle denken, die zum Reichtum führen. Ungeheure Vorteile sehen wir Einzelnen durch Geburt und Vererbung zugewendet, und ohne eigenes Schaffen gelangen sie zu Besitz und Macht, die ihnen alle Vorteile und Genüsse für unabsehbare Zeiten zu sichern scheinen. Andere haben sich in rücksichtsloser Ausbeutung von sich ihnen bietenden Vorteilen sowie der ihnen dienstbaren wirtschaftlich Schwächeren, vielleicht auch als waghalsige Spekulanten in den Besitz jener Güter gesetzt, die wir dem Sprachgebrauche gemäß als solche des Glückes bezeichnen. Über diesen zunächst liegenden Erwägungen vergessen wir aber oft des Anteiles, den die zielbewußte Arbeit, das richtige Erfassen aller Umstände, welche die ganz eigenen ehrlichen und soliden Arbeitsresultate auf das Beste verwerten läßt, an der Kapitalsbildung sowie der Schaffung der großen und größten Einzelvermögen haben. Zur Gattung der self-made-men unter den Reichen unserer Tage finden wir diejenigen, die zu den Erfolgen kamen, die ihnen die Millionen brachten und den Millionen den Schaden, in den Vereinigten Staaten in Einzelnen ihrer Milliardäre die bekanntesten Beispiele. Die Verwünschungen, die vielen dieser Großspekulanten nachgerufen wurden, sind nicht im Tageslärm untergegangen, sondern tauchen immer in unserer Erinnerung auf, wenn wir der sozialen Zustände des großen Staatswesens jenseits des Ozeans gedenken. Daß aber in der Üppigkeit und der Unerschöpflichkeit der Güter, die der Boden der neuen Welt dem Arbeitsfleiße der Menschen bietet, neben mancher rücksichtslosen Ausbeutung auch auf die ehrlichste Weise, ohne daß nur im Geringsten die erlaubte Bahn des gewerblichen Wettbewerbes verlassen würde, die bedeutendsten Erfolge erreicht werden können, hierfür konnten wir in jüngster Zeit ein Beispiel erleben.

Ein New-Yorker Syndikat hat nämlich den ganzen Besitz der Carnegie-Stahl-Gesellschaft vor Kurzem käuflich um den ungefähren Preis von 300 Millionen Dollars an sich gebracht. Das Unternehmen, für das der höchste Betrag bezahlt wurde, den man je für ein einzelnes Geschäft entrichtete, wurde vor ungefähr 40 Jahren von Andrew Carnegie und Harry Phipps auf kleinem Fuße eingerichtet. Zuerst erzeugten sie Eisen- und Stahlschienen und nach und nach, unter sukzessiver Vergrößerung ihrer Etablissements, alle größeren Artikel aus diesem Materiale, bis die gesamte Stahl-

produktion eines Jahres auf rund 3 Millionen Tonnen stieg. Bei einer so ungeheuren Produktion muß natürlich schon der kleinste Gewinn zur bedeutenden Summe anschwellen. Kommt dazu noch eine Preissteigerung des Produktes am Weltmarkte überhaupt, dann wird uns die rasche Anhäufung der Millionen erst recht begreiflich. Carnegie, der höchstbeteiligte Partner, dem ungefähr 60% alles Besitzes zu eigen waren, erhielt nun für seinen Anteil zirka 480 Millionen Gulden. Die „Times", welche diesem Ereignisse eine eingehende Besprechung widmen, bemerken hierzu, daß „vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte der Menschen zu finden sein wird, wo ein Mensch ohne jegliche Unterstützung und selbst ohne den Vorteil einer gewöhnlichen Schulbildung, innerhalb 40 Jahren im herkömmlichen Fabriksgeschäft ohne Beihilfe der Spekulation ein solches Vermögen anhäufen konnte". Die Astors, Vanderbilts, Rockefellers, Jay-Goulds haben ergiebige Monopole ausgebeutet oder dem waghalsigen Spiel an der Börse gefrönt. Carnegie spielte nicht, war durch kein Monopol begünstigt, ja er legte nicht einmal einen Teil seines Geldes in irgend einem anderen Unternehmen an als seinem eigenen, kurz, er blieb stets dem Grundsatze der unentwegtesten Solidität treu. Daß ihm zum Beginne seines Unternehmens die Schutzzölle sehr gelegen kamen, ist richtig, wenn auch später die großartige Leistung der Werke selbst solcher — besonders in den letzten Jahren — nicht bedurfte. Das größte Verdienst muß vielmehr dem administrativen Talente des Gründers Carnegie beigemessen werden, der einerseits seine blühende Industrie dahin brachte, daß sie hinsichtlich des Bezuges der Rohprodukte und Hilfsstoffe ganz auf ihre eigenen Quellen angewiesen blieb, und andererseits das geistige Können seiner Bediensteten nicht nur zu finden, sondern auch entsprechend seinem hohen eigenen Gewinne zu entlohnen verstand. Der gesamte technische und finanzielle Erfolg der Carnegie-Werke wird erst damit am besten charakterisiert, wenn wir erwähnen, daß dieselben als die gefährlichsten Konkurrenten beim Wettbewerbe um die jüngsten Aufträge für die Bahnen Japans, Chinas, Ägyptens, Kanadas und Südamerikas auftraten, wobei sie in einzelnen Fällen selbst gegenüber der Industrie Großbritanniens und Deutschlands siegreich blieben.

Nicht die weitere Frage, wie dieser Großmillionär seinen ungeheueren Reichtum verwenden wird, — obwohl nach den Akten der Wohltätigkeit, die er bereits geübt, das Beste anzunehmen ist, — kann uns an dieser Stelle beschäftigen. Uns war es vielmehr nur darum zu tun, den Fall der großen und größten Kapitalsbildung lediglich auf Basis gesunder Arbeit und kluger geschäftsmännischer Leitung an sich hervorzuheben. Dies besonders aber darum, weil dieser oder ähnliche Fälle, die es zu allen Zeiten und gewiß nicht in kleiner Zahl, wenn auch mit weit geringeren Erfolgen gegeben hat, von jenen Kreisen außer Betracht gelassen werden, die sich die unterschiedslose Bekämpfung jedes Besitzenden zur Aufgabe gemacht haben. G.

* * *

Die Bekämpfung der Bakteriengifte. Die parasitisch im Körper des Menschen und der Tiere lebenden Mikroorganismen wirken weniger unmittelbar als mittelbar dadurch schädlich auf den Organismus ein, daß sie Gifte erzeugen, welche in das Blut gelangen und Krankheiten, oft den Tod veranlassen. Solchen schädlichen Einflüssen gegenüber schützt sich die Natur auf doppelte Weise: einmal, indem sie, sobald das Bakteriengift auf den Körper einwirkt, ein Gegengift erzeugt,

welches sich mit dem von den Bakterien erzeugten Gifte zu einem harmlosen Körper verbindet und so dasselbe unschädlich macht, — und zweitens indem sie den Kampf mit den eingedrungenen Bakterien selbst durch die weißen Blutkörperchen, welche sie auffressen, und durch Bakteriengifte, welche sie schwächen oder gar töten, aufnimmt. Dieses Bakteriengift kann vielleicht dasselbe wie jenes Gegengift sein, jedenfalls wird es in gleicher Weise erzeugt, wenn es gebraucht wird. Die Menge des schützenden Stoffes, die erforderlich ist, steht natürlich im Verhältnis zur Menge der Bakterien und des von ihnen erzeugten Giftes. Spritzt man einem passenden Tiere, einem Pferd etwa, eine geringe Menge des aus dem Nährboden eines künstlich, in einer Reinkultur erzeugten Diphtheritisgiftes ein, so erkrankt das Pferd an Diphtheritis und es werden in dem Körper desselben die erforderlichen Mengen von Gegen- und Bakteriengift erzeugt. Diese vernichten das Diphtheritisgift und werden dann weiter in solchem Maße erzeugt, daß ihre Menge in dem nun wieder gesund gewordenen Pferde dieselbe bleibt. Spritzt man dann nochmals dieselbe Menge von Diphtheritisgift ein, so wird dasselbe von dem schon vorhandenen Gegengift sofort zerstört und es tritt keine Erkrankung ein; spritzt man einem solchem Pferde aber eine größere Menge dieses Diphtheritisgiftes ein, eine Menge, die ein anderes Pferd töten würde, so wird ein Teil des eingespritzten Giftes sofort vernichtet, während der Rest das Pferd wieder an Diphtheritis erkranken macht, aber nach einiger Zeit durch neugebildetes Gegengift ebenfalls unschädlich gemacht wird, worauf das Pferd wieder gesund wird, und nun die Fähigkeit erlangt hat, eine noch größere Menge von Gegengift in seinem Körper bereit zu halten. So kann man durch wiederholte Einspritzung immer größerer Diphtheritisgiftmengen das Blut des Pferdes sehr reich an dem spezifischen Gegengifte machen. Bei diesem Naturheilverfahren kommt es darauf an, daß eine hinreichende Menge von Gegengift und Bakteriengift schnell genug von dem Organismus bereit gestellt wird. Geschieht das, so wird der Patient gesund; geschieht das nicht, ist die Erzeugung jener Schutzmittel eine zu langsame, so stirbt er. Spritzt man einem Diphtheritiskranken das an Diphtheritisgegengift und Diphtheritisbakteriengift reiche Blutserum eines in der oben angeführten Weise behandelten Pferdes ein, so wird die Menge dieser Schutzstoffe im Blute des Patienten erhöht und seine Natur in ihrem Kampfe gegen jene Schädlichkeiten kräftig unterstützt.

Hierauf beruht die Serumtherapie. Dieselbe ließ sich bisher nur bei solchen Krankheiten mit wirklichem Erfolge anwenden, welche durch Bakterien erzeugt werden, die, wie die Diphtheritis- und Starrkrampfsbazillen, das Gift in dem außerhalb ihres Körpers befindlichen Nährboden erzeugen, aus welchem es dann gewonnen und dem Versuchstiere (Pferd 2c.) eingespritzt wird. Bei anderen krankheitserregenden Mikroorganismen, wie den Pest- und Typhusfieberbakterien, sitzt aber das Gift in dem Körper, während der Nährboden, auf dem sie kultiviert werden, völlig giftfrei ist. Um Gegengiftserum zu gewinnen, welches gegen diese wirksam ist, müssen daher die — vorher natürlich getöteten — Bakterien selbst, nicht die im Nährboden enthaltenen Stoffe dem Versuchstiere eingespritzt werden. Um die hiermit verbundenen technischen Schwierigkeiten zu überwinden, hat Macfadyon folgende Methode angewendet. Er stellt eine Reinkultur des betreffenden Mikroorganismus — vornehmlich beschäftigte er sich mit den Bakterien des typhösen Fiebers — her, befreit die Bakterien vom Nährboden, wäscht und trocknet sie und bringt sie dann in flüssige Luft. Hier werden sie auf etwa 180° abgekühlt und dabei so spröde, daß

sie leicht fein zerrieben werden können. Die flüssige Luft verdunstet, die Bakterienbruchstücke tauen auf und bilden eine Flüssigkeit, die, durch Zentrifugieren von den Zellwandfetzen befreit, einen Bakteriensaft darstellt, der das spezifische Bakteriengift in unveränderter Form und bedeutender Menge enthält. Dieses wird dann, gerade so wie das aus dem Nährboden der Diphteritisbakterien gewonnene, den Versuchstieren eingespritzt, wo dann die Bakterien und Gegengifte in der oben geschilderten Art und Weise in größerer Menge gebildet werden.

* * *

Eine kluge Raupe. In Nordwest-Borneo ist kürzlich eine grüne Spannerraupe beobachtet worden, welche auf Blütenrispen lebt. Um sich den Blicken der auf sie Jagd machenden Feinde zu entziehen, beißt sie einzelne Knospen von der Blütenrispe ab und bindet dieselben mit den Seidenfäden, die sie spinnt, derart in Reihen zusammen und an ihren Rücken an, daß sie selber wie ein Zweig der Rispe, auf der sie sitzt, aussieht.

* * *

Ceylon-Perlen. Die biologischen Verhältnisse der berühmten ceylonesischen Perlenmuschelbänke im Golfe von Manar und die Art der Bildung der Perlen dort sind jetzt von Herdman und Hornell untersucht worden. Diese Untersuchungen haben ergeben, daß die Ceylon-Perlen ebenso wie andere ihre Entstehung dem Reize verdanken, den ein parasitischer Wurm auf die Gewebe des Muscheltieres ausübt. Die meisten Perlen in der ceylonesischen Muscheln sollen infolge des Eindringens eines bandwurmartigen Schmarotzers, dessen andere Entwicklungszustände in Fischen leben, gebildet werden.

* * *

Malaria. Durch Verschütten von Sümpfen und Tümpeln und durch systematisches Eingießen von Petroleum in die Senkgruben haben die Beamten der Suezkanalgesellschaft in Ismailia, die Zahl der, den Malaria erzeugenden Parasiten durch ihren Stich übertragenden Mücken so herabzusetzen vermocht, daß man jetzt dort ohne Moskitonetze schlafen kann. Es ist durch diese Maßregeln eine bedeutende Abnahme der Malariafälle in Ismailia herbeigeführt worden.



Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.
Redakteur: Dr. Franz Schnürer.



